Library of Princeton
JUL 19 1887
Theological Seminary

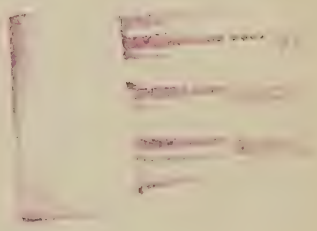
Division P27
Section S82
No.

# GESAMMELTE

# KLEINE SCHRIFTEN

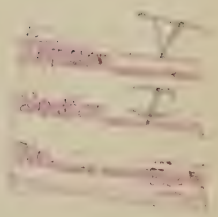
VON

H. STEINTHAL.



## I.

Sprachwissenschaftliche
Abhandlungen und Recensionen.



BERLIN
FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG
HARRWITZ UND GOSSMANN
1880.

PROPERTY OF
PRINCETON
REC. APR 1881
THEOLOGICAL
SEMINARY

# Vorrede.

Der vorliegende erste Band meiner gesammelten kleinen Schriften enthält nur die sprachwissenschaftlichen Arbeiten der früheren Jahrzehnte. Die Artikel, welche zur Mythologie, zur Litteratur-Geschichte und zur allgemeinen Philosophie gehören, sollen in einem zweiten Bande folgen. Einen Aufsatz über die ab- und aufsteigende Sprach-Entwicklung, mit specieller Rücksicht auf das Mandschurische soll in der neuen Auflage der Charakteristiken wiedergegeben werden; meine Erstlings-Arbeit aber „*De pronomine relativo*“ mag lieber besonders in deutscher Bearbeitung erneuert werden. Doch mochte ich nicht alles, was aus meiner Feder für die Zeitschr. f. Völkerpsych. u. Sprachw. geflossen ist, hier wieder abdrucken, weder alle Aufsätze, noch auch die aufgenommenen unverkürzt. Alles was zu polemisch erscheinen konnte, ist weggelassen. Das aufgenommene aber ist unverändert geblieben; nur hin und wieder habe ich stylistisch geändert, wenn ich glaubte, dass die Deutlichkeit es erwünscht mache, und dass sie leicht zu erreichen sei. Zusätze, wenn sie nicht ausdrücklich als solche bezeichnet sind, finden sich in eckigen Klammern und enthalten meist Verweisungen. Die Anordnung ist in der Hauptsache chronologisch, jedoch mit Rücksicht auf den Inhalt.

Steinthal.

PROPERTY OF
PRINCETON
REC. APR 1881
THEOLOGICAL
SEMINARY.

# Inhalts-Verzeichnis.


| | Seite |
|---|---|
| Heyse's Lehrbuch der deutschen Sprache (Hallische Allgemeine Litteratur-Zeitung 1849, Nr. 256 f., S. 889—912) . . . . | 1— 21 |
| Ueber die Sprache der Taubstummen (Deutsches Museum von Prutz und Wolfsohn 1851, S. 904—925) . . . . . | 21— 45 |
| Zur Sprachphilosophie (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik von Ulrici 32. Bd., S. 68—95, 194—224) . . . . | 45— 97 |
| Von der Liebe zur Muttersprache (Berthold Auerbach's Kalender 1867, S. 29—38) . . . . . | 97—107 |
| Assimilation und Attraction (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft I, S. 93—179) . . . . . | 107—190 |
| Ueber den Idealismus in der Sprachwissenschaft | |
| (das. I, S. 294—328) . . . . . | 190—223 |
| ( „ III, S. 230—245) . . . . . | 223—238 |
| Ueber den Wandel der Laute und des Begriffs (das. I, S. 416—432) . . . . . | 238—253 |
| Ueber die Wurzeln der Sprache (das. II, S. 453—472) . . . . | 253—271 |
| Wurzel-Wörterbuch (das. V, S. 361—363) . . . . . | 271—274 |
| Object der Sprache (das. II, S. 228—232) . . . . . | 274—277 |
| Grundzüge der griechischen Etymologie (das. III, S. 249—255) . | 277—283 |
| Ueber die altnordische Philologie im skandinavischen Norden (das. III, S. 370—373) . . . . . | 283—286 |
| Grammatik und Logik (das. III, S. 505 f.) . . . . . | 286—288 |
| Zum Ursprung der Sprache (das. V, S. 73—82) . . . . . | 288—296 |
| Ursprung des Indogermanischen | |
| Curtius (das. V, S. 340—358) . . . . . | 296—314 |
| Scherer (das. V, S. 464—490) . . . . . | 314—338 |
| Zur Physiologie der Sprachlaute (das. V, S. 82—95) . . . . . | 338—350 |
| Lautsymbolik (das. V, S. 367 f.) . . . . . | 350—351 |
| Doppelung (das. III, S. 245—248) . . . . . | 351—354 |

Die Lehre von den Redeteilen nach den Alten
(das. II, S. 509) . . . . . 355—357
(Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien 1863, S. 274—291) . . 357—382
Das Geschlecht
Pott (Kuhn's Beiträge I, S. 292—307) . . . . . 382—395
Oswald (Zeitschr. f. Völkerpsych. u. Sprachw. V, S. 95—106) 396—406
Das Verbum impersonale
(das. I, S. 73—89) . . . . . 406—421
Miklosich (das. IV, S. 235—242) . . . . . 421—428
Das Passivum (das. II, S. 244—254) . . . . . 428—438
Die Tempora im Koptischen (das. II, S. 385—391) . . . . . 438—443
Ursprung des Adverbs (das. II, S. 480—486) . . . . . 444—450

LIBRARY OF
PRINCETON
REC. APR 1881
THEOLOGICAL
SEMINARY.

# Heyse's Lehrbuch der deutschen Sprache.

In dem genannten Buche haben wir ein ganz neues, selbstständiges Werk des Hrn. Prof. Heyse, welches mit dem ältern seines Vaters nur so wenig gemeinsam hat, dass man nicht einmal sagen kann, letzteres habe hier als Grundlage einer neuen Bearbeitung gedient. Anordnung und Behandlungsweise ist vollkommen eine andere, und zwar, wie sich von selbst versteht, dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft angemessene geworden. Die Pietät des Verfassers, die etwas Rührendes hat, wollte das Andenken des Vaters dadurch ehren, dass dem neuen Buche neben dem notwendig gewordenen neuen Titelblatte noch das alte gelassen wurde; aber unverändert konnte selbst dieses nicht bleiben, — einen so gewaltigen Umschwung hat in neuester Zeit die Sprachwissenschaft genommen. So kann nun die Kritik, welche das Verdienst Heyse's des Vaters schon bei dessen Lebzeiten anerkannt hat, als den Verfasser des neuen Werkes nur den Sohn anerkennen. Ihm gehört ihr Lob oder Tadel.

Als seine Aufgabe bezeichnet der Verfasser selbst (Vorr. S. XV) „den sicheren und völlig bewährten Erwerb wissenschaftlicher Forschung ins Leben einzuführen“. Diese Worte dürfen nicht so streng genommen werden; sonst hätte der Verfasser kaum mehr als den bloßen schematisirten Sprachstoff höchstens mit sehr wenigen allgemeinsten Sätzen geben dürfen. Denn „sicheren und völlig bewährten Erwerb“ können wir der Sprachwissenschaft, wenn von den historischen Tatsachen auf dem Gebiete der indo-europäischen Sprachen abgesehen wird, trotz des erwähnten Umschwunges nur in geringem Maße zugestehen. Und es wäre ein Wunder, wenn es anders wäre; und es beweist eine gewisse Genialität unsrer Meister der neuen

Sprachwissenschaft, dass diese schon so weit gediehen ist. Abgesehen von ihrer Jugend, kommt hier noch anderes in Betracht. Die heutige politische Verwirrung scheint nur die in Wirklichkeit übergetretene Ideenlosigkeit und phrasenhafte Nebligkeit der heutigen Wissenschaft, oder erstere ist das praktische Spiegelbild der letzteren. Die wahrhaften Forscher sehen das völlig Ungenügende unserer bisherigen wissenschaftlichen Principien und Kategorien — und was sind die Staats- und gesellschaftlichen Einrichtungen anderes als wirklich gewordene, verkörperte Kategorien? — wohl ein; aber wem wäre es gelungen, etwas Besseres zu geben, was sich der Uebereinstimmung in einem weitern Kreise zu erfreuen hätte? Ueberall das Gefühl der Unzulänglichkeit des Alten und Mangel an Kraft Neues zu schaffen; — wie konnte es in der Sprachwissenschaft viel anders seyn! Anderer Meinung sind freilich diejenigen, welche schon seit Jahrzehenten „die neuere Grammatik“ im Gegensatze zur älteren fix und fertig haben, und die so sehr von der absoluten Wahrheit derselben überzeugt sind, dass sie unverändert die Grammatik aller Sprachen und aller Sprachforscher werden soll. In der Tat, niemals hat ein System seine Anhänger so geknechtet, so der Individualität beraubt, als das Beckersche und dies ist nur die sehr geringfügige praktische Folge seiner Absicht, die Volkssprachen selbst zu zwängen, oder ihrer Ohnmacht, das individuelle Leben derselben zu erkennen. Becker sagt zwar, er wisse, „dass jede besondere Sprache ein Individuum ist“. Nun, um so schlimmer, wenn er es weiß und doch nicht beachtet! Wie könnte er es aber auch nur beachten wollen, wie könnte, was er „individuelles Leben der Sprache“ nennt, mehr seyn als die leerste Phrase, da er ja nicht weiß, wodurch die Sprachen verschieden sind? Und wie könnte er das wissen! In seinem System offenbart sich 1) völliger Mangel an Einsicht in das Wesen der Sprache; 2) völliger Mangel an Erkenntnis der organischen Natur; und 3) Mangel an wahrhaft philosophischer Weltanschauung. Das Becker'sche Schiboleth heisst bekanntlich „die Sprache ist ein Organismus“. Nach einer Definition von Organismus hat man bei ihm nicht lange zu suchen; sie finden sich in Masse. Das Gefühl, dass die gegebene mislungen ist, reizt fortwährend zu neuen Versuchen — vergebens! keine ist etwas mehr als eine vielfache Tautologie.

Organism. S. 1: „Die Verrichtung des Sprechens ist eine organische Verrichtung, d. h. eine von denjenigen Verrichtungen lebender“ (also organischer!) „Wesen, welche aus dem Leben“ (also aus der organischen Bewegung!) „des Dinges selbst mit einer innern Notwendigkeit hervorgehen, und zugleich das Leben des Dinges selbst zum Zwecke haben, indem nur durch diese Verrichtungen das Ding in der ihm eigenen“ (also organischen) „Art seyn und bestehen kann“; und ein organischer Vorgang ist (S. 13) „ein solcher Vorgang, in dem notwendig eine innere Gesetzlichkeit waltet“. Und was ist innere Gesetzlichkeit? „die besonderen Verhältnisse organischer (!) Gegensätze“. Mehr erfährt man nicht. — Wenn nun aber das organisch ist, so ist es 1) völlig unphilosophisch, das Kunstwerk, den Staat u. s. w. für unorganisch zu halten — was Becker das. S. 14 tut — und man versteht nichts vom menschlichen Geiste, wenn man nicht einsieht, dass die Kunst, der Staat, „aus dem Leben des menschlichen Organismus mit einer inneren Notwendigkeit hervorgeht und zugleich das Leben des menschlichen Geistes selbst zum Zweck hat, indem nur durch diese der Geist in der ihm eignen Art seyn und bestehen kann“. Aber 2) versteht man nichts vom organischen Körper, wenn man als organischen Gegensatz oder „organisches Differenzverhältnis“ (?) „positive und negative Elektricität, Nord- und Südpolarität, Contraction und Expansion“ (S. 16), also lauter — unorganische Verhältnisse angibt, wenn man beständig von „Ding“, also etwas Unorganischem spricht. So beruht denn auch Becker's Entwicklung der organischen Gegensätze lediglich auf der logischen, dichotomischen Einteilungsweise, welche im schroffsten Gegensatze zur natürlichen Entwicklung steht. Daher ist Becker's System durchaus logisch, d. h. künstlich und nicht natürlich; die Grammatik, welche eine Physiologie der Sprache seyn sollte, ist völlig zur Logik umgeschlagen; und so wird 3) von dem Wesen der Sprache nichts begriffen. Alles was Becker in verschiedenen Vorreden über die ältere Grammatik sagt, ist demgemäß so falsch, dass gerade das Gegenteil davon wahr ist. Becker spricht freilich von der grammatischen und logischen Form in der Sprache als verschieden von einander. Aber wie scheidet er? Logische Form (Organ. § 46, deutsche Gr. § 210) ist die Form des Satzes und der

Satzverhältnisse, insofern die Factoren derselben als Allgemeines und Besonderes (also rein logische Kategorien! wie kommen diese Kategorien des Urteils in die Lehre vom Satze!) einander untergeordnet werden. Und was ist grammatische Form? (Org. § 47): „die nach ihren Arten unterschiedenen Verhältnisse“, in denen der Gedanke, also die Logik, entweder das Besondere dem Allgemeinen oder dieses jenem unterordnet. Die grammatische Form umfasst also die Arten der logischen! und nun ist geschieden!

Deswegen war es wichtig, hier auf Becker einzugehen, um anzudeuten, welch ein Verdienst sich der Verfasser schon bloß dadurch erwirbt, dass er sich dem Becker'schen Sprachunwesen entgegensetzt. Wenn Becker will (deutsche Gr. II. S. V), „dass der grammatische Unterricht in den fremden Sprachen mit dem Unterrichte in der Muttersprache von Einem und demselben grammatischen Systeme ausgehen müsse“*), dass man sich (das. S. VI), „mit strenger Consequenz an das System“ — nur nicht an die Sprache selbst! — „und die ihm zum Grunde liegende Ansicht halten“ müsse: so sagt dagegen der Verfasser: „Wer eine Sprache in ihrer eigensten Natur erkennen will, muss ihren Organismus aus ihrem eigenen Leben heraus sich gestalten lassen, nicht sie in ein fertiges grammatisches System hinein construiren. Abgesehen von der allgemeinsten Form muss die deutsche Grammatik ganz anders aussehen, als die griechische, die französische u. s. w. Wer diese verschiedenen Sprachindividuen in ein und dasselbe abstracte Schema zwängt, greift sie in ihrem innersten Leben an und setzt an die Stelle der sich frei entfaltenden objectiven Natur der Sprache selbst einen subjectiven Formalismus, als das Kreuz, an dem der lebendige Leib der Sprachen zum Leichnam gemartert wird“ (Vorr. z. 12. Ausg. d. Schulgr.). Diese Ausdrücke sind in keiner Weise zu streng. Was anderes als ein „subjectiver Formalismus“ kann sich ergeben, wenn Becker

*) In neuester Zeit hat man auch die hebräische Sprache in die Becker'sche Zwangsjacke gesteckt! Dies ist z. B. auch in Leeser's hebräischem Lehr- und Uebungsbuch für Schulen geschehen. Dieses Buch übertrifft jedoch die ähnlichen hebr. Lehrbücher durch die Vortrefflichkeit der Uebungsstücke, welche durchweg echt hebräisch gedacht sind, wenn sie nicht Originalstellen enthalten.

(das.) „die Verhältnisse der Begriffe und ihrer Beziehungen“ — also die Logik — „in der Sprache, und nicht die Formen des Ausdruckes“, also nicht die Grammatik zur „Grundlage des Systems“ macht? Der Verfasser dagegen, wie er es öfter ausspricht, lässt sich als echter Sprachforscher von den Sprachformen leiten.

In diesem Gegensatze zu Becker liegt des Verfassers Wert ausgesprochen, aber auch sein Mangel. Gegensätze beruhen allemal auf derselben Voraussetzung; sie bestätigen darum, ja erzeugen und ernähren sich gegenseitig. An sich ist jede Partei die Widerlegung der entgegengesetzten; jede schließt die andere von sich aus — mit Recht. Und eben darum, und weil beide von denselben Bedingungen leben, kann niemals eine die andere gänzlich vernichten, wenn sie sich nicht selbst vernichtet. So siegreich der Verfasser stillschweigend seinen Gegensatz zu Becker durch das ganze Werk hindurch verfochten hat, so erfolglos ist sein offener Angriff I. S. 121. Der Vorwurf, den der Verfasser ausspricht, als betrachte Becker die Sprache bloß als lebendigen Körper, nicht als Geist, trifft diesen so wenig, dass vielmehr umgekehrt Becker die Sprache als reinen, abstracten Geist, gar nicht als Körper betrachtet. Und wenn der Verfasser schließlich ausspricht: „Die tiefste und erschöpfendste Auffassung der Sprache in ihrem Wesen kann nur eine Philosophie, nicht eine Physiologie derselben seyn“, so entbehrt dieser Ausdruck der nöthigen Schärfe. Denn welch ein Gegensatz wäre Physiologie und Philosophie! Gibt es doch eben so wohl eine philosophische Physiologie als eine empirische Betrachtung des Geistes. — Diese Schwäche der Polemik des Verfassers ist nicht ohne Bedeutung, kann sogar als ein sicherer Beweis dafür gelten, dass seine Betrachtungsweise irgend eine fehlerhafte Voraussetzung mit der Becker'schen gemein hat. Und wo dieser gemeinsame Mangel zu suchen sey? darüber können wir nicht lange zweifelhaft bleiben. Auf derselben Seite, wo der Verfasser den eben erwähnten Angriff gegen Becker macht, spricht er auch sein eigenes Princip aus, und zwar in völliger und sogar bewusster Uebereinstimmung mit Becker. Auch ihm ist die Sprache ein zwiefältiges Wesen von Materie (Laut) und Geist (Gedanke). Die lebendige Sprache aber ist ein dreifältiges Wesen, wie der Mensch Leib, Seele und

Geist ist, wie auch eine Bildsäule dreifältig ist, z. B. Marmor, Idee der Gerechtigkeit, Gestalt der Themis mit Wage und Schwerdt.

Diese Dreifältigkeit der Sprache verkannt, ja gerade das Wesentlichste, die Seele, die Gestalt der Sprache übersehen zu haben — selbst Humboldt hat dieselbe mehr unklar angeschaut als klar erkannt — ist das Grundübel der bisherigen Sprachwissenschaft. Indem man dasjenige in der Sprache, was wir der Seele und dem Geiste des Menschen, der Gestalt und der Idee der Bildsäule gegenüberstellten, nicht von einander schied, verwirrte man Logik und Grammatik — ein Uebel für beide, und schon eben so alt als beide: denn es beginnt bei Plato, wird fortgeführt von Aristoteles, ausgebildet von den Stoikern, und die Dialektik der letzteren wird von der παχύτης der Alexandriner blindlings als Grammatik aufgenommen. Die Geschichte der Logik und Grammatik lehrt uns — nicht was Becker (Organ. S. XV) daraus lernt —, dass wir Logik und Grammatik streng scheiden müssen, wenn nicht beide unter der Verwirrung leiden sollen*).

Der Verfasser hat die Sprachwissenschaft in ihrer traurigen Lage vor Humboldt's Auftreten vorgefunden und ist in seinem nicht gehörig gewürdigten Wirken für die Hebung derselben seinen eigenen Weg gegangen. Nur den allgemeinen Voraussetzungen der Zeit konnte, durfte er sich nicht entziehen. — Die philosophische Substanz, der Gedankenäther des Verfassers, ist die Hegel'sche Philosophie. Er ist kein Hegelianer im gewöhnlichen Sinne, ihm kommt das Heil nicht aus den Formeln; aber er hält fest an dem Principe dieser Philosophie. In dieser aber spricht sich das Bewusstseyn ihrer Zeit am tiefsten und allseitigsten aus; und so war es für den Verfasser ein förderlicher Umstand, in ihr zu denken. Damit hatte er den Becker'schen Formalismus überwunden. — Dass die Sprache ein Organismus sey, brauchte er nicht von Becker zu lernen; das war eben, ich möchte sagen, ein fliegender Gedanke der Zeit. Öffentlich zuerst ausgesprochen wurde er von Friedr. Schlegel; zuerst

*) Wir können diesen wichtigen Punkt von der Dreifaltigkeit der Sprache hier nicht ausführen; wir verweisen auf Steinthal „die Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie“ S. 98—120, wo auch die hierher gehörigen Stellen aus Humboldt's Einleitung angeführt sind.

gedacht von W. v. Humboldt 1795, von ihm öffentlich ausgesprochen 1812 und später in seinen Abhandlungen. Nur ist Organismus ein Wort, und der Verfasser hat es anders aufgefasst als Becker. Es ist ihm für die Sprache eben so sehr nur eine untergeordnete Bestimmung, wie für den Menschen; es betrifft nur den sinnlichen, lautlichen Sprachbau. Dieser Unterschied gegen Becker jedoch, da diesem die Physiologie unbewusst in formale Logik umschlug, ist weniger bedeutend als des Verfassers jedem Formalismus sich widersetzendes Streben, die Sache aus ihr selbst zu entwickeln. Auch er meint zwar wie Becker, die Sprache werde von logischen Gesetzen beherscht und müsse von ihnen aus begriffen werden; aber er führt dieses Princip in ganz anderer, besonnener Weise durch. Er construirt nicht wie Becker ein allgemeines Sprachschema und tritt herein und spricht: die Sprache muss so seyn*); sondern er fragt jede Sprache besonders, welche logischen Kategorien sie in Formen ausgeprägt habe. „Die Sprachlehre hat nicht alle Denkbestimmungen und Verhältnisse, welche die Logik im Gebiete des reinen Gedankens unterscheidet, zu verfolgen, sondern nur diejenigen, welche in der Sprache formell ausgeprägt sind“ (II. S. 9). Wenn man die Erkenntnis gewonnen hat, dass — wie z. B. in den Wörtern *rādshan*, *rex*, *König* das Sanskrit, Lateinische und Deutsche nicht bloß und nicht hauptsächlich deswegen verschieden sind, weil jedes Wort aus andern Lauten besteht, sondern ganz vorzüglich, weil jedes Wort etwas anderes bedeutet: „der Glänzende, der Leitende, der Vater“: eben so auch — die Grammatiken der Sprachen gerade dadurch verschieden werden, dass die Formen nicht bloß lautlich oder ihrer Zahl nach, sondern vorzüglich

*) Becker kennt natürlich die Phrase: „Freilich darf man der Sprache kein logisches Schema unterlegen wollen; freilich darf man nicht a priori festsetzen, was man in der Sprache finden will“ (Org. S. XVI). Doch er fährt noch in einem Atem fort: „aber die allgemeinen Denkgesetze und Anschauungsformen, durch welche und unter welchen der Mensch die Dinge warnimmt und zu Erkenntnissen verarbeitet, müssen sich in jeder Sprache aufzeigen lassen“. Diese bilden eben ein logisches Schema und werden a priori construirt! — „Ist die Sprache der organische Leib des Gedankens, so müssen sich in ihr auch wiederfinden lassen die Gesetze des Denkens“ — o nein, sondern die Gesetze des organischen Leibes. Ob diese dieselben wie die des Denkens sind, steht zu erweisen. Wir haben schon das Gegenteil erwiesen.

begrifflich von einander abweichen; so muss man erstlich von Becker und vielen Anderen, Philosophen und historischen Sprachforschern, sagen, dass es nichts Falscheres geben kann, als alle Sprachen nach einem und demselben logischen Gerüste von Begriffen und Beziehungen zu schematisiren. Dann muss man aber auch ferner unserm Verfasser, wenn er sagt: „die Hauptaufgabe der Sprachlehre besteht in der Beantwortung der Frage: welche Begriffe, Denkbestimmungen und „Beziehungen werden ausgedrückt und durch welche Lautmittel?“ einerseits zugestehen, dass er ungleich behutsamer und zarter verfährt und der Wahrheit ungleich näher kommt als Becker, oder dass er sich überhaupt der Wahrheit nähert, während dieser nur immer weiter sich von ihr entfernt. Andrerseits aber ist dann eben so klar, dass die zwiefache Frage, deren Beantwortung dem Verfasser für seine Aufgabe galt, unvollständig gestellt ist, und dass sie dreifach werden muss. Es genügt nämlich nicht, zu fragen: welche Denkformen durch welche Lautmittel ausgedrückt werden? sondern man hat zu fragen: welche Denkformen und wie sie in den innern Sprachformen aufgefasst, und wie sie in den Lautformen ausgedrückt werden? *Rādshan, rex* und *König* sind dem logischen Inhalte nach dasselbe, der innern und darum auch der äußern Sprachform nach verschieden. Nicht die logischen also, sondern die innern Sprachformen sind das Belebende und Herschende in der Sprache. Nur müssen wir dem Verfasser zugestehen, da er den Sprachen keine ihnen selbst fremden logischen Formen aufdrängt, und auch den grammatischen Formen bestimmte logische entsprechen, und endlich der indisch-europäische Sprachstamm gerade darum der classische ist, weil seine grammatische Form mit der Logik so schön zusammenstimmt, so gerät der Verfasser durch das Eilen von der logischen zur Lautform nie in eigentliche Irrtümer. Wenn er, statt von der logischen Form durch das Mittelglied der grammatischen zur Lautform zu gelangen, sich mit einem leisen Sprunge unmittelbar von ersterer zu letzterer versetzt, so können es nur feine Abschattungen sein, welche er unbeachtet gelassen hat; es entsteht eine kleine Ungenauigkeit, welcher man leicht nachsehen kann.

In diese allgemeine Untersuchung mussten wir eingehen, um des Verfassers Standpunkt zu bezeichnen. Er hat dem

Werke eine allgemeine philosophische Einleitung vorausgeschickt, hat auch die Wort- und Satzlehre mit einem allgemeinen Abschnitt eröffnet. Alles hier Gesagte ist tief durchdacht; die gegebenen Bestimmungen sind meist scharf, nie aus der Willkühr der Subjectivität geholt, sondern durch die Betrachtung der Sache sich ergebend. Es bleiben uns jedoch hier rücksichtlich der Weise, wie der Verfasser die Wörter in Stoff- und Formwörter einteilt, wie er das Wesen der Copula auffasst, noch mancherlei Zweifel. Wir wollen jedoch auf diese Punkte nicht eingehen, weil das Werk seiner Bestimmung nach dieselben nicht erschöpfend behandeln durfte. Nur mögen sie als die wichtigsten und noch nirgends genügend behandelten Fragen der Grammatik der besonderen Aufmerksamkeit des Verfassers für seine eigentliche Sprachphilosophie empfohlen sein, mit deren Veröffentlichung er die Wissenschaft bald bereichern möge.

Da der Raum nicht gestattet, alle Teile des umfangreichen Werkes in gehöriger Ausführlichkeit zu besprechen, so ziehen wir es vor, um an Einzelheiten die gediegene Forschungsweise des Verfassers zu zeigen, und wie er die Eigentümlichkeit der deutschen Sprache zu erfassen verstanden hat, ein Kapitel herauszugreifen, nämlich die „Lehre von der Congruenz und Zusammenordnung der Worte“. Zuerst was ist Congruenz? Der Verfasser lehrt (II, S. 3): „Nach der syntaktischen Ausbildung der Rede unterscheiden wir drei Hauptformen des Satzes: den einfachen Satz, den zusammengesetzten Satz und die Periode. Der einfache Satz ist 1) nackter Satz... 2) erweiterter oder bekleideter Satz, wenn er durch bestimmende Zusätze, die jedoch nicht selbst die Form von Sätzen haben, eine weitere Ausbildung erhalten hat. — Der zusammengesetzte Satz entsteht, wenn mehre einfache Sätze zu einer syntaktischen und logischen Einheit an- oder in einandergefügt werden. — Die Periode ist ein kunstmäßig gegliederter zusammengesetzter Satz, dessen Teile in ebenmäßigen Verhältnissen zu einander stehen. Sie ist also nur eine Art des zusammengesetzten Satzes und unterscheidet sich von dem gewöhnlichen nur durch ihren größeren Umfang und kunstvolleren Bau, welcher nicht allein nach logischen und grammatischen, sondern auch nach rhythmischen Gesetzen geregelt ist und

zugleich das Schönheitsgefühl befriedigen soll.“ Dies ist eine logische Einteilung der Sätze mit Definitionen, welche der Verfasser der Deutlichkeit wegen vorausschickt. Bei der besonderen Behandlung wird dann auch die — nicht dialektische, das wäre streng hegelisch, sondern — genetische Entwicklung derselben gegeben. So wird S. 584 der Uebergang von dem einfachen Satze zum zusammengesetzten in folgender Weise gemacht: „Der einfache Satz tritt im Zusammenhange der Rede in mannigfaltige Verhältnisse zu anderen ihm vorangehenden oder folgenden Sätzen, indem die Rede von einer Aussage zu einer andern damit verwandten übergeht oder weiterschreitet. Die Sprache des Kindes und des ungebildeten Naturmenschen lässt, bei wenig entwickeltem Bewusstsein über den logischen Zusammenhang der einzelnen Gedanken, jene Verhältnisse unausgedrückt, sie reiht die einfachen Sätze verbindungslos an einander, oder verknüpft sie durch bloß äußerliche Bindemittel (copulative Conjunctionen), welche nur überhaupt einen Zusammenhang, nicht aber die innere Natur desselben oder das logische Verhältnis der verknüpften Sätze ausdrücken. Dem zu größerer Reife gediehenen denkenden Geiste kann aber diese rohe, unorganische Anreihung der Gedanken nicht genügen. Er strebt dahin, ihr inneres Verhältnis zu einander durch die Redeform selbst auf eine völlig entsprechende Weise darzustellen; er nimmt daher dem einfachen Satze seine Selbständigkeit und macht ihn zum Bestandteil oder Gliede eines größeren Gedanken und Redeganzen, indem er ihn in einer das innere Gedankenverhältnis ausdrückenden syntaktischen Redeform mit andern zum zusammengesetzten Satze verbindet.“ Denjenigen, welche an eine universelle geschichtliche Sprachbetrachtung gewöhnt sind, wird es nicht entgehen, wie diese schöne psychologische Entwickelung eine Bestätigung ihrer Wahrheit und einen Prüfstein ihres Wertes durch die Vergleichung des Satzbaues in den verschiedenen Sprachstämmen findet. Es würde hier nicht bloß an das ewige Und des Hebräers, sondern auch an den altaischen Sprachstamm zu denken sein, der als eigentliches Muster für die Aneinanderreihung der Sätze gelten muss. Das Mandschurische nämlich, das Mongolische und am vollendetsten das Türkische haben mehrere Verbalformen — man nennt sie gewöhnlich Gerundia —, welche ledig-

lich den Satz, in welchem sie stehen, zum folgenden überführen, denselben anreihen, ohne ein bestimmteres logisches Verhältnis auszudrücken. Man kann fragen, was man sich wohl früher zu denken habe, den zusammengesetzten oder den erweiterten einfachen Satz? Gedanklich ist ersterer früher, wie auch der Verfasser ausspricht (S. 28): „Jede Erweiterung des Satzes ist ihrem eigentlichen Inhalte nach selbst ein Satz oder eine Aussage, welche nur in abgekürzter Form als bloßes Wortgefüge auftritt.“ Denn „da alles Denken ein Prädiciren oder Prädicatgeben, und der einfache Satz mithin die einzige ursprüngliche Form unseres Denkens ist: so muss auch jede weitere Bestimmung des Satzes, indem sie zu den im nackten Satze enthaltenen Grundgedanken Nebengedanken hinzufügt, oder mehre Gedanken zu einem verbindet, notwendig eine Wiederholung derselben Verstandestätigkeit, also gleichfalls ein Prädiciren sein... Die Bestimmung und der durch sie bestimmte Satzteil stehen in dem Verhältnisse des Prädicates zum Subjecte, und lassen sich daher auf einen dem Wortgefüge zu Grunde liegenden Satz zurückführen. In dem erweiterten Satze „die helle Sonne bescheint die Fluren“ liegen den Bestimmungen, durch welche der nackte Satz „die Sonne scheint“ bekleidet wird, die Sätze zu Grunde: die Sonne ist hell; die Fluren werden beschienen“. Man sieht aber wohl ein, welche Kraft der sprachbildende Geist erlangt haben musste, um einen Satz zu einem Wortgefüge herabzusetzen. Wie wir nicht fühlen, welche Last von Luft wir beständig tragen, so denken wir auch nicht daran, welche außerordentliche Kraft des Geistes zur Bildung des erweiterten Satzes gehört. Die universelle Sprachgeschichte lehrt, dass allein die Sprachen, welche erweiterte Sätze bilden können — es können es aber in Wahrheit nur die beiden eigentlich flectirenden Stämme, der semitische und indisch-europäische — auch zusammengesetzte Sätze bilden. Sprachen dagegen, welche letzteres nur unvollkommen vermögen, können allemal in Wahrheit auch ersteres nicht: denn beide sind die Frucht derselben synthetischen Kraft, die entweder beides zugleich oder keines von beiden erreicht. Sprachen nun mit kränkelnder Synthesis haben meist ein Zwitterding von erweitertem und zusammengesetztem Satze, was sich besonders klar bei der so schwierigen Bildung der Adjectivsätze heraus-

stellt. In vielen Sprachen lässt sich nicht sagen, ob das Attribut durch ein bloßes Adjectiv oder durch einen Adjectivsatz ausgedrückt werde, weil die Ausdrucksweise weder ein Wort noch ein Satz ist. Die Sache ist also nicht so zu verstehen, als ob die Völker erst in zusammengesetzten Sätzen sprächen und später diese zu erweiterten einfachen Sätzen zusammenzögen; sondern diese und jene entstehen zugleich, nur dem Gedanken nach geht der zusammengesetzte Satz voraus. So bestätigt auch hier die universelle Sprachgeschichte die feine Bemerkung des Verfassers, oder auch, diese könnte Manchem Veranlassung gegeben haben, jene richtiger aufzufassen.

Wir treten jetzt dem von uns gewählten Kapitel näher. Die Bestimmungen, welche zum nackten Satze hinzutreten und ihn zum erweiterten machen, sind doppelter Art. „Es findet nämlich entweder 1) eine tätige Einwirkung der bestimmten Vorstellung auf die bestimmende statt, ein Richtungsverhältnis, vermöge dessen die eine Vorstellung als wirksame (energische), die andere als abhängige und bedingte beherscht, so dass beide nicht in einander, sondern nach einander gedacht werden. Dieses Verhältnis der verbundenen Vorstellungen nennt man das Verhältnis der Dependenz oder Abhängigkeit. Oder 2) die verbundenen Vorstellungen stehen zu einander in dem Verhältnisse des ruhenden Ineinanderseins, indem die bestimmende als in der bestimmten enthalten und mit ihr zu einer Vorstellung zusammenfließend gedacht wird. Dieses Ineinandersein der verbundenen Vorstellungen nennt man das Verhältnis der Inhärenz oder Einverleibung. Die Bestimmung inhärirt dem durch sie bestimmten Begriffe.“ „Im Inhärenzverhältnisse stehen ihrer Natur nach alle accidentiellen oder attributiven Vorstellungen zu den substantiellen Vorstellungen, denen sie angehören (S. 31). Also „Inhärenz findet unter den Bestandteilen des einfachen Satzes in zwei verschiedenen syntaktischen Verhältnissen statt: 1) im prädicativen Verhältnisse, d. i. unter den Hauptteilen des nackten Satzes: Subject und Prädicat; das Prädicat inhärirt seinem Subjecte; 2) im attributiven Verhältnisse, d. i. unter dem substantiellen Begriffe und seinen accidentiellen Bestimmungen; das Bestimmungswort inhärirt seinem Begriffsworte“. — „Die Congruenz der Worte gründet sich auf das Verhältnis der

Inhärenz, und die Congruenzformen sind der grammatische Ausdruck der logischen Inhärenzverhältnisse“ (S. 381). Nachdem wir so erfahren haben, was Congruenz ist, wollen wir wieder einen Blick auf den Gegensatz des Verfassers zu Becker werfen, der hier gerade recht klar hervortritt. Während jener, wie so eben gezeigt, von der grammatischen Form ausgehend, nur zwei Hauptverhältnisse der Syntax kennt, Rection in der Dependenz, Congruenz in der Inhärenz: scheidet Becker, von der logischen Form ausgehend, drei Verhältnisse: das prädicative, attributive und objective, teilt also des Verfassers Inhärenz. Becker muss aber dem Verfasser zugestehen (Deutsche Gr. II, S. 107): „Die Einheit von Tätigkeit und Sein wird daher in der Form des Attributs im Allgemeinen eben so, wie in der Form des Prädicates, durch die Congruenz bezeichnet“; folglich hat der Grammatiker nicht das Recht das Prädicat vom Attribut als ein besonderes Hauptverhältnis der Syntax zu scheiden und beide der Rection beizuordnen. Aber andererseits sagt auch der Verfasser, dass das prädicative Verhältnis vom attributiven logisch wesentlich verschieden ist; was könnte er also gegen Becker einwenden, da er einmal zugesteht, dass die logischen Gesetze das Waltende in der Sprache sind? So widerlegen und bestätigen sich beide als Glieder eines Gegensatzes. Wie ist dieser aufzuheben? Wir maßen uns nicht das Richter- und Entscheidungsamt an; aber wir dürfen wohl unsre Meinung äußern.

Der gemeinsame Mangel des Verfassers und Beckers ist, dass sie gerade die grammatische Verschiedenheit zwischen Prädicat und Attribut nicht beachtet haben, welche sich auch ganz äußerlich in der Lautform offenbart. Das prädicative Suffix am Verbum ist ein anderes als das attributive Suffix am Adjectivum; jenes hängt etymologisch zusammen mit dem substantivischen Personalpronomen, dieses mit dem adjectivischen Demonstrativum. So lehrt die Lautform, dass allerdings drei Verhältnisse zu scheiden sind, äußerlich mit Becker übereinstimmend. Freilich erkennt der Verfasser ein prädicatives Suffix nicht an; die Personalendungen der Verba sind ihm nur Congruenzformen. Aber die Verschiedenheit der Verbal- und Adjectivendungen ist doch offenbar derartig, dass in der Form kein Grund liegt, sie in einer höheren Einheit zusammenzufassen,

sondern dass sie gesondert den Rectionsformen mit gleicher Würde zur Seite treten. So möge denn der Verfasser überlegen, ob er nicht mit Steinthal (De pronomine relativo p. 21) das innere grammatische (nicht logische) Verhältnis der Inhärenz auf das ein Nomen bestimmende Adjectivum beschränken und für das Prädicat ein ganz anderes Verhältnis, das der Coincidenz, annehmen will. Wir bemerken noch, dass es nach dem, was wir oben über die Schwierigkeit und Wichtigkeit der Bildung erweiterter Sätze gesehen haben, nicht zu billigen ist, wenn die bisherige Grammatik und auch der Verfasser (I, S. 303) von den Congruenzformen mit einer gewissen Geringschätzung als einer bloß secundären, bloß begleitenden Flexion spricht. Unseres Wissens ist, nachdem Humboldt gerade die Personwandlung, die man gewöhnlich für unwesentlich ansieht, als den vorzüglichsten Punkt der ganzen Grammatik aufgewiesen hat, die hohe Bedeutung der Adjectivflexion zuerst in der angeführten Schrift „De pronomine relativo“ hervorgehoben worden, und wir werden noch weiter unten dieselbe aufzuweisen Gelegenheit finden.

„Die grammatische Congruenz stellt aber nicht allein diese Verhältnisse wirklicher Inhärenz oder unmittelbarer Einverleibug dar, sondern ihr Gesetz beherscht auch diejenigen attributiven und Formwörter, welche ohne äußerliche, sprachliche Verbindung mit ihrem Hauptworte in innerlicher, bloß gedachter Beziehung auf dasselbe stehen; z. B. das substantivische Pronomen in Beziehung auf ein vorangegangenes oder nachfolgendes Substantiv, welches es vertritt und mit welchem es daher in seiner grammatischen Form übereinstimmt: das Kind ist krank, es muss gepflegt werden.“ Demnach bespricht der Verfasser die Congruenz der Worte 1) im prädicativen, 2) im attributiven Verhältnisse, 3) im Verhältnisse der Beziehung. Vollständig können wir dies nicht betrachten; wir beschränken uns auf das Adjectivum im prädicativen und attributiven Verhältnisse, und können auch so nicht auf die eigentlichen Einzelheiten eingehen. Ueber den Ort haben wir noch zu bemerken, dass der Verfasser gegen die bisherige Grammatik und gegen Becker die Congruenz erst nach der Rection bespricht. Betrachtet man die Entstehung des Satzes, so wird man dem Verfasser beipflichten müssen. Auch die universelle Sprachgeschichte

zeigt, dass in allen Sprachen zwar ein mehr oder minder glückliches Streben nach Bezeichnung der Rectionsverhältnisse sich zeigt, dass aber vielleicht die meisten kaum ein Bedürfnis nach den Congruenzformen fühlen, und dass diese nur in den indisch-europäischen und semitischen Sprachen sich finden. Steigt man also vom Einfachern zum Schwierigern auf, so ist die Congruenz erst nach der Rection zu besprechen.

II. S. 464. „Die dreifache Adjectivform — unflectirt, stark, schwach — ist eine merkwürdige, der deutschen Sprache eigentümliche, andern alten und neueren völlig fremde Erscheinung.“ Dieser Satz erleidet insofern eine Beschränkung, als auch die slavischen Sprachen wenigstens eine doppelte Adjectivform haben, eine längere und eine kürzere. Wir nehmen mit Bopp an, dass die längere slavische und die deutsche starke Form durch ein agglutinirtes Pronomen verlängerte Formen sind, und können Grimm's Vermutung, dass die starke Substantivdeclination und das kürzere slavische Adjectivum vielmehr verkürzt wären, nicht billigen. Hieraus folgt aber, dass die deutsche Sprache gar keine starke Adjectivform besitzt, sondern nur zwei Weisen schwacher Form*). Diese können also nicht den beiden slavischen Formen gegenüber gestellt werden. Der Bedeutung nach jedoch hat man die deutsche schwache mit der slavischen verlängerten, als der definiten, und die sogenannte starke verlängerte deutsche Form mit der kürzeren slavischen als der indefiniten zusammenstellen wollen. Man hat gemeint, die slavische längere Form ersetzte den Artikel, etwa als wäre der slavische Artikel vom deutschen und griechischen nur dadurch verschieden, dass letzterer präponirt, ersterer suffigirt würde. Die Widersprüche nach Form uud Bedeutung, welche sich bei der Gegenüberstellung der slavischen und deutschen Adjectivform herausstellen, man möge eine solche vornehmen wie man will, nach Bopp oder nach Grimm, lassen es geraten erscheinen, wenn man sie zunächst noch nicht gänzlich aufgeben will, doch mindestens die deutschen und slavischen Formen

*) Zusatz: d. h. es gibt im Deutschen kein Adjectivum mit den Formen des Substantivums, wie z. B. im Lateinischen bonus : annus = boni : anni u. s. w. Nur unser unflectirtes, nacktes Adj. im Prädicat ist dieselbe starke Form des Nominativs wie beim starken Substantivum: gotisch blind—s: dag—s = blind: Tag.

zuvor noch sorgfältiger auf heimatlichem Boden zu untersuchen, was vorzüglich rücksichtlich der letztern noch sehr ungenügend geschehen ist. Darum wollen wir, obgleich uns hier die slavischen Formen nichts angehen, bemerken, dass man, um den Unterschied derselben zu finden, sich am allerwenigsten an die alte Bibelübersetzung zu wenden hat. Wenn man aus dieser hat beweisen wollen, dass die längere Form da stehe, wo im Griechischen der Artikel sich finde, im Gegenteil die kürzere, wo er fehle; so müssen wir einwenden, dass Kopitars Glagolita*), der Igor, Libuschas Gericht und die Königinhofer Handschrift diese Regel nicht bewähren. Auch im Littauischen ist das Verhältnis ein anderes. Obgleich Ruhig versichert, das dem Adjectivum suffigirte jis entspräche dem griechischen ὁ ἡ τὸ, so übersetzt er doch die kurze Form mit dem deutschen Artikel, und selbst das seine Regel beweisen sollende Beispiel scheint nur das Gegenteil zu beweisen. Alle neueren slavischen Dialekte endlich lassen nichts von jener Regel spüren; und so ist ein Zusammenhang der slavischen Adjectivformen mit dem Artikel nicht anzunehmen. Was lehrt nun der Verfasser rücksichtlich des deutschen Adjectivums? (S. 465): „Das unflectirte nackte Adjectiv ... zeigt den Eigenschaftsbegriff in seiner größten Freiheit und Selbständigkeit, noch unabhängig von der Substanz, und ist daher die regelmäßige Form des prädicativen Adjectivs geworden, welcher die Eigenschaft in abstracto enthält, wie sie erst durch die Aussage ihrem Gegenstande beigelegt wird ... sie kann demnach passend die abstracte genannt werden. 2) Die starke Adjectivform stellt den Bestimmungsbegriff zwar als der Substanz einverleibt dar, aber weniger concret als die schwache, in seiner vollen attributiven Kraft, als erst jetzt dem Gegenstande ausdrücklich beigelegte, denselben charakterisirende und individualisirende Eigenschaft. Daher kommt nicht nur den pronominalen Formwörtern, sondern in der alten Sprache auch den Zahlwörtern und anderen Adjectiven von genau begrenzter, keiner Steigerung fähiger Bedeutung (s. Grimm IV, S. 517) ausschließ-

*) Nur ein Beispiel. In dem p. 10 angezogenen Bibelverse (ψ. 137) findet sich das artikellose ἐπὶ γῆς ἀλλοτρίας in definiter, längerer Form übersetzt na semi tusdei.

lich die starke Form zu. Solche Wörter behaupten vermöge ihrer abstracteren Natur immer ihre volle bestimmende oder attributive Kraft und können nicht in dem durch sie individualisirten Substantivbegriff untergehen. Die eigentlichen Adjectiva aber stehen regelmäßig dann in starker Form, wenn ein früher nicht gekannter, nicht als bekannt vorausgesetzter oder an sich selbst individuell bestimmter Gegenstand durch ihre attributive Kraft individualisirt werden soll. Man kann die starke Adjectivform daher füglich die individualisirende nennen.“ (S. 393): „In der ältesten Zeit gebührt dem prädicativen Adjectiv die starke Adjectivform, welche den Adjectivbegriff in größerer Unabhängigkeit vom Substantiv und weniger individualisirt darstellt, als die schwache Form. Von der starken Form zur völligen Abwerfung der Flexion ist nur ein kleiner Schritt“, nämlich ihrer Bedeutung nach. (S. 466): 3) „Die schwache Adjectivform stellt die Eigenschaft ganz concret dar, als in den bereits bestimmten Gegenstand völlig aufgegangen, zum Element oder selbst zum Merkmalsnamen der individuellen Substanz geworden und mit und in derselben selbst individualisirt. Man kann sie daher die concrete oder individualisirte Adjectivform nennen.“ Diese Bestimmungen nach Graff's Vorgange sind auch schon I. S. 609 ff. ausgesprochen, und sie scheinen uns aus dem tiefsten Sprachgefühl geschöpft. Nur in einem Punkte hätten wir noch gern eine Scheidung scharf durchgeführt gesehen, durch deren Unterlassung die Sache nicht die völlige Klarheit erlangt hat. Es fällt nämlich sogleich eine Aeußerlichkeit auf, die auch wohl dem Verfasser nicht entgangen ist. Grimm (IV. S. 536) verwirft die obige Theorie Graff's und des Verfassers, und doch sagt der Verfasser (II. S. 464): „was Grimm über die verschiedene Bedeutung beider Formen bemerkt, scheint mir im Wesentlichen mit dem von Graff aufgestellten Principien übereinzukommen“. Dies ist aber in der Tat nicht der Fall; Grimm und Graff sind verschiedener Ansicht. Die Sache scheint uns aber so. Es ist durchaus nötig — bisher aber ist es von Allen unterlassen worden — die Verhältnisse des Artikels von denen der Adjectiva zu trennen. Sie stehen nicht in unmittelbarer Berührung, sondern nur in einer parallelen Beziehung, und wie der Form so sind sie auch der Bedeutung nach einander entgegengesetzt. Dass die alten sla-

vischen Denkmäler, und zwar die lebendigsten, die am unmittelbarsten dem Sprachgeiste des Volkes entsprossenen Volkslieder, und auch die Uebersetzungen, die Benennung definite und indefinite Form und den durch sie bezeichneten unmittelbaren Zusammenhang mit dem Artikel nicht bestätigen, haben wir schon erwähnt. Aber auch rücksichtlich des Deutschen können wir Grimm nicht beistimmen, wenn er IV. S. 581 sagt: „Substantiva überhaupt werden durch Adjectiva individualisirt, d. h. in angegebenen Kennzeichen näher entwickelt. Ein guter, ein blinder Mann ist genauere Bezeichnung des bloßen *ein Mann*. Solche Ausführung gilt aber allgemein, nicht für den besondern Fall, von dem die Rede geht. Die schwache Form scheint mir nun von dem bestimmtern, in der Rede individualisirten Begriffe abzuhängen. Insofern dieser schon in der natürlichen Beschaffenheit des Wortes selbst enthalten ist, braucht er nicht erst durch den Artikel hervorgerufen zu werden. Gewöhnlich aber ist eben dem Artikel auferlegt die bestimmte Form zu wecken“. Aber so wenig es glaublich scheint, dass die slavischen Sprachen eine Verrichtung, die der Artikel zu vollziehen hat, dem Adjectivum aufgebürdet haben sollten, so wenig sehen wir ein, wie die deutsche Sprache darauf kommen sollte, Bestimmungen, welche das Substantivum durch den Artikel erfährt, an dem Attribute zu bezeichnen. Wir halten vielmehr fest, dass Artikel und Attribut unter einander in keiner Beziehung, dass aber beide in Beziehung zum Substantivum stehen. Sache des Artikels ist nicht, das Unbestimmte zu individualisiren und zu bestimmen, sondern den Gegenstand als schon bestimmten, individualisirten zu bezeichnen. Dieses Bestimmen selbst ist oft wegen der Natur des nur als bestimmt denkbaren Gegenstandes nicht nötig, oder geschieht durch die Rede und oft durch ein Attribut. Das Attribut ist allemal bestimmend, der Artikel die Bestimmtheit bezeichnend. Das Verhältnis des Attributs zum Substantiv oder die verschiedene Weise der Attribution oder des Bestimmens — nicht die Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des Substantivums — ist das einzig Denkbare, was durch die verschiedenen Formen des attributiven Adjectivs ausgedrückt werden kann. Wenn nun Grimm meint (S. 543): „eine Verschiedenheit des Sinnes zwischen *der guote man* und *der guoter man* ist nicht anzunehmen; welcher wäre denkbar?“ so haben

wir zu sagen, rücksichtlich der Bestimmtheit und Individualisation des Substantivums — und nur diese berücksichtigt Grimm — ist zwischen jenen Redeweisen allerdings kein Unterschied: denn die Bestimmtheit steht lediglich mit dem Artikel in Verbindung und wird in beiden Fällen in gleicher Weise durch den Artikel ausgedrückt; aber wo die Verschiedenheit der Form ist, in der Adjectivform, da ist auch die Verschiedenheit des Sinnes: die der Attributionsweise. Diese nämlich ist eine doppelte: die starke Form drückt die Attribuirung als gegenwärtig aus; erst indem jetzt dem noch unbekannten Gegenstande die Bestimmung, welche das Adjectiv ausspricht, erteilt wird, wird jener ein bestimmter Gegenstand. Die schwache Form dagegen drückt die Attribution als schon vollbracht aus, was freilich allemal mit der Bestimmtheit des Gegenstandes zusammenfällt. Daher kommt es, dass die schwache Form nur bei dem bestimmten Substantivum stehen kann. Da aber die Bestimmtheit nicht immer durch den Artikel bezeichnet wird, so kann die schwache Form ohne Artikel vorkommen. Die starke Form aber kann auch neben dem Artikel vorkommen: denn wie sollte nicht einem sonst schon individualisirten Gegenstande jetzt noch ein näheres Attribut gegeben werden können? und diese neue Attribution erfordert die starke Form. Die starke Attribution steht der Prädication sehr nahe, ist selbst eine Art Prädication und es liegt ihr die Erinnerung zu Grunde, dass die attributive Erweiterung ursprünglich ein ganzer selbstständiger Satz ist, eine Aussage enthalte. Ja, die Kraft des starken Attributs kann zu der Höhe gesteigert werden, dass eigentlich eine Redefigur vorliegt, wo das was im logischen Urteil das Prädicat wäre, mit rednerischer Lebendigkeit als Attribut vorausgegriffen wird. Altdeutsch — und noch in heutigen Dialekten — würde man z. B. sagen: der guter Vater züchtigt seinen Sohn, was logisch genauer heißen würde: der seinen Sohn züchtigende Vater ist ein guter Vater. Attribut und Prädicat haben hier geradezu ihre Rollen getauscht. „Der überlebender Ehegatte“ sagte man noch vor wenigen Jahrhunderten, und es bedeutet fast so viel wie: wenn der Ehegatte überlebt. Damit in Uebereinstimmung sagt der Verfasser (II. S. 439): „In der starken Form ist das Adjectiv mit seiner vollen attributiven Kraft, welche unmittelbar an die prädi-

cative grenzt, dem Artikel beigeordnet (der guter Mann, d. i. der Mann, welcher gut ist)“ — dieses Gränzen des Attributs haben wir so eben näher bestimmt; beigeordnet ist dem Artikel das Adjectiv und der Form nach gleich, weil die neue Bestimmung, welche das Adjectiv aussagt, der alten, an welche der Artikel erinnert, gleich und beigeordnet ist. — „In der schwachen Form steht es mit schwächerer Betonung in einordnendem Verhältnisse zum Artikel (der gute Mann)“, die Attribution ist längst vollzogen und das Adjectiv drückt in Beziehung auf sich diese Vergangenheit durch die schwache Form aus, wie der Artikel sie rücksichtlich des Substantivums bezeichnet.

Wie also die verschiedenen Modi des Verbums nähere Bestimmungen der Prädication ausdrücken, so die beiden flectirten Adjectivformen Bestimmungen der Attribution. Auch in ihnen liegt inclusive, wie in den Verbalformen, eine Copula. — Diese Andeutung möge genügen, um die hohe, nicht genug anerkannte, Bedeutung der Adjectiv-Declination zu zeigen. Vieles was sich noch an dieselbe knüpft, muss hier unerörtert bleiben. Wir möchten dieselbe wiederholt der Aufmerksamkeit des Verfassers für sein größeres Werk empfohlen haben. Wir müssen aber überhaupt hier abbrechen, und schließen mit der freudigen Anerkennung der höchst sorgfältigen Betrachtungsweise des Verfassers, der sich selbst Einzelheiten nicht entziehen, wie seines Strebens, die deutsche Sprache nach allen Seiten hin in ihren Gesetzen darzulegen und diese geschichtlich und begrifflich zu begründen. Der Verfasser wollte weder eine rein historische noch philosophische Grammatik geben. Die Tatsachen der heutigen Sprache sind sein Ausgangspunkt; von ihnen steigt er hinab, um ihre Wurzeln im Altertume und noch weiter im sprachbildenden Volks- und allgemeinen Menschengeiste zu suchen. Die Darstellung ist klar, und das Werk eben so sehr zum durchgehenden Studium, wie zum Nachschlagen geeignet. Denn abgesehen von einem sorgfältig ausgearbeiteten Register, ist auch jeder Stoff an seiner Stelle als ein Ganzes, für sich Verständliches, erschöpfend behandelt, ohne dass dadurch die systematische Einheit litte oder zu große Weitläufigkeit entstünde. Wenn zu allen Zeiten ein Werk, welches die Ergebnisse der strengen Wissenschaft überhaupt ins Leben bringt, oder ein Werk, welches die Ergebnisse der

philosophischen Forschung frei von der philosophischen Schulsprache den historischen Forschern allgemein zugänglich macht, Bedürfnis ist, und da niemals ein Werk, und strebte es noch so sehr nach Objectivität, ganz frei von der Individualität des Verfassers ist, so können wir Lehrern und Nichtsprachforschern, wie auch den geschichtlichen Sprachforschern, welche sich nicht starr gegen Begriffe und Ideen abschließen wollen, vorliegendes Werk als vortrefflich empfehlen.

---

## Ueber die Sprache der Taubstummen.

In der bisherigen Literatur über Taubstumme*) war das praktische Interesse, die Aufsuchung der Mittel, durch welche diese Unglücklichen in möglichst vollkommener Weise der menschlichen Gesellschaft angeeignet und dadurch geistig ge-

*) Die neueste literarische Erscheinung über Taubstumme ist: C. Schmalz, Ueber die Taubstummen und ihre Bildung, in ärztlicher, statistischer, pädagogischer und geschichtlicher Hinsicht, zweite verbesserte und sehr vermehrte Ausg. Dresden und Leipzig, Arnoldi'sche Buchhandlung 1848 — ein Werk, über welches die „Foreign Monthly Review" sagt: This is one of those complete works, in the manufacture of which the Germans avowedly excell all other nations etc. Hier findet man auch ausführliche Angaben über diese Literatur. Soweit diese den Franzosen angehört, wird sie sorgfältig angegeben von Neumann: die Taubstummenanstalt zu Paris im Jahre 1822, Königsberg 1827. Wir heben nur folgendes hervor. Der erste, von dem wir sichere und ausführliche Nachricht haben, dass er Taubstumme sprechen gelehrt habe, ist ein spanischer Mönch Pedro de Ponce (st. 1584), und er ist auch wahrscheinlich der Verfasser der später (1620) erschienenen ersten Druckschrift über den Taubstummenunterricht: Reduccion de las letras y arte para ensennar a ablar los mudos, par Juan Pablo Bonet. Mit der sinkenden Blüte Spaniens ward auch dieser Unterricht vernachlässigt. Wenn nun aber auch in andern Ländern im 17. und 18. Jahrhundert rühmenswerte Versuche in demselben gemacht wurden, so blieben sie doch vereinzelt, und es war der Zeit, in der überhaupt das Humanitätsgefühl erwachte und sich theoretisch zu erfasssen strebte, den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorbehalten, eigentliche Taubstummen-Anstalten zu gründen. Der Abbé de l'Epée in Paris und Samuel Heinicke in Leipzig erzeugen eine neue Periode. — Die Werke, in denen wir für unsern Aufsatz die beste Belehrung fanden, werden wir gelegentlich im Laufe desselben angeben. [Vrgl. Séances et travaux de l'Académie des sciences morales et politiques. Bd. 58, S. 342 ff.]

bildet werden könnten, wenn auch nicht ausschließlich, doch bei Weitem vorherschend; und wo der Zustand der ununterrichteten Taubstummen geschildert wird, wird viel zu sehr die sittliche Seite — meist mit ungerechter Beurteilung — betrachtet. Unsere Untersuchung wird sich rein theoretisch bloß über die intellectuelle Tätigkeit des Taubstummen erstrecken. Wir wollen versuchen, ob durch Betrachtung derselben die Sprachwissenschaft und die Psychologie über das Wesen der Sprache und der Vorstellung etwas lernen können. Inwiefern man den Taubstummen Sprache beizumessen berechtigt sei, dies zu entscheiden hängt natürlich ebensowohl von der Ansicht ab, die man über das Wesen jener Unglücklichen, als über das der Sprache selbst hat. Wenn man, wie gewöhnlich geschieht, das Wesen der Sprache nur in der Mitteilung von Gedanken durch den Laut findet, so kann man dem Taubstummen nur in übertragenem Sinne Sprache, Geberdensprache, zuschreiben. Sollten wir dagegen zu dem Resultat gelangen, dass die bisherige Definition von Sprache den eigentlichen Begriff derselben nur sehr ungenügend ausdrückt, so werden wir wohl auch das Verhältnis der Taubstummen zur Sprache von Neuem anzusehen und neue Bestimmungen über dasselbe aufzustellen haben.

Ohne Sprache kein Denken, also kein Mensch; das ist ein alter Satz der Psychologen und Sprachforscher. Soll man nun den Taubstummen menschliches Wesen nicht absprechen, so bleibt nur die Wahl, entweder zuzugestehen, dass die Sprache keineswegs unbedingt zum Menschen gehöre, oder dass selbst der Taubstumme Sprache im eigentlichen Sinne nach ihrer wesentlichsten Wirksamkeit besitze. Wenn man aber ferner die Sprache als etwas Notwendiges für den Begriff des Menschen festhält, und damit sogleich auch den Taubstummen Sprache zuerkennt, so kann offenbar in dem, was diesen fehlt, nämlich in der Fertigkeit, seine Gedanken durch Laut-Zeichen mitzuteilen, das wahrhafte Wesen der Sprache, ihre menscherzeugende Kraft, nicht liegen.

So ist der Taubstumme die lebendige Widerlegung der gangbaren Ansicht von der Sprache — wenn man nicht die beiden oben gemachten Voraussetzungen zurücknehmen will. Man könnte erstlich behaupten, der Taubstumme, ohne Sprache, sei eben darum auch kein Mensch, besonders wenn man das

noch in Abzug bringe, was er nur durch die Sprechenden lernt, niemals aber aus sich hätte erzeugen können, was er auch nur geistlos, affenartig nachahme; er würde durch eigene Kraft nie über die Stufe tierischen Stumpfsinnes und tierischer Grausamkeit hinaus zu menschlichem Wesen gelangt sein. Um dies tatsächlich zu begründen, könnte man sich auf manche Berichte berufen von der entsetzlichen Roheit der Taubstummen und ihrem gänzlichen Mangel an zarterm, menschlichem Gefühle, so lange sie sich noch im natürlichen Zustande befinden. Man schaudert, wenn man bei einem Manne wie Sicard, der so manches Verdienst um die Taubstummen hat, ja bei dem wir Liebe und günstiges Vorurteil für dieselben voraussetzen müssen, Folgendes liest: „In menschlicher Gestalt, aber auch fast nur in der Gestalt, unter seinen Mitmenschen immerdar herumirrend, beschränkt auf die bloß physischen Bewegungen u. s. w.; er stiert alles an, aber er kann nichts begreifen; er fasst es auf, aber er kann es nicht vergleichen. . . . . Er weiß nichts von Gesetzen und Pflichten, von Recht und Unrecht; Gutes und Böses, Tugend und Laster sind für ihn wie nicht vorhanden; rohe Sinnlichkeit erstickt in ihm jeden Funken des moralischen Gefühls“. Itard spricht ihm Liebe zu den Eltern, Dankbarkeit überhaupt gegen Wohltäter, Mitleiden und Sinn für Freundschaft ab. Auch Eschke stellt ihn dem Tiere gleich. Er besitze nichts als die Empfindung der Gegenwart, er habe bloß augenblickliche Eindrücke, fast gar keine Erinnerung der Vergangenheit, und ebensowenig Erwartung der Zukunft. Er fühle kein wahres Glück, sondern bloß ein dunkles Gefühl von Behaglichkeit, wenn er seine Begierden befriedigt habe.

Solche und noch härtere Vorwürfe könnte man nun also zum Beweise gelten lassen wollen, dass die Sprache dem Menschen unentbehrlich sei in dem Grade, dass mit dem Mangel der Lautsprache dem Menschengeschlechte auch jede Fähigkeit zur geistigen Bildung abgeschnitten, dass es dann nur vielleicht die schlaueste Tierart gewesen wäre. — Allein mit Recht würde dagegen wiederum eingewendet werden, dass der Taubstumme dadurch, dass er allein der Lautsprache beraubt sei, sich in einem unnatürlichen Zustande der Einsamkeit und Verlassenheit befinde, der nur wenig durch die Geberdensprache gebessert werde, der aber gar nicht eintreten würde, wenn alle

Menschen in gleicher Sprachlosigkeit wären. Nicht die Laut-Sprache an und für sich, sondern nur die durch sie erreichte Mitteilung und Geselligkeit der Menschen sei, könnte man sagen, das Wesentliche; also sei es auch nicht der Mangel ersterer, als vielmehr letzterer, der dem Tauben schade. Wäre nun aber die Geberdensprache die allgemeine des Menschen, so würde weder dieser überhaupt noch der Taube in seiner Bildung gehemmt sein; nur der Blinde würde dann, wie jetzt der Taube, der unglückliche Einsame sein. Ja, die Geberdensprache habe sogar ihre bedeutenden Vorzüge vor der Lautsprache und sei wo möglich auch heute noch allgemein anstatt letzterer einzuführen. Hierbei könnte man sich auf denselben Sicard berufen, welcher sagt: „Könnte es nicht möglich sein, dass in irgend einem Winkel der Erde ein ganzer Haufen, eine ganze Nation von Taubstummen lebte? Und wäre dies der Fall, würde man es wagen, diese Masse von Menschen unter die übrigen zu stellen, und ihnen wegen des Mangels dieses Sinnes, weniger natürliche Fähigkeiten zuzuschreiben? Sie würden ebenso gut eine Sprache haben, die vielleicht die unsrige noch an Reichhaltigkeit übertreffen möchte. Sie würde den Doppelsinn vermeiden, offen und deutlich würde sie den Willen darstellen, und frei die Seele gleichsam enthüllen. Durch diese Zeichensprache würden sie gleich cultivirt sein mit andern Menschen, sie würden ebenso gut Gesetze, Regierung und eine Polizei haben, die vielleicht heller und richtiger als die unsrige sein möchten“. Also, hat man gesagt, gründe man Taubstummencolonien; diese würden uns bald beschämen durch wahrhafte Bildung. Die Züricher Akademie der Wissenschaften rühmt an de l'Epée's Zeichensprache die Fülle, den notwendigen Zusammenhang zwischen Ding und Zeichen und die daraus hervorgehende Deutlichkeit und Bestimmtheit der Rede. Auch Sicard jubelt, die Pasilalie (Universalsprache) sei gefunden und keine verhassten Synonyma erzeugten mehr Verwirrung und Misverständnis! Am vortrefflichsten aber hat man einen Ausspruch des Isaak Vossius (de cantu et viribus rhythmi, p. 66) gefunden, der ungefähr dahin lautet: dass das menschliche Geschlecht erst dann wahrhaft glücklich zu preisen, wenn die Pest der Sprachverschiedenheit überwunden und eine Kunst entdeckt sein würde, vermöge deren, durch Zeichen, Bewegungen, Geberden alle Menschen

ohne Ausnahme sich mit einander verständigen könnten: während jetzt in der Tat die Tiere sogar weit besser daran wären als die Menschen, indem erstere sich mit viel größerer Leichtigkeit und Sicherheit unter einander verständigten, als es unter den Menschen der Fall.

Hieraus ginge aber hervor, dass das Zugeständnis, der Taubstumme sei Mensch, nur dann festgehalten werden könne, wenn das Andere, die Sprache sei dem Menschen unbedingt nötig, aufgegeben würde; und in der Tat, der Sprachforscher, welcher nichts Besseres von der Sprache zu sagen weiß, als dass sie Gedankenmitteilung sei durch den Laut, ist nicht im Stande, die Notwendigkeit der Sprache zu behaupten, dann aber auch nicht den Ursprung der Sprache zu begreifen. Denn die Sprache begreifen, heißt die Notwendigkeit ihrer Entstehung und Wirksamkeit einsehen.

Wollen wir nun daran gehen, das Verhältnis der Taubstummen zur Sprache zu bestimmen, so haben wir zunächst uns klar zu machen, welche Bedeutung es hat, wenn die Sprache als dem menschlichen Geiste notwendig und ihn erzeugend behauptet wird. Die Sprache, könnte man sagen, schafft ja nicht den Geist, sondern der Geist die Sprache. Letzteres wäre indessen nicht richtiger als Ersteres. Der Geist schafft die Sprache ursprünglich nicht, und hat sie also auch nicht; sondern er ist Sprache; d. h. er wird, indem Sprache wird, und umgekehrt; der Geist schafft sich in der Sprache, oder die Sprache schafft sich im Geiste. Sie ist das Hervorgehen des menschlichen Bewusstseins aus seiner Versenktheit in den Gegenstand, wie diese in der bloßen sinnlichen Gewissheit, dem tierischen Anschauen, vorhanden war. Sie ist die Rückkehr des Bewusstseins aus der Außenwelt in sich, wodurch dasselbe gerade erst Bewusstsein, und ihm gegenüber ein Gegenstand wird. Dieser Vorgang ist eben zugleich und in Einem Spracherzeugung und Entstehung des Geistes. Dies soll gesagt sein, wenn wir die absolute Notwendigkeit der Sprache für menschliches Wesen und Tun behaupten. Bisher hat man weit weniger diese Notwendigkeit, als vielmehr nur den Nutzen der Sprache für das Denken hervorgehoben; und wenn man meist den Laut als das eigentliche Merkmal der Sprache ansah, hat man weniger die Notwendigkeit des Tönens, als in teleologischer Weise —

so auch Humboldt, besonders aber Herder — die für die Sprachzwecke so passende Natur des Lautes erwogen.

Wir erkennen die Kraft der Sprache weniger in dem Laute, als in dem innern Sprachprocess. Dieser geht im Taubstummen so gewiss vor sich, als er menschliches Wesen, Fleisch von menschlichem Fleisch und Geist vom unendlichen Geist ist. Aber er geht in ihm in einer etwas anders gestalteten Form vor. Der Gehörlose wird nicht zur Menschlichkeit geweckt durch den Ruf des Lautes. Der Laut aber ist auch nicht das eigentlich Weckende: kein Schrei erweckt den Todten zum Leben, kein Ton das Tier zum Menschen. Erwachen ist durchaus nur die innere Erregung zu individueller Lebendigkeit, welcher im Weckrufe nur der erste Gegenstand zur Verarbeitung gegeben wird, und welche an ihm sich selbst erregt. Wo diese Kraft der Verarbeitung, der Selbsterregung fehlt, da findet kein Erwachen statt. — Das Wachen des Tieres ist Schlaf gegen menschliches Wachen, wie das Wachen und Leben der Pflanze Schlaf ist gegen das Wachen des Tieres. So sind Schlaf und Wachen nur relative Ausdrücke. Der Wachende aber kann nie geweckt werden, nur der Schlafende. Aus einem bestimmten Lebenszustande lässt sich also nur dasjenige Wesen erwecken, dem dieser Zustand Schlaf ist, nicht selbst schon Wachen. Ein solcher Zustand aber ist als Schlaf des einen Wesens durchaus von demselben Zustande als dem Wachen des andern verschieden, oder es sind überhaupt zwei Zustände da, die nur bei ganz oberflächlicher Auffassung als gleich gesetzt werden können. Denn der erstere verbirgt in sich die Möglichkeit des Wachens, als einer Steigerung, der andere nur die des Schlafes, also einer Niederdrückung. Darum wird das Tier, dem tierischer Zustand Wachen ist, nie zum Menschen erweckt; dagegen ist der Mensch, dem tierisches Leben für Schlafen gilt, schon in diesem Schlafe mehr als das Tier: er ist Möglichkeit zum Menschen und wird zur Menschlichkeit erwachen — gleichviel, ob durch den Laut geweckt oder nicht. Er wird die Glieder recken, wenn er gestärkt genug ist, und damit alle Bande tierischen Schlafes von seinem Geiste abstreifen. Das Tier kommt nicht dazu den Inhalt seines sinnlichen Bewusstseins in den herausgestoßenen Ton zu legen, weil es diesen Inhalt nicht hat, nicht frei über ihn gebietet. Tierische Gier verschlingt Alles, d. h. das Tier

bezieht alles nur auf sein Gefühl, wird darum nicht frei von der Gebundenheit an den Gegenstand, hat nicht die Kraft sich von diesem zu trennen und ihn sich gegenüber zu stellen. Der Mensch aber hat diese Kraft, und er verwendet den Laut als Stütze und Zeichen dieser Tätigkeit. Und auch wenn er den Laut nicht vernimmt, so vermag er in irgend einer andern Empfindung sich den Inhalt seiner sinnlichen Gewissheit vorzustellen, den Gegenstand aus sich heraus zu setzen, und sich selbst, sein Ich, als etwas Dauerndes, Allgemeines von einem Vorübergehenden, Einzelnen zu sondern, wenn er auch dieses Allgemeine nicht sogleich in Form des Ich erfasst.

Der Mensch vor der Sprachschöpfung ist noch nicht Mensch: aber er ist schlafender Mensch, nicht wachendes Tier. Der Zustand sinnlicher Gewissheit — d. i. der sprachlose Zustand — ist darum auch beim Menschen ein anderer als beim Tier. Bei diesem ursprünglichen Unterschiede der menschlichen Sinnlichkeit, noch abgesehen von ihrer spätern Vergeistigung, — von der tierischen müssen wir ein wenig verweilen.

> Ursprünglich folgte hier auf etwa vier Seiten eine Darlegung des Unterschiedes zwischen der menschlichen und der tierischen Sinnlichkeit, worüber jetzt zu vergl. Abriss der Sprachwissensch. I, § 426—473.

Abgesehen davon, dass nicht der mindeste Grund vorhanden ist anzunehmen, dass in Taubstummen der Keim des Geistes an sich durch den Fehler im Gehörorgane schwächer als in den andern Menschen sei, hat auch seine Sinnlichkeit Teil an den Vorzügen der menschlichen vor der tierischen. Die vollkommene Harmonie der Sinne ist freilich gestört: der Mangel des Gehörs ruft zugleich ein außerordentliches Uebergewicht des Gesichtssinnes hervor. Dieser Umstand dürfte von großer Bedeutung sein — ja, von so großer, dass vielleicht jene scheinbar doppelt unglücklichen, des Ohres und des Auges seit früher Kindheit Verlustigen vorteilhafter für geistige Entwickelung gestellt sind als der Taube. Das geistvolle, wohl nicht leicht von einem Taubstummen an Bildungsfähigkeit übertroffene, taube und blinde Kind Laura Bridgman (vergl. über dasselbe vorzüglich: Burdach, Blicke ins Leben, dritter Band), lässt solche Vermutung als

berechtigt erscheinen.*) Trotz dem aber liegt jedenfalls in der Sinnlichkeit des Tauben geistiges Moment genug, um ihn aus der unmittelbaren sinnlichen Gewissheit zu erheben. Er hat Erinnerung, und zwar nicht bloß jene einfache tierische, sondern menschliche, allgemeine.**) Er hält aber die Anschauung, welche der Hörende an den Laut knüpft, in der sinnlichen Empfindung selbst fest; oder er vergegenwärtigt sich sein Verhältnis sinnlicher Gewissheit als solches in seiner Empfindung. Darin also bestünde der höchst bedeutende Unterschied zwischen dem Hörenden und dem Taubstummen, dass ersterer seinen Gefühlszustand zu der Einfachheit eines Laut- und Gehörgefühls zusammenfasst, verdichtet, während letzterer den ganzen Zustand sinnlicher Gewissheit, wie er über seine Sinnlichkeit ausgebreitet ist, in einer gewissen Zerfahrenheit erfasst, wozu zweitens der nicht minder bedeutende Umstand hinzukommt, dass der Hörende seine Empfindung im Laute wirklich aus sich heraus setzt, ihr eine gewisse Objectivität verleiht, wonach er sich ihrer um so sicherer bemeistern kann, während der Taube nur durch ängstliches Ansichhalten der Empfindung sich ihrer erinnert. Wird hierdurch nun drittens die Mitteilung geschwächt, so erhält er nicht von außen her, von seinem Mitmenschen die Stärkung und Bekräftigung seines Bewusstseins. Dies sind die drei Mängel, welche eine höhere Bildung der Vorstellungen im

---

*) Zusatz: Dieselbe lässt sich auch aus allgemeinen Betrachtungen begründen. Die Gesichts-Empfindungen haben mehr als die Empfindungen der andern Sinne etwas die Seele nach aussen Lenkendes, Zerstreuendes, von sich selbst Abziehendes, Überwältigendes. Sie fesseln an die Gegenwart und an die Umgebung. Diese Umstände gehören sogar zu den Vorzügen des Gesichtssinnes oder sind mit ihnen eng verbunden, beruhen auf ihnen. Aber sie müssen weniger vorteilhaft, ja schädlich wirken, weil übermäßig, wenn ihnen nicht durch das Gehör ein Gegengewicht gegeben wird, das nach innen zieht, aus der Räumlichkeit in die Zeitlichkeit, in die Ferne und in die Vergangenheit. Das Gesicht ist den Abstractionen, der Bildung allgemeiner Begriffe nicht günstig. Es liefert die lebendigsten sinnlichen Anschauungen; aber es hält auch die Seele am festesten in der Sinnlichkeit.

**) Zusatz: Ein taubstummer Knabe erkannte recht wohl die Gleichheit eines gläsernen Tintenfasses, eines Trinkglases, eines Spiegels und der Fensterscheibe und ließ sich die gleiche Bezeichnung dieser Dinge durch dasselbe Zeichen gefallen, wollte aber den Stuhl nicht mit eingeschlossen wissen. Er hatte sich also die allgemeine Vorstellung Glas gebildet, unbehindert durch die verschiedene Form und die verschiedene Verwendung des Glases.

Taubstummen ohne Unterricht unmöglich machen: der Mangel an Einfachheit, an Objectivität und an der von den Mitmenschen stammenden Vergewisserung seiner Vorstellungen. Aber nur in der weitern Entwickelung sind seine Vorstellungen gehemmt; dagegen sind sie vorhanden, bekunden menschliches Wesen und enthalten in sich den vollen Keim zur Sprache, den wir nun ausführlicher betrachten wollen.

In Ermangelung des Gehörs ist das Gesicht ein ganz übermächtiger Sinn: so dass nicht nur die durch das Gesicht empfangenen Eindrücke sich vor denen der andern Sinne vollständig vordrängen, sondern dass auch der Taube in Folge dessen dazu getrieben ist, den Inhalt der sinnlichen Gewissheit vorzüglich in einem Bilde für das innere Gesicht festzuhalten und zu einem solchen auszuarbeiten, welches er dann durch seinen Körper, besonders Hände und Gesicht, in lebendiger Gefühlserregung, sowohl sich selbst gegenständlicher, als auch für Andere bemerkbar macht und mitteilt. Der mehrfach angeschaute Baum z. B. wird durch die allgemeine Tätigkeit der menschlichen Erinnerung und Einbildungskraft in dem einfachen Bilde eines Laubdaches vorgestellt; in dieser Vorstellung wird also das Allgemeine der vorausgegangenen einzelnen Anschauungen festgehalten, für das Bewusstsein des Tauben selbst objectivirt, und indem er das Laubdach mit beiden Händen in der Luft beschreibt, wird diese Objectivirung für ihn selbst lebendiger und Andern mitgeteilt, oder jene innere Objectivirung erregt ihn so stark, dass sie selbst die Muskeln in Bewegung setzt und sich dadurch äußert, gerade eben so, wie sie beim Hörenden die Sprachorgane ergreift. Die Blume wird als das Riechende und Berochene für das innere Auge vorgestellt, und dies durch Nachahmung des Riechens äußerlich. Ebenso wird das Glatte, Süße, überhaupt das Betastete und Geschmeckte nach seinen Wirkungen auf den Geschmacks- und Tastsinn für das innere Auge vorgestellt und dem Anblick des Andern dargestellt. Kruse, selbst ein Taubstummer, sagt (Der Taubstumme im uncultivirten Zustande S. 55): „Der Taubstumme redet zu dem Andern vermittelst der Bilder, er kleidet seine Gedanken und Meinungen in Bilder ein; jeden Gegenstand, jede Handlung, jeden Vorfall sucht er abzubilden, so viel an ihm ist: seine Sprache ist mithin nur eine Art von Bildersprache“ — aller-

dings; nur kleidet er seine Gedanken nicht in Bilder ein, als wäre dies ein freies Tun, welchem die Erzeugung der Gedanken selbst vorausginge; sondern diese erstehen ihm in Bildern. „Das was den einzelnen Vorstellungen“ (besser: Warnehmungen, Anschauungen) „gemeinschaftlich zukommt, gibt ein Zeichen ab, vermittelst dessen er den Begriff festhält“ — nicht bloß festhält, sondern ursprünglich erst bildet; das Laubdach z. B. ist der erste, anfängliche Inhalt selbst, nicht bloß das Zeichen seiner Vorstellung vom Baume.*)

In allem diesem liegt menschliches Tun, ein Allgemeines. Das in der Luft beschriebene Laubdach ist nicht das Abbild einer Einzelheit, sondern hat den Wert der Gattung, und ist etwas selbsttätig vom Geiste Erzeugtes, worin sich dieser seine Anschauung vorstellt [wodurch er den Baum (oder genauer den Eindruck, den der reale Baum auf seinen Geist durch die Sinnlichkeit macht) appercipirt und so zu einem Gegenstande seines Bewusstseins macht]. Die Sprache des Taubstummen hat also wie die Lautsprache drei Elemente, erstens eine objective Anschauung [d. h. eigentlich nur ein Complex von Empfindungen], welche zweitens zur Vorstellung erhoben [d. h. durch das Gemeinsame der gegenwärtigen Anschauung mit vergangenen, also durch einen Teil derselben appercipirt], drittens sinnlich [und äußerlich] bezeichnet wird. In diesen Anfängen zur Sprache beruht also der Unterschied zwischen Laut- und Geberden- oder Bildersprache — von den künstlichen Fingeralphabeten sehen wir hier gänzlich ab — nur darauf, dass der Hörende den Laut, welchen die Sprachorgane, lebhaft von der sinnlichen Gewissheit erregt und in eine tonerzwingende Lage versetzt, von sich geben, als Zeichen der Vorstellung verwendet: während der Taube, für den der Laut nicht existirt, den Inhalt der Anschauung durch einen Teil derselben, nämlich durch ein abgekürztes Bild derselben (*pars pro toto*), sich innerlich vergegenwärtigt, und dieses als die allgemeinere Vorstellung auch äußerlich mimisch darstellt.

Abgesehen aber von der Unbeholfenheit eines solchen Sprechens und also auch Denkens in Bildern im Gegensatze

*) Zusatz: Jene durch Geberden gemalten Bilder sind die Apperceptionen oder die Etymologien des Taubstummen.

zu der Leichtigkeit, mit welcher durch den Laut die Anschauung behandelt wird, geht die Notwendigkeit, der natürliche Zwang zum Laute aus der höchst bemerkenswerten Tatsache hervor, dass selbst der Taubstumme zu seinen Anfängen einer innern Sprache sich auch die Anfänge einer Lautsprache, und da er keinen Laut von außen vernimmt, rein aus seinem Innern heraus bildet. Wenn nämlich dem Menschen auch gänzlich das Gehör, der Sinn für Warnehmung äußerer Laute, fehlt, so fühlt er doch die starken von außen her auf ihn einwirkenden Töne in den verschiedensten Teilen seines Körpers als eigentümliche Gefühle. Der schon angeführte Kruse, „der stocktaub ist, empfindet wenigstens die stärksten, durchschneidendsten Töne. Er fühlt dabei bald in den Füßen und in dem Leibe, bald in dem Kopfe, bald in den Ohren selbst eine Erschütterung, welche zuweilen sein Zwerchfell durchdringt, und ihn in einen angenehmen, dem Lachen ähnlichen Zustand versetzt“ (das. S. 65). Hiermit übereinstimmend, sagt Reich (Blicke auf die Taubstummenbildung, zweite Aufl.): „Wenn der Taube gern selbst trommelt und durch Blasen in hierzu gebaute musikalische Instrumente gern selbst Klänge hervorbringt; wenn er ferner ein Löffel- oder Stabgeläute nie anders als mit dem Ausdruck des Erstaunens und Wohlgefallens vernimmt, den Saiten hingegen Töne zu entlocken weniger geneigt ist, so zeugt auch dies dafür, dass er Töne oder doch Klänge empfinde, sobald diese nur unmittelbar auf seinen innern Organismus einwirken. So empfindet er auch, freilich dunkel nur, die in seine Hand stark gesprochenen Sprachlaute“. Die schon genannte Laura Bridgman, dieses zartfühlende Kind, empfindet die Töne eines Pianoforte. Sie erklärte: Sound comes through the floor to my feet, and up to my head (Ton kommt durch den Fussboden zu meinen Füßen und herauf zu meinem Kopf. Tenth annual report of the Perkins institution, Boston 1842. p. 33). Einige Taubstumme merken sogar das Streichen einer Violine (Schmalz S. 23).*) Wenn also der Taubstumme selbst von

*) Zusatz: Die physikalischen Bewegungen also, welche, auf unser Gehörorgan wirkend, die Seele zur Erzeugung von Schall- und Ton-Empfindungen veranlassen, gehen für die Tauben nicht völlig verloren, sondern erregen in ihm gewisse Gefühle, die auch sicherlich in uns nicht fehlen, die wir aber nicht beachten. Für uns werden sie zu unwesentlichen Begleitern der Gehörs-

außen auf ihn einwirkende Töne empfindet, so wird es Niemand wundern, dass er die von ihm selbst in seiner Aufgeregtheit ausgestoßenen Töne nicht nur ebenso, sondern noch viel bestimmter fühlt, so dass er diese nach der Verschiedenheit ihrer Eigenschaften unterscheiden kann. Dass der ungebildete Taubstumme seine Geberdensprache mit Tönen begleite, wie umgekehrt der Hörende, und am lebhaftesten der Ungebildete, die Lautsprache mit Geberden, ist bekannt und erklärlich. „Die Organe unseres Empfindens und Vorstellens stehen in einem so genauen Zusammenhange mit den Bewegungsorganen, dass das, was in unserer Seele vorgeht, sich alsbald auch in Bewegung äußert. Vermöge dieses organischen Zusammenhanges treten dergleichen Bewegungen ohne Zutun unseres Willens hervor, teils sichtbar als Geberden, Mienenspiel, Stellung und Bewegung der Gliedmaßen, teils in hörbaren Schwingungen innerhalb der Atmungsorgane als Stimme“ (Burdach); und der Hörende greift nur eben deswegen nach dem Laute als vorzüglichem Aeußerungsmittel, weil ihn dieser am stärksten ergreift. Der Taubstumme freilich ist, weil er viel schwächer vom Laut berührt wird, auf die Geberde angewiesen. Weil ferner die nähere Bildung der Töne durch Nachahmung bestimmt wird — Menschen, die von Kindheit an unter Tieren gelebt hatten, schrien wie diese, und junge Tiere nehmen das Geschrei anderer Tiere an — so kann der Ton des Tauben, nach keinem Muster gebildet, nur rauh und unangenehm sein. Aber empfunden wird er vom Tauben. Kruse „kann die Erschütterungen, die durch das Hervorbringen von Tönen in seinem Schlunde erregt werden und sich in einer zitternden Bewegung nach dem Gehirne fortpflanzen, nachempfinden. Diese Empfindung kündigt sich ihm als eine unmittelbare Ausströmung des Empfindens und Denkens an, und die Töne selbst erscheinen ihm als Abdrücke oder Copien der Empfindungen, Vorstellungen und Begriffe. So vermochte

---

Empfindungen; den Tauben ersetzen sie dieselben. Eine Tagelöhnerin, die im 9. Jahr ihr Gehör verloren hatte, merkte nicht nur jeden Knall, sondern auch den Orgel-Ton, und zwar durch die Füfse, wie Kruse und Laura. Wie sehr aber solche Gefühle den sonstigen Gefühlen ähnlich sind, bewies diese Frau dadurch, dass, als sie sich Glas in die Fußsohle getreten hatte, sie Andern anmutete „zuzuhören, wie der Fuß brumme“. (Moritz, Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, Bd. II, No. 2, S. 61.)

er in seiner frühern Jugend durch bloßes Fühlen der Tonschwingungen die Bedeutung mancher Wörter — auch*) nur dunkel oder von fern — zu ahnen. Dergleichen Wörter waren, irrt er sich nicht, Wehmuth, Liebe, Freude, Kummer, stumpf, hoch, tief, weich, hart, warm, kalt, rein, weiß, schwarz, hell, dunkel, tot u. s. w.“ Kruse macht noch mehrere ähnliche Mitteilungen über die physiologisch-symbolische, wie ich es nennen will, Einwirkung der Sprachlaute auf ihn, wobei er auch die Verschiedenheit der Sprachen — er versteht Deutsch, Französisch, Dänisch und etwas Lateinisch — berücksichtigt: doch mag hier auch, wie wir fürchten, manche Täuschung mit unterlaufen. In den eben angeführten Wörtern ist allerdings etwas Onomatopoetisches nicht zu verkennen. Was die Stärke und Schwäche der Laute betrifft, so hat Reich bemerkt, „wie sie die Stärke ihrer auszustoßenden Laute dem Raume anmessen, den sie durchdringen sollen, und wie sie ihre Zeichen und Winke für Jemand in der Ferne mit stärkern Lauten begleiten.“**) Ja, das Tönen muss dem Tauben ein wohltuendes Gefühl sein. Reich hat beobachtet, „dass mancher Zögling in den Freistunden, wenn er, wie man sagt, in Gedanken ist, an gewissen Lauten, welche er immer mit denselben Intervallen hervorbringt, sich zu vergnügen scheint.“ Natürlich; der Taubstumme hat die Kraft des Tönens, und das Ueben einer Kraft gewährt Vergnügen. Das Ungeübtlassen einer Kraft hat sogar für den ganzen Organismus nachteilige Folgen. Bei den Taubstummen, welche das Sprechen nicht erlernt haben, werden alle

*) „auch“ soll hier offenbar so viel wie „wenn auch“ bedeuten. Ein solcher eigentümlicher Gebrauch von Wörtern und Satzwendungen findet sich in den Schriften der Taubstummen nicht selten, wie man ihnen überhaupt bald anmerkt, dass ihre Verf. sich nicht in ihrer Muttersprache bewegen, und dass ihnen das eigentliche Sprachgefühl abgehe. Sie eignen sich die Lautsprache mehr durch Reflexion an, wie wir eine fremde lernen; sie erzeugen dieselbe weniger aus eigenem Gefühl und Sprachtriebe, wie dies die hörenden Kinder tun.

**) Zusatz: Das hat sie die Erfahrung so gut gelehrt, wie den Hörenden. Der schwache Laut blieb unbeachtet; derselbe Trieb aber, den dieser Laut erzeugte, nämlich sich bemerklich zu machen, ward durch den Mangel an Befriedigung verstärkt; damit ward auch der Hauch, der Luftstrom, und also der Laut stärker. Mit dem nun eintretenden Erfolge ist aber das Gefühl der größern Kraftanstrengung verbunden, und so ist der Grund zu einer Erfahrung gegeben.

bei der Sprache tätigen Organe weniger ausgebildet, besonders auch die Lungen; so dass selbst die Leibesgesundheit Sprache verlangt. Die Notwendigkeit der Sprache muss zunächst rein mechanisch, nicht teleologisch betrachtet werden.

Besitzt nun also der Taubstumme, neben den allgemeinen menschlichen Eigenschaften und wegen ihrer, sowohl innere sprachliche Vorstellungen, als auch den physiologischen Zwang und darum auch die Neigung zum Tönen, so hat er ja alle Elemente zur Sprache, und wir können uns nicht mehr wundern, wenn er dazu fortschreitet, sich eine wirkliche Lautsprache zu bilden, d. h. bestimmte einzelne innere Sprachvorstellungen mit bestimmten Lauten zu verbinden, jene in diesen zu objectiviren. Ueber diesen höchst anziehenden und die Natürlichkeit der Lautsprache so klar beweisenden Punkt wird von den verschiedensten Seiten ganz übereinstimmend berichtet. Dem verdienstvollen Heinicke, dem Vater der deutschen Taubstummenanstalten, müssen wir doch die Ehre antun, ihn zuerst zu hören. Er sagt (Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache 1778): „Nichts kostet bei dem Unterrichte mancher Taubstummen mehr Zeit und Mühe, als ihnen die schon von Jugend auf sich angewöhnten Töne abzugewöhnen. Denn alle Taubstumme bedienen sich gewisser Töne, die sie entweder bei heftigen Gemütsbewegungen oder auch wohl zu Benennungen einiger Dinge und Sachen in verschiedenen Interjectionen und Articulationen ausstoßen.“ Der taubstumme Teuscher erklärt von sich (Bemerkungen über meines Denkens Form, eine Abhandlung, befindlich bei Reich a. a. O.): „Im ersten rohen Zustande schon hatte ich als Tauber allerdings die Laute empfunden, welche mit meiner Empfindungsweise innig verschmolzen waren; auch wusste ich schon voraus, was für Laute ich hervorbringen sollte. So habe ich z. B. als Kind den Vorstellungen von den mir täglich vorkommenden und mir lieben Gegenständen, wie z. B. meinen lieben Eltern, Geschwistern, manchen Tieren, wie Hunden u. s. w. und noch andern Dingen, für die ich damals keine pantomimische Bezeichnung wusste, (wie z. B. dem Wasser u. s. w.) eine ganz besondere Stimme als ein Rufzeichen angehängt, und irgend eine Person, die ich wollte, mit einer und derselben nie veränderten Stimme gerufen.“

Damit man zu diesen Berichten der Deutschen mehr Zutrauen gewinne — wenn man nämlich den Verdacht haben sollte, dass diese deutschen Beobachter, welche ihre Zöglinge die Lautsprache lehren, was die andern Völker für überflüssige Mühe halten, zur Verteidigung ihres Unterrichts die angeführten Tatsachen nicht unbefangen genug aufgefasst hätten — so fügen wir den Bericht aus Nordamerika über Laura hinzu. Wenn sie im Hause einer Person begegnet, was sie schon mehrere Schritte vorher fühlt, so lässt sie dieselbe nicht vorübergehen, ohne sie leise zu berühren, und diese Berührung ist für sie hinreichend, um diejenigen, welche ihr wirklich bekannt sind, zu erkennen. Dies gibt sie dann auch allemal durch den besondern Laut zu verstehen, mit welchem sie diese Person bezeichnet; denn für jede ihrer Bekanntschaft hat sie einen besondern. „Kommt sie nach kurzer Abwesenheit in die Wohnstube, wo ein Dutzend blinder Mädchen sitzen, so umarmt sie jedes der Reihe nach und gibt dabei schnell und in hoher Lage (rapidly and in a high key) einen besondern Laut von sich; und so verschieden sind diese, dass jedes der blinden Mädchen sagen kann, bei wem sie ist.“ Sie gebraucht aber offenbar die Stimme nur, wenn ihr Gemüt dabei beteiligt ist. Denn, fährt der nordamerikanische Berichterstatter Howe fort, „wenn sie von diesen Mädchen zu einer dritten Person spräche, so würde sie sich ohne Zaudern des Fingeralphabets bedienen; doch bin ich geneigt zu glauben, dass die Vorstellung von ihrem Lautzeichen zuerst ersteht (the thought of their vocal sign occurs first) und, so zu sagen, übersetzt wird in die Fingersprache; denn, wenn sie allein ist, spricht sie zuweilen diese Laute oder Namen von Personen aus. Auf die Frage, warum sie den Laut für Jennette ausgesprochen und ihren Namen nicht an den Fingern buchstabirt habe, antwortete sie: I think of Jennette's noise, — many times, when I think how she give me good things; I do not think to spell her name. (Ich denke an Jennettens Schrei, manchmal, wenn ich denke, wie sie mir gute Dinge gibt; ich denke nicht daran, ihren Namen zu buchstabiren). Ein anderes Mal, als ich sie im nächsten Zimmer den Laut für Jennette rufen hörte, eilte ich zu ihr und fragte sie, warum sie das getan habe; sie sagte: Because I think how she do love me

much, and I love her very much (weil ich denke, wie sie mich liebt sehr, und ich sie liebe gar sehr.*)

Wir kehren zum alten Heinicke zurück, der in dem zu besprechenden Punkte die auffallendsten Beobachtungen gemacht hat. Er hat gefunden: „Sogar die gänzlich Taubgeborenen erfinden sich Wörter zu verschiedenen Dingen. Unter etliche und fünfzig dergleichen Personen, die ich teils unterrichtet, teils sonst kennen gelernt habe, ist kein einziger gewesen, der nicht wenigstens etliche tönende Namen, die er selbst erfunden, gesprochen hahen sollte; manche waren sehr deutlich und vernehmlich. In meinem Unterrichte habe ich einen taubgeborenen Menschen gehabt, welcher neunzehn Jahr alt war, der vorher viel schreibbare und sogar drei-, vier- und sechssilbige Wörter zu Dingen und Sachen erfunden hatte. So nannte er z. B. essen *mum*, trinken *schipp*, ein Kind *tutten*, den Hund *beyer*, das Geld *patten*. Seinen Nachbar, der ein Krämer war, nannte er *patt* (offenbar mit dem vorangehenden Worte zusammenhängend), des Krämers Sohn aber nannte er *pattutten*“ (eine klare Zusammensetzung, in der man schon den Beweis sehen möchte, dass dieser Taubstumme ein Indogermane war.) Derselbe hatte auch Wörter für die beiden ersten Zahlen: 1 *gä*, 2 *schuppatter*. Sollte nicht letzteres Wort wieder zusammengesetzt sein? Auch muss man dem alten Heinicke die Ehre zugestehen, dass er als tiefer deutscher Denker diese Erscheinungen bei Taubstummen und überhaupt die Entstehung der Sprache ganz vortrefflich erklärt hat. Er sagt: „Innere Vorstellungen spannen die Sprachwerkzeuge und das Gehör plötzlich an, ein neues Wort zu dem begehrten Dinge herauszustoßen, welches auch in der nämlichen Zeit mit einemmale von ihnen ins Gedächtnis gefasst wird, als wenn sie es schon öfters gehört und ausgesprochen hätten.“ Hierzu stellen wir eine Bemerkung Burdach's: „Unsere Sprachorgane sind in hohem

---

*) Wie ist es nun mit dem obigen Bericht vereinbar, wenn derselbe Howe gleich darauf sagt, Laura die Lautsprache zu lehren, sei ein törichtes Unternehmen (a foolish attempt)? Dieser gut constitutionelle Bürger der großen Republik weiß aber zum Vorzuge der Lautsprache vor der Geberdensprache bloß das zu sagen, erstere sei von der Majorität angenommen — the mutes are clearly in the minority, and must yield.

Grade empfindlich. Das Gedächtnis des Muskelgefühls, welches uns überhaupt in den Stand setzt, eine früher erlernte Bewegung, auch solche, die wir seit Jahren nicht geübt haben, z. B. das Schlittschuhlaufen, wieder vorzunehmen, ist hier besonders lebhaft und unterstützt unsere Wortkenntnis.“*)

Haben also die Taubstummen ganz unbestreitbar nicht nur die einzelnen Momente zur Sprache, sondern verbinden sie auch dieselben zur wirklichen Gestaltung der Sprache, so haben sie auch nicht bloß, wie wir bisher gesehen, ein Lexikon, sondern auch eine Grammatik. Um diese näher kennen zu lernen, dürfen, ja müssen wir auch die Weise betrachten, in welcher die Taubstummen auf der ersten Stufe ihrer Erlernung einer unserer Lautsprachen die einzelnen Satzteile verbinden.

Kruse sagt: „Merkwürdig ist es, dass Taubstumme bei ihrer gemeinschaftlichen Unterhaltung im Allgemeinen keiner künstlichen Zeichen, als Bindungswörtchen, Partikeln, Vorwörter u. s. w. sich bedienen. — — Der Taubstumme redet zu dem andern vermittelst der Bilder. — — Die Vorstellungen z. B., dass das Pferd eine Mähne hat, Gras frist, Wagen zieht und laufen und gehen kann u. s. w. können allerdings in sinnlichen Formen mitgeteilt und aufgefasst werden; aber ohne Hülfe dieser abstracten Zeichen haben, können, sein ist das ganze Spiel der Ideen dunkel und verworren. Gerade diese und ähnliche Zeichen fehlen der Sprache des Taubstummen. Sie weiß wenig oder gar nichts von grammatischen Formen. Die drei verschiedenen Urteilsformen: das Pferd ist groß, kann gehen, hat eine Mähne, aber keine Hörner, bezeichnet der Taubstumme fast auf gleiche Weise: das Pferd ist groß, gehend, mähnig und hornlos“ — das ist aber schon zu viel zugestanden, denn hierin ist schon Grammatik; in der eigentlichen Bildersprache der Taubstummen aber ist keine Grammatik, weil kein Satz.

---

*) Heinicke hat aus den oben angegebenen Erscheinungen geschlossen, dass der Taubstumme zur Lautsprache bestimmt sei, dass er, wie er sich ausdrückt, entstummt werden müsse. Dass die romanischen Völker und Engländer die Lautsprache für überflüssig und die Schriftsprache und Zeichensprache für genügend halten, stammt wohl zum Teil auch daher, dass ihre Lautsprache selbst zu sehr den Charakter einer conventionellen Zeichensprache trägt und gar nicht so wie die deutsche Sprache mit Herz und Gemüt und Gefühl verwachsen ist.

Und hiermit sind wir nun zu dem Punkte gelangt, wo Laut- und Geberdensprache sich trennen und erstere immer höher in die Sphäre der Abstraction und der Kategorien steigt, Ideen erzeugend oder sich ihnen anschmiegend, während die andere in dem Reiche irdischer Bedürfnisse sitzen bleibt. Dieser Scheidepunkt liegt aber ganz im Beginne der Entwickelung; erst mit ihm beginnt die Lautsprache. Bis hierher war diese selbst nur Geberdensprache. Laura's benennender Schrei wird von Niemanden ein Wort, ein Name genannt werden. Es ist eine Lautgeberde oder ein Geberdenlaut, höchstens mit unsern Ausrufungswörtern zu vergleichen. Das eigentlich Scheidende beider Sprachen ist auch schon erkannt. „Das Wesentliche der Natursprache besteht immer, auch da, wo sich der Wille ihrer bemächtigt (Pantomime und Gesang), darin, dass sie die innern Hergänge und Zustände bloß in Umrissen und als ein Ungeteiltes zur unmittelbaren Anschauung bringt, weshalb sie auch so mächtig einwirkt und den Eindruck der Wortsprache auf das Gemüt verstärkt. — — Das Eigentümliche der Wortsprache besteht darin, dass sie den Gedanken nicht ungeteilt und unmittelbar zur Anschauung bringt, sondern ihn nach seinen Elementen in verständiger Gliederung und in scharf begrenzter Gestaltung, mithin vollkommen deutlich überliefert" (Burdach) — d. h. dass sie den Gedanken eben nicht zur Anschauung bringt, wie die Geberdensprache dies tut, sondern zur Vorstellung. Vergleicht man die Sprache der Taubstummen mit unsern indoeuropäischen, so ist dieser Unterschied unendlich. Betrachten wir aber die weniger vollkommen organisirten Sprachen Ostasiens, so sind uns in ihnen die Uebergangspunkte gegeben, welche uns die Arbeit des Menschengeschlechts aus der Geberdensprache — man möchte z. B. das Siamesische eine Lautgeberdensprache nennen — zur Lautsprache zu gelangen vergegenwärtigt. Damit soll nicht gesagt sein, dass unsere Sprachen alle niedern Stufen erst hätten zurücklegen müssen, was von ihnen nur etwa in dem Sinne gesagt werden könnte, wie dass der Mensch alle niederen Stufen der Natur hätte durchwandern müssen.

Der Unterschied zwischen der Vorstellung und der Anschauung wäre also hier zu betrachten. Das Wesen der erstern scheint mir in der bisherigen Psychologie noch nicht erkannt

zu sein; es fällt aber mit dem Wesen der Sprache zusammen. In der obigen Stelle Burdach's ist für die Anschauung mit Recht das Ungeteilte und Unmittelbare hervorgehoben, die Simultaneität. Dies muss sogar für einen Vorzug gelten. Es liegt aber darin zugleich das Unerkannte [Ununterschiedene] und Verwirrte, das Formlose. Die Geberdensprache also, Anschauungen vorstellend, d. h. nicht bloß äußerlich solche zur Mitteilung darstellend, sondern auch im Innern selbst nur solche besitzend, in ihnen denkend, ist ein sehr unvollkommenes, unklares Denken. Wenn man Butter durch Nachahmung der Tätigkeit des Schmierens, Suppe durch die des Löffelns bezeichnet (Eschke, Kleine Beobachtungen über Taubstumme, herausgegeben von Arneman), wie viel Momente sind hier mit einander verwirrt, die nur an der eigentlichen Sache hängen, nicht zu ihr gehören! [und wie ungenau und unwesentlich ist eben darum die Sache bezeichnet]! Es kann aber dem Wesen der Anschauung nach gar nicht anders sein. In ihr gibt es keine Butter und keine Suppe an sich, und noch viel weniger Schmieren und Löffeln an sich; diese sind vielmehr schon Abstractionen. In der lebendigen Anschauung ist die Butter von der Tätigkeit des Brotschmierens, die Suppe von dem Teller und Löffeln durchaus unzertrennlich. — Eine Lautsprache, die ganz auf diesem Standpunkte stünde, gibt es nicht; obwohl es besonders in den amerikanischen Sprachen nicht an Einzelheiten fehlt, welche Aehnliches darbieten. Denn alle Sprachen haben besondere Wörter für Dinge wie Butter, Suppe, und besondere für die an ihnen haftenden Tätigkeiten, wie schmieren, löffeln; nur findet es sich in Amerika oft, dass Tätigkeiten, je nachdem sie sich auf besondere Gegenstände beziehen, besonders bezeichnet werden, so dass z. B. das Waschen der Hände, Füße, des Kopfes, mit verschiedenen, einfachen Wörtern und ohne Hinzufügung des Objects Hand u. s. w. ausgedrückt werden. Ja wir könnten, um ein ganz nahe liegendes Beispiel zu nehmen, an waschen, baden und taufen erinnern, welcher Fall sich aber von dem des Taubstummen wie der amerikanischen Sprachen unterscheidet. Dass aber, wie die Geberde des Waschens sowohl waschen als auch Wasser bezeichnet; und die des Trinkens zugleich trinken, das Getränk und den Becher oder das Glas; dass, sage ich, irgend eine Sprache ebenso für diese Vorstellungen nur ein Wort haben

sollte, möchte sich nirgends finden. Denn sogleich mit der Wortsprache entsteht die Vorstellung, deren Wesen in der Scheidung, der Abstraction liegt. Mit der Scheidung von Tätigkeit und Ding aber macht sie den Anfang, worin man nur nicht sogleich ein Verbum und Nomen sehen darf. Wie der Standpunkt der ungeschiedenen Anschauung in dem der Vorstellung und des Wortes aufgehoben ist, sieht man daran, dass, wie der Taubstumme die Dinge durch Tätigkeit nachahmende Geberden ausdrückt, alle Substantiva, wenige vielleicht ausgenommen, von Tätigkeitswurzeln stammen: trinken, Trunk, Tränke. Werden aber häufig Tätigkeits- und Dingnamen nicht einmal lautlich geschieden, wie in den einsilbigen Sprachen, so wird die Aehnlichkeit noch größer. Wenn nun gar z. B. im Chinesischen das Wort für Stock zugleich und wohl ursprünglicher bedeutet: einen Stock in der Hand halten, sich auf einen Stock stützen, mit einem Stocke schlagen (vgl. meine Abh., de pronomine relativo, p. 13), so ist das fast ganz derselbe Fall, wie wenn die Geberde des Butterschmierens Butter bedeutet, Die chinesische Sprache hat freilich auch Wörter für halten. stützen, schlagen; aber diese, und ebenso alle Wörter aller Sprachen mögen sich erst aus Geberdenwörtern, d. h. aus solchen, welche Anschauungen, also zusammengesetzte Vorgänge bedeuteten, entwickelt haben. Die Einfachheit, zu welcher in dem Laute die Anschauung zusammengedrängt war, verlieh dem Geiste die Herschaft über sie und die Macht zur Abstraction, durch welche sie zur Vorstellung ward; wogegen die Geberde, die sinnliche Anschauung in ganzer Ausführlichkeit darstellend, durch die Schwere ihrer Körperlichkeit den Geist niederhält.

Betrachten wir nun die Zusammenreihung der Geberden zur Rede. (Schmalz S. 274): „Dasjenige, was dem Taubstummen das Wichtigste scheint, schickt er dem Uebrigen immer voran, und lässt dabei das ihm überflüssig Scheinende hinweg. Z. B. um zu sagen: der Vater gab mir einen Apfel, macht er das Zeichen für Apfel, dann dasjenige für Vater und das für ich, ohne das für geben hinzuzufügen. Verbindet der Taubstumme das Zeichen für eine Handlung mit dem für eine Person, um zu sagen, sie habe dies oder jenes getan, so schickt er in der Regel das Zeichen der Handlung demjenigen der Person voraus. Um z. B. zu sagen: ich strickte, bewegt er die

Hände, wie es beim Stricken geschieht, und deutet dann mit dem Zeigefinger auf seine Brust. Bei Fragen pflegt er die Aufeinanderfolge nicht zu ändern, sondern drückt die Frage bloß durch eine fragende Geberde aus.“

Das Eigentümliche der Geberden-, d. h. der Anschauungs- oder Bildersprache, im Gegensatze zur Wort- oder Vorstellungssprache besteht also darin, ohne Satz, also ohne Grammatik zu reden. Apfel — Vater — ich ist nichts weniger als ein Satz, besonders wenn man berücksichtigt, dass der Apfel (Schmalz S. 315) etwa so ausgedrückt wird, dass man tut, als wolle man in die geballte Faust beißen, wozu man noch etwa der Deutlichkeit wegen das Zeichen für Baum und Abschütteln setzt. Ein Wort wird hier zu einer ganzen Geschichte [und ein Satz ist nicht nur dies, sondern zuweilen eine Erzählung mit Episoden]. Auch wird es dem Taubstummen beim Sprachunterrichte nicht leicht, sich in die grammatischen Formen zu finden, und besonders wird ihnen das Verbum schwer. Kruse sagt: „Lange und lange verwechseln sie die Eigenschaftswörter mit den Zeitwörtern und schreiben häufig z. B. der Lehrer ist gehen Garten; der Lehrer ist fleißig, klug, schreiben, lesen und arbeiten.“ Derselbe Mangel an Unterscheidung der Adjectiva, überhaupt Nomina, nnd Verba findet sich aber auch in den meisten Sprachen der Erde, besonders in den hinterindischen, welche auch den Unterschied von sein und haben nicht kennen. Das Wort*) bewirkt also bei Völkern und Taubstummen sogleich die Zerlegung der Anschauung in ihre Momente; aber dieselben werden noch nicht nach ihren Verhältnissen und Formen als Tätigkeit oder Eigenschaft u. s. w. erfasst und dargestellt. Hier zeigt sich erst der Uebergang von der Anschauung zur Vorstellung. — Uebereinstimmend mit den niedriger stehenden Sprachen sagen ferner die Taubstummen im Anfange des Unterrichts:

*) So wenig wie Laura's Geberdenlaute wird man die oben angeführten des Taubstummen Heinicke's Wörter nennen. So möchten wir auch, wenn derselbe riecke rief, um zu sagen: ich will nicht, oder wenn er, sobald er gezwungen wurde, ausrief: Naffet riecke schitö oder beim Entsetzen Heschbefa für „Gott bewahre!“ in diesen Tönen nicht etwa flectirte Wörter sehen. Diese Töne sind nur Gefühlsäußerungen, das Gefühl der Abneigung, des festen Beharrens bei der Verweigerung, ganz ungeteilt und unmittelbar darstellend, nicht anders als jede andere Geberde.

mein Bruder ist krank fertig, statt: ist gewesen; und das Kind des Herrn umschreiben diese wie jene: Kind gehörend Herrn. In der Wortstellung zeigt sich beim Beginn des Gebrauchs der Wort-Sprache noch dieselbe Weise, wie in der Geberdensprache. Laura sagte in ihrer Fingersprache: schließ Tür, gib Buch, gewiss bloß, weil es ihr so von ihrem Lehrer zuerst vorgesprochen wurde. Denn in selbsttätig von ihr gebildeten Sätzen befolgte sie eine phantasiereichere Wortstellung: Laura Brod geben hieß, man solle ihr Brod geben. Wollte sie trinken, so sagte sie: Wasser trinken Laura.

Einen anziehenden Blick in die sinnlich-lebendige Anschauungsweise des Naturmenschen lässt uns der Stil des noch wenig vorgeschrittenen Taubstummen werfen. Ein solcher Satz: der Regen macht das Land fruchtbar, ist für das Naturkind viel zu abstract. Es weiß nichts von Regen, nichts von fruchtbar, und am allerwenigsten von „macht.“ [„Regen“ ist die Verdichtung der complicirten Anschauung eines meteorischen Ereignisses; „fruchtbar“ ist die als Eigenschaft bezeichnete Kraft des Bodens, welche der Erscheinung des Wachstums der Pflanzenwelt untergelegt, und durch welche diese Erscheinung verdichtet vorgestellt wird; „macht“ drückt das ursächliche Verhältnis zwischen den beiden Erscheinungen als zielende Tätigkeit der ersten aus]. Die sinnliche Auffassung kennt nur die fallenden Tropfen und das Hervorbrechen der Pflanzentriebe; sie spricht: der Regen fällt, die Pflanzen wachsen — eine fast chinesische Redeform [wobei das ursächliche Verhältnis nicht ausgesprochen wird. Dennoch ist es nicht ungedacht: es ist percipirt, aber nicht appercipirt]. — „H. ist auf den Stein gefallen; das Weh macht ihn weinen.“ Diese Belebung des Weh kann man sogar poetisch finden. Dagegen sagen andere Taubstumme und ganze Völkerstämme mehr unbeholfen: H. weint von dem Fallen auf den Stein. Als charakteristisch für die Naivetät des Stils der taubstummen Sprachlehrlinge geben wir noch folgende Beispiele (wie die vorigen nach Kruse). Statt: ich darf in den Garten gehen, heißt es: ich, ja ich, gehe Garten, Du nicht. Statt: ich muss meinen Lehrer lieben und achten — ich schlage, betrüge, schimpfe nicht Lehrer, ich liebe und ehre. Der Gedanke: wäre ich faul und unartig, so würde

ich gestraft, wird so gegeben: Ich bin nicht faul, nicht unartig. Der Faule und Unartige. Ich werde gestraft. In ganz auffallender Weise geht aus diesen Beispielen hervor, von welcher Bedeutung die Kategorie des Gegensatzes bei der Bildung der Vorstellung ist. Erst die immer steigende Sicherheit, welche die Lautsprache dem Geiste für das Festhalten der Vorstellungen nach allen ihren Beziehungen gewährt, ist es, welche ihn zu dem abgekürzten Verfahren bringt, nur die positive Seite der Vorstellung wirklich auszusprechen, die negative zu verschweigen. Da die Mittel, mit welchen der Geist wirken kann, immer derartig sind, dass der Geist, indem er vermittelst ihrer schaffen will, sie selbst erst zu erschaffen hat, so kann er natürlich, je einfacher und leichter diese Mittel sind, um so mehr seine Kraft auf die Sache selbst, den Begriff, richten. Darum ist die steigende Abstraction der Sprache dem Geiste so dienlich. Wir bemerken nur noch, wie durch die angeführten Sätze auch auf die Entstehung der negativen Urteile ein beachtenswertes Licht fällt. — Das Pronomen relativum ist das schwierigste Wort der Sprache; vollkommen kennen es nur die indoeuropäischen Sprachen (und selbst unter diesen findet sich eine Ausnahme (de pron. rel. p. 101). Was Wunder also, dass Laura nicht sogleich im Besitz desselben war, selbst nachdem sie den Gebrauch des Verbum substantivum schon kannte. Sie definirte: Wittwe ist Frau, Mann tot und kalt. Junggesell nicht haben Weib.*)

Wie wir das größte Gewicht auf den Trieb des Geistes nach innerer Sprachform legen, so haben wir uns auch im Obigen bemüht bei den Taubstummen die innere Formtätigkeit

---

*) Zusatz: Kruse bemerkt (S. 75): „Moralische Begriffe müssen den Taubstummen so lange fremd bleiben, bis es ihnen gelingt, ein ihrem Bewusstsein einigermaßen entsprechendes Zeichen zu erfinden“ (d. h. eine innere Form zu schaffen, mit der sie den Begriff appercipiren): „für böse etwa ein mit der Hand von sich Abfahren, ein Hässliches, Schwarzes; für gut ein Schönes, Weißes (denn sie haben ein dunkles Gefühl des Sollens und Dürfens). Nach meinen gemachten Beobachtungen wissen nur wenige Taubstumme sich hier zu helfen.“ Man sagte also für weinen: Wasser im Auge haben; für sich kaufen: M. gab dem Kaufmann 36 Groten und nahm ein Tuch mit nach Hause; für besuchen: N. hat X. die Hand gegeben und sie haben mit dem Mund geplaudert. — Auch folgender Satz mag instructiv sein: „J. isst nicht, warum nicht? er ist krank“, für: J. isst nicht, weil er krank ist.

hervorzuheben. Dass diese beim Taubstummen wie beim Hörenden in gleicher Weise zur Sprache drängt, weil sie dem Geiste als solchem angehört, geht besonders daraus hervor, dass sich ersterer nachgerade auch den feinern Gebrauch der Conjunctionen anzueignen weiß, der ihm schwerlich durch irgend welche Definitionen erklärt und äußerlich beigebracht werden könnte. Es zeigt sich sogar bei ihm ein starker Drang nach neuen Wortbildungen, den schon bekannten analog. Eschke in seinen kleinen Beobachtungen gibt davon interessante Beispiele. Laura, nachdem sie mit einiger Mühe das Wort „allein“ erfasst hatte, drückte den Wunsch mit einem andern Mädchen zu gehen so aus: Laura gehen allzwei.

Das Beispiel Laura's, noch mehr der taubstummen Franzosen Massieu und Clerc beweist, dass sich der Taubstumme in den vollständigen Besitz einer Sprache setzen kann bloß vermittelst der Schrift, ohne die Fähigkeit die Laute auszusprechen sich angeeignet zu haben. Jene Männer denken in Schriftzügen, Laura im Fingeralphabet; träumend und für sich denkend bewegt sie die Finger. Das beweist nur, dass der Geist im Notfalle auch der Laute entraten könne. Die Natürlichkeit des Lautes selbst auch für den Tauben ist oben gezeigt. Wir schließen aus ihr, dass die Sprache überhaupt nicht etwa der Nachahmung tönender Dinge ihren eigentlichen Ursprung verdanke, und dass sie für den Tauben selbst das beste Bildungsmittel sei, wie schon Heinicke gefunden hat, abgesehen von dem Vorzuge, welchen sie vor den Geberden und künstlichen Zeichensprachen im Umgange mit der Welt hat. Reich hat bemerkt, dass seine taubstummen Zöglinge „Fehler der Faselei in ihren geschriebenen Sprachsätzen oft selbst durch langes Ansehen nicht entdecken, dann aber sogleich, sobald sie das Wort oder den Satz laut lesen müssen.“ Teuscher bemerkt von sich: „Ich empfinde die Laute, die ich selbst sprechend hervorbringe, gar wohl in mir selbst, und sie schweben mir vor, auch wenn ich still denke. Es gesellt sich eine Art Zuckung in den Sprachorganen bei.“ Dieses Fühlen der Laute und der Articulation muss natürlich viel innerlicher wirken, als das Ansehen und Vorstellen der Schriftzüge oder die Muskelbewegung der Finger.

Das Bewundernswerteste aber endlich für uns Hörende ist die Fertigkeit, welche die Taubstummen erlangen, uns die Sprache

vom Munde, überhaupt vom Gesichte abzulesen. Sie brauchen den Sprechenden nur von der Seite anzusehen, und es stört sie darum auch nicht, wenn derselbe die Hand vor den Mund legt. Das Nichtbemerkte wird nach dem Bemerkten ergänzt, wie wir beim Lesen nicht jeden Buchstaben besonders ansehen. Orthographische Fehler wie: Portret, Feuertache, dan werde ich Sie damiet endschedigen, welche dem Stummen, der nur die Schriftsprache auffassen kann, leicht das Gemeinte verbergen könnten, werden von dem, der sprechen gelernt hat, leicht erkannt, indem er die Aussprache versucht (Teuscher) Es ist dem deutschen Charakter gemäß, dass die Leistungen der deutschen Taubstummenanstalten weniger als die französischen durch einzelne Personen glänzen, dagegen im Durchschnitt Befriedigenderes leisten, auch tiefer auf die Zöglinge wirken. Hierbei aber hat sich die Lautsprache als vorzügliches Bildungsmittel bewährt.

---

## Zur Sprachphilosophie.

68

„Zur Sprachphilosophie“ — oder auch „zur Psychologie“ könnte ich sagen; und sowohl die Veranlassung zu gegenwärtigem Aufsatze, als auch der Inhalt desselben dürfte der andern 69
Ueberschrift nicht nur Rechtfertigung, sondern vielleicht gar den Vorzug verliehen haben. Denn es ist ein psychologisches Werk, von dem hier Bericht erstattet werden soll; und es sollen die psychologischen Mächte, welche die Sprachphilosophie nur in bestimmter Tätigkeitsweise zu betrachten hätte, vielseitiger, so weit eben jenes Werk es veranlasst, und nach ihrer eigentümlichen Natur in Erwägung gezogen werden. Ich habe dennoch den beschränkteren Titel vorgezogen, um sogleich den beschränkten Laienstandpunkt anzudeuten, von welchem aus ich meine Uebersicht nur anstellen kann.

Das Schicksal der Sprachphilosophie oder philosophischen Grammatik hat das Wunderliche, dass seit Baco bis heute wohl keiner der bedeutenderen Philosophen unterlassen hat, gelegentlich auf sie als ein Desideratum hinzuweisen und von ihrer

Bearbeitung wichtige Aufschlüsse über wichtige Probleme der Philosophie zu erwarten, und dass dennoch keiner von ihnen ernstlich an sie gehen mochte; nicht nur von den großen, schöpferischen Philosophen, auch von denen zweiten Ranges ward sie verschmäht, und sie fiel, bis auf Wilhelm v. Humboldt, ausschließlich dem philosophischen Dilettantismus anheim. Dies begreift sich indess, wenn man daran denkt, dass es bis vor kurzem keine wirkliche Psychologie gab, und wenn man weiß, dass ohne solche eine sogenannt philosophische Betrachtung der Sprache leeres Stroh dreschen heißt.

Dass nun aber auch Herbart und seine Anhänger es bei bloßen Andeutungen und Hinweisungen auf die Sprache haben bewenden lassen, ohne auf ihr Wesen eigens und ausführlich einzugehen: das war Schade für die Sprachwissenschaft und nicht ohne Nachteil für die Psychologie selbst.

In meinem Buche über „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniss zu einander“ hatte ich mich einerseits und zunächst an die Sprachforscher gewant, um ihnen zu zeigen, wie ihr Object ganz und gar psychologischer Natur sei, und wie darum alle Sprachtheorie von der Psychologie aus Licht empfangen müsse, nicht aber von der Logik, bei der man es bisher vergeblich gesucht habe. Andererseits aber wollte ich die Psychologen darauf aufmerksam machen, dass ihnen in der Sprachphilosophie ein Problem geboten werde, welches zu ihren wichtigsten gezählt werden müsse. Denn die Sprache durchzieht die ganze intellectuelle oder theoretische Entwickelung des Geistes, zugleich und aus gleichem Keime mit dieser selbst erwachsend, ihr weiter als notwendige Bedingung dienend, und sie für immer fördersam begleitend, oder vielmehr sich so innig mit ihr verschlingend, dass alle Entwickelungen des Geistes auch ihr, der Sprache, angeeignet, weil nur mit ihrer Hilfe gemacht, scheinen.

Diese Ansicht von der Sprache, die wohl zu allen Zeiten mehr oder weniger dunkel geahnt, zuerst aber von Wilhelm v. Humboldt entschieden, klar und tief ausgesprochen wurde, bilde ich mir ein, in meinem genannten Buche zu einem bestimmten psychologischen Probleme ausgebildet zu haben. Jetzt nun hat Lazarus in seiner Monographie: „Geist und Sprache“ (im kürzlich erschienenen 2. Bde. seines „Leben der Seele“)

dieses Problem aufgenommen und ausführlich bearbeitet. Er hat meine Entwickelung in allem Wesentlichen bestätigt; aber eben nicht nur bestätigt, sondern weiter ausgeführt, tiefer begründet und regt überhaupt durch Vervielfältigung der Gesichtspunkte und Erweiterung des Kreises zu noch weiterem Forschen und Denken an.

Die Betrachtungen, zu denen er mich veranlasst hat, und welche ich als Laie hier willig der Beurteilung der Männer vom Fach unterwerfe, bewegen sich um die drei psychologischen Kategorien: Apperception, Vorstellung, Verdichtung des Denkens. Mit der Ergründung dieser drei geistigen Processe wird auch die volle Einsicht in das Wesen und Wirken der Sprache eröffnet, wie sie denn überhaupt von weitgreifendster Wirksamkeit für das intellectuelle Leben sind. Sie begegnen uns darum nicht minder in den anderen Monographien des genannten Werkes; und so werden wir auch diese berücksichtigen, nur natürlich nicht nach dem in ihnen speciell behandelten Gegenstand, sondern nach dem allgemeinen psycho- 71
logischen Gesetz, das in ihnen auf den besondern Fall angewendet wird.

## I.
## Ueber Apperception.

Herbart kommt auf die Apperception erst da zu sprechen, wo er zum innern Sinn, zur innern Warnehmung gelangt, nachdem schon vom Begriff, Urteil und Schluss die Rede gewesen ist, nachdem er schon die Kategorien Kants und Aristoteles behandelt hat und in die Nähe des Selbstbewusstseins, der Ichheit gerückt ist. Ebenso hat auch bei Volkmann die Apperception ihre Stellung da, wo schon längst vom Verhalten des Neuen zum Alten und wo sogar schon von der Vollkommenheit des Denkens die Rede gewesen ist; da, wo es sich um Selbstbeobachtung, absichtsvolle Aufmerksamkeit handelt.

Sieht man zunächst auf die Art, wie Herbart, besonders aber Volkmann die Darstellung der Verhältnisse der Apperception einleiten, so kann man meinen, sie solle eine verwickeltere Art der Verschmelzung sein, und ihr auszeichnendes Merkmal läge in „jenen weitläufigern und mannichfachern Verbindungen von Vorstellungen“, in den „mehreren Vorstellungsmassen.“ Man

zweifelt aber, ob diese Auffassung richtig ist, wenn man liest, dass als „einfachster Fall“ der Apperception derjenige angeführt wird, „wo *a* [das Zu-Appercipirende] eine eben gemachte Warnehmung ist und *z* [das Appercipirende] der Inbegriff der Erfahrungen und Erinnerungen, welche die ganze Klasse dieser Warnehmungen zum Gegenstande haben“ — ein Fall, der zwar beim Gebildeten sehr verwickelt sein kann, beim Tier, Kinde und Ungebildeten aber sehr einfach verlaufen mag; findet also auch bei diesen schon Apperception statt? Wir lesen weiter: „Bei nur einigermaßen ausgebildeten Vorstellungsverhältnissen kommt die Apperception bei jeder einzelnen Warnehmung zu der Perception hinzu“; und weiter: „Die Empfindung bekommt für uns erst durch ihre Apperception den Namen und die Bedeutung“ — und wir sind noch wenig gebessert.
72 Der Ausdruck „einigermaßen ausgebildet“ ist zu wenig exact. Nur so viel lässt sich daraus ersehen, dass Apperception nicht bei den ursprünglichsten, einfachsten Vorstellungsverhältnissen vorkommen kann. Aber welcher Grad der Verwickelung wäre denn wohl nötig, um aus der bloßen Verschmelzung eine Apperception zu machen? Und welche Wichtigkeit läge denn überhaupt in der Verwickeltheit des Processes?

Sehen wir nun auf die Stellung der Lehre von der Apperception, auf ihre Verbindung mit dem inneren Sinn: so möchten wir annehmen, Apperception werde von Verschmelzung so geschieden, dass bei dieser eine äußere Warnehmung mit einer Erinnerung verschmilzt, in jener aber Inneres mit Innerem. Doch auch so würden wir uns täuschen. Denn wir erfahren plötzlich, dass es nicht bloß eine Apperception des innern Sinnes, sondern auch eine des äußern Sinnes gibt, von der freilich noch gar nicht die Rede war. Die äußere Apperception kann sich aber von der innern doch wohl nur so unterscheiden, wie wir soeben haben Verschmelzung und Apperception unterscheiden wollen. Nehmen wir nun den angegebenen Unterscheidungsgrund für äußere und innere Apperception in Anspruch, welcher bleibt für Apperception und Verschmelzung?

Doch sehen wir uns erst einmal diese nachträglich eingeführte Apperception des äußern Sinnes etwas genauer an. Wir können uns doch nicht täuschen lassen von dem Ausdrucke „äußere Warnehmung“ im Gegensatze zu „innerer War-

nehmung.“ Wenn er einen Sinn haben soll, so kann er doch nur bedeuten: Warnehmung eines Aeußern; und von einem äußern Sinne im Gegensatze zum innern Sinne reden wir doch nur, insofern wir mit unsern fünf Sinnen bloß Aeußeres, d. h. Körperliches, warnehmen. Die Warnehmung selbst aber, der Akt und das Produkt derselben, ist allemal und durchaus etwas Inneres. Also ist die Apperception allemal — auch die des äußern Sinnes, der äußern Warnehmung — Apperception eines Innern, und es gibt nur innere Apperception. Wir stimmen also Schilling bei, wenn er sagt (Lehrb. d. Psych. S. 98), dass „es nicht darauf ankommen kann, ob das Zu-Appercipirende 73
eben erst in der Warnehmung erzeugt ist; es wirkt ja dabei doch nur als Vorstellung im Bewusstsein.“

Schilling hat demgemäß auch der Apperception eine andere Stellung gegeben, nämlich noch innerhalb „des niedern Geisteslebens“, bei der Wölbung und Zuspitzung; nur kommt er natürlich später wiederholt auf sie zurück.

Indessen weicht Schilling von Volkmann doch nur in der äußern Anordnung und der frühern Einführung des Namens Apperception ab, ohne darum den Bereich ihrer Wirksamkeit auszudehnen. Die Fälle, in denen sie Schilling erkennt, sind solche, wo sich „Unerwartetes in der Natur oder Gesellschaft ereignet“ — Fälle, denke ich, welche doch wohl Volkmanns „einigermaßen ausgebildete Vorstellungsverhältnisse“ voraussetzen.

Dagegen nun wird von Lazarus (II. S. 28 f.) mit voller Entschiedenheit die Apperception schon innerhalb der ursprünglichsten Seelenereignisse anerkannt, schon „der frühesten Kindheit“ zugeeignet, und ich kann nur seiner Ansicht beistimmen. Er sagt: „dass in den einfachsten Processen einer Erkenntnis durch sinnliche Warnehmung noch mehrere geistige Elemente, Erscheinungen innerer Tätigkeit vorhanden sind“; und weiter: „Fast jede Perception wird von einer Apperception begleitet und ergänzt; d. h. jeder Auffassung von außen kommt eine Verbindung mit dem bereits Innern — und durch das neu Gegebene Reproducirten — zu Hülfe und dient zu ihrer Ergänzung.“ Diese Verbindung und Ergänzung ist eben Apperception; sie ist „die Aufnahme einer von außen gegebenen Anschauung in die Reihe der bereits vorhandenen ähnlichen — und reproducirten — Vorstellungen.“

Nur in den Beispielen, welche Lazarus hier anführt, scheint er mir nicht ganz glücklich gewesen zu sein. Allerdings beweisen auch „die geübten Roman- oder Zeitungsleser“, „dass auch die einfachsten, scheinbar rein sinnlichen Vorstellungen schon durch innere Processe ausgebildet werden“; aber Uebung im Lesen setzt allemal schon mehr als einfache Vorstellungs-
74 verhältnisse voraus, selbst beim Knaben. Wir hören ferner aus einem gesprochenen Satze manchen Laut und manche Silbe nicht und denken sie dennoch, d. h. wir appercipiren sie, aber dazu gehört eine geläufige Sprachkenntnis; in der fremden Sprache appercipiren wir weniger, als in der Muttersprache. Der Knabe, der ein Viereck einen Bonbon, und einen Kreis einen Teller nennt (und d. h. als solchen appercipirt), hat schon Bild und Gegenstand unterschieden. Die scheinbare Convergenz endlich zweier paralleler Linien gegen ihr entferntes Ende hin ist eine optische Täuschung, der wir uns nie durch Apperception entziehen; nur dass das Bewusstsein über diese notwendige Täuschung uns davor schützt, die Sache so zu nehmen, wie sie scheint, uns sogar lehrt, Entfernungen zu beurteilen, wobei allerdings Apperception wirkt.

Das letzte Beispiel zeigt aber, welchen Kreis von Tatsachen Lazarus eigentlich meint. Drobisch (Emy. Psych. § 45) bezeichnet sie treffend, indem er bemerkt, „dass Sehen u. s. w. nicht bloßes Empfinden, sondern zugleich Verstehen, Deuten des Empfundenen ist“, was nach Lazarus heißt: Warnehmen ist nicht bloßes Percipiren, sondern zugleich Appercipiren. Dass uns der Finger schmerzt, wissen wir nur durch Apperception; denn unmittelbar kund gibt sich nur das Schmerzgefühl; dass aber der Zustand des Fingers die Ursache desselben ist, liegt nicht ursprünglich im Bewusstsein. Jedoch auch Drobisch spricht dort nur von dem Einflusse, welchen die Reproduction auf die Warnehmung hat, und gedenkt erst später der Apperception, da nämlich, wo das „Verständnis des Wargenommenen“, d. h. die Apperception, „nicht gleich zu Stande kommt“, wo „wir uns in unruhiger Aufregung der Gedanken befinden“ — also ähnlich wie Schilling.

Zugestanden aber, dass die Apperception in den letztern Fällen merkbarer, auffallender, weil langsamer (kaum ver-

wickelter) ist als in vielen andern — ist sie darum in diesen weniger vorhanden? weniger klar und bestimmt nachweisbar?

Was also unterscheidet denn die Apperception von der Verschmelzung? Die vorangehende Hemmung? Aber sie geht 75
jeder Verschmelzung entgegengesetzter Vorstellungen voran; diese geht nur von statten, in so weit und nachdem jene befriedigt ist. Und überdies ist eine Hemmung für die Apperception gar nicht wesentlich; sie fehlt natürlich überall da, wo sich die Apperception durch eine Verschmelzung gleicher Vorstellungen ausführt. Die Hemmung vor der Verschmelzung ist aber auch eine Hemmung der Apperception selbst; und also ist sie ihr nicht nur unwesentlich, sondern feindlich entgegengesetzt. Am besten appercipiren wir da, wo etwas ohne Hemmung in unser Bewusstsein eingeht, weil es Anklang, Beifall in uns findet, weil wir darauf vorbereitet sind, es erwarten, verstehen; d. h. da, wo das neu Wargenommene augenblicklich mit dem durch es Reproducirten verschmilzt — ohne Besinnen; und weil ohne Besinnen, darum unbeachtet. Nur das verdanken wir der Hemmung und dem dadurch bewirkten Besinnen, dass wir uns nun auch auf die Apperception besinnen. Das kann dem Psychologen erwünscht sein; aber das interessanteste Buch z. B. ist gerade das, bei dessen Lesung, wie Herbart bemerkt, „die hemmende Kraft völlig verschwunden ist“; und der beste Lehrer ist der, welcher jeden Lehrsatz so vorbereitet, dass ihn der Schüler ohne Hemmung capirt, wie man sagt, d. h. appercipirt. Und warum appercipirt der zerstreute Knabe von dem Vortrage des Lehrers nichts weiter als die eingestreute Anekdote? weil nur sie ohne Hemmung mit seinem Bewusstsein verschmilzt.

Können wir nun in der Hemmung einen der Apperception wesentlichen Umstand nicht erkennen, so können wir ihn noch weniger finden in der „Umformung der einen Vorstellungsmasse durch die andere“, welche nach Volkmann der Verschmelzung beider vorangehen soll. Denn erstlich beruht eben die Umformung auf der Hemmung, und ist also, wie diese, unwesentlich; zweitens aber wird sie nicht bloß durch die der Verschmelzung vorangehende Hemmung bewirkt, sondern auch, und ganz wesentlich, durch die Verschmelzung selbst, mit der

die Apperception abschließt; drittens endlich gehört überhaupt
76 die Umformung, so wenig wie die Hemmung, notwendig zur Apperception. Wer die Tatsachen, indem er sie appercipirt, umformt; oder wer die Maxime, indem er sie auf einen besondern Fall anwendet, umformt: der appercipirt eben schlecht, der verfälscht Tatsache und Maxime. Wenn die gehörte Rede umgeformt wird, so gibt das Misverständnis.

Ist also die Apperception niemals äußere, sondern nur innere; ist sie aber dennoch ein ursprünglicher Process — ursprünglich dem Wesen und der Zeit nach, indem sie bei den einfachsten Seelenereignissen des Gebildeten wie des Kindes mitwirkt; und ist sie endlich durch kein besonderes Merkmal von der Verschmelzung überhaupt zu unterscheiden: wird denn nun Apperception und Verschmelzung dasselbe sein?

So wenig, dass die Verschmelzung nicht minder als die Hemmung und Umformung bei der Apperception weder wesentlich, noch notwendig ist, sondern ganz ausbleiben kann. Dann ist eben die Hemmung das Herschende geblieben; die Apperception ist aber nicht minder erfolgt.

Die hierher gehörenden Fälle müssen wir ein wenig näher betrachten, da man bisher, so viel ich merken konnte, bei der Apperception alles Gewicht auf die endliche Verschmelzung legte, mit deren Ausbleiben eben die Apperception unterblieben sei.

Dem entgegen meinen wir, dass es eine Art der Apperception gebe, deren Wesen oder Inhalt und Zustandekommen auf der Hemmung beruht, auf dem behaupteten Gegensatze. Man überlege folgende Fälle. Es läuft oft eine lange Reihe von Vorstellungen in uns ab, so dass immer ein Glied das folgende reproducirt, welche Reproduction aber von der Reihe der identischen Warnehmungen begleitet wird. Die einzelnen sich entsprechenden Glieder beider Reihen verschmelzen dann mit einander, und zwar so schnell, dass sie nicht appercipirt werden. Plötzlich stockt bei einem Gliede die Verschmelzung, eine Hemmung tritt ein: diese Vorstellung, die hemmende und die gehemmte wird appercipirt; die Hemmung aber behauptet sich, und der Gegensatz selbst der Vorstellungen wird appercipirt.
77 So geht man z. B. durch eine bekannte Straße und sieht die bekannten Häuser, ohne eins davon zu appercipiren. Die Reihe

der Warnehmungen verschmilzt augenblicklich mit der Reihe der reproducirten Vorstellungen, bevor sie beide zu Bewusstsein kommen konnten. Daher konnte während der ganzen Verschmelzung das Bewusstsein mit ganz andern Vorstellungen erfüllt sein. Da stoßen wir auf ein niedergerissenes, neu gebautes, oder nur verändertes Haus; dieses wird appercipirt, wenn wir nicht in Gedanken vertieft sind. — Oder wir gehen im Walde spazieren: kein einziger Baum wird von uns appercipirt; wir sehen den Baum vor lauter Wald nicht. Aber irgend ein Baum zeichne sich aus; durch seine Art, indem alle Bäume um ihn her anderer Art sind; durch seinen Wuchs, durch Verletzungen, weil er abgestorben ist: er wird appercipirt, weil wir ihn nicht erwarteten. Das Tiktak der Uhr, während wir arbeiten, das Klappern der Mühle vom Müller, wird nicht appercipirt; die gehörten Töne compliciren sich vielleicht mit unserm Gedankenlaufe, werden aber augenblicklich gehemmt und kommen darum nicht zum Bewusstsein; oder sie bilden eine Reihe für sich, die neben der Reihe unserer Gedanken abläuft, ohne sich mit ihr zu berühren. Sie hören plötzlich auf, und das wird appercipirt — die unterbrochene Verschmelzung, die Hemmung. — Wir sehen einen Freund; wir appercipiren die Gesammtvorstellung, die wir von ihm haben, aber nicht ein Glied von ihm, nicht seine Hand, nicht sein Auge u. s. w., aber etwa die Wange, welche angeschwollen ist, das Haar, das er sich hat schneiden lassen. An der Wange, am Haar stockte die Verschmelzung. — Wir suchen ein bekanntes Ding unter vielen; „dieses ist es nicht, jenes auch nicht, aber dieses da.“ Das sind drei Apperceptionen, von denen die beiden ersten auf Hemmung, Negation, beruhen. — „Wie schneidet ein Sprachschnitzer ins Ohr des Puristen! wie beleidigt ein Miston den Musiker! oder ein Verstoß gegen die Höflichkeit den Weltmann!“ (Herbart). Und warum? weil das Erwartete unterblieb; weil die Warnehmung mit dem Reproducirten nicht verschmolz. — Man denke endlich an Tadel, Spott, Reue und 78
moralische Selbstkritik. Worauf beruht denn das Schmerzliche der Reue? doch nur darauf, „dass die Vorstellungen von dem, was geschehen ist, in sehr vielen Punkten verschmelzen müssen mit den Vorstellungen von dem, was hätte geschehen sollen; dass sie aber dieser Verschmelzung nicht nachgeben

können, weil sie dabei aus ihren eigenen Complicationen und Verschmelzungen herausgerissen werden. Der Conflict, der hier entsteht, ist schmerzlich fühlbar“ (Herbart). — Der Egoismus, der nichts Fremdes fördern mag, alles, was nicht ihm gehört, von sich weist; wie auch der Charakter, der die entwürdigende Zumutung des Unsittlichen von sich abweist, hat das ihm Fremde appercipirt, als Fremdes, als etwas, womit er nicht verschmelzen kann.

Also: die Anerkennung von Veränderungen, die Negationen, das Abweichen und Verweigern u. s. w. sind Apperceptionen ohne Verschmelzung.

Aus den vorangehenden Tatsachen und Betrachtungen ergibt sich wohl, dass Apperception weder einen Elementarprocess des psychischen Mechanismus, noch auch ein Vermögen der Seele bezeichnet. Was ist sie also?

Wir antworten:

Apperception bezeichnet den Anteil der mächtigern Vorstellungsmasse an der Schöpfung neuer Gedanken, Vorstellungen oder Urteile; welche Schöpfung eben darauf beruht, dass eine Vorstellung oder Vorstellungsreihe in ein Verhältnis zu einer mächtigern Vorstellungsmasse tritt.

Diese Definition habe ich aus den vielen Bemerkungen über Apperception, welche Lazarus durch seine Monographien hindurch gestreut hat, abstrahirt. Zunächst besonders anregend war mir die Bemerkung (II. S. 179), dass bei der Apperception eine Vorstellung „nicht bloß nach ihrem eigenen Inhalt, sondern zugleich durch einen andern Inhalt und nach der Verwandtschaft mit demselben festgehalten“ werde. Hierdurch aber erhält sowohl sie selbst erst ihren eigenen Inhalt, als auch jener andere Inhalt, durch welchen oder innerhalb dessen sie
79 gedacht wird, erweitert und näher bestimmt wird. Denn, wie Lazarus sogleich weiter an einem einfachen Beispiele klar dargelegt hat, beide Factoren der Apperception werden in ihr umgeformt; sie werden, möchte ich sagen, nicht nur in einander verschmolzen, sondern damit zugleich auch umgeschmolzen zu einem reichern sowohl als auch höhern Dritten. Der gedachte Inhalt ist nicht mehr bloß das, was er enthält: denn durch ihn wird noch Anderes gedacht; dieses Andere aber ist auch nicht mehr was es war: denn es wird durch Anderes gedacht. Also

ist hier auch nicht bloß eine Summirung beider Factoren, sondern wirklich etwas Neues, in welchem beide enthalten sind.

Apperception ist also nicht ein müßiges Beobachten und Beobachtet-Werden einer Vorstellung oder Vorstellungsmasse durch die andere, sondern der eigentliche geistige Schöpfungsprocess; nicht ein bloßes Sich-Beschauen, sondern ein Sich-Befruchten und Aus-Sich-Gebären. Diese Analogie wird man nicht zu weit verfolgen. Wir haben in der Apperception weder bloß einen auf irgend einen Reiz erfolgenden mechanischen Process, noch auch organische Assimilation oder Conception. Auch an die Entwickelung des Embryo zu denken scheint mir nicht sehr passend, wenn man auch schon in Rechnung brächte, dass der Geist Embryo und Mutter zugleich ist.

Ich habe aber zur eben gegebenen Definition noch nähere Bestimmungen hinzuzufügen. — Es mag hier dahin gestellt bleiben, ob oder inwiefern Lotze recht hat, wenn er verschiedene Grade der Intensität des Vorstellens und dadurch bewirkte verschiedene Grade der Helligkeit der Vorstellungen leugnet. Auch wenn man die bisherige Ansicht beibehält, sollte ich meinen, muss man den Begriff anerkennen, den Lotze statt der geleugneten Kraft der Vorstellung einführen will, nämlich „Macht der Vorstellung.“ Diese Macht ist aber von der Klarheit, von der Bewusstheit überhaupt durchaus unabhängig; die mächtigsten Vorstellungen sind meist die dunkelsten, oft ganz unbewusst. Denn die Macht beruht auf dem Verhältnis der Vorstellung zu andern Vorstellungen und zu Gefühlen und Trieben, mag dies Verhältnis nun lediglich in psychologischen Verbindungen oder 80
auch in dem logischen Werte und in den logischen Beziehungen der Vorstellungen liegen. Es wirkt aber als Macht, selbst unbewusst, sei es, dass dies Bewusstsein nur augenblicklich oder auch überhaupt und gänzlich fehle.

Vorstellungsmassen bilden sich, meine ich, durch eine gewisse Attractions- oder Kristallisationskraft.*) Es kann nun

*) Ich lasse es dahingestellt, wie sie sich zu Verschmelzung, Complicirung oder Association verhalte. Es scheint mir aber durchaus tadelhaft, wenn man in neuester Zeit den von Herbart gemachten Unterschied zwischen Verschmelzung und Complicirung aufgegeben hat und alles wieder zu einer unbestimmten Associirung verschwimmen lässt. Man sollte im Gegenteil noch mehr Unterschiede in der Verbindung der Vorstellungen festzuhalten suchen.

entweder ein Gedanke, ein bestimmter Inhalt, sein, welcher diese Anziehungskraft ausübt und einen Mittelpunkt in einem weiten Kreise von Vorstellungen bildet, innerhalb dessen kleinere Kreise liegen können; oder es kann jene Kraft als ein über allen Vorstellungen einer Masse schwebendes organisirendes, bloß formales Gesetz gedacht werden. — Mit der Attractionskraft aber ist schon auch eine Repulsionskraft gesetzt. Das Gesetz wirkt wie alle Gesetze unabhängig von der Bewusstheit. Ist aber ein Gedanke das Centralisirende, so muss er natürlich irgend einmal bewusst gewesen sein, braucht es aber nicht gerade im Augenblicke seiner Wirksamkeit zu sein.

Das Gesetz ist das Mächtigere als die davon beherschten, nach seiner Forderung sich gruppirenden Vorstellungen; auch der centralisirende Gedanke ist mächtiger als alles, was in seinem Kreise liegt, den er beherscht; und je vielseitiger eine Vorstellung mit andern verbunden ist, und je inniger das Attractionsverhältnis ist, vermittelst dessen sie herscht, um so mächtiger ist sie.

Je mächtiger aber die herschende Vorstellung ist durch die Weite seines Kreises oder die Festigkeit der Anziehung, oder je mehr das organisirende Gesetz innerhalb der Masse verwirklicht ist: um so entschiedener, schneller und fester erfolgt die Apper-
81 ception, sei sie nun attrahirend oder repellirend, positiv oder negativ. Näheres hierüber geben die Bemerkungen von Lazarus über die Bildung der Weltanschauungen (I, S. 221), über gebildete Sittlichkeit (I, S. 84), aus denen hervorgeht, dass diejenige Masse am mächtigsten ist und darum am besten appercipirt, welche die meisten Vorstellungen umfasst, und zumal auch oft wiederholte Vorstellungen, und welche am feinsten und gesetzmäßigsten gegliedert ist. Bildung gewährt diese Bedingungen zur Stärkung der appercipirenden Massen und erhöht also die Apperceptionsfähigkeit (Lazarus I, S. 50); wie denn auch einseitige Bildung einseitige Apperception erzeugt. Diese Einseitigkeit hat Lazarus schön hervorgehoben bei der Besprechung der materialistischen Weltanschauung; er hätte eben darum auch nicht unterlassen sollen, die bedeutende Hilfe hervorzuheben, welche die Bildung der Sittlichkeit gewährt, und welche es rechtfertigt, wenn vom Gebildeten eine höhere, strengere Sittlichkeit erwartet wird. Denn die Bildung muss sich notwendig auch

über die Vorstellungen von den sittlichen Verhältnissen und Forderungen erstrecken. Dadurch aber erhält diese Vorstellungsmasse eine viel größere Macht, eine größere Herschaft über Affecte und Begierden, als sie beim rohen Menschen haben kann, wo diese Masse „im eigentlichsten Verstande nur bloße Masse, bloße Anhäufung ohne innerliche Ausbildung und Anordnung“ (Herbart) ist.

Ist hiermit im Allgemeinen wenigstens bezeichnet, welche Vorstellung oder Vorstellungsmasse die mächtigere ist, so bleibt noch, um die obige Definition schärfer zu bestimmen, dies übrig, dass wir die Verhältnisse näher betrachten, in welche die appercipirte Masse zur appercipirenden treten kann; oder es sind die Verhältnisse anzugeben, in denen zwei Vorstellungen zu einander stehen können, wenn eine Apperception der einen durch die andere möglich sein soll. Hierbei ist ausdrücklich daran zu erinnern, dass der psychologische Process der Apperception auch und häufig von logischen Verhältnissen bedingt wird, d. h. vom Inhalt der Vorstellung selbst; und wenn nun logisch falsch appercipirt wird, d. h. wenn die Apperception zwischen zwei 82
Vorstellungen ein Verhältnis setzt, welches dem logischen Verhältnis zwischen ihnen widerspricht: so ist hiermit ein Fehler begangen, den der Logiker erkennt, aber nicht das appercipirende Subject, welches vielmehr das von ihm in der Apperception gesetzte Verhältnis zugleich für das logische hält. Für den Appercipirenden fallen das psychologisch gesetzte und das logisch-reale Verhältnis zusammen; für ihn als solchen gibt es keinen Irtum und nichts Falsches. Nur die abermals appercipirte Apperception kann durch diesen neuen Act als falsch erklärt werden. Wenn z. B. ein Begriff von dem andern als von dem höhern, abstractern, allgemeinern appercipirt wird, so könnte zwar die Logik zwischen diesen Begriffen ein ganz anderes Verhältnis anzunehmen gebieten und jene Apperception für falsch erklären; die Apperception wäre aber darum nicht minder in Übereinstimmung mit dem psychologischen Gesetze, dass das Allgemeine das Besondere appercipirt; denn für den Appercipirenden lag dieses Verhältnis vor, wenn auch nicht für die Logik, oder er hat dieses Verhältnis gesetzt, wenn auch unlogisch. Ebenso kann auch die Apperception des Besondern durch das Allgemeine unterbleiben, weil eben dieses Verhältnis

nicht erkannt worden ist, auch nicht einmal unbewusst. Die Apperception also als psychologischer Process geschieht immer gesetzmäßig, wie alles in der Welt nach den mechanischen Gesetzen vor sich geht. Darum können die Apperceptionsverhältnisse nach den logischen Verhältnissen näher bestimmt werden, ohne dass damit behauptet wird, dass letztere wirklich zwischen den betreffenden Begriffen obwalten.

Die Verhältnisse der Apperception näher bestimmen heißt: die Kategorien der Apperception angeben. Hierzu hat meines Wissens bis jetzt Herbart allein den Versuch gemacht. Er stellt (Psychol. II, S. 251, Ges. W. VI, S. 223) eine Tafel der „Kategorien der innern Apperception“ auf, gegenüber der Tafel der Kategorien, welche die kantischen und aristotelischen ersetzen sollen, und welche „die allgemeinsten Klassen der Begriffe von Gegenständen, die in der äußern Anschauung können
83 gegeben werden“, bezeichnen (das. S. 197, Ges. IV, 178). Denn er meint (S. 251, G. VI, 223): „Sollen die allgemeinsten Begriffe, die zur Apperception dienen, Kategorien heißen — und das sind offenbar in Hinsicht der Außendinge die gewöhnlich sogenannten Kategorien — so wird es deren eben so wohl für die innern Ereignisse als für die Außenwelt geben.“ Gewiss; nur ob es andere sein werden, wie Herbart als selbstverständlich voraussetzt, ist die Frage. Gerade eben so selbstverständlich schien es Kant und Aristoteles, dass die von ihnen aufgestellten Kategorien für die inneren wie für die äußern Ereignisse gelten und ausreichen müssten.

Herbart hat sich mit seinen „Kategorien der innern Apperception“ gar wunderlich verirrt. Fallen denn die innern Ereignisse weniger als die äußern unter die Kategorien der Qualität und Quantität; Aehnlichkeit und Gleichheit; Besitz, Wirken und Leiden; Gegensatz, Veränderung und Unmöglichkeit; ja selbst Ort und Lage? Welch ein Bedürfnis also nach besondern Kategorien für die Betrachtung der Innenwelt? — Ich fühle vollständig die Unangemessenheit, solche Fragen an den Gründer der Statik und Mechanik der Seele zu richten. Ich will also nur sagen: was auch die Betrachtung der Seele und der geistigen Tätigkeiten an Erkenntnissen produciren mag, welche Begriffe sie schaffen mag, sie fallen unter jene allgemeinen Kategorien Kants, und können höchstens die Prädi-

cabilien vervollständigen. Empfinden, Wissen, Wollen, Verschmelzen, Reproduciren u. s. w. werden sich bequem den Kategorien der Causalität, Gemeinschaft und Modalität unterordnen lassen. Herbart bemerkt selbst, dass sämmtliche Kategorien der innern Apperception unter den Begriff des Geschehens fallen. Nun denn, so werden sie auch alle mit diesem Begriffe, der sich allerdings auch auf Äußeres bezieht, unter dieselbe Kategorie zu stellen sein, etwa unter Veränderung, oder Wirken und Leiden.

Der erste Fehler, den Herbart hier begangen hat, ist also der, von dem auch schon die Rede war, dass er eine innere und äußere Apperception unterscheidet, während doch alle Apperception nur innere ist. Die gewöhnlich sogenannten Kategorien 84
sind eben gerade Kategorien der immer nur innern Apperception, „reine Verstandesbegriffe“; und andere als solche kann es gar nicht geben.

Der zweite Fehler Herbarts aber ist der, dass er übersehen hat, wie der Genitiv in dem Ausdruck Kategorien der innern Apperception doppelsinnig ist; denn er bedeutet eben so wohl Kategorien, unter denen die innere Apperception begreift, als auch solche, unter denen sie begriffen wird; Kategorien, welche sie schafft, und solche, unter denen sie geschaffen wird. Herbart versteht unter Kategorien der innern Apperception diejenigen, unter denen sie begreift, welche sie schafft. Diese sind aber, wenn man die Apperception nur als innere auffasst, eben die gewöhnlichen Kategorien; und wenn man mit Herbart innere und äußere Apperception unterscheidet und unter jener die Apperception des innern Geschehens versteht, so sind ihre Kategorien sämmtliche in der Psychologie zur Anwendung gebrachte Kategorien, wie Verschmelzung, Complicirung, Evolution und Involution, Vernunft und Verstand u. s. w. Und sieht nicht Herbarts Kategorientafel der innern Apperception vollständig aus wie eine schematische Uebersicht der Seelenvermögen?

Beide Fehler liegen klar zu Tage, wenn Herbart (a. a. O.) den Ausdruck Kategorien der innern Apperception erklärt durch „Hauptbestimmungen des innern Geschehens.“ Diese wären ja nichts anderes als die Kategorien der Psychologie; und die Apperception, innere und äußere, ist selbst nur eine der Hauptbestimmungen des innern Geschehens.

Nach dem Gesagten scheint es mir leicht, Herbart's Fehler im allgemeinen zu berichtigen.

Unter den innern Ereignissen eines ist die Apperception. Sie ist ein Tun, oder wenn man will, ein Geschehen, welches zwar einen im allgemeinen für jeden einzelnen Fall sich gleichbleibenden Charakter behält, aber doch im besondern verschiedene Bahnen einschlägt, sich in verschiedener Weise vollführt und demgemäß zu einem verschiedenen Ergebnis gelangt, je nach den Bedingungen, welche obwalten. Diese Verschiedenheiten liefern die Kategorien der Apperception.

Die Untersuchung derselben läuft also auf die Frage hinaus: wie vielfältig gestaltet sich das Verhältnis zwischen der mächtigern und der schwächern Vorstellung je nach der Natur und Wirksamkeit beider, was sich alles in einfacher Gestalt kund gibt im Erzeugnis der Apperception. Daher wäre eine Uebersicht dieser Erzeugnisse eine Uebersicht der Kategorien der Apperception, und, wäre sie vollständig, eine vollständige Darlegung des Wesens und Wirkens der Apperception.

Dies die Aufgabe: so weit scheint mir die Sache klar und leicht. Die Ausführung dieser Aufgabe aber übersteigt meine Kräfte bei weitem, und ich muss sie tüchtigern und in psychologischen Forschungen geübtern Männern überlassen. Nur einige Andeutungen, die vielleicht förderlich sein könnten, seien mir gestattet.

Es scheinen mir drei Hauptpunkte in Betracht zu kommen: erstlich die identificirende Kraft des Appercipirenden; zweitens seine subsumirende Kraft, abhängig von seiner logischen Enge oder Weite; drittens seine rein und im eigentlichen Sinne schöpferische Kraft. Beim ersten und zweiten Punkt kommt dann noch die ponirende oder negirende, attrahirende oder repellirende Wirksamkeit der Apperception in Betracht; und in allen drei Fällen käme der Unterschied der theoretischen und praktischen Tätigkeit, des Wissens und Wollens hinzu. Man kann ferner noch unterscheiden je nachdem das Appercipirende bewusst oder unbewusst, und das Appercipirte eine sinnliche Empfindung (ein Empfindungscomplex) oder eine bloße Vorstellung (Vorstellungsmasse) ohne sinnliche Gegenwart ist. Diese Unterschiede beruhen auf der allgemeinen Bestimmung der Seelentätigkeit und

sind zwar nicht ohne Einfluss auf die Apperception, ohne sie jedoch wesentlich zu berühren.

Die einfachste Apperception findet statt, wenn ihre beiden Factoren an Inhalt gleich und nur in ihrer psychologischen Existenz verschieden sind: dies kommt vor beim Wiedererkennen, welches sich in einem Identitätsurteil ausspricht: „dies jetzt 86
Angeschaute, die gegenwärtige Erscheinung ist eine solche, wie die frühere war“ (Lazarus II, S. 103, 178).

Sogleich beim einfachsten Falle also stoßen wir auf die Form des Urteils. Und in der Tat, hätte Herbart das Wesen der Apperception als des notwendigen Grundprocesses in allem Denken erkannt, ich begriffe nicht, wie er das Urteil für eine dem Denken von der Sprache aufgedrungene Form erklären konnte, statt in ihm eine der Sprache von der Apperception, d. h. vom Denken, unumgänglich vorgeschriebene Form zu sehen. Alles Denken bewegt sich in Apperceptionen, d. h. in einer Beziehung zweier Factoren zu einander, welche sich als Subject und Prädicat darstellen. Das Urteil, der Satz, stellen nicht eine Verschmelzung oder eine Complexion dar, sondern eine Apperception, und d. h. vielmehr eine Auflösung (Analyse) einer Verschmelzung und Complexion. Das Subject ist das Zu-Appercipirende, das Prädicat das Appercipirende. Die ursprünglichen Identitätsurteile, Ausdrücke der Wiedererkennung, sprechen sich in einem Worte aus, in einem Ausrufe: „der Vater!“ ruft das Kind, „das Land!“ der Schiffer; und in solchen Sätzen schuf der Urmensch die Wörter. Nichts anderes ist es, wenn das Kind ruft „mich hungert“ oder „Hunger“; und nur wenig verschieden, wenn es sagt „Brod! trinken“; dann nämlich wird nicht das Gefühl des Hungers oder Durstes, sondern sogleich der Trieb nach dem Dinge, welches jene unangenehmen Gefühle zu heben vermag, appercipirt. Diese Rufe sind wesentlich Prädicate (oder Objecte), die appercipirende Vorstellung bezeichnend; das Appercipirte, das Subject, ist ein Complex von Empfindungen, der verschwiegen bleibt, weil er noch gar nicht appercipirt, nicht gedeutet ist, sondern erst im Worte, im Prädicate eine Bedeutung erhält. In der entwickelten Sprache wird das Subject ersetzt durch ein Demonstrativum: das ist... Dieses Demonstrativum wird aber nicht lange haben auf sich

warten lassen. Das Unbekannte, welches wargenommen wird, beunruhigt das Gemüt; man sehnt sich es zu appercipiren, zu
87 deuten. So werden schnell nach einander Vorstellungsmassen reproducirt, welche appercipiren sollen, ohne es zu tun. In solcher Verlegenheit wendet man sich an den Begleiter und sucht Hilfe bei ihm. Er soll aufmerksam gemacht werden, und das geschieht durch ein hervorbrechendes „Da!“

Wir sehen das Wesen dieser einfachsten Apperception darin, dass etwas zunächst Unbekanntes, ein noch ungedeuteter Empfindungscomplex als identisch gesetzt wird mit einer ältern Anschauung. Dies widerspricht durchaus nicht der oben angeführten Bemerkung von Lazarus, dass das Wesen der Apperception gerade darin liege, dass etwas nicht bloß nach seinem eigenen Inhalte, sondern zugleich durch einen andern Inhalt gedacht werde. Dies geschieht auch hier; denn der Empfindungscomplex wird in dieser Apperception nicht bloß nach seinem Inhalte, sondern auch durch den reichern, deutlichern, bedeutendern — weil mit andern Vorstellungen und mit Gefühlen verbundenen — Inhalt der ältern Vorstellung gedacht. Wir haben also hier die Setzung einer Identität Verschiedener. Hier ist auch noch keine Subsumtion eines Besondern unter ein Allgemeines, sondern Identification zweier Besonderer, und weil Identification, darum auch nur ein Wort. Dieses, wie gesagt, ist Prädicat; und so ließe sich sagen, alle Wörter seien ursprünglich Prädicate, seien als solche geschaffen. In demselben Sinne aber ist alles Sprechen und Denken Prädicat, Deutung, Apperception der Realität, und unmittelbar bloß unserer Empfindungen.

Ueberhaupt tut man besser, von Prädicat so lange nicht zu reden, als man nicht auch ein Subject daneben hat; denn Subject und Prädicat sind relative Begriffe. Sie entstehen erst, wenn nicht mehr bloß identificirt, sondern zugleich unterschieden, Gleiches und Ungleiches gesondert wird; dann entsteht auch Allgemeines und Besonderes; jenes wird Subject, dieses Prädicat, allerdings dem logischen Verhältnisse entgegengesetzt (das. S. 182, 183).

Es sind aber gerade jene ersten Identitätsurteile schon, welche die Verallgemeinerung der Anschauung bewirken. Denn
88 sie setzen nur das an der gegenwärtigen und der reproducirten Anschauung Gleiche als gleich, und nur dieses Gleiche als das

Wesentliche, als die Sache (das. S. 179 f.). Und so zeigt sich gleich hier die schöpferische Kraft der Apperception, nach deren Vollziehung ein Drittes da ist, welches weder nur das Appercipirte, noch das Appercipirende ist. Dieser Unterschied wird aber von neuem appercipirt, und das entwickelte Urteil entsteht, wo jenes allgemeinere Dritte zum Subject und die Besonderheiten des Appercipirten zu Prädicaten werden. Die Sache dreht sich aber auch um. Das Grüne dort ist nicht was du schon kennst und wofür du es zuerst nahmst, sondern etwas anderes. So wird auch das Prädicat allgemein. Bemüht zu zeigen, wie die Anschauungen immer allgemeiner werden, hat Lazarus doch auch hervorgehoben, wie in dem scheinbar den Inhalt der Anschauung verflüchtigenden Streben nach Allgemeinheit zugleich auch ein Streben nach Auffassung und Bezeichnung des Besondern liege, und wie das Besondere gerade nur dann bestimmt erfasst wird, wenn es als ein Allgemeines im Worte appercipirt ist (S. 184). Nun meine ich aber, dass auch in dem entwickelten Satze mit Subject und Prädicat der Erfolg der Apperception doch wieder eine Identität ist, eine gleiche logische Weite oder Enge beider. Wer im Frühling bemerkt, „die Bäume blühen", appercipirt die Bäume nur als blühende, und das Blühen nur als das der Bäume. Es findet hier ein Ineinander zweier Apperceptionen statt, und so eine höhere Identität Verschiedener als im vorigen Falle. Das Verschiedene bleibt unbeachtet, und darum sind Subject und Prädicat gleich eng oder weit, keins allgemeiner oder besonderer als das andere. Jedes ist ja auch eine Apperception derselben Anschauung, der blühenden Bäume. Es wird zuerst jedes, das Blühen und die Bäume, appercipirt als identisch mit seinem Allgemeinen; sie werden dann beide als mit einander identisch, dadurch aber gerade jedes als von seinem Allgemeinen Besonderes appercipirt. Weil Subject und Prädicat in der Apperception als identisch und gleich weit gesetzt werden, darum sind sie relativ und können ihre Stelle gegenseitig umtauschen: diese Bäume blühen, 89
diese Blühenden sind Bäume.

Auf Indentificirungen laufen auch die Apperceptionen hinaus, welche vorkommen beim Finden eines Gesuchten, beim Anerkennen und Glauben. Verwickelter sind die Fälle des Einsehens und Begreifens, Beweisens, Schließens. Hier kommt es

darauf an, das Vorliegende anzusehen als ein Einzelnes, dessen Allgemeines man schon besitzt, d. h. zu subsumiren; oder als ein Allgemeines, dessen Einzelnes man schon hat. Hierher gehört auch das Billigen und das noch verwickeltere Vergleichen, Erwägen, Wählen, Vorziehen, Wollen, Ordnen.

Subsumtion erschöpft aber das Wesen der Apperception nicht. Es handelt sich vielmehr allgemeiner um die Verträglichkeit und Uebereinstimmung des Zu-Appercipirenden mit den alten Vorstellungen, von welcher Uebereinstimmung die mögliche Subsumtion nur ein besonderer Fall ist. Ich kann den Tot einer geliebten Person, obwohl ich die Nachricht sehr wohl verstanden, also appercipirt habe, dennoch nicht glauben, d. h. nicht appercipiren, weil mein ganzes Gemüt noch voll ist von Gedanken, Entschlüssen, Gefühlen, welche das Leben jener Person voraussetzen.

Hiermit kommen wir auf die interessanteren verwickeltesten Fälle, wo die Apperception in höherem Grade ihre teils schöpferische, teils umgestaltende Kraft offenbart. Dies kann gelegentlich schon da vorkommen, wo es sich nur um Deutung der sinnlichen Empfindungen handelt. Lazarus (II, S. 33 ff.) erinnert uns hier an Don Quixote, der die Windmühlen als Riesen, die Schafherde als Kriegsheer appercipirt; an den Furchtsamen, der des Nachts im Baumstumpf ein Gespenst, einen Räuber sieht; an Hallucinationen und Wahnsinn (das. S. 236), — Fälle, wo die Empfindungen, das sinnlich Gegebene, nur das geringste Material zu den Vorstellungen liefert, welche die Apperception erzeugt. Auch der Zimmermann, der in der Eiche nur das Bauholz; der Lohgerber, der an derselben nur die Borke; der Maler, der nur ihre Form sieht, d. h. appercipirt, gehören hier-
90 her; sie sehen in demselben Anblicke ganz Verschiedenes, d. h. sie erzeugen Verschiedenes durch verschiedene Apperceptionen. — Alle Bilder, Vergleiche, Metaphern beruhen auf einem tertium comparationis, welches Erzeugnis einer Apperception ist. „Fest wie die Eichen, treu wie Gold, die Morgenstunde hat Gold im Munde", beruhen auf eigentümlichen Apperceptionen der Eiche, des Goldes. In dem, was oder wie es appercipirt ist, liegt der ganze Inhalt des Gedankens (das. S. 235—238).

Das Erraten, Vermuten, Ahnen schließt sich hier an. Es sind Vorstellungen gegeben, zu denen andere von innen her

hinzugefügt werden, um das Gegebene, das zusammenhangslos, widerspruchsvoll, unverständlich erschien, in sich zusammenhängend zu machen. Durch die verbindenden, ausgleichenden Vorstellungen werden die gegebenen, richtig oder falsch, appercipirt. So am entschiedensten beim eigentlichen Rätsel, wo die zu findende auflösende Vorstellung in eine Masse von Urteilen Licht und Zusammenhang bringt, sie appercipirt.

Hierauf beruht ferner einerseits das Sprechenlernen der Kinder, andererseits aber auch das Denkenlernen durch Sprache, das Verständnis neuer Ideen, welche doch immer mit alten Wörtern bezeichnet werden, und überhaupt die Anregung, welche die Sprache, ihr Schatz an Wörtern, etymologischen Formen und syntaktischen Verbindungsweisen, der Entwickelung der Gedanken gewährt, wie auch wieder umgekehrt die Erweiterung und Vertiefung der Bedeutung der Wörter und Formen durch Fortschritte des Geistes. Das Kind z. B. hat vor allen Dingen das Sprechen überhaupt zu appercipiren, d. h. zu merken, dass Sprechen Darstellung des Innern ist. Weiß es dies, so liefert ihm jedes vernommene Wort einen Reiz, es zu verstehen, d. h. eine Vorstellung zu bilden, welche in das Gehörte Sinn bringt, d. h. welche das Wort zu appercipiren vermag. Diesen Punkt hat Lazarus ausführlich und vortrefflich erörtert im dritten Abschnitte der Abhandlung „Geist und Sprache“. Er bemerkt sehr schön: „Das gehörte Wort ist gleichsam ein Samenkorn, in die Seele gelegt; die innere Triebkraft der Seele aber durchdringt und befruchtet es mit geistiger Nahrung, so dass es selbst 91
zu geistigem Leben erwacht und emporwächst“, indem eben die bezügliche Vorstellung erwacht, welche das Wort appercipirt. „Das Wort leistet Hebammendienste bei der Geburt des Gedankens.“

Von noch feinerem, geistigerem Wesen als in den eben genannten Fällen, wenn auch weniger schöpferisch als vielmehr umgestaltend, zeigt sich die Apperception bei der Bildung von subjectiven Vorstellungen, welche nicht unmittelbar aus sinnlichen Anschauungen hervorgehen. Hier sollen geistigere Anschauungen von ästhetischen und ethischen Verhältnissen und durch sie erzeugte Gefühle zu Vorstellungen umgewandelt, und d. h. eben durch das Wort appercipirt werden. Der Abschnitt,

in welchem Lazarus diesen Punkt erörtert (II, S. 195—218), scheint mir die glänzendste Stelle der beiden Bände. Nur verwiesen werde hierauf, da ich hier weder ausschreiben mag, noch hinzufügen kann.

An die oben erwähnte Apperception der Vergleichung schließt sich die freiere der Analogie, worunter ich alles Schaffen nach einem Modell verstehe, nach einem im Voraus festgesetzten Schema, das, zunächst abstract und leer, ausgefüllt werden soll. Herbart würde schwerlich eine Kategorientafel, und zwar eine solchergestalt viergliedrige, producirt haben, hätte ihm nicht die kantische vorgeschwebt; und er hätte noch weniger eine solche Kategorientafel der innern Apperception aufgestellt, wenn nicht im Parallelismus mit der der äußern; d. h. Herbart hat die Uebersicht der Kategorien durch die kantische Tafel appercipirt. Zumal aber Hegel und seine Schule und sämmtliche schematisirende Philosophen hätten tausend Dinge nicht gesagt oder nicht so gesagt ohne ihre Schemata; d. h. sie hätten anders appercipirt. — Es ist hier auch zu erinnern an die wunderbare Macht der Analogie in der grammatischen Gestaltung der Sprache, wo sie zum herschenden und schaffenden Gesetz wird. Nicht nur die Wörter, z. B. Fischer, Fleischer, Vogler u. s. w. sind einander analog gebildet; sondern die
92 Begriffe sind selbst erst durch die Analogie geschaffen, appercipirt, wiewohl hier die appercipirende Analogie unbewusst geblieben ist.

Eben so unbewusst wirkt die Apperception im Takt. „Wenn auch die kaum“ — gar nicht, würde ich sagen — „ins Bewusstsein gekommenen Vorstellungen eben so auf das Urteil und den Entschluss des Menschen wirken“, d. h. eben so appercipiren, „wie die klaren und bewussten Vorstellungen, dann hat er Takt“ (das. S. 286).

Hieran schließt sich aber überhaupt die Fähigkeit, unserm Gedankenflusse die Richtung anzuweisen, sei es durch einen bestimmten Rhythmus der Bewegung; sei es durch ein vorgestecktes Ziel, wo angelangt werden soll; sei es durch Maximen, Grundsätze, Rücksichten, Lieblingsideen u. s. w. Von all dem hängt Reproduction, Combination und Scheidung, Wert und Macht und Wirksamkeit der Vorstellungen ab, also unser ganzes

Denken.*) Hierauf, d. h. auf den appercipirenden Massen beruht der einheitliche Geist der philosophischen Schulen, der religiösen und politischen Gemeinschaften aller Art, des Jahrhunderts u. s. w.

Das Temperament und die Stimmung kommen hier in hohem Grade in Betracht; sie sind bedeutende appercipirende Mächte. Welchen Befürchtungen geben wir uns heute hin, welchen Hoffnungen morgen! und doch stehen die Sachen heute und morgen gleich; wir appercipiren sie nur anders. — So spricht die Musik zu uns, indem sie uns in Stimmungen versetzt, welche uns auf bestimmte Bahnen der Apperception führt (das. S. 319).

Kommen wir schließlich auf die Sprache. Wir haben schon bemerkt, dass ihre Entstehung, ihre Erlernung, ihre Weiterbildung auf Apperception beruht. Sie ist aber ihrem eigensten Wesen, ihrem Ursprunge und ihrem Zwecke nach, und ganz ausschließlich nichts anderes als ein appercipirendes Mittel, ein 93
Mittel, das zwischen dem Einzelnen und dem allgemeinen Reiche der Erkenntnisse und der Ideen steht, wodurch sich jener des letztern bemächtigt, d. h. wodurch er sich sowohl die schon gewonnene Erkenntnis aneignet, als auch neue erzeugt.

Schließen wir uns einstweilen der gewöhnlichen Ansicht an, so hat die Sprache zwei Seiten, eine lautliche und eine innere, begriffliche. Letztere aber gehört doch genau genommen nicht zur Sprache, sondern dem Reiche des Gedankens und der Begriffe; der Sprache bleibt eigentümlich nur die lautliche Seite; d. h. sie ist ein System der Bezeichnung der Begriffe und Gedanken durch Laute. Dann wäre die Sprache ein großartiges mnemotechnisches Mittel. Das wegen seiner Unbestimmtheit, seiner Feinheit, seiner Complicirtheit schwer Zu-Reproducirende (die Bedeutung) würde an ein leicht Zu-Reproducirendes (den Laut) geknüpft und dadurch mittelbar reproducirt; die Bedeutung wird im Laute, dem Zeichen, appercipirt.

Diese Ansicht ist nicht entschieden falsch; aber sie erschöpft keineswegs die vorliegende Tatsache; denn sie übersieht ein

*) Ein großartiges Beispiel zum Obigen bespricht mein Aufsatz „Zur vergleichenden Mythologie“ in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung No. 50—55, 1857 [überarbeitet in der Z. f. Völkerpsych. II, 129—178].

drittes Moment der Sprache, welches zwischen dem Laute und dem Begriffe steht: die innere Sprachform. Der Laut ist ein Apperceptionsmittel; aber die Sprache hat außer ihm noch andere, gedankliche oder begriffliche Mittel, um die Anschauungen, Begriffe und Ideen zu apperciviren. Das Ganze dieser geistigen Mittel der Sprache ist ihre innere Form, im Gegensatze zur Lautform. Die Bedeutung nämlich der Wörter und Wortformen ist streng genommen durchaus verschieden von den Begriffen und den Erkenntnissen der Realität, gehört zur Sprache selbst und ist neben dem Laute Apperceptionsmittel.

Es drängt sich uns also hier ganz entschieden ein Begriff auf, den wir bisher noch nicht betrachtet haben. Wir fanden früher nur ein Appercipirendes und ein Appercipirtes, auch noch ein drittes, das Ergebnis des Processes, die Einheit jener beiden. Jetzt aber bietet sich innerhalb des Processes selbst noch ein drittes dar, ein Mittel der Apperception, durch welches das
94 eine das andere appercipirt. Dies veranlasst uns, die schon betrachteten Fälle der Apperception nochmals anzusehen, ob wir auch in ihnen ein solches Mittel zu erkennen gezwungen sind. Und nun scheint mir, es sei so. Denken wir an einen einfachen Fall, an das Wiedererkennen. Die Totalvorstellung ist hier das appercipirende Mittel; die Gesammtheit der durch frühere Warnehmungen der Person oder des Dinges erlangten Erkenntnisse ist die appercipirende Masse, die gegenwärtige Warnehmung die appercipirte. Durch die Totalvorstellung, welche das allen Warnehmungen Gleiche umfasst, wird die neue Warnehmung mit den alten vereinigt. Der Inhalt der Totalvorstellung aber wird durch das Wort bezeichnet. — Wenn Don Quixote in den Mühlen Riesen sieht, so ist die Vorstellung der Riesen das Mittel der Apperception; die eigentlich appercipirende Masse aber ist die Gesammtheit seiner Vorstellungen vom wandernden Rittertum. — Jedes tertium comparationis ist ein Mittel der Apperception; das Verglichene das Appercipirte; das, womit verglichen wird, — das Appercipirende; nur dass das Verglichene und das, womit verglichen wird, oft nur relativ zu bestimmen ist. Eben so ist das auflösende Wort des Rätsels ein Mittel zur Apperception, welche selbst aber von den verschiedensten Massen vollzogen wird. — Wenn nach einer Analogie, nach einem Muster producirt wird, so ist diese Analogie

bloßes Mittel. — Die Maximen und allgemeinen Sätze appercipiren unmittelbarer; d. h. das Mittel entzieht sich leicht dem Bewusstsein. Es findet aber doch hier eine Vergleichung des Allgemeinen und Einzelnen statt; der Teil des Einzelnen, der dem Allgemeinen gleich ist, bildet das Mittel der Apperception. — Wenn aber allgemeine Ideen und Gesetze eine Umgestaltung von Vorstellungsmassen fordern und bewirken — wenn z. B. die Gottesidee die auf Sittlichkeit bezogene Vorstellungsmasse gestaltet, um sie sich entsprechend zu machen — so wirken sie als Mittel oder auch als Zwecke der Apperception.

In solchem Sinne ist die Sprache ein Apperceptionsmittel, und zwar das universelle, womit der Denker seine Gedanken appercipirt, d. h. schafft, und auch der Hörer sie appercipirt, 95
d. h. versteht. Geistreich spricht Lazarus (II, S. 113 ff.) vom Schweigen als einem bedeutenden Triebe zum Selbstbewusstsein. — Verstehen und Sprechen sind im strengsten Sinne relative Begriffe. Das eigentlich Wesentliche und Schöpferische im Sprechen ist Verstehen. Der Urmensch hat gewiss nicht seinen eigenen Laut, sondern den vom andern gehörten zum Worte gemacht, indem er in diesem Laute sich selbst und den andern zugleich verstand; und damit hatte er auch die Gleichheit seines Wesens mit dem des andern erkannt, indem er ihn, wie sich selbst, als denkendes und sprechendes Wesen appercipirte.

So ist denn die Sprache auch in dem Sinne Apperceptionsmittel, dass durch sie nicht bloß in einem individuellen Bewusstsein größere, mächtigere Vorstellungsmassen schwächere appercipiren, sondern dass Personen einander appercipiren und einen gemeinsamen einheitlichen Geist bilden (das. S. 217). Dies ist der Punkt, wo die Sprachwissenschaft auf die Völkerpsychologie verweist.

Das nähere Eingehen auf diese ganze, eben angedeutete Wirksamkeit der Sprache führt auf eine genaue Betrachtung der zu Anfang dieser Abhandlung genannten Punkte: Vorstellung und Verdichtung des Denkens. Die Betrachtung derselben soll nicht lange auf sich warten lassen, wenn die vorliegende Arbeit die nachsichtige Aufnahme findet, welche ich hoffe.

## II.

## Ueber die Vorstellung und die Verdichtung des Denkens.

194 Auch in diesem zweiten Artikel zur Sprachphilosophie beab-
195 sichtige ich, wie in dem ersten, einen prüfenden Bericht zu erstatten über Lazarus' Leben der Seele, aber in der Weise, dass ich an der Bearbeitung eines frei gewählten Themas versuche, wie belehrend hierbei das genannte Werk sich erweist. Der Verfasser desselben könnte zwar bei solchem Verfahren leicht zu kurz kommen; es dürfte dabei leicht sowohl die Mannichfaltigkeit des Stoffes, den er verarbeitet hat, als auch die Bedeutsamkeit und Tiefe, welche er seinen psychologischen Entwickelungen zu geben wusste, nicht vollständig ans Licht gehoben werden. Besonders muss wohl die Eigentümlichkeit seiner Betrachtungs- und Darstellungsweise verloren gehen, wenn ich seine Gedanken in einen ganz andern Zusammenhang versetze, als in welchem er sie gegeben hat. Indessen denke ich, ich habe es hier mit Lesern zu tun, welche sein Werk schon kennen, und welche für die Bildung ihres Urteils über dasselbe nicht erst auf mich warten, die es sich also gefallen lassen können und wollen, dasselbe auch einmal in meiner Weise an den Probirstein gebracht zu sehen.

Das Thema des ersten Artikels, die Apperception, war wenigstens nicht ungeeignet, um die Fülle von psychologischen Erscheinungen, welche Lazarus in den bis jetzt erschienenen zwei Bänden seines Werkes besprochen hat, ohne Zwang und in einer Beziehung, die er ihnen selbst gegeben hat, hervortreten zu lassen. Das gegenwärtige Thema gewährt diesen Vorteil nicht in gleichem Grade. Es schließt sich unmittelbar nur an das vierte Kapitel der Abhandlung „Geist und Sprache" an, wo es aber ausführlich besprochen wird. Auch ist die hier zu erörternde Frage von weitgreifender Wichtigkeit für die Psychologie und berührt vielfach und innigst ihre principielle Grundlage.

Bemüht nämlich, den Quell der Sprache im Geiste und ihre Wirksamkeit für die Ausbildung des Geistes zu erkennen, habe ich in meinem Buche „Grammatik und Psychologie" etc. den menschlichen Geist in einer Entwickelung begriffen gedacht,

in der er mehrere Stufen durchläuft; ich habe nun diejenige gesucht, auf der die Sprache entspringt, um so zu erkennen, was der Geist mit der Sprache gewonnen hat, was er ihr weiter- 196
hin und für immer verdankt, und wie sie ihm dies leistet. Dabei wurde ich auf die drei Stufen geführt: Warnehmung, Vorstellung und Begriff. Wie ich mich hierbei zu Herbart verhalte, habe ich dort nicht berücksichtigt. Jetzt möchte ich mich hierüber aufklären und will sehen, wie mir Lazarus dabei zu Hilfe kommt.

Lazarus stimmt hier allerdings im Wesentlichen mit mir überein; denn vor allem wichtig ist hier eben schon die Anerkennung überhaupt einer derartigen Entwickelung des Geistes, dass auf einer neuen Stufe „eine neue Tätigkeit des denkenden Wesens“ (II, S. 166) beginnt, welche eine „psychologische Metamorphose eines Vorstellungsinhaltes“ bewirkt (S. 160).

Gegen solche Annahme aber scheinen einige Aussprüche Herbart's in scharfem Widerspruche zu stehen, wie z. B. die wiederholte Behauptung: „dass unsere sämmtlichen Vorstellungen Begriffe sind in Hinsicht dessen, was durch sie vorgestellt wird... Die Begriffe sind eben so wenig eine besondere Art von Vorstellungen, als der Verstand ein besonderes Vermögen ist“ (Lehrb. z. Psych. § 179). Dieser letztere Satz aber zeigt uns, wie der erstere zu verstehen ist. Denn wenn wir auch die alte Lehre von den Seelenvermögen verwerfen, so hören wir doch darum nicht auf, von Verstand zu reden und darunter etwas ganz Bestimmtes zu verstehen, etwas anderes als unter Einbildungskraft, Vernunft u. s. w.; ja wir fahren geradezu fort, darunter ein besonderes Vermögen zu verstehen, wenn auch kein angeborenes, so doch ein erworbenes. Und so verhält es sich auch mit den Begriffen. Herbart selbst definirt (Psych. § 120): „In psychologischer Hinsicht ist ein Begriff diejenige Vorstellung, welche den Begriff in logischer Bedeutung zu ihrem Vorgestellten hat“, womit doch ausgesprochen ist, dass nicht jede Vorstellung, sondern nur eine von bestimmter Art Begriff ist. Herbart fährt auch demgemäß fort: „Zuvörderst müssen wir jetzt den Begriff in psychologischer Bedeutung entgegensetzen der Empfindung, der Einbildung, der Erinnerung“; und hierauf wird dieser Gegensatz und der Ursprung der Be- 197
griffe ausführlich entwickelt.

So glaube ich denn, ohne den Herbartischen Principien ungetreu zu werden, behaupten zu dürfen, dass im Laufe der Entwickelung des Geistes ein Punkt eintritt, wo die Bewegungen im Bewusstsein eine andere Form annehmen — eine psychologische Metamorphose, welche ich als den Uebergang des Bewusstseins aus der Anschauung zur Vorstellung bezeichne; und dieser Uebergang ist das Werk und Wesen selbst der Sprache. Hierin stimmt mir Lazarus bei. Zweifelhaft aber ist mir seine Zustimmung, wenn ich nun fortfahre: aller Inhalt unseres Denkens ist entweder Anschauung (ein bloß erinnertes Bild) oder ein bald mehr, bald weniger entwickelter Begriff; Vorstellung aber bezeichnet nur eine gewisse Form, in welcher jener Inhalt gedacht wird. Anschauung nämlich ist die durch Warnehmung unmittelbar entstandene Erkenntnis.*) Ihre Richtigkeit hängt ab von der Gesundheit unserer Sinne und der richtigen Deutung (Apperception) der Empfindungen; der Begriff ist Gegenstand der Wissenschaft: er ist die in den metaphysischen Formen des Erkennens und in der logischen Form der Notwendigkeit gedachte Anschauung oder auch das reine Denken dieser Formen, dieser bloß geistig erfassten Beziehungen zwischen den Anschauungen; Vorstellung aber ist lediglich eine psychologische Form, eine Weise wie das Angeschaute und Gedachte, der Inhalt, im Bewusstsein gegenwärtig ist. Diese Form hat an sich allerdings einen Inhalt; denn sie ist etwas im Bewusstsein; aber sie ist ein Inhalt, der nicht als solcher gilt, der neben jenem eigentlichen Denkinhalt, neben der Anschauung oder dem Begriffe, ist; sie ist Sprache, und abgesehen davon, dass die Rede einen Inhalt hat, ist die Sprache an sich ein Inhalt.

198 Mein Verhältnis zu Lazarus ist also das: Er nimmt in der Entwickelung des Bewusstseins drei Stufen an, Anschauung, Vorstellung und Begriff, auf deren jeder der Inhalt des Denkens ein anderer ist, ein durch andere Weisen der Denktätigkeit anders gestalteter Stoff des Bewusstseins; Vorstellung bezeichnet die mittlere Stufe zwischen Anschauung und Begriff, gegen beide

*) Die Vollkommenheit des erinnerten Bildes hängt ab von der Treue der Reproduction. Der Inhalt des Bildes und der Anschauung ist derselbe; sie sind bloß durch die Weise des Eintritts in das Bewusstsein verschieden. Darum fasse ich beide zusammen unter dem einen Namen Anschauung.

gleich streng abgegränzt. Ich dagegen unterscheide nur zwei Stufen, aber diese doppelt, einmal mit Rücksicht auf das Gedachte, in logischer Beziehung, und einmal mit Rücksicht auf die Daseins- oder Bewegungsform des Gedachten im Bewusstsein, in psychologischer Hinsicht; dort erhalte ich die zwei Stufen Anschauung und Begriff, hier die zwei Stufen Anschauung und Vorstellung. Um aber Zweideutigkeit zu meiden, wollen wir lieber statt Anschauung in dem letztern Sinne, nämlich im Gegensatze zur Vorstellung, sagen: Warnehmung, wobei abermals die bloß und einfach erinnerten Warnehmungen mit inbegriffen sein sollen.

Es ist wohl nicht nötig zu bemerken, dass ich nicht meine, Warnehmen und Vorstellen wären zeitlich geschiedene Stufen und träten nur nach, nicht neben einander auf. Dem vollkommensten Begriffe dürfte die Anschauung am wenigsten fehlen. Man muss sich aber über das ursprüngliche, elementare Wesen des Anschauens und Bildens dadurch nicht täuschen lassen, dass beides, wie der Begriff, einer unendlichen Vervollkommnung fähig ist. Der Techniker schaut eine Maschine, der Kunstkenner ein Bild anders an, als der Ungebildete; aber der Unterschied liegt nicht im Anschauen (denn die Augen des Ungebildeten sehen eben so gut wie die des Kenners), sondern in der entwickelten Apperception (Lazarus S. 203). Das Anschauen also kann nicht „reifer“ (Herbart, Psych. § 147) werden, als es ursprünglich ist gemäß der Gesundheit unserer Sinne; aber die „Besonnenheit“ wächst, und die appercipirenden Vorstellungsmassen werden reifer, und diese Reife des Geistes bewirkt, dass die Anschauung „verliert an dem, was ihr charakteristisch ist“ (das.).

Das Vorstellen aber, obwohl neben der Anschauung vor- 199
handen, ist doch der Entstehung nach eine im Menschen zeitlich später als die Anschauung auftretende Form des Bewusstseins, welche im Kinde und im Tiere kaum vorhanden ist. Anschauung ist die Tätigkeit der Tierseele, wenn man will, selbst nach Herbart's Definition: „Anschauen heißt, ein Object, gegenüber dem Subjecte, als ein solches und kein anderes auffassen.“ Man denke an das Tier, welches die Ohren spitzt; die Katze, die am warmen Ofen liegt, höre ein Geräusch, wie das Geraschel einer Maus, sehe in der Entfernung und im Dunkeln

sich etwas bewegen: wie ist sie bemüht, das Object, „als ein solches und kein anderes“ aufzufassen! Da ist auch Wölbung und Zuspitzung zu erkennen; auch ein Subject mag sie sein, nämlich, möchte ich sagen, ein Subject gegenüber dem Objecte, aber kein Ich, d. h. ein Subject gegenüber sich selbst als Object. Solches Ich entsteht erst durch Vorstellen.

Vorstellen aber heißt: in zusammengewickelten Reihen denken, der Inhalt dieser Reihen mag nun aus Anschauungen oder Begriffen oder Verhältnissen und Beziehungen, zwischen den Dingen unter sich oder zwischen ihnen und Personen oder zwischen Begriffen, bestehen. Vorstellen bezeichnet hiernach nur eine psychologische Form, eine Weise des Denkens, ohne selbst irgend einen bestimmten Inhalt zu haben, aber fähig, jeden Inhalt aufzunehmen — eine Form, die natürlich erst auftreten kann, nachdem sich Anschauungsreihen schon gebildet haben. Bevor ich dies weiter entwickele, habe ich mich gegen Lazarus zu wenden, welcher, wie gesagt, der Vorstellung einen bestimmten Inhalt zuschreibt.

Zunächst unterscheidet er Anschauung und Vorstellung, und zwar eben so, „dass auch in dem Denkinhalt beider, obgleich sie auf dasselbe Object sich beziehen, wesentliche Verschiedenheiten stattfinden“ (S. 168 ff.). Nämlich: „Die Anschauung ist allemal die Anschauung eines einzelnen Dinges, ist also immer individuell, singulär; der Inhalt der Vorstellung dagegen umfasst nicht einen bestimmten, einzelnen Gegenstand,
200 sondern eine Art von Gegenständen, sie ist allgemein.“ Aber nicht „die Gesammtheit aller Anschauungen von gleicher Art macht den vereinigten Inhalt der Vorstellung aus... Die Vorstellung Baum ist nicht die Einheit aller Bäume, die wir gesehen haben. Vielmehr ist der Inhalt ein in der Tat unbestimmter, abstracter, welcher einerseits alle Bestimmtheiten der ihm zugehörigen Anschauungen einschließt und dennoch selbst alle Bestimmtheit seiner selbst ausschließt.“

Das scheint mir nun alles durchaus richtig, spricht aber, denke ich, nur für mich. Der letzte Satz zumal ist in des Verfassers Sinne ganz unverständlich, weil in sich widerspruchsvoll, und erklärlich nur in meinem Sinne. Denn ist die Vorstellung die zusammengewickelte Reihe der Anschauungen, so ist begreiflich beides, wie sie alle Bestimmtheiten der Anschauungen

„einschließt“ (involvirt), und wie sie eben darum alle Bestimmtheit ihrer selbst ausschließt, so lange nämlich, bis die Reihe zur Evolution gelangt: dann sind die Anschauungen selbst da in ihrer Bestimmtheit.

Auch was Lazarus weiter sagt (S. 172) hat meine volle Zustimmung, wenn ich es in meinem Sinne umdeuten darf. Tatsächlich, heißt es, ist bei den Vorstellungen der Menschen „das Wort, der Name des Dinges, die eigentliche und einzige Stütze der Bestimmtheit des Inhalts, so dass dieser ohne das Wort kaum zu haften oder gedacht zu werden vermöchte. Wenigstens im raschen Fluss der Rede finden wir bei genauer Beobachtung den eigentlichen Inhalt der Vorstellungen auf ein Minimum reducirt, so dass kaum viel mehr als das bloße Wort gedacht wird, welches demnach gleichsam wie die mathematische Formel einen Inhalt nur repräsentirt, welcher, wenn die Absicht es erheischte, zwar zur Entfaltung kommen könnte, gewöhnlich aber als eine nicht in den Dienst kommende Reserve stehen bleibt“. Das Minimum von Inhalt, welches Lazarus der Vorstellung unter allen Umständen reservirt, habe ich oben schon zugestanden und werde ich sogleich näher zu entwickeln suchen. Für mich ist nämlich dieser Inhalt von bloß formaler Bedeutung und Geltung: während er für Lazarus der eigentliche Inhalt 201
der Vorstellung ist. Dieser Inhalt, meist auf ein Minimum reducirt, kann zur Entfaltung kommen: während ich meine, dass dieser Inhalt mit demjenigen, welcher zur Entfaltung kommen könnte, gar nicht unmittelbar zusammenhängt, da er der bloß formale Gehalt der Vorstellung ist, und nur der Inhalt der Anschauungen sich entfalten, ihre Reihe sich evolviren kann. Wenn mir also Lazarus entgegenhält, dass nicht alle Wörter oder Vorstellungen im Augenblicke des Seins inhaltsleer sind, sondern in Bezug auf Quantität des Inhalts sehr schwanken, und dass namentlich die Prädicate „inhaltsvoll und energisch gedacht“ werden: so antworte ich, dass dieser Inhalt den Anschauungen gehört, und die größere oder geringere Energie der Vorstellung darin liegt, dass sie die Reihe der Anschauungen mehr oder weniger aufwickelt. Denn wenn die Vorstellung einen Inhalt „repräsentirt“, so repräsentirt sie eben den Gehalt der Anschauungen oder Begriffe, keinen eigenen. Die Energie der Vorstellung, und überhaupt wohl die größere oder geringere

Energie des Denkens beruht darauf, dass während des in Vorstellungen sich bewegenden Denkprocesses der vorstellende Inhalt die Reihen, die er vorstellt, mehr oder weniger zur Entwickelung treibt.*)

202 Kann demnach ein besonderer Denkinhalt für die Anschauung und ein anderer für die Vorstellung nicht unterschieden werden, so haben wir nun weiter zu sehen, was es auf sich habe, wenn Lazarus zwei Klassen von Vorstellungen unterscheidet: „nämlich solche, die unmittelbar aus einer Anschauung sich entwickeln, und solche, die nur mittelbar und entfernt auf Anschauungen sich beziehen“ (S. 165), „nur auf Veranlassung derselben von der Seele producirt werden“ (S. 195). Unsere bisherige Betrachtung war nur mit Rücksicht auf die erste Klasse gemacht, und wir sagten z. B., die Vorstellung „Baum“ hat keinen objectiven Inhalt, stellt aber vor den Inhalt einer einzelnen Anschauung oder aller Anschauungen, die wir je vom Baume gehabt haben. Wie verhält es sich aber mit der andern Klasse?

---

*) Die Energie des Denkens setzt nicht unbedingt Leichtigkeit der Entfaltung der Reihen voraus. Nur der Takt verlangt neben der Energie eine solche Leichtigkeit der Reihenentfaltung, dass ein Glied der Reihe sogar schon wirksam und maßgebend für den Lauf der Gedanken werden kann, noch bevor die entfaltete Reihe ins Bewusstsein tritt, weswegen denn nun auch die Reihe gar nicht mehr ins Bewusstsein zu kommen braucht; sie hat geleistet, was sie sollte, und wird nun von andern verdrängt, die eben nötig sind. Leichtigkeit überhaupt beruht bloß auf der festen Verbindung der Glieder. Der Takt aber verlangt, dass die Verbindung nicht nur fest und innig, sondern auch noch gesetzmäßig sei, d. h. der Natur des Gedachten gemäß, und daher auch allseitig und zwar auf allen Seiten in gesetzmäßiger Weise, oder wie die Sache erfordert, abgestuft, also, möchte ich sagen, rhythmisch. Solch eine Verbindung kann sich bilden durch glücklichen Zufall, durch lebhafte, teilnahmsvolle Anschauung von Mustern, durch sinniges, liebevolles Sich-Versenken in das Wesen der Sache, wobei sich ohne alle Reflexion die Gedanken nach den Verhältnissen der Sache gestalteten und verbanden. Dann kann eine solche Verbindung schnell und unbewusst und gesetzmäßig, also taktvoll auf Denken und Wollen wirken, ohne dass das Gesetz, auf dem sie selbst beruht, jemals zum Bewusstsein gekommen zu sein oder noch zu kommen brauchte. Es gibt demnach einen gebildeten und einen naiven Takt. Der erstere hat sich nach Gesetzen gebildet und solche Fertigkeit in ihrer Ausübung erlangt, dass er sie übt, ohne nötig zu haben, sie ins Bewusstsein zu erheben, wiewohl er es könnte; der letztere weiß überhaupt nichts von Gesetz.

„Hierher gehört zunächst alles was der Mensch zu den durch sinnliche Empfindungen gebildeten Anschauungen hinzudenkt, teils als persönliche Beziehung zu den Dingen der Natur, teils als subjective Beziehungen unter den Dingen selbst. So sind z. B. alle negativen Urteile schon der Erfolg einer subjectiven Beziehung“ (S. 195). — „Ein noch viel weiteres, schier unendliches Gebiet von subjectiven, weit über die bloße Naturanschauung hinausgehenden, specifisch menschlichen Vorstellungen besteht aus allen den praktischen, ethischen und ästhetischen Verhältnissen, welche die Seele des Menschen beschäftigen“ (S. 196).

Ich habe die mit den angeführten Worten eingeleitete Entwickelung schon mit besonderem Lobe erwähnt, und es ist nicht die Meinung, von demselben auch nur das Geringste zurückzunehmen; nur dass dort der Vorstellung ein besonderer Inhalt, 203
der nicht entweder Anschauung oder Begriffe wäre, unzweifelhaft erwiesen würde: das bestreite ich.

Zunächst bemerke ich, dass jene Entwickelung erst folgt, nachdem Lazarus schon von den Begriffen gesprochen hat, und dass er nun in ihr den zuvor festgestellten Unterschied zwischen Vorstellung und Begriff nicht mehr beachtet: daher er meist ganz entschieden nicht von Vorstellungen, sondern von Begriffen spricht. Wenn der Kunstkenner den allgemeinen charakteristischen Typus Dürer's darstellen soll, wenn vom Einfluss der Sprache auf die Gesetzgebung die Rede ist, so handelt es sich doch um Begriffe; und der begriffliche Inhalt, wie der der Anschauungen, bewegt sich im Bewusstsein durch Vorstellungen, d. h. in der Form von zusammengewickelten Reihen.

Aber Gott z. B., sagt Lazarus (S. 197), ist doch im Bewusstsein des Kindes „eine reine innere Vorstellung, wobei es gar keine Anschauung hat“. — Keineswegs! Wenn bei ihm „Gott heißt: der liebe, der wachsen und regnen und die Sonne scheinen lässt, zu dem man betet u. s. w., kurz der Lenker der natürlichen und moralischen Weltordnung“, so beruht dieser ganze Inhalt Gottes auf Anschauungen, und Gott ist nur die eingewickelte Reihe dieser Anschauungen.

Und wie hier bei Gott, so ist es auch bei andern abstracten Vorstellungen Lazarus selbst, der mir zeigt, wie sie auf Anschauungen beruhen und nichts weiter sind als Reihen der

Anschauungen im Zustande der Involution. Musterhaft treffend und klar zeigt Lazarus (S. 129—139) durch scharfsinnige Betrachtung und belehrende Beispiele — in deren Auswahl und Anwendung er glücklich ist, wie wenige Schriftsteller*) — wie
204 das Kind zur Bildung der Vorstellungen von Sollen, Wollen, ich, mein, wachsen u. s. w. gelangt, nämlich immer „durch die Beziehungen, welche diese Vorstellungen zu den anschaulichen Dingen haben“ (S. 130). Ich will eben so wenig läugnen, wie er, dass die moralischen, ästhetischen, religiösen Vorstellungen „ursprünglich und von vorn herein inneres Eigentum — ob angeboren, oder offenbart, oder aus ihm selbst schöpferisch erzeugt, so doch jedenfalls Eigentum — des Geistes sind; dass die Betätigung dieser geistigen Elemente in einer Regung und Bewegung der Seele besteht“ (S. 197). Aber diese „Regungen und Bewegungen der Seele“ — noch ganz abgesehen von „allen sinnlichen Anschauungen, welche nur die entfernten Objecte dieser geistigen Beziehungen ausmachen können“ — werden doch empirisch, wenn auch innerlich erfahren; es sind Anschauungen, nicht von Aeußerem, sondern von Innerem, also empirische Anschauungen, welche sich wiederholen, in dieser Wiederholung eine Reihe bilden, wie die wiederholte Anschauung des Baumes, welche dann eine zusammengewickelte Reihe bilden und als solche eine Vorstellung heißen. Das Kind muss schon vielfach die Stimmung der Andacht in sich erfahren, Freud und Leid durchlebt haben, wenn es die Vorstellungen Andacht, Freude, Leid soll bilden, diese Wörter soll verstehen können; hat es aber solche Stimmung und solche Gefühle in sich erlebt, sollte es dann schwerer sein, sie aufzufassen und zu fixiren, als die Vorstellung Baum?

Lazarus spricht von dem Triebe, welcher den Vorstellungen inne wohnt, sich immer mehr zu verallgemeinern, und von der Neigung gewisser Leute, bei Definitionen nicht nach der logischen Ordnung zu nächst höhern Begriffen aufzusteigen, sondern immer sogleich die abstractesten zur Erklärung zu wählen (S. 187).

---

*) Bei den meisten populär sein wollenden Schriftstellern merkt man deutlich, dass die Beispiele, die Anekdoten, nur da sind zum Schmuck der Darstellung und zur Unterhaltung des Lesers. Aber bei Lazarus ist klar, wie sehr in addiscendis scientiis exempla prosunt, weil er aus ihnen die praecepta entwickelt.

Mir scheint, als müsse dieser Bemerkung die gerade entgegengesetzte als gleich wahr hinzugefügt werden, und als könne man diesen Unterschied dazu benutzen, verschiedene Bildungsstufen, Zeiten, Völker zu charakterisiren. Das Streben nach abstracter Allgemeinheit ist Zeichen der Halbbildung; der eigentlich Ungebildete weist lieber auf die bestimmte Einzelheit hin, 205
ihm ist das Allgemeine nur „Eins unter Vielen“. Sokrates hat viel Mühe, seine plastischen hellenischen Jünglinge in das Reich der Abstraction zu versetzen; auf die Frage: was ist Schön? antworten sie: diese Frau, dieses Pferd ist schön. Wenn der Corporal Trim erklären soll, was heißt das: du sollst Vater und Mutter ehren? so ist es ein bestimmter, seine eigene Person betreffender Fall, mit dem er antwortet. Dagegen ist ja der Hauptmann, welcher Honneur definirt als „dasjenige vor demjenigen, dems zukommt“ (S. 187), ein wahrer Metaphysiker und leibhaftiger Aristoteles. Aber man übersetze diese Definition ins Latein oder Französische!

Sehen wir nun, wie Lazarus Vorstellung und Begriff schildert; oder vielmehr, da er wohl hier nichts Neues lehrt, gestehen wir ihm nur sogleich alles zu, was er über die Bildung des Begriffs, über seinen Unterschied gegen Anschauung und Vorstellung, wie über seine Verwantschaft mit derselben sagt. Alles dies ist auch aus der Weise erklärlich, wie ich oben Anschauung, Begriff und Vorstellung definirt habe. Wenn ich für die Entwickelung des Gedankeninhalts nur zwei Stufen annehme: Anschauung und Begriff, so stimme ich doch auch dafür, innerhalb der zweiten Stufe Unterabteilungen zu machen. Der Begriff des gemeinen Mannes, der der empirischen Wissenschaft und der der Philosophie unterscheiden sich allerdings bedeutend genug.

Herbart meint, die Complexionen von Empfindungen, welche wir ein Ding nennen, seien ein Denkact. Wie das soll möglich sein können, sehe ich auch im entferntesten nicht ein. Verschmelzungen von Elementen des Bewusstseins, welche mir allerdings vorzukommen scheinen, bilden freilich nur einen Act des Denkens, aber auch nur ein Element des Bewusstseins. Soweit zwei Elemente verschmolzen sind, ist auch ihre Besonderheit, ihre Zweiheit, völlig unbewusst; sie sind und gelten absolut als Eins. In den Complexionen dagegen bleiben die Ele-

mente als viele besondere; und wie ein Act des Bewusstseins
206 viele Elemente erzeugen, gewusst machen soll: das ist mir unbegreiflich. Auch als innere Tatsache habe ich dergleichen nie in mir entdeckt. Vielmehr sind jene Complexionen Begriffe, deren Inhalt in einer Reihe complicirter Merkmale liegt. Solche Begriffe können nun gedacht werden explicite durch die Entwickelung der Reihe, oder implicite als Vorstellung. In letzterm Falle bewegt sich die ganze Reihe als ununterschiedene Einheit durch das Bewusstsein vermöge eines einheitlichen Denkacts. Nun ist nicht mehr die Schwierigkeit vorhanden, wie in einem Denkacte viele Merkmale gedacht werden können; denn sie werden nicht gedacht; nur das ist einzusehen, wie eine Reihe gedacht werden könne, ohne dass ihre Glieder gedacht werden. Und hierauf ist die Antwort: die Reihe wird eben nicht wirklich gedacht, sondern durch einen Stellvertreter, das Wort, bloß vorgestellt.*)

Die Begriffe sind demnach gar keine psychologischen Tatsachen, sondern bloß eine logische Abstraction oder eine angenommene Zusammenfassung des Inhalts sämmtlicher Erkenntnisse von einer Sache. Der Begriff Tier z. B., wie ihn der
207 Naturforscher hat, ist als solcher, als ein psychologischer Act, nie in seinem Bewusstsein; er besteht aus vielen Reihen von Reihen, die zugleich zu denken unmöglich ist. Psychologisch

*) Es sei mir, wenigstens unter dem Text, eine Bemerkung gestattet. Nach Obigem, was im Laufe des Artikels noch weiter ausgeführt wird, scheint mir Herbart's Annahme einer Complexion durchaus unhaltbar. Seine Annahme der Verschmelzung scheint mir noch sicherer vor Lotze's Bemerkungen über das wesentlich unterscheidende Bewusstsein schwinden zu müssen. Möchten also die Psychologen besondere Aufmerksamkeit dieser Grundlage aller psychologischen Forschung widmen. Und noch Eins. Ist es denn wahr, dass die Vorstellungen sich associiren? oder werden sie von der Seele associirt? Ist es nicht ein ganz bestimmter Kitt, welcher Vorstellungen mit einander verbindet, ein bestimmtes Tertium, eine bestimmte Beziehung, die zwischen zwei Vorstellungen erkannt oder gestiftet ist? Dies scheint klar für alle Fälle, in denen die Association auf dem Inhalt beruht, wie in der Reihe: Kopf, Fuß, Ferse, Achilleus, Troja u. s. w. Wo sie aber auf Gleichzeitigkeit oder unmittelbarer Folge des Gegebenen beruht? Hier scheint mir folgendes. Vorstellungen sind Zustände der Seele; Vorstellungen reproduciren heißt also für die Seele: in frühere Zustände zurückkehren. Waren nun zwei Vorstellungen in einem Zustande gegeben, so muss auch dieser zurückgekehrte Zustand sie beide zurückrufen.

ist nur entweder die Entfaltung dieser Reihen — nur dass die letzten Reihen sich gar nicht mehr entfalten lassen, weil sie nicht aus verbundenen, sondern aus verschmolzenen Elementen bestehen — oder ihre Vorstellung durch das Wort.

Hieraus ergibt sich von selbst, inwiefern ich Tiedemann (bei Drobisch Emp. Psych. S. 56) bestimme, wenn er meint, Begriffe seien „Skizzen, welche die Anfänge der einzelnen Züge enthalten, nebst einer Tendenz zum weitern Ausmalen.“ Die Vorstellung nämlich enthält weder Züge noch Anfänge dazu; sie ist bloße Tendenz, die Reihen zu entwicklen. Auch wird klar, was Drobisch (das. S. 57, 58) sagt; denn in der Vorstellung liegt zwar kein Schweben und keine Verworrenheit; aber sie ist nicht sowohl ein Gedachtes, als vielmehr „eine gewisse Forderung“ an das Denken.

Anschauungen und Begriffe werden durch das Wort gesprochen; die Vorstellung wird nicht gesprochen, sie spricht — und zwar Anschauungen und Begriffe durch das Wort.

Gehen wir nun an die Betrachtung der Wirksamkeit der Sprache, so wäre, um mit dem Anfange anzufangen, zunächst die Frage: worin, in welcher Tätigkeit der Seele liegt der Ursprung, die Conception, die Schöpfung der Sprache? Denken wir uns den physisch-psychischen Mechanismus des Urmenschen noch so vollkommen, den Zusammenhang von Leib und Seele noch so innig, die Anschauungen noch so lebhaft, ihre reflectirende Wirkung auf das Stimm- und Sprachorgan noch so fein und bestimmt, so dass auf jede besondere Anschauung, auf jedes besondere Gefühl eine besondere und zwar die klarste Articulation, eine deutliche Silbe dem Munde entführe: das alles ergäbe noch kein Wort, keine Sprache — so wenig wie Aechzen und Lachen, so wenig wie der Knall des entzündeten Pulvers, so wenig der Thermometer spricht, der uns den Grad der Temperatur ansagt. Hier ist überall bloß Ursach und Wirkung, und ein Dritter mag diese aus jener deuten, diese zum 208
Erkenntnisprincip jener machen, sie als die Aeußerung und Sprache jener verstehen. Wie lernt aber die Seele den von ihr reflectirten Laut ihres Leibes verstehen?

So geformt, wie die aufgestellte Analogie es herbeiführte, enthält diese Frage schon die wichtige Erkenntnis vom Wesen und Ursprung der Sprache, dass Sprechen auf Verstehen beruht,

dass es an sich Verstehen des eigenen Lautes ist, dass Verständnis der schöpferische Act der Sprache, ihr Quellpunkt ist. Sprechen heißt wesentlich sich selbst verstehen, und darum ist Sprache der Keim des Selbstbewusstseins; denn im Sich-Verstehen liegt zwar noch nicht das Subject, aber etwas Subjectives, als Object dem Subjecte gegenüber.

Aber es ist nun eben die Frage: wie gelangt die Seele zu diesem Selbstverständnis? Der durch Reflexbewegung entstandene Laut wird nicht minder wargenommen als der Gegenstand der Anschauung, und beide Warnehmungen, fast gleichzeitig erfolgend, associiren sich. Ist nun Sprache vorhanden? Noch nicht, denke ich. Lazarus (S. 75) zwar meint: „diese Association erzeugt, oder vielmehr sie ist schon die Bedeutung des Lautes". Noch nicht, scheint mir; denn sie ist eben noch nicht „die Verbindung des Lautes mit der Sache" (das.), sondern nur Verbundenheit. Mag schon „der Laut auch für die Seele zum Begleiter der Warnehmung" geworden sein; diese Begleitung ist noch nicht gedeutet, verstanden, hat noch keinen Sinn. Kurz die Association ist ein mechanischer Process, wie die Entstehung des Lautes selbst. Will man auch, wie ich selbst geneigt bin, die Association nicht von dem bloßen gegenseitigen Verhalten der Vorstellungen ableiten, sondern aus der Seele selbst: so liegt doch sicherlich in der Verbindung des Gleichzeitigen wegen der bloßen Gleichzeitigkeit immer nur etwas rein Mechanisches. Dass also der Laut das Ding bedeute, ist in der gleichzeitigen Warnehmung und Associirung beider noch nicht gegeben. Ueberhaupt ist die Bedeutsamkeit des Lautes etwas, was dem Bewusstsein nicht gegeben werden kann, ist vielmehr eine Be-
209 ziehung, welche der Geist erst stiften muss. Also „in der durch die Laut-Anschauung vermittelten Verbindung des Lautes mit der Ding-Anschauung liegt seine Bedeutung" (S. 76) noch nicht, und würde diese Verbindung durch tausendfältige Wiederholung auch noch so innig.

Lazarus ist ein zu gewissenhafter und zu scharfer Denker, als dass ihm dies hätte entgehen können. Nachdem er von der Lauterzeugung gesprochen hat, kommt er auf den psychischen Process und sagt (S. 99): „Allein wenn auch hierauf allein" (nämlich auf der Association von Laut- und Sach-Anschauung) „die fassbare und dauernde Bedeutsamkeit der Sprachlaute

beruhte, so geht doch für die erste Bildung derselben noch ein anderes Mittel der Verbindung voran. Der Ton selbst hat Aehnlichkeit mit der Sache, aber freilich nur vermittelst der menschlichen Anschauung..... Nach den ursprünglichen Weisen, wie die Seele von empfangenen Eindrücken afficirt wird, haben die Warnehmungen der verschiedenen Sinne für die Seele eine gewisse Aehnlichkeit mit einander, und sie kann demnach fast alle Arten Warnehmungsinhalt durch eine Art der Aeußerung sich vergegenwärtigen, darstellen und erkennbar machen" — wenn sie nur erst diese Aehnlichkeit bemerkt hat und darauf verfallen ist, dieselbe für ihre Bildung zu verwerten. Mag also immerhin ursprünglich „die Sprachschöpfung Lautmalerei" sein: so mag sich die Seele damit vergnügen, zu jeder Anschauung ein Lautbild zu schaffen. Woher aber „die Anwendung, also auch Verständlichkeit" dieser Lautbilder als Sprache?

So bleibt denn also dennoch hier eine Lücke, weil Lazarus nicht scharf genug hervorhob, dass Verstehen der Keim des Sprechens ist. Lazarus hat sich auch dadurch geschadet, dass er den phonetischen Process vom psychischen, die äußere Sprachform von der inneren getrennt betrachtete.

Auch die Wirksamkeit der Mitteilung schlägt Lazarus zu gering an, wenn er sie bloß „ungemein günstig für das Gelingen und Fortschreiten der Sprache" nennt. Vielmehr ist Mitteilung ein wesentliches Moment der Schöpfung und des Wesens der Sprache. Der Urmensch hat keinen Monolog ge- 210
halten; nur als mitgeteiltes Wort konnte die Sprache entstehen.

Von einer Absicht zur Mitteilung kann freilich ursprünglich nicht geredet werden. Woher sollte diese Absicht stammen! auch sie muss ja erst entstehen, und sie kann es erst, nachdem oftmals unabsichtlich Mitteilung stattgefunden hat. Und nicht nur die Absicht, sondern das Wesen und die Möglichkeit selbst der Mitteilung ist zunächst der Seele unbekannt. Ursprünglich weiß sie nichts von einer solchen; erst nachdem sie unbewusst stattgefunden hat, lernt sie dieselbe durch Erfahrung kennen, und zwar durch ihren Erfolg. Wie oft bedurfte der Urmensch bei drohender Gefahr der Hilfe des Andern! So wünschte er den andern herbei. Oder er ist im Sichern, sieht aber den andern in unbewusster Gefahr und wünscht ihn aus dieser gerettet zu sich, oder wünscht, der Andere solle auf der Hut sein, sich wehren.

Siegeslustig kehrt eine Schar von der Jagd, der Fischerei zurück zu den daheim Gebliebenen. Von einer Gesellschaft sieht einer etwas, was die andern noch nicht sehen, etwas Schreckendes oder Erfreuendes. U. s. w. Wird dergleichen etwa stumm vorübergehen? Solche Eindrücke, Zustände, Strebungen werden sich im Gegenteil sehr laut kund geben, ohne alle Rücksicht auf Mitteilung. Der Laut ist da, ungewollt; er wird verstanden von allen, die ihn hören; der Erfolg, das Verständnis, wird bemerkt von allen, die zugegen sind; und Laut, und Ursache des Lautes — Bedeutung, — und Erfolg des Lautes — Verständnis — bilden durch Association eine Reihe, die sich reproducirt, welches Glied auch derselben unmittelbar gegeben sein mag. Besonders aber wird die Ursache des Lautes, also hilfsbedürftige Lage, Siegesfreude, nicht bloß den frühern Laut, sondern auch den Erfolg desselben reproduciren und dadurch den Trieb zur Mitteilung erregen.

Also: tatsächlich, wenn auch durchaus unbeabsichtigt, erfolgte Mitteilung durch den unwillkürlichen Ruf; Verständnis desselben durch den Hörenden und in Folge der
211 Beobachtung eines solchen Erfolges auch durch den Rufenden: dies erzeugt Sprache, dies ist die Conception derselben, die Apperception des Lautes als eines bedeutungsvollen, mitteilungsfähigen; und so entsteht Drang und Absicht zur Mitteilung.

Haben wir nun so die Sprache dem Geiste entspringen sehen, so kommt es weiter darauf an, die in ihr liegenden Momente oder Factoren genau zu sondern. Diese werden nicht immer dieselben bleiben, sondern mit der Entwickelung der Sprache sich ändern. Wir stehen jetzt noch bei der ersten Stufe.

Die Reproduction des Lautes bei der Wiederholung der Erscheinung, welche er bedeutet, hängt ab von einer doppelten Ursache. Erstlich wird dieselbe Anschauung durch die Reflexbewegung ganz von selbst denselben Laut erzeugen; zweitens reproducirt durch Association die gegenwärtige Anschauung die frühere gleiche und mittelbar mit ihnen den mit ihnen associirten Reflexlaut. Je öfter sich die Erscheinung wiederholt, um so geringer wird die Empfänglichkeit für sie, um so schwächer wird die Wirkung der Reflexbewegung, aber auch um so stärker

die Macht der Association; das leiblich Mechanische macht dem psychisch Mechanischen Platz. Diese Association aber beruht wiederum auf einer doppelten Grundlage, erstlich auf der Gleichzeitigkeit, zweitens auf der Verwantschaft des Inhalts, die gleich ursprünglich von der wesentlich vergleichenden Tätigkeit des Bewusstseins, wenn auch nur dunkel und gefühlsmäßig, aufgefasst wird. Von dieser Verwantschaft zwischen Anschauung und Laut auf der onomatopoetischen Stufe der Sprachschöpfung spricht Lazarus ausführlich, und wir haben schon die Kernstelle citirt. Ich denke nur hinzufügen zu müssen, dass jene Aehnlichkeit des Lautes mit der Anschauung auf seiner Entstehung durch Reflex beruht. Wir wissen zwar durchaus nicht zu sagen, wie Lachen und Weinen mit den sie erzeugenden Gefühlen und Gedanken zusammenpassen; und eben so dunkel könnte das Verhältnis des Wortes zur bedeuteten Anschauung sein. Es ist aber jedenfalls der Unterschied zu beachten, dass Lachen und Weinen auf sehr unbestimmte Gefühle erfolgen, wenn auch 212
diese Gefühle aus sehr bestimmten Gedanken hervorgehen; aber nicht diese Gedanken, sondern die wenig von der Bestimmtheit dieser Gedanken enthaltenden Gefühle reflectiren sich in den eben so unbestimmten Aeußerungen des Lachens und Weinens. Die Sprachlaute dagegen sind Wirkungen viel bestimmterer Seelenerregungen. Ich greife hier zunächst dankbar nach Volkmann's (Grundriss der Psych. § 26) Unterschied von Ton und Inhalt der Empfindung und der größern Complexe gleichzeitiger Empfindungen, welche Anschauungen bilden. Auf der Gleichheit des Tons der Wortanschauung und der Sachanschauung dürfte wohl zunächst die Verwantschaft beider beruhen. Ferner aber afficiren die Erscheinungen die Seele nicht bloß durch Inhalt und Ton, sondern durch die subjectiven Bezüge derselben zu sonstigen Gefühlen, Wünschen, Gedanken des Subjects; oder vielmehr diese subjectiven Beziehungen wirken ähnlich wie der Empfindungsreiz auf die Stimmung des Centralorgans und bestimmen in sehr wirksamer Weise den Ton der Anschauung. Nun aber hat wohl keine Empfindung einen so feinen, verhältnismäßig bestimmten und darum einer großen Mannichfaltigkeit fähigen Ton wie die Gehörsempfindung. Daher vermögen die Wörter die individuellen Töne sehr vieler, besonders der primären Anschauungen mit fühlbarer Bestimmtheit wiederzugeben,

selbst wenn unter den Empfindungen dieser Anschauungen eine Gehörsempfindung gar nicht oder nur von geringer Bedeutung ist. Von der elementaren Wirkung der Tonempfindungen auf die Stimmung der Seele spricht Lazarus II, S. 321. Es ist dies die tonhafte Wirkung der Tonempfindungen, welche ihren Inhalt begleitet. Das Wort übt solche tonhafte Wirkung so gut wie Gesang und Musik. Die Vocale erstlich sind selbst wirkliche Stimmtöne in bestimmter Höhe. In den einsilbigen Sprachen Chinas und Hinterindiens haben die Vocale sogar nicht nur eine Höhe, sondern sie durchlaufen steigend oder fallend oder beides nach einander mehrere Töne der Scala, und das Wort mit steigendem *a* ist nicht mehr dasselbe wie mit fallen-
213 dem. Die Consonanten aber sind Geräusche, deren Ton wohl noch bestimmter, materieller ist.

Auf diesem Zusammenhange von Laut und Anschauung durch den Ton beruht also, meine ich, die Association derselben. Denn dieser Zusammenhang wird im Gefühl bemerkt und macht selbst einen, wenn auch dunkeln Gegenstand des Bewusstseins aus. Als solcher ist er die innere Sprachform. Wie Harmonie und Disharmonie mehrerer Töne auch beim musikalisch völlig ungebildeten Menschen eine sichere Tatsache seines Bewusstseins ist, so ist es auch die innere Sprachform beim Urmenschen.

Aus dieser ersten Stufe der Sprachbildung sind nur wenige Wörter in die historische Zeit gelangt, und diese wenigen, besonders Benennungen für Bewegungen und Merkmale, sind nicht sicher auf die ursprüngliche Form und Bedeutung zurückzuführen; daher die historische vergleichende Sprachwissenschaft nur wenig oder gar nichts über die Onomatopöie zu sagen weiß.

Der eigentliche Wortschatz der Sprachen historischer Zeit stammt aus der zweiten Periode, wo Dinge, Tätigkeiten und Eigenschaften nach irgend einem hervorstechenden Merkmale mit einem Lautgebilde, welches zur Bezeichnung dieses Merkmals schon geschaffen ist, benannt sind. Selbst *pater* und *mater* gehören hierher; denn sie kommen von den Wurzeln *pa* beschützen, *ma* schaffen, und Vater und Mutter werden also charakterisirend benannt, jener als Beschützer, diese als Schöpfer der Kinder; das „Kind“ und besonders der „Sohn“ ist das

Erzeugte u. s. w. Hier ist die innere Sprachform klar: sie enthält das Merkmal, womit ein Ding bezeichnet wird.

Von der innern Sprachform in historischer Zeit spricht Lazarus sehr lehrreich und klar S. 140—158. In den gewöhnlichsten, am meisten gebrauchten, besonders concrete Dinge bezeichnenden Wörtern ist sie dem National-Bewusstsein entschwunden. In den Wörtern Vater, Baum, Tier, Brot u. s. w. ist zwischen Laut und Bedeutung heute kein anderes Band mehr als das rein mechanische der Association. Dagegen ist in den 214
abgeleiteten Wörtern der Zusammenhang zwischen der Bedeutung und dem Wurzelworte, oder bei ursprünglichen, aber mehrdeutigen Wörtern die Beziehung der abgeleiteten Bedeutung zur ursprünglichen wohl noch im Sprachgefühl lebendig, mehr oder weniger, je nach dem besonderen Falle und auch entschieden je nach der sprachlichen Individualität der verschiedenen Personen. Durch diesen Zusammenhang der Wörter und ihrer Bedeutungen unterscheiden sich ursprüngliche Sprachen, wie unsere deutsche, von secundären Sprachen, z. B. dem Französischen, sehr entschieden. In den ursprünglichen, wenn auch zerstörten, Sprachorganismen hat die innere Sprachform immer noch eine größere Lebendigkeit, die sich in der innern Entwickelung und in der Bereicherung der Sprache durch neue Bildungen auch schöpferisch offenbart.

Lazarus erklärt das Vergessen der inneren Sprachform (S. 141) rein psychologisch. Er hat daran durchaus recht gethan; denn der psychologische Grund ist in diesem Processe sicherlich das Wesentliche. Dass „Tugend“ von „taugen“ kommt, „Kunst“ von „können“: daran denken wir doch gewiss bloß, oder wenigstens hauptsächlich, deswegen nicht, weil unser Begriff von Tugend und Kunst den Begriffen taugen und können ganz entrückt ist. Aber wir dürfen darum doch die Mitwirkung der Verhältnisse der äußeren Sprachform, d. h. des Lautes, als secundäre Ursache nicht übersehen. So ist denn doch, denk' ich, selbst in den angeführten Fällen der Umstand nicht ohne Bedeutung, dass die Kraft des Ablautes, des Lautwandels überhaupt, und der ursprünglichern einfachen Mittel der Wortbildung bei uns heute sehr geschwächt ist. Wir wissen von taugen nur abzuleiten: Tauglichkeit — deutlicher, aber schwerfälliger. Daher ist es uns auch lautlich, wie begrifflich, nicht leicht, Tugend

auf taugen zu beziehen. Ebenso verstehen wir Nadel nicht, welches von Nähen kommt. Denn man versteht nur die Sprachgebilde, die man auch selbst hätte schaffen können. In den meisten Fällen wohl ist die Etymologie aus dem allgemeinen
215 Bewusstsein dadurch geschwunden, dass die Wurzelverba, mit denen die Nomina zusammenhängen, verloren gegangen sind. So steht „lahm“ mit einem Verbum in Verbindung, welches brechen, schwächen bedeutet. Auch der Grund solches Verlustes scheint klar. Die abgeleiteten Verba, wie „lähmen“ bedeuten nur wenig anderes als die Wurzelverba, sind aber deutlicher als diese und verdrängen sie darum aus dem Bewusstsein. In anderen Fällen ist zwar auch das Verbum noch bewart, aber Nomen und Verbum haben ein verschiedenes Schicksal ihrer Laute erfahren: darum verstand der Grieche den Zusammenhang von *γυνη* und *γενεσθαι* nicht. Aber solche lautliche Entfremdung setzt eine innere voraus. Dass endlich in allen diesen Fällen auch noch Lautverstümmelung die Erkennbarkeit der Wurzel zerstören kann, sei nur der Vollständigkeit wegen erwähnt.

So viel über Entstehung und Entwickelung der Sprache. Das Gesagte wird genügen, um uns den Process des Vorstellens begreifen zu lassen, zu dessen Betrachtung wir uns nun wenden.

In unserm Denken handelt es sich um Begründung von Beziehungen zwischen langen Reihen, Reihen von Reihen und Geflechten oder Geweben von Reihen nach den mannichfaltigsten Dimensionen. Und unser Bewusstsein ist so eng! wie vermag es denn denkend mit solchen Massen zu wirken? — Es vermag dies nur durch den Kunstgriff, möchte ich sagen, dass es statt der Reihen und Massen von Merkmalen und Urtheilen bloße Laute setzt. Und wie das?

Aus der dunkeln Schatzkammer der Seele, wo sie alle empfangenen Eindrücke und gebildeten Erkenntnisse aufbewart, ragen Laute hervor in's helle Bewusstsein, welche, mit dem Inhalte der Seele associirt, diesen Inhalt mit dem Bewusstsein vermitteln. Hiernach erschiene die Sprache als eine Klaviatur für das Bewusstsein — eine Betrachtungsweise, die wohl nicht falsch, aber unvollständig ist und bald ergänzt werden soll.

Sagt man z. B. zu Jemandem: N. ist gestorben, so wird beim Aussprechen und Hören des Subjects nicht die Totalvorstellung einer Person gedacht, als welch eine Sache gar nicht

existirt; sondern der an sich bedeutungslose Laut der Benennung 216
des Subjects, „Carl, dein Vater“, ist verbunden mit unserer ganzen Wissens- und Gefühlsbeziehung zu einer Person. Der Laut erschallt und diese unsere Beziehung zu ihr ist wach; wie die Lautanschauung im Bewusstsein erklingt, so regt sich unsere ganze Kenntnis und Beurteilung dieser Person und unser ganzes Gemütsbedürfnis nach ihr als einheitliche Masse psychischer Elemente unter der Schwelle des Bewusstseins, wenn nicht unter der statischen, so doch unter der mechanischen. Diese Masse, aufgestört, so zu sagen, harrt einer Tätigkeit oder eines Leidens; sie erwartet als Subject ein Prädicat. An dem Laute „tot“ hängt der Gedanke des Verlustes durch das Verschwinden einer Person aus dem Reiche der Zeitlichkeit; jener Laut erschallt, und dieser Gedanke ist wach, um als Prädicat mit jener Masse als dem Subjecte sich zu verbinden.

So sind die Elemente der Sprache die Nerven der Seele, ein sechster Sinn, nicht zum Behufe der Vermittlung der Außenwelt mit dem Innern, sondern teils zur Mitteilung, d. h. zur Vermittlung einer Seele mit der andern, teils zur Vermittlung des Seeleninhaltes mit dem Bewusstsein, d. h. der Seele als des Objects mit der Seele als dem Subject. Denn setzen wir statt der Mitteilung „N. ist tot“ den wirklichen Anblick selbst des Leichnams, so wird der Complex der Gesichtsempfindungen von denselben Gedankenmassen, wie die Wörter „N. ist tot“ appercipirt; aber die Apperception wird nicht gedacht, nicht bewusst. Der Anblick wird den Schmerz erwecken, den die Vereinigung jener Gedankenmassen verursachen, und dieser Schmerz wird immer, bald mehr bald weniger, Bewusstlosigkeit verursachen, bis man etwa ausbricht in den Ausruf: Er ist tot! wodurch der Seelen-Inhalt in's Bewusstsein tritt, und der Schmerz nach seiner Ursache gedacht wird. Der Ausruf ist also eine Mitteilung an sich selbst, der Seele als des Objects an die Seele als das Subject oder als Bewusstsein. Diese Selbstmitteilung wird auch in dem Falle der eigentlichen Benachrichtigung nicht fehlen. Bei letzterer wirken die Wörter aus dem Munde des 217
Andern wie der Anblick; sie wirken gewissermassen als Nerven zur Warnehmung eines abwesenden Tatbestandes auf den centralen Inhalt der Seele, welcher appercipirt. Auch hier schwindet zunächst das Bewusstsein, und kehrt wieder mit der Selbstmit-

teilung, dem bewussten Echo der ersten Mitteilung. Die Wörter wirken also ebensowohl centrifugal als centripetal zwischen der Seele und dem Bewusstsein.

Hierdurch würde nun wohl schon klar sein, wodurch jene Verdichtung*) des Denkens bewirkt wird, welche es möglich macht, dass trotz der Enge des Bewusstseins und des immer discursiven Charakters des Denkens, der aus jener Enge notwendig folgt, dennoch auch im bewussten Denken mit einem Ruck, durch den Anstoß eines Hauches, tausend in einander greifende Räder des Seelen-Inhaltes zugleich und im selben Augenblicke in Bewegung gesetzt werden.

Die Sache ist jedoch, wenn wir sagen, wie soeben geschehen ist, das Wort sei associirt mit einem Inhalte unserer Seele, nur unvollkommen ausgedrückt. So träge ist das Bewusstsein nicht, dass es mit der Seele durch eine passive Communicationsstraße vermittelt würde, als welche wir das Wort ansahen. Auch das Wort selbst ist nicht ein passiver, bewusstloser Nerv, eine tote Taste, sondern in dem Worte, in seiner innern Form, appercipirt das Bewusstsein den Inhalt der Seele. Wir haben ja oben gesehen, dass in dieser Apperception sogar der eigentliche Kitt liegt für die Association des Lautes mit der Bedeutung, dass nur sie den Laut zum Sprachlaut, d. h. bedeutungsvoll macht. Durch den Eigennamen z. B., oder deutlicher etwa „Vater“, appercipirt das Bewusstsein die Beziehung der Seele zu der Person, deren Benennung das Wort ist. Und nur darum, weil im Worte der tiefe, centrale Inhalt der Seele appercipirt
218 ist vom Bewusstsein, kann er auch, ohne selbst in's Bewusstsein zu treten, indem sich hier nur sein Apperceptionsmittel, das Wort, bewegt, durch dieses das neu hinzutretende Prädicat appercipiren, welches auch selbst vom Bewusstsein im Worte schon appercipirt ist, und sich darum ebenfalls durch sein Wort als Apperceptionsmittel appercipiren lässt. Indem aber die eine Masse als Subject sich die andere als Prädicat aneignet, wird sie selbst vom Bewusstsein so appercipirt, wie sie durch das Prädicat näher bestimmt wird. Nur durch diese mehrfältigen

*) Es scheint mir ein großes Verdienst von Lazarus, diese psychologische Kategorie der Verdichtung des Denkens geschaffen zu haben. Sie wird aber, dünkt mir, klarer nach meiner Auffassung des Wesens der Vorstellung, als nach der seinigen.

Operationen kommt das Urteil zu Stande. Nur im Urteil aber, nicht im Wort, offenbart sich das volle Leben der Sprache.

Doch bleiben wir noch ein wenig beim Worte. Bestehe es aus dem bloßen Laute, oder enthalte es noch das Merkmal der innern Sprachform, immer ist es ein sehr einfaches Element, das vom Bewusstsein leicht regiert wird. In ihm aber ist vom Bewusstsein ein ganz anderer Seelen-Inhalt und oft ein sehr reicher appercipirt, d. h. hier: epitomirt oder verdichtet; so vermag es, diesen ganzen Inhalt dem Bewusstsein vorzustellen; und dieser, als Vorstellung im Bewusstsein, befindet sich im Zustande der Verdichtung oder Abkürzung, oder des Auszuges. Ist nun aber das Wort nicht bloß ein mit einem Denkinhalt associirter Laut, sondern ist es selbst eine Apperception dieses Inhaltes, so ist es, um eine Analogie zu haben, nicht ein bloßer Nerv, sondern ein ganzes Organ, d. h. ein Mittel, welches die Weise der Vermittlung zwischen Seele und Bewusstsein und dadurch auch den Erfolg, also den Inhalt des Denkens selbst, nach sich bestimmt. Das Wort als Apperceptionsmittel bestimmt das Wesen der durch es vollzogenen Apperception.

Wenn nämlich auch die innere Sprachform, wie sie ursprünglich im Etymon lag, vergessen ist: so bildet sich doch in der historischen Zeit, oft ganz abgesehen von dem grammatischen Zusammenhange des Wortes, durch die freie innere Auffassung desselben im Gebrauche, eine neue innere Sprachform aus, in viel wirksamerer und bedeutungsvollerer Weise, als durch die bloß grammatische Bildung geschehen konnte. Die Etymologie 219
des Wortes Lenz z. B. ist aus dem Nationalbewusstsein geschwunden, schon aus dem äussern Grunde der Verstümmelung des Wortes. Welche unendliche Poesie knüpft sich an dieses Wort! stimmt es uns nicht augenblicklich poetisch, sei es schöpferisch, sei es empfänglich? Und nun die Etymologie: altdeutsch *lengizin* vom Verbum *lengizan*, engl. *lengthen*; also die Jahreszeit, wo die Tage „lang“ werden. Wie prosaisch! wie dürftig! Jener poetische Sinn des Wortes aber, vom Sprachgeiste auf rein innerm Wege geschaffen, ist heute die innere Sprachform desselben. Das beweist Frühling, Frühjahr, welches dasselbe Naturereigniss, denselben Abschnitt des Jahres bezeichnet, aber mehr prosaisch, calendarisch. Das heisst also: derselbe Anschauungs- und Begriffs-Inhalt wird nicht beliebig und gleich-

gültig mit zwei verschiedenen Lauten associirt, sondern durch zwei verschiedene Wörter mit verschiedenem Inhalte appercipirt.

Das Wort ist also ein sehr zartes Wesen, empfänglich für jeden milden Duft und jede Feinheit der Schattirung, bald vom affect- und gefühlvollsten, bald vom abstractesten Tone; das eben so wohl mit aller Wärme in die Tiefen des Gemüts, als mit aller Kälte in die Höhen der rein begrifflichen Abstractionen führt. Wie es nun selbst appercipirt hat, so bestimmt es die Apperception.

Jede Person hat verschiedene Vorstellungskreise, an die sich verschiedene Gefühle, Affecte, Triebe knüpfen; in reichen Sprachen aber hat auch jeder Kreis seine besondere Sprache, d. h. sein besonderes Apperceptions-Organ. Durch Betätigung dieser Organe können wir frei denjenigen Kreis in die Wirksamkeit der Apperception versetzen, der für die Gelegenheit und unsere Absicht passt. Ich erwähne hier nur den allgemeinsten Unterschied der Poesie und Prosa, d. h. der erhöhten, von starken und edlen Gefühlen bewegten Stimmung und der gemässigten, vom Verstande und von der Reflexion beherschten. Die Sprachen zeigen sich in dieser Beziehung allerdings von verschiedener Kraft. Wie arm ist hier die römische Sprache
220 in Vergleich zur griechischen! und wie arm sind die romanischen Sprachen in Vergleich zur deutschen! Und wenn der Grieche zum Ausdruck seiner verschiedenen Stimmungen die Verschiedenheit seiner charakterverschiedenen Dialecte benutzt — plastisch wie immer, aber doch auch etwas äußerlich, wie immer — so vermag der Deutsche rein innerhalb seines allgemeinen Dialectes, durch mehr innerliche Mittel, jeden Ton anzuschlagen. Wenn der Dichter singt: „Schwindet ihr dunkeln Wölbungen droben“: so bedarf es kaum des wundervollen Rhythmus und Reimes, die beide aber doch auch Mittel der Sprache sind, um unsere poetische Apperceptionskraft anzuregen. Das Simplex „schwindet“ statt des Compositums „verschwindet“ — die einfachen Wörter sind im allgemeinen poetischer, weil ursprünglicher, also concreter, also der Sinnlichkeit und dem Gefühle näher stehend, als die Composita, welche klarer, dem Verstande zusagender, abstracter sind — — „droben“ und wohl auch „Wölbung“ statt Gewölbe: diese Verhältnisse der Wörter an sich würden schon allein genügen, uns höher zu stimmen

Und dieser erste Anklang würde so mächtig sein, um ein ganzes Lied hindurchzuklingen, wenn auch nicht jeder folgende Vers den Ton steigerte. Auch die Onomatopöie des angeführten Liedes kommt in Betracht, wenn sie auch nicht jene ursprüngliche ist, sondern eine durch die Kunst des Dichters erzeugte, die aber doch auch mit der ursprünglichen in Zusammenhang steht (s. Lazarus S. 147 ff.).

Wegen dieser poetischen Mittel seiner Sprache braucht auch der Deutsche kein Latein, um sich religiös zu stimmen. Er spricht zu Gott in derselben Sprache, wie auf dem Markte, und doch mit andren Worten. Auch hier lässt sich zuweilen der Zusammenhang der Sprachform mit seiner Wirkung nachweisen. Die breiteren Präteritalformen, z. B. lobete, passen zur getragenen Stimmung der Andacht, die sich langsam bewegt. Die einfachere Wortstellung und die lose Anreihung der Sätze ferner haben einerseits dasselbe langsame Tempo, und entrücken uns andererseits der künstlicher gebildeten Sprache der Welt. — Das alles ist Wirkung der innern Sprachform, die ihren Sitz nicht bloß im Verstande, sondern auch in der Phantasie und 221
im Gefühl, kurz in den mannigfaltigsten Associationen hat. Wer in der Sprache der Luther'schen Bibelübersetzung spricht, stimmt religiös*).

Wir haben freilich in keiner Sprache zu jedem Worte der Prosa noch einen entsprechenden poetischen Ausdruck; allein dessen bedarf es auch nicht. Jedes Wort ist mehrdeutig, kann mehrfach wirken, und der Zusammenhang entscheidet, welche Wirkung erfolgt. So mächtig wirkt ein Wort auf das andere, und so empfindlich ist jedes für den Eindruck vom andern, dass ein entschieden poetisches Wort an rechter Stelle alles um sich her poetisch färbt. „Eiche“ bedeutet nicht bloß für den Zimmermann, den Gerber, den Dichter etwas anderes, sondern für jeden Menschen hat dies Wort alle diese Bedeutungen, bald diese, bald jene. Lazarus bemerkt (S. 240): „Sagt Jemand etwa „„den letzten Herbst habe ich im Harze zugebracht““: so dürfen

*) Das Latein hat nur für den, der es nicht versteht, religiöse Wirkung; den Priester muss es oft an Virgil und Ovid erinnern. Die Wirkung des hebräischen Wortes dagegen, besonders auf den rabbinisch gebildeten religiösen Juden, wird zwar von jedem Psychologen leicht begriffen, schwerlich aber vollständig nachgefühlt.

wir mit Gewissheit voraussetzen, er werde bei dem Worte Herbst nicht bloß an die kalendarische Zeit und bei dem Worte Harz nicht bloß an den geographischen Raum denken; sondern eine unbestimmte Masse von Bildern und Anschauungen werden dazwischen auftauchen und wie Wogen vorüberrauschen. So wie man zuweilen zwischen den Zeilen lesen kann, so wird meist zwischen den Wörtern, die man spricht, gedacht" — nicht meist, sondern immer; aber nicht zwischen, sondern unter den Wörtern, insofern, als die Reihen und Massen, welche das Wort vorstellt, unter der Schwelle gedacht werden. Für wen bedeutet denn wohl das Wort Harz bloß den geographischen Raum? für die Geographie, d. h. für niemanden, sondern nur für eine bestimmte Gelegenheit, d. h. für uns insofern und im Augenblicke, wo wir Geographen sind. Sonst wird in jedem das Wort Harz — auch in dem, der den Harz nicht gesehen hat — das ganze Ge-
222 fühl erregen und bedeuten, welches er beim Genusse dieser Natur erlebt hat oder sich verspricht. Das Wort Harz also ist sowohl die Apperception eines Ereignisses in unserm Leben durch den Ort, auf dem es stattfand, als auch die Apperception eines Ortes durch den Genuss, den er gewährt.

Alles sinnlich Gegebene ist demnach für uns nur das, als was wir es appercipiren, und, da das Wort Organ der Apperception ist, als was das Wort es verkündet. Wenn nun aber das Wort auch die Apperception von Begriffen genannt wird, so ist wohl zu beachten, dass nicht etwa der Begriff vor dem Worte da war und dann erst von demselben appercipirt ist; sondern er ist erst der Erfolg der Apperception aller Auschauungsverhältnisse, auf denen er beruht, und ist erst durch das Wort, als das Organ dieser Apperception, gebildet. Ein Beispiel sei der Begriff des „letzten". Es scheint in diesem Falle besonders deswegen schwer, ein einheitliches Apperceptionsmittel zu finden, weil der Begriff oder die Sache durchaus auf einem Reihenverhältnisse beruht, das durch mehrere Factoren gebildet wird; die Einfachheit des appercipirenden Mittels ist aber nötig, wenn es als Wort seinen zu appercipirenden Inhalt vorstellen soll. Der Römer ist hier, wie meist, abstract; er bedient sich des Demonstrativums, denn sein *ultimus* ist, so zu sagen: der jenigste, d. h. der fernste, auf den gezeigt werden kann. Der deutsche *letzte* ist der lasse, träge, späte (engl. *late*). Den Franzosen

ist *le dernier* der hinter andern, im Rücken anderer seiende. Ein französisches Kind aber (wurde mir erzählt), das dieses Wort noch nicht kannte, bildete sich gelegentlich selbst eins, indem es den Begriff bildete. Aufgefordert nämlich, dem Bruder ein Bonbon aus seiner vollen Schachtel zu geben, versprach es, ihm das letzte zu geben, mit den Worten: je te donnerai le qu'un, d. h. denjenigen, von dem es heißen wird: il n'y en a encore qu'un*) So lässt das Wort die Bildung des Begriffs belauschen, indem es die begriffbildende Apperception verrät, obwohl es gerade den Inhalt des den Begriff bildenden Urteils nur zur Einfachheit verdichtet vorstellt.

So ist also das Wort nicht eine träge Lautmasse an den 223
fertigen Begriff geknüpft; es ist als Vorstellung nicht ein passives Repräsentationsmittel für einen ihm fremden Inhalt; sondern, wenn ich auch die Vorstellung als rein formales Element fasse, erkenne ich doch in ihr, wie Lazarus, den Schmelzofen der Anschauung, die Werkstätte des Begriffs, der nach seinem Inhalte von dem Durchgange durch den Vorstellungsprocess wesentlich bestimmt wird.

Nach bedeutungsvoller für das Denken wird uns die Sprache erscheinen, wenn wir nicht bloß, wie hier geschehen ist, ihre materiellen Elemente, die Wörter, betrachten, sondern auch ihre formale Seite, die Grammatik, berücksichtigen, wie sie sich im Satze offenbart. Dies würde uns hier zu weit führen. Darum sei mir nur eine Bemerkung gestattet**).

Drobisch (a. a. O. S. 160) sagt: „Das Urteilen, außer dem wissenschaftlichen Zusammenhang als psychologischer Act be-

---

*) Zus. Obige Tatsache wurde mir von Herrn Egger erzählt, der sie jetzt veröffentlicht hat in seinen Observations et réflexions sur le d'éveloppement de l'intelligence et du langage chez les enfants. Paris, 1879, p. 47.

**) Die verdichtende Kraft der Sprache und ihre Wirksamkeit für leicht bewegliches und eben darum klares Denken würde sich besonders augenscheinlich machen lassen, wenn wir sie experimentell aussondern könnten. Solches Experiment liegt aber, wenn auch nur in sehr beschränkter Weise, tatsächlich vor in den unvollkommenen Sprachen der Wilden, in denen der Verdichtungsprocess unvollendet geblieben ist. Jedoch auch über diesen Punct muss hier eine Andeutung genügen. Nur noch folgendes Beispiel. Statt „hole mir", sagt man: „nimm, komm, gib mir", oder „geh, komm mit" (einer Sache), oder „geh, nimm, komm, gib"; d. h. die entwickelte Reihe statt der verdichteten denken (vgl. Lazarus S. 106. 107, meine Mande-Sprachen, S. 222 f.).

trachtet, ist die einfachste Form des Appercipirens.“ Es ist nicht eine Association der in ihm enthaltenen Begriffe; sondern es bewirkt erst eine solche. Es ist aber die einfachste Art des bewussten Denkens und geht immer Hand in Hand mit dem sprachlichen Satze (das. S. 158). Dasselben sagen Volkmann und Herbart. Ich muss nur hinzufügen, dass, wenn das Urteilen sich vom einfachen, auf bloßen Associationen und deren Reproductionen beruhenden Erkennen der Tiere (S. 157) nur durch die Bewusstheit unterscheidet: diese Bewusstheit — deren Wert
224 Drobisch bei weitem unterschätzt — eben die Wirksamkeit der Sprache ist; denn die Bewusstheit, also das Denken, beruht eben darauf, dass die objective Erkenntnis in den Wendungen der Sprache ihr subjectives vom Bewusstsein gebildetes Spiegelbild findet.

Und noch eins. Drobisch, auch Volkmann und Herbart, meint, das Urteil, einmal vollzogen, ist damit auch verschwunden; und an seine Stelle ist die gemachte Association, der durch es gebildete Begriff, getreten. Das, etwa zum Behuf der Mitteilung des Begriffs, wiederholte Urteil sei nur ein „sprachlicher Notbehelf“, weil die Sprache sich nur in Sätzen, d. h. in der Form des Urteils, bewege. Das Urteil aber, als wirkliches Urteil, die Mutter des Begriffs, sterbe gleich nach der Geburt des Sohnes. Dagegen würde ich behaupten müssen: ein so gedachter, passiver Begriff existirt überhaupt nicht. Jede gedachte Association bleibt immer tätige Associirung, ist Urteil und Satz. In Drobisch's geistreichem Bilde zu reden, würde ich sagen: der Begriff ist das ewige Embryo des Urteils. Besser aber noch sagt man vielleicht: Die Factoren des Urteils, und viele Urteile in ihrer gesetzmäßigen Verwebung sind die Organe des Begriffs, sein Leben, welches, an sich nur eine einfache Einheit, d. h. Einheit vieler Elemente, durch die einfache Einheit des Wortes nur scheinbar einfach vorgestellt wird. Darum kann das wahre Denken des Begriffs nur geschehen durch Wiederholung des Urteils, das ihn bildet. Das wiederholte Urteil ist also kein „wiedergekehrter Schatten“, sondern die Energie des Begriffs. Voller, wahrer als im Worte wird darum auch der Begriff im Satze vorgestellt, d. h. in der Vorstellung des Urteils. Die Satzform drängt nicht dem Denken die Form des Urteils auf, sondern folgt aus der Notwendigkeit für das Denken, sich

in Urteilen zu bewegen. Denn, wie der Denkende selbst für sich, wenn er den Begriff will, immer urteilen muss: so muss er auch dieses Urteilen, damit es ein bewusstes Denken sei, sich vorstellen im Satze.

## Von der Liebe zur Muttersprache.

Mit einem wunderbaren Zauber ist das Wort Muttersprache 29
umwoben. Rein sachlich genommen, was ist denn die Muttersprache? Nichts weiter als die Redeweise des Volkes, unter dem jemand als Kind seine Sprachfähigkeit zuerst entwickelte. So sachlich, so nüchtern sieht aber die Sprache überhaupt die Dinge nicht an; in ihre Schöpfungen treten Phantasie und Gemüt ein; und indem sie sich nun selbst zum Gegenstande machte, sich selbst benannte: da goss sie mit dem Worte „Muttersprache“ um ihr eigenes Wesen einen aus der Tiefe dieses Wesens heraufgehobenen Glanz von Schönheit, Heiligkeit und Liebe. Denn so knüpft sie sich an das, was wir als das Liebevollste und Liebewerteste auf der Erde zu betrachten gewohnt sind.

Wir wollen versuchen, uns die Erscheinungsformen der Liebe zur Muttersprache und die Bedingungen zur Wirklichkeit 30
dieses Gefühls vorzuführen.

Bedingungen? fragt wohl mancher meiner Leser. Bedingungen wofür? Für ein Gefühl, das uns nicht nur so mächtig, so in allen Nerven durchzuckt, sondern das auch so aus unsrem innersten geistigen Wesen hervorquillt? Sei Mensch! ist das nicht Bedingung genug?

Lieb ist mir dieser Einwand; aber gelten kann ich ihn doch nicht lassen. Lieb ist es mir, dass der Leser ein Gefühl hat von dem ursprünglichen Springborn unseres Geistes, aus dem alles rein und wahrhaft Menschliche kommt, ungewollt, ungemacht. Die echte Wissenschaft wird auch das Ureigne des menschlichen Geistes nicht leugnen. Alles aber was ist, ruht auf gesetzlich bestimmten Verhältnissen; und diese hat die Wissenschaft zu erkennen.

Ob der Hottentotte, der Baschkir und Genosse Liebe zur Muttersprache hat? Es bleibe einstweilen dahingestellt. Nur dies ist Tatsache, dass in der Vorstellung aller Völker ihre Sprache mit ihrer Nationalität eins ist. Es wird aber auch die Behauptung keinen Widerspruch finden: wenn die uncultivirten Völker, die Wilden, sich gegen die Cultur und Civilisation stemmen, weil sie damit ihre Nationalität aufgeben würden: so ist das nicht die Tugend des Patriotismus, sondern Beschränktheit und Unfähigkeit. Und also gibt es hier auch nichts von Liebe zur Muttersprache. Dürfen wir dies einstweilen und unter Vorbehalt behaupten, so können wir zugleich unter demselben Vorbehalt hinzufügen, dass wir auch unter den ungebildeten Schichten der Völker Europas jene Liebe nicht finden können. Bildung also ist eine Bedingung für die Liebe zur Muttersprache.

Blicken wir nun auf das gebildetste Volk des Altertums, die Griechen. Die volle Verachtung, mit der sie auf den Barbaren herabsahen, bekundet abermals nicht Liebe zur Muttersprache, sondern bezeichnet nur die Schranke des Griechen, der sein Wesen für alleiniges und volles Menschentum hielt, der im Nicht-Griechen den Menschen nicht zu erkennen vermochte. Auch hat er kein Wort für Muttersprache.

Schon anders die Römer. Nicht die alten meine ich, nicht jene strengen Geister, die ohne höhere Cultur in geistiger wie leiblicher Dürftigkeit lebten; aber wohl den feinen aristokratischen Kreis, der sich zuerst um den jüngern Scipio bildet, der griechische Cultur in Rom einheimisch machen will, der Homer und Euripides und Menander in das Lateinische überträgt, kurz die zwiesprachigen Römer, deren Gipfel in Cicero liegt. Er liest die lateinische Uebersetzung der Tragödien des Sophokles,
31 und wäre sie noch so schlecht. Wer es nicht täte, müsste wohl ein Feind des römischen Namens sein. Er hat auch das Wort für Muttersprache: patrius sermo. Das bedeutet freilich nur „vaterländische Sprache“. Das mit diesem Worte bezeichnete Gefühl ist an den römischen Patriotismus geknüpft. Die Sprache gehört für den Römer zu den heimischen Dingen; und darum liebt er sie. Er ehrt aber die Matrone und kennt den Einfluss der Mutter auf den Sohn durch das Wort. „Nicht sowohl auf dem Schooße, als in der Sprache ihrer Mutter sind die Gracchen erzogen“, meint Cicero.

Nun sehen wir auch klar, unter welchen Verhältnissen Liebe zur Muttersprache erwacht. Man muss einer fremden Sprache gegenüberstehen, einem fremden Volkstum, das man hochschätzt, neben dem aber man sich bewusst ist, auch etwas zu gelten. Das Fremde ehren und lieben und dabei das Eigene bewaren und bereichern: das ist die Stimmung, in welcher die Liebe zur Muttersprache erwächst.

Etwa ein halbes Jahrtausend nach Cicero, und die römische Welt ist zertrümmert; die germanischen Stämme sind Herren von Europa. Aber zunächst sind sie Wilde, die sich eifrig zu romanisiren streben. Erst unter Karl dem Großen ersteht deutsches Selbstbewusstsein und damit Liebe zum Deutschtum. Karl lässt die alten deutschen Volksgesänge sammeln. Schon unter Ludwig dem Frommen scheint diese Sammlung verloren gegangen zu sein mit dem Geiste, in welchem sie veranstaltet war. Unter den Ottonen herscht Ausländerei.

Der Strom der Litteratur ergießt sich im Mittelalter in einem dreifachen Bett. Es besteht erstlich in ununterbrochener Ueberlieferung die Volksdichtung; daneben eine gelehrte Litteratur in lateinischer Sprache; endlich eine deutsche höfische Dichtung. Dem Volke fehlt die Bildung, das entwickelte Bewusstsein, welches notwendige Bedingung für die Liebe zur Muttersprache ist. Den lateinisch schreibenden Gelehrten sollte man dieses Gefühl kaum zutrauen; und doch hatte es mancher von ihnen. Aber ihre Liebe war eine verschämte, die sich nicht laut zu bekennen wagte. Man übertrug Volksgedichte in die lateinische Sprache und in die gelehrten metrischen Formen, als wollte man sie dadurch in den Adelstand erheben. Es sind die umgekehrten Rückert, Voss und Schlegel. Auch der höfische Dichter, wenn er wie Gottfried von Straßburg Worte sucht, „die durch das Ohr klingen, die in das Herz lachen“, musste wohl fühlen, dass nur deutsche Worte dies für den Deutschen vermögen. Den Stoff holten sie aus der Ferne, aus der Fremde; aber sie legten deutschen Sinn hinein, und das konnten sie nur, indem sie ihn in deutsche Worte kleideten. Aber das Wort für Mutter- 32
sprache fehlt. Es wird vertreten durch „deutsche Zunge“. Ursprünglich aber war „deutsch“ nur die Uebersetzung des lateinischen vulgare, womit die Gelehrten die Volkssprache im Gegensatze zum Latein bezeichneten.

Auch sind nicht die Deutschen die Schöpfer des Wortes „Muttersprache", sondern die Italiener. In einem Actenstück aus Nord-Italien vom Jahre 1189 wird von der Einweihung einer Kirche berichtet, bei der ein Patriarch zuerst eine Predigt hielt litteraliter, d. h. in gelehrtem Latein, worauf der Bischof von Padua diese Predigt für das Volk erläuterte maternaliter, in der Muttersprache.

Dante, der grosse Dichter, dessen sechshundertjähriges Jubiläum wir im verflossenen Jahre gefeiert haben, war wohl der Erste, der das volle Gewicht des Unterschiedes zwischen der lebendigen Muttersprache und der gelehrten toten Sprache fühlte und begriff. Man suche nicht nach Anekdoten, warum er seine göttliche Komödie italienisch gedichtet, obwohl er sie lateinisch begonnen hatte. Der einzige Grund dafür ist der: er fühlte und begriff, dass, was er zu sagen hatte, sich lateinisch nicht sagen lasse; dass, wenn er lateinisch dichte, Virgil nicht sein dienstbarer Führer, sondern sein herrischer Meister sein werde, der ihn nicht zur Beatrice gelangen lasse. Bei ihm zuerst findet sich der Ausdruck parlar materno. — In Frankreich lässt sich Langue maternelle schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nachweisen.

Und in Deutschland? Cordelia kommt schwer zum Worte. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in einer Zeit, wo der deutsche Geist ermattet lag wie nie und von französischem Laut überflutet ward, da presste wohl einem edlen Gemüte, das die deutsche Flamme treu in sich unterhielt, die Trauer und die Sehnsucht das Wort „Muttersprache" ab.

Unsere Liebe zur Muttersprache bekundet sich in zwei Formen: die eine ist die allgemeine, patriotische, auf die Schriftsprache gerichtet; die andere ist die besondere, gemütliche, dem Local-Dialekt zugewant. Letztere wird da am mächtigsten sein, wo der Dialekt entschieden von der Schriftsprache abweicht, wie in Nord- und Süd-Deutschland, weniger dagegen in Mittel-Deutschland: denn hier erscheint der Dialekt nur als Verderbung der Schriftsprache, dort als Sprache neben dieser. Wessen Muttersprache Platt- oder Oberdeutsch ist und wer daneben Schriftdeutsch kennt, der ist zweisprachig. Diese Form der Liebe zur Muttersprache dürfen wir also auch in unserer ländlichen Bevölkerung von Nord- und Süd-Deutschland voraussetzen.

Der westphälische Bauernsohn, der in Berlin vor dem Zeughause Wache stand und zwei vorübergehenden Männern, weil er sie an dem Tone ihrer Sprache als Landsleute erkannte, nachlief mit den Worten: „Sie sind wohl Westphalen, meine Herren?“ — dem war es fast ergangen wie dem Schweizer zu Straßburg auf der Schanz: es klang ihm entgegen wie ein liebster Gruß und ließ ihn alles Andere vergessen. Und wer kann zweifeln, dass der Neger in Amerika, dem plötzlich ein Landsmann aus Afrika beigesellt wird, in Liebe zur Muttersprache erglüht?

Der Sprache einer fremden Nation gegenüber bekundet sich auch unser Schriftdeutsch als dem Gemüte gehörig. Wer in Paris, in London u. s. w. war, wird sich erinnern, wie ihm zu Mute war, als ihm aus dem Geräusche der Boulevards deutscher Klang an das Ohr schlug. Deutsch reden bedeutet uns ehrlich, ungekünstelt, war und warm reden. Aurelie und Lothario (in Göthe's Meister) schreiben sich einander deutsch, so lange sie sich lieben. Wie Lothario erkaltet, schreibt er französisch. Denn bequem lassen sich nur in der fremden Sprache lügnerische Schmeicheleien und Ausflüchte sprechen; was uns als Phrase nur aus dem Verstande über die Zunge eilen soll, fliegt am besten mit fremden Flügeln. Als Marc Anton dem Cäsar die Krone angeboten hatte, die dieser zurückschob, sprach der Römer Cicero griechisch.

Worauf beruht denn nun diese eigentümliche Wirkung der Muttersprache im Gegensatze zur fremden?

An der Muttersprache hängen die glücklichsten, die ins Innerste unseres Gemüts reichenden Erinnerungen, vor allen die aus dem paradiesischen Lebensalter, der Kindheit. In diesen Lauten hat die Mutter uns beruhigt, wenn wir geweint, hat sie uns geschmeichelt, wenn sie mit uns scherzte. Diese Wirkung bleibt nun an diese Laute gebunden.

Um die Sache allgemeiner zu fassen, wird folgende Betrachtung nötig. Das menschliche Leben gliedert sich in Kreise von Tätigkeiten, Einrichtungen und Verhältnissen. Ganz parallel hiermit gliedern sich unsere Vorstellungen in gewisse größere Gruppen. Wie wir im gewerklichen Verkehr stehen, als Bürger einer Stadt und eines Staates leben, auch als Mitglied einer religiösen Gemeinde, und uns sonst noch in geselligen Verhältnissen von der größten Wärme bis zur kalten Gleichgültigkeit

bewegen, geistige Bedürfnisse des Verstandes und der Phantasie u. s. w. pflegen: so entwickeln sich in jedem gesunden Menschen mehrere Gruppen von Vorstellungen: eine, die den Staat zum Gegenstande hat, eine andere, die sich auf die Religion, eine andere, die sich auf das gewerbliche Leben bezieht, u. s. w. Jede
34 Vorstellung aber hat ihr Wort; und so gibt es eine Sprache des Marktes, eine Sprache der Poesie, eine der Religion, der Wissenschaft u. s. w.; und so nun endlich auch ein gemütliches Leben und eine Gruppe in ihm entstandener Vorstellungen und eine Sprache der Gemütlichkeit. Wie sich der eine Geist des Menschen vielfältig offenbart, so ist auch die eine Sprache ebenso vielfältig. Das Gemüt aber entwickelt sich zumeist und in seinen innigsten Beziehungen, und namentlich in der Beziehung des Kindes zur Mutter, in dem eigentlich und im engsten Sinne heimischen Tone. Darum ist Muttersprache vorzugsweise nur der locale Dialekt; denn sie ist ganz eigentlich Gemütssprache. Sie gehört unsern individuellsten, persönlichsten Beziehungen an, wogegen der litterarische Dialekt unser allgemeines Verhältnis zur Nation vermittelt.

Hieraus ergibt sich wohl auch, wie wenig wünschenswert für den Nord- und Süd-Deutschen es sein muss, sein Ober- und Nieder-Deutsch litterarisch entwickelt zu sehen. Sein Gemüt würde dabei an Sprache verlieren. Nicht als ob alle und jede Litteratur im Dialekt unzulässig wäre; nur zu einer Haupt- und Helden-Sprache darf dieser nicht werden. Wer als Schriftsteller im Dialekt auftreten will, muss die engen Grenzen der Anwendbarkeit desselben wohl festhalten. Der Dialekt muss beschränkt bleiben auf die Darstellung des localen Treibens und individueller Gemüts-Erlebnisse; denn nur für diesen Kreis stimmt dann der Inhalt mit der Form. Und wie mit solcher Uebereinstimmung ein Kunstwerk möglich ist, das die ganze Nation genießt, so würde ein litterarisches Erzeugnis ohne dieselbe im Leser nur Unlust erregen. Fritz Reuter hat jene Harmonie von Inhalt und Dialekt in hohem Grade; seine Objecte und seine Gedanken leben in dieser Sprachform. So leben und reden seine Menschen, und nur sie; und so würde ein jeder von ihnen seine Gefühle und Gedanken ausdrücken, hätten sie die Macht, sich zu äußern, wie Reuter sie hat. Oder er erzählt uns, was ihm begegnet ist; aber er erzählt es nicht als Ereignis, sondern

wie es sein Gemüt berührt hat. „Ut mine Festungstid“ ist die Geschichte seines Gemüts auf der Festung, und dieses Gemüt spricht nur so, wenn es sich voll ausspricht.

Wir gehören aber mit unserm Gemüte nicht bloß uns und unserm engen Kreise an, sondern auch dem nationalen Leben, den allgemeinen Ideen. Unsere Gefühlsmacht knüpft sich vor allem an die Ideale der dichtenden Schönheit, aber auch sogar an alle allgemeinen Erkenntnisse. Nun liegt es aber in der Treue, die wir im Erkennen und Gestalten erstreben, dass wir uns vom Worte mehr und mehr und so weit wie möglich los machen und den Gegenstand sachlich und unmittelbar zu erfassen streben. Das Gefühl aber, das hierbei zurückgedrängt wird, bleibt am Laute des Wortes haften. Darum wirkt kein fremder Dichter, auch der größte nicht, so mächtig auf uns wie unsere Klassiker; darum gewinnt jener auch für den, der ihn im Original lesen kann, in der deutschen Uebersetzung an Macht, und würde Göthe in der vollkommensten Uebersetzung in eine fremde Sprache für uns verlieren. In allen diesen Fällen könnte immerhin für den tüchtigen Kenner der fremden Sprache die gestaltende Tätigkeit der Phantasie beim Lesen oder Hören gleich bestimmt und leicht, also der rein poetische Eindruck derselbe sein; sein Gemüt, das doch beim vollen Genuss der Dichtung nicht schweigen darf, wird dennoch nur dem Gedicht in der Muttersprache den vollen Widerhall gewähren. — So liest man noch mehr eine streng wissenschaftliche Abhandlung gleich gut deutsch, lateinisch oder französisch u. s. w.; und dennoch wird die deutsch geschriebene Arbeit über die letzten Gründe unserer Erkenntnis, die tiefsten Grundlagen der Sittlichkeit Anklänge leisester Art erwecken, die auch solchen Betrachtungen nicht fehlen dürfen.

Alles was die Sprache überhaupt dem Geiste leistet und nach der Organisation des menschlichen Geistes leisten soll: das gewährt nur die Muttersprache. In ihr haben wir denken und fühlen, Gott und die Eltern kennen gelernt, in ihr und durch sie die wichtigsten Kenntnisse erhalten. Mit ihr ist unser Geist zur Einheit verwachsen; und darum ist uns zu Mute, als wäre an ihren Laut alles Schöne, Ware und Gute geknüpft. Denn nur in ihr *denken* wir nicht bloß die Gesetze der Sittlichkeit, die letzten Gedanken über Gott, Welt und Mensch,

sondern fühlen auch den Wert, die Erhabenheit dieser Gedanken; in ihr stellen wir uns nicht bloß schöne Bilder des menschlichen Lebens phantasievoll vor, sondern fühlen auch die Macht, die das Schöne auf das Gute und Ware übt, und fühlen die volle Genugtuung, welche das Wissen und das sittliche Handeln dem menschlichen Gemüte gewährt. Die fremde Sprache, die wir mehr oder weniger mühsam erlernen, sitzt an unserm Geiste, wie ein Zweig, der an einen fremden Stamm gebunden wird; es ist höchstens ein Schmuck, der nicht durch uns lebt und für uns nicht fruchtbar ist. Unsere Muttersprache ist freilich auch nicht aus jedem von uns hervorgewachsen; aber sie ist unserm Geiste wie eingepfropft, so dass die Lebenssäfte aus dem Stamme in den Zweig und aus diesem zurück in jenen fließen. Die fremde Sprache ist ganz ein Spiel des Verstandes oder der rein intellectuellen Tätigkeit; ihre Laute sind mit Begriffen und Anschauungen verbunden, aber nicht mit unserm Gemüt. Daher ist sie für uns kalt.

36 Hieraus ergibt sich, dass wir nur in der Muttersprache uns schöpferisch betätigen, während wir uns der fremden Sprache gegenüber nur aufnehmend, Gegebenes benutzend verhalten. Die Gesetze der fremden Sprache sind uns Regeln, die wir beobachten müssen; die der Muttersprache sind eine Macht in uns, welche unbewusst in uns schafft. In ihr fühlen wir uns frei, selbsttätig; sie ist uns ein gedankenschaffendes Organ. Hier strömt uns das Wort zu, wir wissen nicht woher, aber es stammt aus unserm Innern; das fremde Wort tritt äußerlich zum fertigen Gedanken hinzu, zu dessen Schöpfung es nichts beitrug. Das heimische Wort ist der Ueberfluss des Herzens, also war; das Fremde suchen wir, und auch die Lüge sucht, und darum greift sie gern nach diesem.

Der Mensch ist nicht dazu bestimmt, vereinzelt und abgesondert jeder für sich zu leben, wie das Raubtier. Die Sprache hängt mit dieser Bestimmung des Menschen zur Geselligkeit zusammen. Aber nur die Muttersprache, und zwar in ihrem litterarischen Dialekt, erfüllt dies. Am unmittelbarsten freilich durchbricht das Individuum den Kreis seines engen Selbst schon als Kind im Local-Dialekt; aber der Kreis, in den es hiermit eintritt, ist wesentlich nur der Familienkreis und was sich notwendig daran knüpft, und ist für die menschliche Bildung noch zu klein.

Dagegen führt die Kenntnis fremder Sprachen und Litteraturen in den allgemeinen Zusammenhang der Menschheit, das heißt in einen zu großen Kreis, in dem sich der Einzelne verlöre, wenn es nicht einen mittleren gäbe, aus dem er für seine Persönlichkeit die nötige Kraft zu selbständiger Gestaltung gewinnt: dies ist der nationale Kreis, der in dem litterarischen Dialekt seinen Ausdruck findet. Dieser führt uns die allgemeinen Ideen der Sittlichkeit, Warheit und Schönheit zu; und geschieht dies auch in nationaler Beschränkung, so hindert diese doch nicht den Schritt aus diesen Schranken in das reine Allgemeine.

Die Liebe zur Muttersprache beruht also gar nicht auf gewissen Vortrefflichkeiten derselben. Wir lieben sie ohne Rücksicht auf ihre Tugenden und Mängel, eben nur weil es unsere Muttersprache ist, wie wir unsere Eltern lieben ohne jeden andren Grund als weil es unsere Eltern sind, wie wir unsere Heimat lieben, nicht wegen der Schönheit der Landschaft oder der Fruchtbarkeit.

Aber gerade darum ist auch die Liebe zur Muttersprache frei von jeder törichten National-Eitelkeit und hindert nicht, die Vorzüge jeder fremden Sprache anzuerkennen und sich daran zu erfreuen; und wenn sie zu Uebersetzungen anregt, so heißt dies: sie begünstigt die Aneignung der eigentümlichen litterarischen 37
Schönheitsformen aller Völker, und so wird sie zu einer gestaltenden Idee in der geschichtlichen Entwickelung der Litteratur.

Die praktischen Folgerungen aus dem Gesagten sind leicht.

Der Local-Dialekt, wo er noch besteht, soll nicht unterdrückt werden; aber er soll nicht aus der Umzäunung des Hauses treten auf die öffentliche Bühne. Wie die Liebe zum Schrift-Deutsch nicht der Humanität entgegensteht, so hat allerdings auch die Liebe zum Dialekt nichts mit dem Particularismus gemein, wird durch ihn nicht gefördert, wiewohl er allerdings der Entwickelung der Schriftsprache, weil überhaupt des nationalen Geistes, hinderlich ist. In Deutschland von 1648—1750 gab es viel Particularismus, und doch wenig Liebe zur Muttersprache; jener schämte sich vor sich selbst. Denn der Teil empfängt sein Recht zur Existenz erst durch das Ganze. Bei aller Duldung des Dialekts also kann doch die allgemeine Losung des deutschen Geistes nur in den Worten des Schrift-Deutschen gegeben werden.

Was aber soll zur Pflege der Liebe zur Muttersprache im Gemüte unserer Kinder geschehen? Weiter nichts, als: man hüte sich störend einzugreifen. Man übe die Denkkraft des Kindes in der Muttersprache; man lasse diese erwachsen als das was sie ihrem eigensten Wesen nach ist: eine Mutter des Geistes; man hemme die Aeußerung und Mitteilung des Gemüts nicht; man fördere die Kenntnis der heimischen Litteratur.

Von dem geist- und gemüt-verwirrenden Bonnen-Wesen, wobei das Kind zugleich zwei oder drei Sprachen und keine erlernt, wobei es seiner sprachlichen Heimat entrissen wird, ohne eine neue dafür zu gewinnen: braucht nicht mehr gesprochen, vor der innern Leere, die solche sprachliche Heimatslosigkeit begleitet, braucht nicht mehr gewarnt zu werden. Aber wann sollen wir denn den Knaben, das Mädchen in die Kenntnis fremder Sprachen einführen?

Dann, wann das Kind den fremden Boden betreten kann ohne Gefahr, darüber den eigenen Besitz zu verlieren. Sein Sprachgefühl muss erst erstarkt sein. Die Erfahrung lehrt, wie Kinder, die früh dem elterlichen Hause entrissen werden, gegen Eltern und Geschwister erkalten; aber wenn sie, schon etwas herangewachsen, einige Zeit in der Fremde gelebt haben, so stärkt dies die Beziehung zu allem Heimischen. Dasselbe wird von der Sprache gelten.

Der Unterricht in der fremden Sprache kann nur dann gedeihlich wirken, wenn das Kind die Kraft hat, das Fremde von dem Eigenen getrennt zu halten und beides in gewisser Weise zu vergleichen. Nur in dem Maße, als man ihm zumuten kann, ein immer steigendes Bewusstsein von seiner Sprache zu
38 gewinnen, seine eigene Rede zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit zu machen, kann der Unterricht in der fremden Sprache vorschreiten. Nun weiß man aber, wie das Nachdenken über das Sprechen das Sprachgefühl in seiner schöpferischen Wirksamkeit hemmt und verwirrt. Der grammatische Unterricht auch in der Muttersprache darf nicht so frühzeitig beginnen; vorher aber darf die fremde noch viel weniger gelehrt werden.

Es steht heute wohl zu fürchten, dass wir unsere Kleinen viel zu früh mit der Unterscheidung von Subject und Prädicat, Dingwort und Tätigkeitswort, Sach- und Person-Object abquälen — nicht nur nutzlos, sondern zum Schaden ihres Sprach-

gefühls. Der Vers wird weder besser verstanden noch lebendiger gefühlt, wenn er so von den Kleinen in tote Wortklassen zerpflückt wird. Dagegen würde sich die grammatische Erkenntnis um etwas später vorteilhaft mit dem Unterricht in der fremden Sprache verbinden lassen. Will man eine durchschnittliche Zeit, so meine ich: das erste Jahrzehnt lasse man frei von allem was die ruhige Entwicklung von innen heraus und die unbewusste Aufnahme der geistigen Güter stören könnte.

---

## Assimilation und Attraction,

psychologisch beleuchtet.

(Auf Anlass von: Jacob Grimm, Ueber einige Fälle der Attraction. Aus den Abh. d. Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1858.)

Der Gründer der geschichtlichen Sprachwissenschaft, Jacob 93
Grimm, hat in seiner deutschen Sprachlehre die Syntax nicht über den einfachen Satz hinausgeführt. Unlängst aber hat er begonnen, den dort fehlenden Teil zu ergänzen, indem er einen der anziehendsten Punkte aus der Lehre vom zusammengesetzten Satze, die Attraction, zum Gegenstande einer Abhandlung machte. Gestützt auf diese Arbeit und auf die entsprechenden Kapitel der griechischen und lateinischen Grammatik wollen wir hier versuchen, die geschichtlich gegebenen Tatsachen auf ihre psychologischen Gründe zurückzuführen.

Zuerst sei die Klasse von Erscheinungen angedeutet, um welche es sich hier handelt. Dieselben werden dem Leser aus dem Griechischen bekannt sein, wo sie durchaus klar, häufig und in den mannichfaltigsten Formen vorliegen. Im Lateinischen sind sie schon viel seltener und sind einseitiger entwickelt. In unserer heutigen deutschen Sprache kommen sie fast gar nicht mehr vor; und doch waren sie den älteren deutschen Mundarten ziemlich geläufig, wie eben Grimm in der oben genannten Abhandlung nachweist. Er liefert mit gewohnter Gelehrsamkeit und Schärfe 94
zahlreiche Belegstellen für die besonderen Fälle der Attraction, immer mit Hinblick auf die entsprechenden Wendungen der griechischen, auch der lateinischen Redeform. Es herscht auch hier die in der Grammatik durchgeführte historisch-comparative

Methode, der die neue Sprachwissenschaft so glänzende Fortschritte verdankt. Wir werden im Folgenden vorzugsweise die griechische Rede beachten.

Der Grieche also konnte sagen: „Gedenket des Eides, dessen (statt „welchen“) ihr geschworen habt“*). „Gedenket wes (statt „dessen, was“) ihr geschworen habt“**). „Was für einen Vorteil haben die Götter von den Geschenken, denen (statt „die“) sie von uns empfangen“***). „Mit den Schätzen, welchen (statt „welche“) der Vater hinterliess“†). — Dies allgemein ausgedrückt: das Relativum, welches gemäß seiner Stellung im Relativ-Satze die Form des Accusativs haben sollte, sich aber auf ein Substantivum oder Demonstrativum im Genetiv oder Dativ bezieht, schließt sich letzterm nicht nur nach Numerus und Genus, sondern auch nach seinem Casus an, vertauscht also den Accusativ, den es haben sollte, mit dem Genetiv oder Dativ.

Fügte sich in diesen Beispielen das Relativum dem Worte, auf das es sich bezog: so geschieht in andern Fällen das umgekehrte, dass nämlich das Substantiv den Casus des ihm unmittelbar folgenden Relativs (gewöhnlich den Accusativ) annimmt, der ihm nach seiner Stellung im Hauptsatze nicht zukäme. Von dieser Weise der Attraction haben wir heute noch in Volksliedern Beispiele:

Den liebsten Buhlen, den ich hab,
Der leit beim Wirth im Keller (statt: der liebste Buhle)
oder: Den besten Vogel, den ich weiß,
Das ist ein Gans (statt: der beste Vogel)††)

*) *Μέμνησθε τοῦ ὅρκου οὗ* (statt *ὅ*) *ὀμωμόκατε.*

**) *Μέμνησθε οὗ ὀμωμόκατε* (statt *τούτου ὅ*).

***) *Τίς ἡ ὠφέλεια τοῖς θεοῖς τυγχάνει οὖσα ἀπὸ τῶν δώρων ὧν* (statt *ἅ*) *παρ' ἡμῶν λαμβάνουσιν.*

†) *σὺν τοῖς θησαυροῖς οἷς* (statt *οὕς*) *ὁ πατὴρ κατέλιπεν.*

††) Griechische Beispiele: *Τὴν οὐσίαν* (statt *ἡ οὐσία*) *ἣν κατέλιπε τῷ υἱεῖ οὐ πλείονος ἀξία ἐστίν* „das Vermögen, welches er dem Sohne hinterlassen hat, ist nicht bedeutender“. Herodot II, 106: *τὰς δὲ στήλας* (statt *τῶν στηλῶν*) *τὰς ἵστα κατὰ τὰς χώρας ὁ Αἰγύπτου βασιλεὺς Σέσωστρις, αἱ μὲν πλεῦνες οὐκέτι φαίνονται περιεοῦσαι.* „Von den Säulen aber, welche S. aufstellte, sind die meisten nicht mehr zu sehen“. — Solche Attraction gilt freilich in unserm heutigen Deutsch als ein Fehler. Nichtsdestoweniger wird man ihnen in der lebendigen Rede selbst der Gebildeten oft genug begegnen, wie auch in den Briefen der weniger Gebildeten. So beginnt ein orthographisch durchaus fehlerfreier Brief, der mir kürzlich zu Gesicht kam, in folgender Weise: „Deinen

Die letzteren Fälle, in denen ein Wort die Form eines vor- 95
angehenden Wortes bestimmt, nennt Grimm rückwirkende Attraction; jene ersteren Fälle dagegen, in denen gewöhnlich das Substantiv, welches den Casus des Relativs bestimmt, diesem vorangeht, sind Beispiele vorgreifender Attraction.

Die älteren Grammatiker haben der Attraction ihren Platz unter der Masse jener Erscheinungen angewiesen, welche sie als Idiotismen oder Idiome zusammenfassten, zu welchen auch die Anakoluthe, Ellipsen und sonstige Redefiguren gehören. Wie überall, so kam es ihnen auch hier nur auf Sammlung von Beobachtungen an, nicht auf ein wissenschaftliches Begreifen derselben. Vigerius hat ein Werk De idiotismis linguae Graecae geschrieben, ohne zu sagen, was er unter Idiotismen verstehe.

Mit Gottfried Hermann beginnt in der Grammatik der classischen Sprachen ein wissenschaftliches Streben. Als Herausgeber des eben genannten Buches konnte er denn auch nicht umhin, in einem Anhange zu demselben sich von dem Begriffe der Idiome überhaupt und jeder Classe derselben insbesondere Rechenschaft ahzulegen, was er in seiner Weise mit beneidenswerter Klarheit tut.

Hermann überlegt so: Geht man von der allgemeinen 96
Sprache der Menschheit aus, so kann man jede besondere Sprache ein Idiom nennen; denkt man nur an die griechische Sprache, so würde der Dialekt und endlich der eigentümliche Sprachgebrauch eines Schriftstellers als Idiom zu bezeichnen sein. Diesen Sinn verknüpft aber der Grammatiker nicht mit dem Worte idiotismi oder idiomata linguae Graecae. Er versteht aber darunter auch nicht etwa Eigentümlichkeiten der Rede, welche bloß der griechischen Sprache zukämen, im Gegensatze zu anderen Sprachen; denn im Lateinischen finden sich im Wesentlichen alle jene Idiomata wieder. Es ist also zur Bestimmung dieses Wortes eine andere Rücksicht zu nehmen.

---

lieben Brief, welchen ich schon längst beantwortet haben könnte, hat mir außerordentlich viel Freude gemacht"; und in einem anderen, vielleicht etwas flüchtig geschriebenen Briefe, dessen Schreiber ich aber die Anfänge wissenschaftlicher Bildung nicht abzusprechen wage, las ich: Meinem Vorgesetzten, dem ich sogleich, nachdem mir dieses Anerbieten gemacht worden, davon Anzeige machte und ihn bat, mir seinen Rat zu geben, machte mir die Bemerkung, dass u. s. w."

Durch die Nachlässigkeit in der Rede des alltäglichen Lebens, meint Hermann, schleiche sich in die Sprache so manches ein, was gegen ihre Natur sei. Weil dies nun eben ohne oder gegen die Regel gebildet sei, so sei es ein Idiom zu nennen und könne nicht Gegenstand der Syntax sein; denn die Syntax umfasse nur, was sich aus dem grammatischen Gesetz der Sprache entwicklen lasse, die Idiome aber seien eben gegen die natürlichen Sprachregeln eingeführt. Hermann bewegt sich noch ganz innerhalb der Kategorien der alexandrinischen Grammatiker; er hält noch fest an dem Gegensatze von ratio und usus, logischem Gesetz und Gebrauch. Alles was der Grammatiker in der Sprache für unlogisch, unrichtig hielt — und dessen gibt es gar viel — das sollte der unvernünftige Gebrauch eingeführt haben, während die Sprache ihrer Natur nach streng logisch sei. Hermann denkt aber hierbei nicht etwa an eine allgemeine philosophische Grammatik, welche die ratio, das Vernünftige in der Sprache überhaupt zu bestimmen habe; er wendet den Blick nicht ab von der einzelnen Sprache, der griechischen, lateinischen, so wenig wie die Alexandriner und Römer. Daher bemerkt er, es sei sehr schwer, jene Idiome von dem, was zur Natur der Sprache gehört, abzuscheiden, weil sie vielfach die Sprachen so durchdrängen, dass sie zu ihrem Wesen zu gehören schienen. So treibt es ihn denn zu der genaueren Bestimmung dieses Wesens oder Gesetzes der Sprachen. Es liege in den Redeteilen und in dem, was aus der Natur und Bestimmung derselben sich ableiten lasse; alles andere sei der Sprache eigentlich
97 fremd und bloß aus dem Gebrauch und der Willkür hervorgegangen. Daher sei wohl die Grammatik eine Wissenschaft, aber nicht die Lehre von den Idiotismen, in denen nicht Vernunft, sondern Gebrauch und Belieben (non ratio, sed usus et licentia) herrsche. Hier könne es sich nur um eine gewisse Ordnung und Einteilung des irrationalen und regellosen Stoffes handeln. — So weit also war die Grammatik bei Hermann gediehen, dass sie für ihre Unwissenschaftlichkeit, für ihr mangelhaftes Begreifen eine Entschuldigung suchte. Dabei benahm man sich recht menschlich: statt den Mangel an Begriff auf Seiten des Forschers einzugestehen, behauptete man, im Gegenstande selbst läge die Unvernunft.

Hiernach ordnet Hermann alle Idiome nach den vier Kate-

gorien der Quantität, Qualität, Relation, Modalität. Unter die Quantität wird Ellipse und Pleonasmus gebracht; die Attraction unter die Relation. Denn unter letztere gehören die Fehler, die auf einem falschen Zusammenhange (nexu) beruhen. Diese zerfallen aber in zwei Unterabteilungen; denn sie enthalten entweder eine unpassende Verknüpfung verschiedener Elemente oder eine verkehrte Trennung des Zusammengehörigen: jene ist die Attraction, diese das Anakoluth. — Uebergehen wir Qualität und Modalität, fragen wir auch nicht, wie die Verteilung der Idiotismen unter die vier Kategorien gelungen ist, nehmen wir an, sie sei aufs schönste vollzogen: das ist es nicht, was wir erstreben. Wir wollen ja mehr oder anderes, als die Tatsachen classificiren; wir wollen sie erklären. Sehen wir also schließlich nur, wie Hermann die Attraction definirt: als die Verbindung zweier Redeteile, welche dadurch bewirkt ist, dass etwas sich auf beide zugleich bezieht, obwohl auf den einen unrichtig*). Die Wissenschaftlichkeit scheint hier lediglich darin gesucht, dass der einfache Tatbestand in den möglich abstractesten Wörtern ausgedrückt wird.

Welchen Fortschritt hat denn nun jene Ansicht bewirkt, die sich rühmt, die Sprache als „Organism“ anzusehen? Sie nannte das, worin der alte Grammatiker die ratio fand, logisch 98
und also organisch; was jener als willkürlich und anomal ansah, das heißt sie unorganisch, oder sie benennt es gar nicht und nimmt stillschweigend die Miene an, als wisse sie auch dieses als organisch zu begreifen. Worin Hermann eine Licenz des Schriftstellers sah, was Bernhardy von seinem historisch-ästhetischen Standpunkte aus als Wirkung absichtsvoller stylistischer Kunst betrachtete: darin erkennt jene Ansicht die Wirkung eines „Strebens der Sprache“ (Kühner). Wie nun aber überhaupt die Sprache soll „streben“ können? und wie sie zu solchen Mitteln greifen kann? mit diesen Fragen wollen wir uns den Vertretern dieser Ansicht nicht nahen; sie würden dieselben als gar zu zudringlich und unehrerbietig, ja als maßlose Kritik von sich weisen.

*) Est autem attractio in eo posita, si quid eo, quod simul ad duas orationis partes refertur, ad quarum alteram non recte refertur, ambas in unam conjungit; und weiterhin ut referendo quid eo quo non debet, ex duabus partibus unum quid faciat.

Grimm erwirbt sich dadurch einen tieferen und innigeren Standpunkt für die Auffassung der Attraction, dass er dieselbe der Assimilation der Laute parallel stellt*). Er beginnt seine Abhandlung: „Erscheinungen der Lautlehre sind denen der Syntax oft sehr ähnlich, gleich einzelnen Lauten an ihrer Stelle wirken auch einzelne Worte im Satz auf einander hin, bald vor-, bald zurückgreifend". Hiermit ist in doppelter Hinsicht ein Fortschritt für die Erklärung der Attraction gewonnen. Denn durch die Gleichstellung derselben mit der Assimilation ist erstlich nicht bloß überhaupt eine Analogie für sie gewonnen, sondern sie ist auch dadurch im Allgemeinen auf jene in der Sprache unmittelbar und unabsichtlich schöpferisch wirkenden Kräfte zurückgeführt; und zweitens ist zu noch größerer Bestimmtheit angedeutet, dass dieselben Sprachmächte, welche die Assimilation erzeugen, auch die Attraction hervorbringen. Beides ist richtig und wesentlich für die Erklärung. Es weiter auszuführen lag nicht in Grimms geschichtlicher Aufgabe. Vielmehr wendet auch er sich sogleich zur ästhetischen Wirkung jener beiden Processe, der Assimilation und Attraction, indem er sagt: „Grund der Einwirkung in beiden Fällen ist, dass daraus größere Har-
99 monie der Aussprache, festere Fuge des Satzes entspringe. Wie schon die einfachen Vocale durch Diphthonge und Umlaut, die einfachen Consonanten durch Verbindung und Verschiebung Halt und System gewinnen, könnte man sagen, dass auch vermöge der Attractionskraft Knoten und Risse des Lautes fortgeschafft, Keile in die Tafel der Rede eingeschlagen werden". Hiermit ist aber nur die Zweckmäßigkeit jener Erscheinungen ausgesprochen, d. h. ihr Einfluss auf die Schönheit der Rede, für welche Grimm einen so zarten Sinn hat. Wenn nun auch gar nicht geleugnet werden kann, dass Schriftsteller, welche mit künstlerischem Bewusstsein schrieben, wie nicht bloß die künstelnden Sophisten und Redner, sondern auch Plato und Xenophon, sich der Attraction, wie anderer Redefiguren, mit Absichtlichkeit bedienten: so haben sie dieselben doch nicht geschaffen. Der eigentlich schöpferische Künstler war auch hier das Volk. Behauptet Kühner, dass die Anakoluthe bei Plato „nicht aus

*) Es verdient bemerkt zu werden, dass schon Krüger (Griechische Sprachlehre), den Namen Attraction verwerfend, von „Assimilation" des Relativs spricht.

Nachlässigkeit oder aus Unkunde der Sprache entsprungen", sondern durch das absichtliche Streben hervorgebracht sind, der Darstellung „eine gewisse Annäherung an die kunstlose, sich leicht bewegende Redeweise des gewöhnlichen Lebens zu geben", so gesteht man doch schon zu, dass sie im Volksgeiste entstanden sind; und will man denn nun heute noch mit Hermann behaupten, im Munde des Volkes seien sie aus Nachlässigkeit oder aus Unkunde (quotidianae vitae negligentia, contra linguae legem rationemque) entsprungen? — Oder will man solche Nachlässigkeit und Unachtsamkeit dem Herodot vorwerfen, „welcher, unbekümmert um eine, nach den Gesetzen der Grammatik sorgfältig gebildete, Darstellungsweise in einem ungekünstelten losen und lockeren Stile erzählt"? Auch nicht. Seine Anakoluthe sind „aus der kindlichen Erzählungsform hervorgegangen". Sollte man sie nun nicht aus den Gesetzen dieser Erzählungsform zu begreifen suchen müssen? sollte man nun nicht solche Gesetze aufzufinden haben? Ja noch mehr, liegt hier nicht ein Widerspruch vor? Denn, sind die grammatischen Gesetze so organisch, wie behauptet wird, müsste dann nicht Herodot, je natürlicher er schrieb, um so strenger grammatisch, d. h. organisch, schreiben? — Man gesteht auch zu, dass es Schriftsteller gebe, wie Thukydides, „welche, vertieft in den Gegenstand, den sie vortragen, erfüllt von einem Reichtum der Gedanken, von der Sache selbst so ergriffen werden, dass sie, nur mit ihr allein beschäftigt, von Gedanken zu Gedanken fortgerissen, auf die sprachmäßige Verbindung der einzelnen Teile eines Satzes weniger Rücksicht nehmen". Stehen wir hier nochmals bei Hermanns negligentia? Nein! die Anakoluthe des Thukydides „lassen sich aus der Fülle seiner Gedanken, aus der Tiefe seines Geistes, und dem sehr großen Streben nach Concentrirtheit leicht erklären" (Kühner, Ausf. Grammat. d. griech. Spr.) sogar leicht! Kann denn dieses Streben nicht innerhalb der grammatischen Gesetzmäßigkeit befriedigt werden? wenn nicht, so müsste es sehr unorganisch sein! Und jene Fülle und jene Tiefe, ist sie denn nicht organisch? und doch stößt sie die organischen Gesetze um?

Durch vorstehende Kritik haben wir, hoffe ich, das erreicht, wozu überhaupt die Kritik führen soll, die Aufgabe zu erkennen, wie sie zu stellen und in welcher Weise sie zu lösen ist, und

auch die Ueberzeugung zu gewähren, dass wir es mit einer Aufgabe der Gegenwart zu tun haben, welche nicht wir willkürlich uns gestellt haben, sondern welche uns von der Vergangenheit gegeben und gerade in solcher Form gegeben ist.

Denn soviel müssen wir wohl dem Vorangehenden entnehmen, dass wir die Attraction nicht von dem allgemeinen Boden, dem die Sprache mit allen ihren Formen entsprießt, ablösen dürfen, wenn wir sie erklären wollen; dass wir sie nicht als einen derartigen Widerspruch gegen die Grammatik auffassen dürfen, um sie als Vernichtung des Sprach-Gesetzes anzusehen. An diesem Fehler scheiterte die alte logische, wie die neuere organisch-logische Ansicht. — Wir haben ferner nicht nur davon abzusehen, dass schriftstellerische Kunst mit Absicht nachbildet, was die Natur der Sprache, der Volksgeist, vorgeschaffen hat; sondern wir sehen auch eben darum zunächst ganz von der ästhetischen Seite und der Zweckmäßigkeit ab und stellen uns lediglich auf den causalen Boden, d. h. wir fragen, welche Processe sind es, welche im Bewusstsein des Sprechenden die Erscheinungen der Attraction hervorbringen, welches sind die Bedingungen, wie ist der Verlauf dieser Processe. Zuerst haben wir nach den Ursachen der Attraction zu fragen, und dann
101 nach ihrem Zweck. Ihre Ursachen erkannt, werden wir auch einsehen, in welchem Verhältnisse sie zur Grammatik, zum normalen Gange der Sprache steht. Dass der Zweck selbst eine von den treibenden Ursachen ist, soll hiermit nicht geleugnet werden; inwiefern aber derselbe, auch als unbewusster, als ein Glied in die Reihe der Ursachen eintreten könne, wäre ein Gegenstand weitgreifender und mannichfaltige Gebiete umfassender Untersuchungen (vergl. M. Lazarus, Leben der Seele II, S. 287 ff.).

Diese bloße Erinnerung daran, dass wir in die Psychologie einzugehen haben, befähigt uns schon, den Wink, den uns Grimm gab, zu begründen und auch ihn fruchtbar zu machen. Wenn Grimm die Verhältnisse der einzelnen Laute im Worte mit denen der einzelnen Worte im Satze zusammenstellt, so ist dies, bei aller Anerkennung seiner Richtigkeit und Fruchtbarkeit, doch zunächst nur ein geistreicher Gedanke, eine Combination, welche überrascht, wie alles Geistreiche. Nun erinnert uns aber die Psychologie sogleich, dass doch das Wort eine Reihe von Lauten ist, wie der Satz eine Reihe von Wörtern; die Reihen

sind verschiedenartig, aber beide sind eben Reihen. Wie natürlich also, dass man sie beide unter demselben Gesichtspunkte zusammenfasst! wie notwendig, dass der Entwickelung der einen wie der anderen Reihe dieselben Gesetze vorstehen!

Wenn es der Erklärung der Attraction nachteilig war, vorzugsweise oder ausschließlich ihren rhetorischen Zweck und die bewusste Absicht des Schriftstellers zu berücksichtigen, so behielt man andererseits mit dem Worte Attraction auch noch einen anderen Fehler aus alter Zeit bei, der einen ganz entgegengesetzten Charakter hat. Auf der einen Seite ließ man den Schriftsteller mit Worten und Formen frei schalten und walten, dieselben stellen und schieben und verschieben, wie Figuren auf dem Schachbrett; auf der anderen Seite aber schrieb man den Worten Kräfte und Tätigkeiten zu, und wie man sagte, dass ein Wort das andere regiere, so legte man ihm nun auch eine gewisse Attractionskraft bei, mit welcher es, wie vermöge eines gewissen Magnetismus, ein anderes Wort anzieht, vor- und rückwärts greifend. Das ist nun aber eine ganz haltlose und für die wahre Auffassung der Sache verderbliche Fiction; man hat, um eine wargenommene Erscheinung zu erklären, eine 102
Kraft erdichtet, welche dieselbe machen sollte. Solche mytische Kräfte überall aufzulösen, ist nun Aufgabe der Wissenschaft. Attraction ist nicht eine Handlung, welche das Wort übt, und von ihr zu reden, ist überhaupt nur etwa in derselben Weise erlaubt, wie man vom Auf- und Untergang der Sonne spricht. Unter solcher Verwarung mag der Grammatiker immerhin dieser Redeweise sich bedienen, wie ich selbst im Folgenden es tun werde. Für die Grammatik sind die Worte keine selbstständige Wesen, deren Taten und Leiden sie zu registriren und zu schematisiren hätte; sondern es sind psychische Processe, nach ihren Bedingungen und Erfolgen und ihrem ganzen Verlaufe zu beobachten.

---

Beginnen wir, nach diesen vorläufigen Bemerkungen, mit der einfachsten Ansicht vom Sachverhalt. Ein Satz, die kleinste Rede, ist eine Reihe aufeinanderfolgender Worte; das Wort eine Reihe aufeinanderfolgender Laute. Es ist unmöglich, nicht nur

eine längere Rede, ein Gedicht, sondern auch nur einen Satz, ja nur mehrere Sprachlaute zugleich auszusprechen; und auch gedacht müssen sie in Form der Reihe werden, selbst wenn sie gleichzeitig im Bewusstsein erscheinen. Die Tätigkeiten des Denkens und Sprechens werden ganz unvermeidlich in der Form des Durchlaufens durch eine Reihe verschiedener Elemente vollzogen. Wenn von so vielen Personen, wie ein Wort oder ein Satz einzelne Laute enthält, jeder einen Laut ausspräche im selben Augenblicke, wie der andere, so wären freilich sämmtliche Elemente des Satzes oder des Wortes simultan gesprochen und gedacht; indem aber die Form der Reihe und ihres allmählichen Ablaufes gestört wäre, wäre auch das Wesen des Gedankens und der Rede aufgehoben. Durch das gleichzeitige Aussprechen aller Elemente der Reihe würde ein unverständlicher Lärm entstehen. Aber selbst wenn jeder einzelne Laut deutlich für sich vernehmbar bliebe, und wenn man sie zusammen auffassen könnte, wie wir die Töne verschiedener Instrumente zugleich hören und dennoch unterscheiden können, so würde dennoch kein Satz, kein Wort gesprochen und gehört, gedacht und verstanden
103 werden, wenn nicht die gleichzeitig gehörten Laute wieder in die Form der Reihe gebracht und in ihr gedacht werden. Wir mögen also aus dem Munde der einen Person *a*, und gleichzeitig aus dem der andern *b* hören und werden beide Laute auffassen, *a* und *b*. Indem wir aber *ab* oder *ba* denken, haben wir jenen Lauten zur Gleichzeitigkeit die Reihenfolge hinzugefügt. Dasselbe tun wir beim Lesen. Unser Auge erfasst viele Buchstaben simultan; jedoch das sinnliche Auffassen sichtbarer Zeichen ist noch nicht Lesen. Der einer Schriftart oder der Schrift überhaupt nicht Kundige erfasst die Striche und Züge ebenso wohl, wie der Lesende, und beide mögen eine größere Menge von Zeichen simultan erfassen. Was aber der Lesende mehr tut als der Unkundige, die gedankliche Auffassung und das Unterschieben von Lauten anstatt der Zeichen, dies geschieht wieder in der Form eines Nebeneinander; das sinnlich simultan Erfasste wird sprachlich und gedanklich aufgelöst und in die Reihenform gebracht*).

*) In dem oben Gesagten liegt weiter nichts als eine besondere Anwendung des allgemeinen Grundsatzes von der Enge des menschlichen Bewusstseins,

Sprache bewegt sich aber nicht bloß überhaupt in Reihenform, sondern die Glieder dieser Reihe haben auch, ein jedes für sich, einen bestimmten Ort in der Reihe. Diese ist nicht eine Kette gleichgültiger Gelenke, die überhaupt nur in einander greifen müssen, einerlei wo oder wie es geschieht; sondern jedes Glied einer Sprachreihe hat seinen eigentümlichen Wert nur an dem bestimmten Orte, in der bestimmten Verbindung. Es muss 104
also jedes Sprach-Element als besonderes Glied einer in bestimmter Ordnung ablaufenden Reihe gesprochen und gedacht werden, indem immer Glied auf Glied in einer von dem Ganzen und dem Zweck der Reihe bedingten Weise folgt.

Es ist ferner nötig, noch eine sehr einfache Bemerkung zu machen: Zweck und Mittel sind zweierlei. Das Haus wird nicht mit einem Haus gebaut, sondern mit lauter einzelnen Steinen und Balken, die auf und an einander gefügt werden. Der Zweck des Hauses bedingt allerdings die Fügung des Materials, man kann sagen: bis in alle Einzelheiten des Baues; aber nicht weniger will auch die Natur des Materials, seine Fügsamkeit, berücksichtigt werden. Der Baustoff will auch erst am Orte seiner Bestimmung zusammengebracht sein; der Zweck, ein Haus zu bauen, als solcher, als Gedanke, führt nicht Stein und Holz herbei. Der Zweck behauet nicht Stein und Holz und legt nicht eins auf das andere, er bauet nicht. — Machen wir hiervon die Anwendung auf unsern Gegenstand. Zweck der Sprache ist Sinn und Gedanke; er bestimmt die Form des Satzes, der Rede, bis auf jede Wortform, jeden Buchstaben;

---

auf welchen Herbart seine Psychologie baut. Denselben leugnen wird ebenso unmöglich sein, als es nötig sein wird, ihn näher zu bestimmen. Die notwendigen Bestimmungen aber, die er noch zu erfahren haben mag, werden sich, denke ich, am leichtesten und sichersten ergeben, wenn man zunächst einmal ihn immer nur in der Beschränkung auffasst, wie die jedesmalige besondere Aufgabe es erfordert. Dann wird sich später eine vollständige Gesammtauffassung versuchen lassen. Nur dies sei hier noch erinnert: Der Mensch denkt nicht darum discursiv, d. h. in Reihenform, weil er so spricht, sondern er spricht überhaupt nur in solcher Weise, weil er so denkt; und er denkt eben so wegen der Enge des Bewusstseins. Die Unmöglichkeit, mehrere Laute zugleich auszusprechen, und die Erscheinung, dass und in wiefern überhaupt jedes Wesen immer nur in einem Zustande sein und nur aus einem Zustande in den anderen übergehen kann, dürfte vielleicht analogisch zeigen, warum und in wiefern auch die Seele nur dies vermag, wodurch denn die Enge des Bewusstseins aus einem allgemeinen Verhältnisse aller Wesen erklärt wäre.

aber er macht die Sprache nicht, er erzeugt nicht den Lautstoff. Wie der Zweck des Gebäudes seine Seele, so ist der Sinn die Seele der Sprache; die Seele wohnt und wirkt in ihrem Leibe, sie schafft ihn nicht.

Wie also aller Baustoff nach seiner physikalischen Natur erzeugt ist und bearbeitet werden muss; wie der Leib, obwohl im Dienste der Seele, nach seinen physiologischen Gesetzen lebt: so ist die Sprache nach ihrem Stoffe und ihrer Fügungsweise, obwohl im Dienste des Gedankens, doch bedingt durch ihre eigenen Gesetze, durch ihre eigenen Causalitätsverhältnisse. Die Sprache wird von Kräften erzeugt, über welche allerdings der Gedanke zu gebieten hat; aber er kann ihnen nichts gebieten, was gegen ihre Natur läuft, was auszuführen ihr Wesen versagt. Die Gesammtheit dieser Kräfte bilden einen Mechanismus, der nach eigenen, vom Gedanken unabhängigen Gesetzen gebaut ist und sich bewegt. Der Gedanke als Zweck dictirt diesem Mechanismus den Befehl, den derselbe auszuführen hat; ein Befehl
105 von oben also setzt die untergebenen mechanischen Kräfte in Bewegung (vgl. Zeitschr. I, S. 22). Er enthält und sagt aber nur, was geschehen soll: Bildung und Darstellung eines bestimmten Gedankens; das Wie haben die ausführenden Kräfte selbst ihrer Wirkungsweise gemäß zu bestimmen. Dass sie überhaupt den erhaltenen Befehl zu vollziehen im Stande sind, ist mit der allgemeinen Harmonie des menschlichen leiblich-geistigen Organismus gegeben; für das Wie der Ausführung aber sind sie für sich durch ihre mechanische Natur bestimmt, der sie sich nicht entäußern können, ohne sich selbst aufzuheben. Von dieser ganzen Bestimmtheit des seelischen Mechanismus aber weiß der Befehl und die geistige Macht, die ihn erteilt, gar nichts, braucht sie auch nichts zu wissen; die Seele an sich kennt ihren eigenen Mechanismus eben so wenig wie den ihres Leibes. Wer sich ein Haus bauen lässt, braucht nicht zu wissen, wie es der Meister anfängt, den Bau herzustellen, und der Meister selbst nimmt nicht den Hammer und die Kelle in die Hand. Dass aber die wirkenden Kräfte unabhängig sind von der befehlenden Macht, dem Zwecke, das erfährt der Mensch oft genug auch im Sprechen. Bei Lähmung der Organe, bei Trunkenheit oder Seelenkrankheiten sehen wir, wie der Mechanismus den erteilten Befehl

bald gar nicht, bald schlecht und verkehrt ausführt: bei allem Streben, etwas zu sagen, wird unverständlich gestammelt, gelallt, oder es wird etwas anderes gesprochen, als gesagt sein will. Aehnliches begegnet gelegentlich auch dem Gesunden, so oft er sich verspricht oder verschreibt.

Die Reihen der Sprach-Elemente sind der Stoff und die Kräfte — der lebendige, wirkende Stoff, welcher den Gedanken bilden, den geforderten Zweck verwirklichen soll. Man wird aber doch diesen Satz und das Vorangehende nicht so misverstehen, als wäre es wirklich meine Meinung, dass irgend eine Kraft oder ein Vermögen der Seele einen Gedanken bildete und ihn dann dem Sprach-Vermögen übergäbe, um ihn, den noch ungesprochenen, sprachlich darzustellen. Nicht so wie ein Haus, bevor es gebaut ist, vor den Augen unserer Einbildungskraft steht, nicht so steht der noch nicht in Worte gefasste Gedanke als ein unverwirklichter Zweck vor uns. Es ist nur von aussen oder von innen ein Gegenstand gegeben, d. h. es sind Empfindungen, Anschauungen, Gefühle, Strebungen vorhanden, welche 106
gedanklich ergriffen, in die Form des Gedankens gebracht werden sollen, was eben vermittelst der Sprache geschieht. Schließlich ist es die denken wollende Seele, welche aus gegebenen Empfindungen u. s. w. sprechend den Gedanken bildet und insofern Geist genannt wird. Wenn wir also oben zwischen den Gedanken und der Sprache unterschieden, jenen als Zweck und Befehl, dieser als ausführender Kraft entgegenstellten, so geschah dies der Deutlichkeit wegen. Es sollte daran erinnert werden, dass die Seele, wie bei allen ihren freiesten Tätigkeiten, so auch beim Sprechen, und d. h. allerdings bis auf einen Punkt zugleich beim Denken, von einem Mechanismus bedingt wird, der zu ihrem Wesen gehört.

Die sprachlichen Reihen sind also ein Organ, Werkzeug der Seele zum Denken, welches sie selbst sich geschaffen hat, das aber auch von ihr nur so angewendet werden kann, wie es seine eigene mechanische Natur im Zusammenhange mit dem Mechanismus der Seele überhaupt gestattet. Sich der sprachlichen Reihen bedienen, heißt sie ins Bewusstsein erheben und hier entwickeln oder sie durch das Bewusstsein sich bewegen lassen, während sie vorher in jener Unbewusstheit lagen, in der

wir alle Kenntnisse und Gedanken tragen, an die wir nur jetzt gerade nicht denken, deren wir uns aber bei gegebener Gelegenheit erinnern können. Bei dieser Bewegung und Entfaltung der Reihe (z. B. bei der Wiedererinnerung) tritt ein Glied derselben nach dem andern in das Bewusstsein, d. h. so zu sagen in den Punkt der größten seelischen Helligkeit, der wirksamsten inneren Beleuchtung; und verschwindet aus demselben wieder nach kurzem Aufenthalte, gedrängt vom folgenden Gliede. Dies kann aber nicht anders geschehen, als nach denselben Gesetzen, nach welchen überhaupt sich Reihen von Seelengebilden durch das Bewusstsein ziehen. Denn sie bewegen sich überhaupt nicht ohne Ursache, und nicht ohne Ursache tritt dieses Glied zuerst, sodann jenes und dann erst das wieder folgende aus dem dunklen Seelengrunde hervor an die Helle des Bewusstseins. Es kommt dabei z. B. an auf die Art des Zusammenhanges der Glieder und auf die Verbindung der Reihen mit anderen Reihen. Nur
107 unter günstigen Bedingungen hebt sie sich; nur ohne störende Eingriffe, die entweder gar nicht vorhanden oder überwunden sein müssen, entfaltet sie sich regelmässig und sicher, ohne sich in sich selbst zu verwickeln oder mit anderen Reihen zu verwirren.

So ist die Sprache anzusehen als ein psychischer Mechanismus; dieser aber ist in seiner Wirkungsform durch Gesetze bestimmt, die aus seiner eigenen inneren Einrichtung und der Natur der psychischen Mechanik überhaupt erfolgen; nur so wie, und nur in so weit diese Gesetze es möglich machen, kann das vom Geiste geforderte Wort, oder der erstrebte Satz gesprochen werden.

Dieser Mechanismus ferner ist nicht rein psychisch; sondern, da Sprechen mit einer leiblichen Tätigkeit verbunden ist, ist er von einer Seite her in seiner Wirksamkeit durch physiologische Verhältnisse bestimmt. Die Ausführung des Zweckes also, welche der Sprache aufgetragen ist, steht in einer doppelten Abhängigkeit, einerseits von einer psychischen Mechanik, und andererseits von gewissen leiblichen Organen, die in ihren Bewegungen ihrer physiologischen Mechanik unterworfen sind. Wie leicht ist also ein Widerstreit zwischen Forderung und Ausführung möglich! Und wie beweglich und regsam muss der Mechanismus sein, wenn dennoch der Streit und Widerspruch zwischen dem Ge-

danken als dem Zweck und dem nach mechanischem Gesetz gesprochenen Wort oder Satz nur die Ausnahme ist*).

Wir haben jetzt die Natur der Sprachreihen näher zu betrachten. In ihnen (z. B. im Satze) hat nicht nur jedes Glied seine bestimmte Verbindungsform mit dem andern und seinen bestimmten Platz in der Reihe; sondern es kommt noch ein Umstand hinzu, der dem Grundsatze von der Enge des Bewusstseins zu widersprechen scheint. Wer nämlich eine gesprochene Rede, eine längere Reihe von Worten hört und verstehen soll, der muss nicht bloß jedes Glied derselben an seiner rechten Stelle und in seiner rechten Verbindungsform warnehmen, sondern er muss auch die ganze Reihe als ein in 108
sich geschlossenes einheitliches Ganze auffassen und darf nicht bloß jedes Glied für sich einzeln denken. Der Satz ist nicht bloß eine Reihe so und so geformter Wörter, welche eins nach dem andern aufgezählt werden, wie man eine aufgestellte Reihe verschiedener Gegenstände herzählt; sondern, soll der Sinn des Satzes erfasst werden, so müssen alle Glieder desselben, das erste mit dem letzten und jedes mit allen zusammengehalten werden im Bewusstsein. Mir scheint, es sei leicht, wenn es sich auch nur um einen drei Zeilen langen Satz handelt, noch mehr aber, je länger die Periode ist, in uns die doppelte, in sich entgegengesetzte Beobachtung zu machen, erstlich: dass wir einen verstandenen Satz vollständig zugleich im Bewusstsein haben, und zweitens: dass wir schon beim Lesen oder Hören der zweiten und dritten Zeile die erste nicht mehr im Bewusstsein haben. Aber wozu bei Sätzen stehen bleiben? Die Sache wird klarer, wenn wir größere Beispiele wählen. Um eine Seite eines Buches zu verstehen, oder ein Kapitel, oder das ganze Buch, muss uns der Anfang bekannt sein und muss uns im Geiste beim Lesen bis zum Schlusse begleiten. Wer den ersten Satz einer zusammenhängenden Darlegung am Schlusse derselben vergessen hätte, würde den Schluss und den Zusammenhang des Ganzen nicht erfassen können. Denn lesend wandelt unser Geist nicht von Punkt zu Punkt, den einen verlassend, wenn er zum

*) Was ich oben als Zweck und Reihen-Mechanismus unterschieden habe, entspricht einem Unterschiede, welchen Herbart macht (Abh. über Kategorien und Conjunctionen § 15.), zwischen Hauptreproduction und partialen oder inneren Reproductionen.

andern geht, wie unser leibliches Auge; sondern, was er durchläuft, das nimmt er mit sich und zum Schlusse der Reihe gelangt, muss er sie ganz und simultan in sich tragen — denn Zusammenhang bedingt Simultaneität —: sonst hat er sie nicht verstanden. Allein so gewiss dies ist, ist nicht auch das Entgegengesetzte eben so gewiss, dass wir beim Lesen der letzten Zeile eines Kapitels, einer Seite, die erste nicht mehr im Bewusstsein haben?

Man könnte diese widerspruchsvolle, aber unleugbare Tatsache dazu benutzen wollen, die Herbartische Annahme zu begründen von verschiedenen Graden der Bewusstheit einer Vorstellung, oder Graden der Helligkeit, mit der sich eine Vorstellung im Bewusstsein befindet. Man könnte sagen, beim Schlusse eines gelesenen Kapitels sei der letzte Satz im höch-
109 sten Grade der Helligkeit in uns, während alles Vorangehende sich je nach den Umständen in abgestuften Graden der Bewusstheit befindet. Dann müsste aber, da sich diese Abstufung auch auf jeden Buchstaben erstrecken würde, eine so große Anzahl von Graden, eine solche Feinheit der Stufenfolge anzunehmen sein, wie wir sie uns weder denken, noch durch die Erfahrung bestätigen können. Ueberhaupt aber, wenn wir uns zwar einerseits logisch gezwungen sehen zu behaupten, wo ein Zusammenhang von Gliedern erkannt werde, da müssen diese zusammenhängenden Glieder simultan im Bewusstsein sich finden: so lehrt dagegen andererseits die Erfahrung ganz entschieden, dass wir am Schlusse einer durchlesenen und wohl verstandenen Abhandlung bei aller Gewissheit, sie verstanden zu haben und ihren Inhalt in uns zu tragen, dennoch nur den allergeringsten Teil dieses Inhaltes im Bewusstsein gegenwärtig haben, und dass, wenn wir uns auf denselben besinnen, wir immer wieder nur, wie beim Lesen selbst, ein kleines Stück nach dem andern uns vergegenwärtigen, nie aber das Ganze mit einem Male, wiewohl alles gerade auf die Erfassung des Ganzen als eines solchen, und nicht als eines bloßen Haufens von Teilen, ankommt.

Wenn uns nun überhaupt die Erfahrung nichts von einer abgestuften Bewusstheit zeigt, und wenn Lotze, wie mir scheint, durchaus Recht hat, es sei immer nur eins von beiden möglich, entweder nämlich ist etwas im Bewusstsein oder es ist nicht

im Bewusstsein; es kann aber nicht zwar im Bewusstsein, aber schwach erhellt oder nur halb und teilweise sein: so wird der oben dargelegte Widerspruch um so schwieriger aufzulösen; aber der Psycholog darf sein Auge nicht vor ihm verschließen.

Es ist aber nicht bloß dieser Widerspruch, sondern es sind viele, viele Tatsachen, besonders das ganze Wesen der Sprache, welche uns nötigen, außer dem Bewusstsein ein unbewusstes Reich seelischen Lebens anzuerkennen, wo nicht nur aller Reichtum der Seele ruht, sondern wo auch die bedeutungsvollsten schöpferischen Processe vollzogen werden, wo der Quell aller Dichtung, Religion und Philosophie entspringt. In diesen dunkelen Schacht vorsichtig zu steigen, darf sich der Psycholog nicht untersagen. Er kann es darum, weil jene Tiefe der Seele in ununterbrochenem Verkehr mit dem Bewusstsein steht; und ich 110
habe anderwärts (Zeitschr. f. Philos., Halle, 32. Bd.) [oben S. 89 bis 91] gezeigt, dass das Wesen und die Bedeutung der Sprache gerade darin liegt, die Vermittlung zwischen den beiden Seelen-Reichen zu bilden, die lebendigen Adern, welche fortwährend das geistige Blut in das Bewusstsein führen wie in eine Lunge, um es hier zu erfrischen, und dann wieder in den geistigen Organismus zurücktreiben, um ihm Wachstum zu geben. — Für den besonderen hier vorliegenden Fall sei es gestattet, eine unedlere Analogie herbeizubringen. Wir essen und trinken schluck- und bissenweise; so lesen wir auch wort- und satzweise; am Schlusse des Mahls haben wir das Gefühl der Sättigung, die Folge des Zusammenfassens aller einzelnen Bisse und Schlucke: so haben wir beim Ende der Abhandlung das Gefühl des Verständnisses als Folge des Zusammenhanges alles Einzelnen. Das Bewusstsein ist der Mund der Seele; sie hat auch einen Magen und Lymphgefäße, wo sie verdaut und den nährenden Stoff in *succum et sanguinem* überführt.

Wir müssen also eine Bewegung und Erregtheit der Vorstellungen auch in dem Zustande, in welchem wir uns ihrer nicht bewusst sind, anerkennen, und auch für sie die bestimmenden Gesetze suchen; denn gesetzlos geschieht so wenig etwas in der inneren, wie in der äußeren Welt. Hier bemerke ich für die vorliegende Aufgabe nur eins*). Es gibt eine Erregtheit der

*) In einem Aufsatze über „Verdichtung und Vertretung in den Vorstellungsmassen“, wird mein Freund Lazarus auch die Verhältnisse der Vorstellungen im unbewussten Zustande ausführlich und zusammenfassend erörtern.

nicht im Bewusstsein sich befindenden Vorstellungen, welche dadurch veranlasst wird, dass eine lange Reihe oder Kette von Vorstellungen durch irgend eine Ursache in das Bewusstsein gehoben ist, ohne dass sie sich hier, wegen der Enge des Bewusstseins, vollständig entwickeln könnte. Dann werden einzelne wenige Glieder jener Kette bewusst sein, während andere, besonders vorangehende, aber auch folgende, unter dem Bewusstsein bleiben werden, aber natürlich nicht ruhig. Die Erregung der bewussten Glieder pflanzt sich fort auf alle übrigen, mit
111 denen sie zusammenhängen. Der eigentlich bewegende Stoß, der vom Bewusstsein ausgeht, mag unmittelbar nur ein Glied treffen; nichts desto weniger wird die ganze Kette, vermöge ihres inneren Zusammenhangs, in Schwingung versetzt. Besonders werden diejenigen Glieder schwingen, welche teils mit dem bewusstvoll berührten Gliede in engerer Verbindung stehen, teils auch selbst erst kurz zuvor noch durch das Bewusstsein gezogen waren. Solche Vorstellungen wollen wir schwingende nennen*).

Für solche liefern die eben berührten Tatsachen klare Beispiele. Wenn wir eine längere Periode, eine Abhandlung lesen, so sinken die gelesenen Worte oder Gedanken allerdings sehr bald vor den gerade im Augenblick ins Auge fallenden Sätzen und Satzteilen aus dem Bewusstsein zurück; aber sie fallen sicherlich nicht in jene Ruhe, in der sich sämmtliche jene Abhandlung nicht betreffende Vorstellungskreise befinden, und geben sich vielmehr durch eine ganz entschiedene Erregtheit kund, durch welche das Verständnis des Ganzen möglich wird; ja, auf

*) Ich muss es Psychologen von Fach überlassen, das oben Vorgetragene zu prüfen und das Verhältnis desselben zu Herbarts „mechanischer Schwelle“ zu bestimmen. Nur dass, wie mir scheint, viele Anhänger Herbarts zwischen dieser mechanischen und der „statischen Schwelle“ nicht unterscheiden zu müssen meinen, kann ich nicht billigen. Wenn jene bisher noch nicht genügend bestimmt ist, so muss man hier zu ergänzen suchen, um nicht wesentlich Verschiedenes zu vermischen. — Ferner bemerke ich, dass der Satz (Zeitschr. I, S. 62), die Enge des Geistes werde aufgehoben durch die Beweglichkeit desselben, erst durch Hinzunahme zunächst der schwingenden Vorstellungen, sodann aber auch aller anderen Verhältnisse, in welche die unbewussten Vorstellungen geraten können, seinen wahren Sinn erhält. Denn überall, wo ein Zusammenfassen nötig ist, könnte ein bloßes sich Hin- und Her-Bewegen von einem Gliede zum andern nicht genügen. [Vergl. Abriss §§ 19—21, 121—126, 263—278.]

dieser Erregtheit beruht das Wesen und Leben, die Energie des Ganzen als eines solchen, als einer systematischen Einheit, weil in ihr der Zusammenhang des Einzelnen sich kundgibt. Daher ist auch das Bewusstsein unruhig und unbefriedigt, so lange nicht das dem ersten Worte der Periode entsprechende letzte Wort erklungen ist; denn das erste Wort, wiewohl es vor den folgenden aus dem Bewusstsein tritt, ihnen Raum macht, schwingt dennoch so lange nach, bis die mit ihm angeregte Erwartung durch Anschluss des letzten Wortes befriedigt ist. 112
Und wie mit den Worten der Periode ist es mit der langen Schlusskette einer wissenschaftlichen Deduction, oder mit der Reihe von zusammenhängenden Phantasie-Gebilden eines Kunstwerkes. Es begreift sich aber auch leicht, dass solche schwingende, nachtönende Vorstellungen sehr leicht wieder in das Bewusstsein zurücktreten, da sie ja, so zu sagen, an dessen Schwelle stehen. — Dies mag vorläufig genügen.

Zum Schlusse dieser Vorbemerkungen sei noch daran erinnert, dass es doch noch etwas anderes ist, eine Rede machen, also produciren, oder eine auswendig gelernte Rede hersagen, reproduciren. Im letzteren Falle wird bloß eine schon fertig in der Seele liegende Reihe gliedweise in das Bewusstsein gehoben; im ersteren wird aus zerstreuten Stücken eine zusammenhängende Reihe erst gebildet: dies ist schwieriger und verwickelter.

---

Wir wollen nun zuerst die Assimilation und ähnliche Lautverhältnisse im Worte betrachten, denen die Attraction im Satze parallel läuft, teils weil jene Verhältnisse einfacher sind, teils weil hier mehr nur der Mechanismus der Reproduction zu Tage kommt, da wir die Wörter nach ihrer lautlichen Form vorrätig finden und gebrauchen, die Sätze aber mit Selbsttätigkeit bilden.

Wir haben aber hier erst noch einiges rücksichtlich der Tatsachen anzuführen. Im Neudeutschen ist die Rücksicht auf die Bedeutung der Sprach-Elemente so vorherschend, dass wir von jenen lautlichen Processen, durch welche der Grieche, auch der Römer, den Uebelklang vermeiden und dafür Wohllaut eintreten lassen konnte, Assimilation, Zusammenziehung, nur noch schwache Spuren besitzen; und dennoch mehr als man wohl

zuerst meint. Wie der Römer seine Präposition *in* bei Zusammensetzungen je nach dem folgenden Consonanten, dem sie sich assimiliren muss, in *il*, *im ir* verwandelt, so lassen auch wir das *n* von „in“ nicht unversehrt in den Worten „Imbiss, immitten“; oft genug hört man wohl ein Kind als „umbändig“ gescholten; die Präposition „ent“ (entkommen, entledigen, entsinnen) wird zu „emp“ vor *f*: „empfinden, empfehlen, empfangen“.
113 Im Lateinischen geht das *d* der Präposition *ad* in Zusammensetzungen fast in jeden anderen Consonanten über, wie in *accedo*, *affero*, *aggredi* u. s. w. — Solche Assimilation findet aber im Deutschen in der lebendigen Rede viel häufiger statt, als die Schrift sie uns zeigt. So schreiben wir zwar „bist du, hast du, kannst du“; aber sprechen wir nicht alle „bisttu, hasttu, kannstu“? Früher schrieb man auch „bistu, kannstu“. Wir schreiben, wie wir sprechen: „Haupt“; aber lautet denn nicht das Ende von „glaubt, raubt“ ganz ebenso wie *pt*? Sprechen wir nicht „gibt, liebt“ mit *pt*? d. h. das *b* des Stammes „rauben“ hat sich dem *t* der Endung assimilirt, und so wurde es *p*.

Wenn bei den Consonanten Assimilation durch unmittelbaren Zusammenstoß bewirkt wird, so findet sie bei Vocalen selbst dann statt, wenn ein Consonant dazwischen steht, wovon es im Altdeutschen viele Beispiele gibt, im Neudeutschen nur Spuren. Wir sagen: „ich falle, du fällst, er fällt“, mit der Verwandlung des *a* in *ä*, weil man ursprünglich zwischen dem *l* und der Endung ein *i* sprach, welchem sich das *a* anähnlichte, indem es *ä* ward: „fällit“, dann „fället“. Und so ist regelmäßig unser *ä*, *ö*, *ü* aus *a*, *o*, *u* dadurch entstanden, dass in der folgenden Sylbe ein *i* stand, das später *e* ward und endlich ganz ausfiel. Aus dem Lateinischen ist ein Beispiel von Assimilation eines Vocals *tibi* statt *tubi*.

Schon aus den gegebenen Beispielen geht hervor, dass bei der Assimilation sich teils der erste Laut dem folgenden fügt (rückwirkende Assimilation), teils dieser sich nach jenem richtet (vorschreitende Assimilation), wie wir oben auch die Attraction nach doppelter Richtung stattfinden sahen. — Ferner entsteht bald eine völlige Angleichung, wie wenn *n* vor *r* zu *r*, vor *l* zu *l* wird in „corrigiren, illegitim“ u. s. w., bald bloß Anähnlichung, wie wenn *n* vor *p* zu *m* wird, in *comprehendo*.

Suchen wir jetzt für diese grammatischen Tatsachen die psychologischen Verhältnisse und Gesetze.

Die Vorstellungen, welche die Seele im Bewusstsein bildet, bleiben nicht vereinzelt, sondern werden mit einander zu einer Reihe verbunden, werden associirt, in Folge dessen eine Vorstellung, die aus dem Bewusstsein geschwunden war, wenn sie wieder erinnert wird, auch die Erinnerung der andern zunächst 114
mit ihr associirten bewirkt, welche wiederum die mit ihr auf der andern Seite verbundene Vorstellung in das Bewusstsein hebt, d. h. reproducirt. Die Veranlassungen zu solcher Association sind mannichfach. Sie ist aber wirksam, wenn wir ungesucht Bilder vor unserer Phantasie vorüberziehen lassen, uns der Vergangenheit erinnern, uns absichtlich auf etwas besinnen u. s. w. Oft wirkt auch nicht bloß einer, sondern mehrere der möglichen Anlässe. Psychologische Tatsachen lassen sich nicht anders aufweisen, als indem man den Leser bittet, er möge zusehen, ob er sie in sich bestätigt finde. So hoffe ich, mein Leser werde folgendes, was mir begegnete, in ähnlicher Weise auch in sich beobachten können. Ich suchte Sprichwörter auf das Geratewohl und geriet von: „Wo Tauben sind, fliegen welche zu“ auf: „Eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus“. Hier war einerseits ein Drang von Vogel zu Vogel; denn alle untergeordneten Arten einer Classe stehen im Zusammenhange der Reihenverbindung, und es ist die Neigung da, von einer Art zur andern zu gehen. Andererseits aber war mein Geist auf Sprichwörter gerichtet, d. h. es entwickelte sich die Reihe der Sprichwörter, welche zusammengehalten und umfasst werden von der allgemeinen Vorstellung „Sprichwort“. Darum kam ich nicht von Taube als Vogel überhaupt, zur Krähe als Vogel überhaupt, sondern nur im Sprichworte. Es wirkten also hier gewissermaßen zwei Kräfte in einem Winkel auf einen Punkt: wie wir etwa das Feld eines Schachbrettes dadurch bestimmen, dass wir die Reihen angeben, in denen sich das Feld befindet, indem wir die Reihen sowohl von einer Seite zur andern, als von oben nach unten zählen.

Hiervon die Anwendung auf unseren zunächst vorliegenden Fall gemacht, müssen wir sagen: Das einfache Wort ist eine Reihe, deren Glieder, die einzelnen Laute, nur dadurch associirt

sind und gerade in dieser Ordnung folgen, weil unser Bewusstsein die Reihe fertig und so wie sie vorlag aufnahm und vielfach wiederholte. Was in unserer Seele die Buchstaben und Sylben eines Wortes an einander bindet, ist Gewöhnung.

Ferner lehren unbestrittene Erfahrungen, dass oft zwei Vorstellungen so mit einander associirt sind, dass zwar die eine der anderen schnell zur Reproduction hilft, aber nicht auch umgekehrt diese in gleicher Weise jener dient. Jeder meiner Leser wird an sich und andern erfahren haben, dass es leichter ist, für eine vorgelegte Vocabel der fremden Sprache das übersetzende Wort der Muttersprache anzugeben, als umgekehrt für ein Wort der Muttersprache das entsprechende fremde zu finden; d. h. allgemein psychologisch ausgedrückt: obwohl die beiden Wörter in uns mit einander associirt sind, so reproducirt dennoch das fremde Wort leichter das einheimische, als es durch dieses reproducirt wird. Woher dies komme, ist schon vor etwa 70 Jahren von Maimon erklärt. Dieser vortreffliche Denker, Freund von Moritz und mit ihm Vorläufer von Herbart, erinnert daran, dass wir das fremde Wort einerseits wohl immer nur mit dem einheimischen zugleich gedacht haben, weswegen die Neigung, von ihm zu diesem überzugehen, stark befestigt ist; das einheimische Wort dagegen haben wir von frühester Kindheit an und aufs häufigste nur mit seiner Bedeutung gedacht, daher die Neigung von ihm zum fremden Worte zu gelangen ungleich schwächer ist. Es ist, um ein Gleichnis zu geben, nur ein und derselbe Weg, welcher Berg und Tal mit einander verbindet; dennoch geht es schneller abwärts als aufwärts. Ebenso kann das Band, welches zwei Vorstellungen an einander bindet, die eine fester an die andere knüpfen, als diese an jene.

Das war Verbindung, Association zweier Vorstellungen, in welchem Verhältnis die eine neben der andern steht, wie z. B. ein Consonant neben dem andern, so dass jede in ihrem Wesen von der anderen unberührt bleibt. Sie bilden trotz ihres Zusammenhanges zwei besondere Acte der Seele und zwei verschiedene Wesen des Bewusstseins. Blau und gelb, diese beiden Vorstellungen, mögen noch so fest associirt sein, sie fließen nicht zusammen zu grün. Es ist eben das Wesen des Bewusstseins, in aller Beziehung der Dinge auf einander doch das Bezogene von einander zu sondern, und Beziehung setzt eben Ge-

sondertheit voraus. Es gibt aber allerdings auch noch einen anderen Process zwischen Vorstellungen, nämlich Verschmelzung im eigentlichen Sinne des Wortes, so dass zwei Vorstellungen wirklich in eine zusammenfallen, und nur eine Vorstellung durch einen Seelenact im Bewusstsein ist. Dann findet 116
eben Mangel an Unterscheidung statt; für das Bewusstsein der betreffenden Person sind dann von zwei verschiedenen Gegenständen nicht, wie gefordert würde, zwei Vorstellungen da, sondern es ist in ihr nur eine Vorstellung vorhanden, als wäre nur ein Gegenstand aufzufassen. Diese Person weiß natürlich nicht, dass sie sich irrt; nur der beurteilende Zuschauer bemerkt, dass sie zwei Vorstellungen haben sollte von zwei Gegenständen, in der Tat aber nur eine von ihnen hat. Ich habe hierfür ein Beispiel an mir selbst erlebt, das belehrend sein mag. Ich sah häufig bei einem Freunde einen Aschbecher, dessen Form mir sehr gefiel. Während einer mehr als dreijährigen Trennung, durch eine Reise ins Ausland verursacht, musste wohl die Vorstellung von diesem Becher, an den sich sonst eben kein Interesse weiter knüpfte, sehr verdunkelt werden. Bei meiner Rückkehr zum Freunde fand ich auch den Becher wieder, aber zugleich auch noch einen anderen gleichgeformten, und nur in der Färbung der Streifen wenig verschieden, bei einem anderen Freunde, bei dem ich wohnte. Wochenlang sah ich den einen Becher bei mir, den anderen beim älteren Freunde, beide gleich oft benutzend, mit Behagen seine Form betrachtend, immer in dem Wahne, es nur mit einem Becher zu tun zu haben; und obwohl er mich anmutete wie ein alter Bekannter, fiel mir doch nicht ein, welche und wie alt diese Bekanntschaft sei, bis ich plötzlich einmal mich auf das wirkliche Sachverhältnis besann. So lagen nicht nur zwei, sondern drei Vorstellungen, die zu scheiden gewesen wären, in einer verschmolzen. So sehr war also die ältere Vorstellung von dem Becher verdunkelt, dass sie selbst durch die erneute Warnehmung desselben kaum gehoben wurde; nur im Gefühl gab sich die Vertrautheit mit ihm kund. Die doppelte Warnehmung aber am doppelten Orte ergab deswegen nur eine Vorstellung, weil ich die unwesentlichen Unterschiede zwischen den beiden Bechern völlig übersah, was auch leicht geschehen konnte. Denn die Unterschiede, die sie an sich trugen, waren gering; die verschiedene örtliche Umgebung

aber kam darum nicht in Betracht, weil sie für den Becher völlig gleichgültig war, und er sich mit vieler Selbstständigkeit und durch seinen eigentümlichen Zweck von seiner Umgebung
117 stark abhob. Der Aschbecher gehört nicht auf diesen Tisch, nicht auf jenen Schrank, nicht in diese oder jene Stube; sondern er ist er, ein Ding für sich, und gehört zur Cigarre. So lag er in meinem Bewusstsein, abgesehen von allem, worauf die Verschiedenheit beruhte, als einer. Auch das stärkte die Verschmelzung, dass sich an beide das unklare Gefühl alter Vertrautheit in gleicher Weise knüpfte. Weil schon jede der beiden Vorstellungen mit einer dritten verschmolzen waren, so verschmolzen sie nun um so leichter auch noch mit einander.

Sollen wir nun für diese Verschmelzung die sprachlichen Beispiele in der Assimilation erkennen? Das würde wohl nicht ganz zutreffend geschehen. Aber in der Zusammenziehung und Verschleifung der Laute liegen allerdings Verschmelzungen vor. Wenn aus zusammentreffendem *a* und *u* ein *o* oder *au* wird, so ist dies eine Verschmelzung jener zwei Vocale. Wenn wir *a* und *i* zum Diphthongen *ai* machen, der Franzose aber *ai* wie unser *ä* spricht, so liegt in beiden Fällen Verschmelzung vor. Die Contraction der Vocale ist freilich bei uns kein regelmäßiger grammatischer Process mehr, wie sie es bei den Griechen war. Doch an Ueberresten fehlt es uns auch hier nicht.

Nicht nur Vocale, auch Consonanten verschmelzen. Denn wie es Doppelvocale gibt, so gibt es ja auch consonantische Doppellaute, wie das italienische *ci*, *gi*. Es findet sich aber eine noch auffallendere, innigere Verschmelzung, nämlich die zweier Consonanten zu einem durchaus einfachen Laute. Hierher gehört vor allem unser *sch*. Dieser ganz einfache Laut ist, wie unsere Schrift richtig ausdrückt, wirklich die Verschmelzung von *s* und *ch*.

Man glaube aber nicht, die obige Erklärung der genannten Laute sei bloß eine „zufällige Ansicht“. Vielmehr lässt sich nachweisen, dass auch historisch wie physiologisch jene Laute eben durch Verschmelzung auf die angegebene Weise entstanden sind. Man spricht den Diphthong *ai*, indem man den Mund aus der Stellung, die er bei *a* hat, überführt in die, welche er bei der Aussprache des *i* einnimmt. Die Stimme ertönt nicht in *a* und nicht in *i*, sondern im Uebergange von *a* zu *i*. Es

ensteht aber *ä*, wenn der Mund vorn die Form von *a*, hinten die von *i* annimmt. Der Laut *sch* wird gebildet, indem die 118
Zunge vorn in die Lage wie bei *s* und zugleich am Gaumen in die bei *ch* gebracht wird*). — Es gibt noch auffallendere Fälle. Das Wort *bellum* ist entstanden aus *dwellum*, wie es altrömisch lautete, d. h. durch Verschmelzung der dentalen Media *d* mit dem labialen Halbvocal *w* zur labialen Media *b*. — In der durchaus unbewussten gemeinen Volkssprache lassen sich mehr und gewaltsamere Verschmelzungen entdecken, als die Grammatiker darbieten. Ein Dienstmädchen, welche über Ausgaben für die Küche Buch zu führen hatte, schrieb — und zwar ganz nach dem Grundsatze: Schreibe, wie du sprichst — „Morim“ für Mohrrüben. In Schrift und Aussprache war ihr *bn* zu *m* verschmolzen, welcher Buchstabe als nasaler Labial die Nasalirung des *n* mit der Labialität von *b* in sich vereinigt und, da er intonirt (mit Stimme gesprochen) ward, auch den zwischen *b* und *n* lautenden dumpfen Vocal nicht vermissen lässt.

Jedoch beruht, wie schon bemerkt, die Assimilation, deren Erklärung wir hier suchen, nicht auf einer Verschmelzung. Vielmehr scheint es mir nötig, noch ein anderes Verhältnis zwischen Vorstellungen anzunehmen, das wir Einfluss nennen wollen. So wie das Auge, nachdem es lange auf einer Farbe geruht und sich an ihr, so zu sagen, voll gesogen hat, wenn es nun auf eine andere Farbe gerichtet wird, diese nicht so rein sieht, wie sie wirklich ist, sondern etwas von der ersten Farbe in die zweite einfließen lässt: so ist auch zuweilen die Seele so voll von einer Vorstellung, dass sie etwas von ihr auf eine andere, die sie ganz getrennt von jener bilden sollte, überträgt. Ja, wie das Auge so voll sein kann von einer Farbe, dass es dieselbe noch sieht, wenn sie schon entfernt ist; wie uns Musik, obwohl sie vorüber ist, noch vor den Ohren rauscht: so kommt es auch vor, dass die Seele von einer Vorstellung so eingenommen ist, dass sie, statt eine andere, die gefordert ist, zu bilden, nur die erstere wiederholt. Es dehnt also eine Vorstellung ihre Macht

*) In Dialekten spricht man selbst in den Fällen, wo *s* und *ch* zu zweien verschiedenen Sylben gehören, dennoch verschmelzend *sch*, z. B. wird „Bis-chen“ zu „Bischen“.

119 über andere aus, übt Einfluss auf sie: wie ein heller Fleck auf dunklem Grunde dem Auge größer erscheint, als er ist. Und auf diesem Process beruht die Assimilation. Wenn bei der Verschmelzung zwei Vorstellungen zu einer werden (bei der Contraction zwei Laute zu einem): so bleiben beim bloßen Einfluss immer zwei Vorstellungen (in der Assimilation zwei Laute). Durch Verschmelzung wird im Französischen *ai* zu *ä*, im Deutschen wurde *a* durch Einfluss eines folgenden *i*, welches für sich blieb, in *ä* verwandelt, und also dem *i* assimilirt. In den Fällen der bloßen Anähnlichung, wie „*impello*, Imbiss“ hat der Lippenlaut von seiner Natur dem *n* mitgeteilt, ihn beeinflusst; bei der Angleichung, wie in „*appellare*, Hoffahrt“ hat die mächtige Vorstellung die schwächere verdrängt und sich statt ihrer gesetzt. Hier liegt Unterjochung einer Vorstellung durch die andere vor; dort, indem bloß die eine der anderen ein wenig nachgibt, ihr zu Gefallen etwas opfert und sich ihr fügt, herscht Ausgleichung und Vertrag unter den Vorstellungen.

„Unter den Vorstellungen“? unter den Lauten! sollte es wohl heißen. — wenn man sich so ausdrücken will, immerhin! Was ich aber meine, ist dies. Es ist oben schon zugestanden, dass die Sprach-Organe einen leiblichen Mechanismus bilden, der sich nach eigenen, durch seinen anatomischen Bau und die Physiologie bestimmten Gesetzen bewegt. Gewisse, logisch wohl denkbare Lautverbindungen, wie *adpbka*, kann kein menschlicher Mund hervorbringen; andere sind wenigstens sehr unbequem und schwierig auszusprechen. Ja, manche Lautverbindung, die der Natur der Organe an sich gar nicht widerspricht, wird einem Volke aus mangelnder Gewohnheit schwer oder erscheint ihm übellautend. Wie wir in den Volksmelodien bemerken, dass sich ein Volk bald dieser, bald jener, durchaus harmonischen Accorde enthält, so versagt es sich auch in seiner Sprache manche Lautfolge aus einer gewissen Idiosynkrasie. Dies vollständig zugestanden, bin ich dennoch der Ansicht, dass die Lautprocesse, selbst der Lautwandel unter dem gegenseitigen Einflusse der Laute, in geringerem Maße von bloß leiblichen, organisch-mechanischen Bedingungen abhängen und weniger, als man gewöhnlich annimmt, durch die Wirkungsform und die gegenseitige Stellung der Sprach-Organe herbeigeführt werden.

Diese leiblichen Verhältnisse scheinen mir nur secundär wirksam, 120
während ich die primäre Ursache des Lautwandels in einem psychischen Processe erkenne. Denn erstlich hängt die Beurteilung des Wohl- oder Uebellauts von der ästhetischen Beurteilung des Gehör-Eindruckes ab, also von psychischen Verhältnissen; und selbst was bequem oder unbequem ist, wird in den meisten vorliegenden Tatsachen von der Energie oder Schlaffheit des Volksgeistes bestimmt. Der schlaffe Bewohner des paradiesischen Tahiti hätte sich gern seine Sprache aus lauter Vocalen zusammenfügen mögen. Ihm ist Solander ein unaussprechbarer Name, den er in Tolano erweicht (G. Forster, Sämmtl. Schr. I, S. 249), und Banks wird ihm zu Tabane. Wenn der Römer und Grieche das *n* vor den Lippenlauten in *m*, vor *r* in *r* verwandelte, so finden wir es doch nicht so hart, zu sprechen: „unbillig, Conrector". — Ferner aber, wenn der Lautwandel nur aus Bequemlichkeit und Wohllautstrieb einträte: so begriffe man wohl die vorschreitende Einwirkung der Laute, d. h. die Wirkung des vorangehenden auf den folgenden, aber nicht die umgekehrte, die rückwirkende; und doch ist gerade diese die häufigste, die regelmäßige. Wenn man statt „Concordia (wo *n* wie *ng* gesprochen wird), Symphonia" sagte Contordia, Syntonie: so ließe sich dies als leiblich-mechanische Wirkung begreifen; man könnte bemerken, dass der Mund aus der Stellung, die er bei der Aussprache des *n* hat, gemäß seiner mechanischen Einrichtung leichter zu der Stellung übergehe, welche *t* erfordert, als zu der, welche für *c* und *ph* nötig ist. Dieses aus dem anatomischen Bau der Organe abgeleitete Verhältnis ist aber eben nicht maßgebend; sondern wir bemerken beim Sprechenden die Vorsicht, den Mund darum in die für *ng*, *m* geeignete Stellung zu bringen, weil er zu *k (c)*, *ph* muss, wohin er leicht von *ng*, *m*, aber schwerer von *n* gelangt. Wer lehrte die Maschine des Mundes solche Vorsicht? Auch Grimm sagt gerade bei dieser Gelegenheit: „Wer zwar Vorgriffe natürlich, Rückgriffe aber unnatürlich finden wollte, weil das schon Vorhergegangene nicht noch durch das Folgende bestimmt werden möge, hat zu erwägen, dass der Gedanke des Sprechenden und Redenden blitzschnell alle Teile des Worts und der Worte 121
überschaut, also auf das zuerst verlautende bereits das Nach-

schallende einwirken lässt.“ Hiermit ist anerkannt, dass der Lautwandel eine psychologische Ursache hat, von psychologischen Gesetzen abzuleiten ist.

Ueberhaupt hat man sich von der falschen Meinung zu befreien, zu der jene schielende, halbwahre Ansicht „die Sprache sei ein Organismus und organisch“, gelegentlich verführt hat, als wäre die Sprache eine leibliche Bewegung, wie Athmen, Zittern und Zucken und Zähneklappern. Die Sprache ist im Gegenteil eine geistige Tätigkeit, eine psychische Bewegung, und nur darin hat jene Ansicht Recht, dass jede Absichtlichkeit bei Erklärung ihrer Erscheinungsformen fern zu halten ist. Darum dürfen wir allerdings auch bei der Betrachtung der Assimilation und Attraction nicht von einem bewussten „Streben“ nach Harmonie der Aussprache und fester Satzfügung ausgehen. Ja aus solchem Streben würden sich jene Erscheinungen nicht einmal vollständig erklären lassen. Wenn dem römischen Munde und Ohre *agtus* (von *ago*) nicht zusagte, so konnte die Harmonie des Lautes ebensowohl durch Wandel in *agdus* als durch den in *actus* erreicht werden; warum also unterließ man jenen und zog letzteren vor? Man sieht zwar bald, dass die vorschreitende Assimilation, wie bei *agdus*, gar zu häufig den Anlaut des Wortes oder der Endung ergreifen und dadurch das Wort oder die Endung entstellen und unkenntlich machen würde; ja, es würden dadurch Verwechslungen entstehen und ganz verschiedene Wörter gleichlautend werden, wie wenn *conlectio* und *conrectio* durch vorschreitende Assimilation beide zu *connectio* würden. Da aber in der Sprache ursprünglich alles ohne Nachdenken und überlegte Vorsicht geschieht: so dürfen wir doch auch hier nicht etwa eine bewusste Hut vor dem Zusammenfallen verschiedener Wörter und vor Misverständnissen, die dadurch veranlasst werden könnten, als Erklärungsgrund gelten lassen.

Unsere Betrachtung muss also, bei gerechter Bewunderung vor der Weisheit des sprachlichen Instincts, dennoch, zunächst wenigstens, rein causal bleiben und sich an jenen unbewusst
122 wirksamen psychischen Mechanismus wenden, der dem Bewusstsein zu Grunde liegt. Wir werden hierauf am Schlusse unserer Erklärung zurückkommen.

Wir betrachten nach allem Vorangegangenen jeden Laut als ein seelisches Erzeugnis. Beim Reden wird die Maschine

unserer Sprach-Organe nicht durch bloß körperliche Hebel in Tätigkeit gesetzt; vielmehr beruht die Hervorbringung jedes gesprochenen Lautes auf einem seelischen Antriebe, den das Organ erhielt. Jeder Laut ist Folge einer Regung der Seele: dies steht fest, wenn wir auch von der Form dieser Regung und von ihrem Zusammenhange mit dem leiblichen Organ gar nichts wissen. So geht es uns aber mit allen Bewegungen des Leibes, welche die Seele absichtlich veranlasst, mit allen Empfindungen, welche sie, vom Leibe erregt, bildet, mit dem Wesen und Wirken der Seele überhaupt. Genug, dass der Laut der Rede nicht Reflex einer rein leiblichen Ursache ist, sondern einer seelischen. Diese seelischen Regungen, welche den Organen den Anstoß geben, sie sind es, welche sich miteinander zu bestimmten längeren und kürzeren Reihen verbinden; diese Reihen innerer Regungen sind es, in deren Reflex auf den Leib die Reihen der gesprochenen Laute sinnlich vorliegen; und alles was wir unter den Lauten vorgehen sehen, ist nur das sinnliche Spiegelbild dessen, was unter den bezüglichen Seelen-Regungen sich ereignet hat. Im Innern liegen die Gründe für das Aeußere; seelische Finger entlocken dem Sprach-Instrument die Töne, und die Folge, in der jene innern Finger sich setzen, bestimmt die Folge der hörbaren Laute. Jene psychischen Laut-Triebe sind es auch, welche zunächst und unmitelbar mit der Bedeutung der Laute verbunden sind, nicht die sinnlichen Laute, welche es erst mittelbar durch jene sind.

Nachdem wir so auch für die bloße Laut-Erzeugung und die rein lautlichen Processe dem psychischen Mechanismus sein Recht gewart haben, ist es nötig, das schon erwähnte Verhältnis zwischen dem Mechanismus der Sprache und dem Zwecke derselben (S. 117 ff.) in Bezug auf unsern Gegenstand näher zu erörtern.

Wir haben zum Behufe unserer Betrachtung den Gedanken streng von dem doppelten Mechanismus, der seinen lautlichen Ausdruck bewirkt, dem seelischen und leiblichen, zu unter- 123
scheiden*). Dass in der Tat sowohl jener sein vom Mechanismus

*) Die oben zu besprechende Dreiheit der in der Sprache wirksamen Factoren ist nicht dieselbe, wie die anderwärts immer von mir hervorgehobene, nämlich die von Gedanke, innerer Sprachform und äusserer Sprachform oder Laut. Man wird auch wohl leicht sehen, dass die hier zu speciellerem Zweck

freies Leben führt, wie auch dieser seine vom Gedanken unabhängige Wirksamkeit übt, mag durch einige Tatsachen, die der Leser bestätigt finden wird, festgestellt werden. Wir haben die Absicht, irgend wohin zu gehen: in Folge dieses bewussten Actes unserer Seele bewegen sich unsere Beine und tragen uns an den gewollten Ort; aber wir denken nicht daran, so oft wir ein Bein heben, eben dies tun zu wollen. Dennoch wird Niemand das Gehen eine rein leiblich-mechanische Bewegung nennen und das Schwingen unserer Beine — nicht bloß der bewirkten Erscheinung nach, sondern auch der Ursache nach — dem Schwingen eines Uhr-Pendels ganz gleichstellen wollen. Unser Gehen ist also von dem leiblichen und dem psychischen Mechanismus abhängig; die Absicht des Gehens aber, welche beide Mechanismen in Bewegung setzt, ist dennoch von beiden ganz verschieden und getrennt, und während die auf einander folgenden psychisch mechanischen Impulse die leiblich mechanischen Bewegungen der Beine bewirken, braucht die Absicht des Gehens, nachdem sie selbst zuerst den psychischen Mechanismus angestoßen hat, nicht immerfort im Bewusstsein zu bleiben: wir können uns vielmehr während des Gehens ganz anderen Gedanken hingeben; der einmal angestoßene Mechanismus wirkt nichts desto weniger fort gemäß jener längst aus dem Bewusstsein getretenen Absicht. Dabei aber handelt es sich meist nicht bloß um Gehen überhaupt, als diese bestimmte Körperbewegung; sondern wir haben, um zum bestimmten Ort zu gelangen, bald an Kreuzwegen eine Wahl zu treffen, bald von der geraden
124 Richtung abzubiegen, einen Seitenweg einzuschlagen: alles dies doch sicherlich nicht bloß leiblich mechanisch, ja sogar nicht ohne eine gewisse Ueberlegung mit Rücksicht auf die Haupt-Absicht, ohne dass jedoch diese uns im Bewusstsein gegenwärtig zu sein brauchte, das vielleicht schon voll ist von dem, was am erstrebten Orte geschehen wird [vgl. oben S. 124].

Ganz analoge Verhältnisse zeigen sich beim Sprechen. Wohl nur selten bleibt uns während des ganzen Satzes, den

---

gemachte Sonderung sich zu jener wesentlichen Dreiheit so verhält, dass hier Gedanke und innere Sprachform zusammengefasst werden als das Auszudrückende, also als Zweck, und dagegen der Laut als äußerndes Mittel gespalten wird nach den innern und den äußern mechanischen Kräften, die ihn wirklich ertönen lassen.

wir sprechen, der Gedanke, der eben durch diesen Satz ausgedrückt werden soll, im Bewusstsein; vielmehr wird meist der folgende Gedanke schon herbeigeholt, während der Sprach-Mechanismus noch bei der Ausführung des vorangehenden ist. Je weniger der Mechanismus der beaufsichtigenden Gegenwart des Gedankens bedarf, um so freier und lebendiger die Rede. Wie überall — beim Schreiben, beim Spielen eines Instruments u. s. w. — wenn die Tätigkeit rasch, leicht und zweckgemäß von Statten gehen soll, der Geist nicht mit dem Mechanischen belästigt werden darf und sich ausschließlich muss dem Gedanken hingeben können: so muss auch beim Sprechen das mechanische Wort nicht dem Geiste, dem Bewusstsein zur Last fallen, damit dieses des sachlichen Inhaltes voll sein kann. In je höherem Grade dies erreicht wird, um so besser der Redner; und überhaupt: je vollendeter der Mechanismus, desto freier schaltet die Zweckmäßigkeit. Mein Freund, der die Fähigkeit des freien Vortrags in hohem Grade besitzt, versichert, dass er lange Perioden spricht, ohne das Gesprochene bewusst zu denken: indem sich nur die Organe bewegen, während sein Geist vielmehr den weiteren Gang des Vortrages überlegt. Daher ihm denn zuweilen der Zweifel aufsteigt, ob er das, was er hat sagen wollen, auch wirklich gesagt habe, und ob die Perioden richtig gebaut und zu Ende geführt waren, worüber ihm erst die Zuhörer Beruhigung geben können.

Mag eine so große Trennung von Gedanke und Mechanismus immerhin selten sein: die Seltenheit liegt doch nur in dem großen Maße der Trennung, während diese in geringerem Grade in jeder Rede jedes Menschen vorkommt. Immer fliegt der Gedanke voraus, und die mechanische Tätigkeit folgt nach, beim Sprechen, wie bei jedem Tun. Der Mechanismus führt den Auftrag pünktlich aus, obwohl dieser selbst schon aus dem Bewusstsein geschwunden ist. Nach dem Obigen (S. 124) 125
dürfen wir annehmen, dass der Gedanke der Periode, die Absicht des Ganges, als schwingende Vorstellungen auf den Mechanismus wirken.

Dieses Verhältnis wollen wir zunächst zu der Erklärung benutzen, wie gar leicht Wörter und Laute, die noch nicht gesprochen sind, doch schon auf solche, die noch erst zu sprechen sind, einwirken können. Sie werden im Voraus von dem voran-

geeilten Gedanken bewusstvoll gegeben, oder dringen von den schwingenden Vorstellungen her in den Mechanismus ein; denn es ist schon bemerkt, wie leicht solche schwingende oder nachtönende Vorstellungen in das Bewusstsein zurücktreten, an dessen Grenze sie stehen. — Wir haben aber noch weitere Anwendung von dem Vorstehenden zu machen.

Steht im Allgemeinen die Tatsache fest, dass der Gedanke sich in seinem ungleich rascheren Gange vom Mechanismus trennt und denselben sich selbst überlässt, so begreift sich wohl, wie dieser, ohne jede Aufsicht und ohne rectificirende Eingriffe von Seiten des Bewusstseins, in Einzelheiten, besonders unwesentlicheren, gar oft seiner Natur mehr, als dem ihm erteilten Auftrage gemäß wirkt, gemächlich seinen Schritt geht und den Fuß bequem setzt, zufrieden, doch immer noch ungefähr zu tun, was gewollt wird. Ja gerade da, wo die Organe in ungewohnter Form oder Combination oder Folge wirken sollen, wo also Aufsicht und Antrieb besonders nötig wäre: da bewirkt die größere Langsamkeit, das Zaudern des Mechanismus eine noch größere Ungeduld des Gedankens, und von diesem verlassen wirkt er, was er kann und mag. Es ist aber auch noch nicht einmal nötig, dass gerade etwas Seltenes und Schwieriges von den Organen gefordert wird; wenn sie nur in ungewöhnlicher Schnelligkeit wirken sollen, wenn sie von einem besonders lebendig erregten Gedanken zu einer gewissen Hast angetrieben werden, können die Räder des Mechanismus in Unordnung geraten; die Maschine stockt — man stottert, oder die Laute kommen heraus, aber gequetscht und verstellt.

Da nun der Mechanismus ein doppelter ist, so können wir die Abänderungen der Lautreihen, welche möglich sind, unter drei Rubriken bringen: 1) Aenderungen in der Wirkung der bloß
126 leiblichen, 2) der bloß psychischen Mechanik, 3) in dem Wirken dieser auf jene, oder in ihrem Zusammenwirken.

Als einen Erfolg der bloßen Verhältnisse der Mechanik unserer Sprach-Organe könnten wir die vorschreitende Assimilation ansehen, wie wenn man in Gegenden Deutschlands sagt: „der annere“ mit Angleichung des *d* an das vorangehende *n*; und eben so, wenn der Grieche statt „aljos“ sagte „allos“. Die Lautverbindung *nd*, *nt* ist sehr wohllautend, erfordert aber wegen der nahen Verwantschaft der verbundenen Laute scharfe und sorg-

fältige Articulation. Bald Eile, bald Nachlässigkeit und Schlaffheit stumpfen dieselbe ab und bewirken *nn*. Noch schlimmer scheint es mir, wenn in andern Fällen *nt* in *ng* verwandelt wird: „unger“ statt „unter“; denn *ng* ist als ein Laut anzusehen. Ueberhaupt könnte man hierher ziehen alle dialektische Laut-Abstumpfung, Ausfall von Consonanten (im Deutschen besonders *g*: „Getraide“ von „Gitragidi“ von „tragen“; provinziell: „Wa'en“ statt„ Wagen“, „saht“ statt „sagt“), Dämpfung der Vocale, wie im Deutschen die Vocale in sämmtlichen Endungen der Declination und Conjugation zu dumpfem *e* geworden sind. — Ferner erzeugt auch der bloße Mechanismus Laute, die er nachtönen lässt, wie das *b* in „nimmb“ statt „nimm“ und das *d* im hochdeutschen „jemand“. Das *b* nach *m*, *d* nach *n* ist hier nur so entstanden, das die Organe, einmal angestoßen, nicht da stillstanden, wo der Zweck befriedigt war, sondern weiter schritten, wie wir bei einem Sprunge noch einen Schritt weiter tun, gemäß der Trägheit der Körper. Es entsteht auch ein Laut rein mechanisch zwischen zwei andern, um bequemer von einem dieser beiden zum andern zu kommen. So sprach der Römer *sumpsi*, *sumptum*, statt *sumsi*, *sumtum*, weil auf dem Wege von *m* zu *t* oder *s* ein *p* liegt; nach *n* dagegen vor *r* wird oft *d* eingeschoben, wie im französischen *viendrai*. In allen diesen Fällen folgt der leibliche Mechanismus, bei mangelnder Ueberwachung von Seiten des Gedankens, seiner körperlichen Trägheit und Bequemlichkeit, selbst auf Kosten des Wohllautes.

Wie im psychischen Mechanismus, sobald er vom Gedanken sich selbst überlassen ist, Unordnung entsteht, soll bald ausführlicher gezeigt, hier eben nur angedeutet werden. Die Unordnung besteht aber darin, dass die vom Zwecke gesetzten Laut- 127
Associationen, weil sie von den nur hinter dem Bewusstsein schwingenden Vorsellungen des Zweckes nur schwach geschützt werden, durch Associationen, die auf andern Gründen beruhen und durch sonstige Processe verdrängt werden. Das wird freilich um so leichter geschehen, wenn es durch Wohllaut oder größere Bequemlichkeit der Aussprache noch begünstigt wird.

Es ist aber drittens auch das Verhältnis der beiden Mechanismen zu einander zu betrachten. Das normale Sprechen beruht auf der streng parallelen Abwickelung der Reihe der psychischen Lauttriebe oder der von der Seele ausgehenden Im-

pulse einerseits und der Reihe der von den leiblichen Organen ausgeführten Bewegungen andererseits, so dass immer auf einen jener seelischen Anstöße eine Bewegung der Organe abwechselnd erfolgt. Man kann sich dieses parallele Wirken des psychischen und leiblichen Mechanismus vorstellen, wie ein bewegtes Rad, welches mit seinen Zähnen in die Zähne eines andern greift und dadurch auch dieses bewegt. Der psychische Mechanismus aber ist einer viel größeren Schnelligkeit fähig als der organische; wir können eben darum schneller schweigend lesen als laut vorlesen. So wie nun aber, wenn die Zähne der beiden Räder nicht genau in einander greifen, wenn sie in ihrer Stellung gegen einander verschoben werden, die Bewegung beider Räder gestört wird: eben so wird, wenn der psychische Mechanismus mit einer Schnelligkeit eilt, welcher der leibliche nicht folgen kann, zunächst zwar dieser, dann aber auch jener in seiner Arbeit gestört werden. Läuft nämlich die Reihe der psychischen Laut-Impulse schneller ab, als dass die Organe ihr nachkommen könnten, so bleiben bald einzelne Impulse unausgeführt: es werden Buchstaben und Sylben verschluckt; bald auch wirkt ein Impuls auf die Organe, während der vorangehende noch auf sie wirkt. Zwei so zusammenfallende Impulse können wohl zuweilen mit einander verschmelzen zu einer Resultante: dann entstehen statt mehrer gesonderten Laute die oben erwähnten Verschmelzungen. In andern Fällen, in denen eine solche Verschmelzung weniger möglich oder tunlich ist, wird ein Impuls auf den andern einfließen und zwar wird der letztere auch der stärkere sein und
128 den vorangehenden sich selbst angleichen; so sagt man *appellare* statt *adpellare*.

Ueberall aber wo von der Laut-Erzeugung die Rede ist, darf neben den Organen das Ohr nicht übergangen werden. Die Seele, welche den Organen die Anstöße erteilt, findet nicht eher Befriedigung, als bis sie durch das Ohr die Gewähr erhält, dass ihr Stoß die angemessene Folge gefunden hat. So viel und was die Seele den Organen gibt, will sie in anderer Form durch das Ohr zurück erhalten. Dies geschieht nun aber nicht, wenn die Organe nicht regelmäßig auf die seelischen Impulse antworten. Hierdurch wird der Ablauf der letzteren selbst unterbrochen. Nun soll dem Mangelhaften nachgeholfen werden; man will, um es besser zu machen, wieder von vorn anfangen.

Wenn aber auch bloß ein Zögern und Säumen in den Organen eintritt, so ist schon eine Hemmung auch in dem Ablauf der psychischen Impulse da, und nun können mancherlei Aenderungen unter diesen eintreten. Es können sich nämlich die verschiedenen Associationen, die früher anderweitig gebildet waren, geltend machen und den Lauf der Reihe ändern.

Fassen wir die vorstehenden Betrachtungen zusammen, so dürfen wir wohl hoffen, im Allgemeinen die Assimilation erklärlich zu finden. Es ist bloß noch zu beachten, dass sie nur wenige Male unter besonders günstigen Verhältnissen eingetreten zu sein braucht, um sich dann auch unter Umständen zu zeigen, unter denen sie weniger notwendig wäre; denn sie wird eben sehr bald ein grammatischer Process, der nach regelmäßiger Analogie eintritt. Für den ersten Fall dagegen denken wir uns möglichst viele oder alle möglichen günstigen Umstände wirksam.

Vergegenwärtigen wir uns nun einen lebendigen Act der Rede; wählen wir aber den möglich einfachsten Fall. Es sei die sinnliche Warnehmung des Zusammenpressens sprachlich aufzufassen und auszudrücken (zu appercipiren). Es wird der Kraft-Aufwand, das Pressen, und sein Erfolg, das nähere Aneinander- und Zusammenrücken der Teile des Gepressten, bemerkt. Dieses Bemerken besteht eben darin, dass dem gegenwärtig gegebenen, in das Bewusstsein von außen her dringenden Eindrucke gleiche oder ähnliche Erinnerungen, aus der Tiefe der Seele in das Bewusstsein aufsteigend, entgegenkommen. Diese Erinnerung 129
an früher gesehene Tätigkeiten des Pressens und Zustände des dichten Zusammen sind aber schon beim Knaben so häufig und an sich interesselos, auch so stark geistig von ihm verarbeitet, dass sie selbst bei ihm nicht als ein Wiederbesinnen auf die Reihe der einzelnen vergangenen Tatsachen sich einstellt, sondern nur in der blassen allgemeinen Form eines Wortes verdichtet liegend hervortritt. Es sind also die Wörter „pressen“ und „zusammen“, welche aus dem in der Seele ruhenden Sprach-Schatz durch die gegenwärtige Warnehmung gehoben werden. Jene Wörter sind nun das Mittel, durch welches diese Warnehmung geistig angeeignet werden soll. Sie sollen ins Bewusstsein steigen und hier so mit einander verbunden werden, wie es dem Sachverhältnis entspricht, dessen Auffassung sie sein sollen: dies ist der Zweck (oben S. 118), d. h. die geistige

Tatsache, die sprachliche Auffassung und Darstellung, wie wir sie uns als noch nicht vollzogen, als Aufgabe denken, die dem Geiste gestellt ist. Wie wird sich nun bei der Ausführung dieser Aufgabe der psychische Mechanismus bewähren, dem dieselbe aufgetragen wird?

Denken wir uns, um zur Assimilation zu kommen, den Römer. Der Zweck forderte die Präposition, die etwa unserm „zusammen“, und das Verbum, das unserm „pressen“ entspricht, und beide sollen mit einander eng verbunden werden. Dies gibt eine Hauptreihe von zwei Gliedern, deren jedes selbst schon eine kurze Reihe einfacher Laute ist. Bei der Reproduction, d. h. bei dem Aufsteigen dieser Reihen ins Bewusstsein, sind nun folgende Fälle möglich:

1) Zur Zeit, wo die römische Sprache schon ihre feste Gestalt hatte, und die Zusammensetzung *comprimere* so fest geworden war, dass die Elemente derselben kaum noch besonders gedacht wurden, wo also dieses Wort, ganz wie jedes einfache, fertig in der Seele lag: da stieg es auch auf gegebene Veranlassung als ein ungeteiltes Ganze in das Bewusstsein, und es war nicht mehr nötig, es aus seinen Elementen zusammenzufügen. Dies ist der einfachste Fall, der aber eben auch uns hier gar nicht angeht, da unter solchen Umständen die Assimilation als längst vollzogen nur im reproducirten Ergebnis erscheint.

2) Wenn wir aber der Bildung dieses Processes selbst nachspüren wollen, so müssen wir die Fälle setzen, wo die Glieder noch nicht so fest an einander gefügt sind, dass sie nicht mehr einzeln aufsteigen könnten, wo also die Fügung erst noch vorzunehmen bleibt. So sind z. B. in unserm deutschen Worte „zusammenpressen“ die Elemente nicht so fest an einander gefügt; und ich denke, jeder Leser wird den Fall möglich finden, dass man während der Rede, um seinen Gedanken genau auszudrücken, zur Präposition, die man schon im Sinne hat, noch das Verbum sucht und vielleicht schnell zwischen „drücken, quetschen, pressen“ wählt: während ein ander Mal zum Verbum, das schon fast dem Munde entfahren wäre, erst noch die Präposition zu größerer Lebendigkeit, Anschaulichkeit, überhaupt Bestimmtheit, hinzugefügt, d. h. schnell vorgeschoben wird.

Denken wir uns nun also den Römer zu einer Zeit, wo auch sein Wort *comprimere* noch loser gefügt war, die Elemente

desselben noch mehr aus einander fielen, etwa wie bei uns heute bei „zusammenpressen“. Eine solche Zeit muss es gegeben haben. Nur setzen wir, dass in dieser Zeit doch schon das allgemeine Gesetz der Assimilation bestanden habe und vielfach angewant gewesen sei; so dass schon in vielen Fällen Zusammensetzungen, wenn auch zunächst nur lose, gebildet waren, in denen vor Lippenlauten *com*, vor Zungenlauten *con* u. s. w. respective *cong*, *cor*, *col*, *co* gesprochen wurde. Unter solchen Verhältnissen kann der Fall in dreifach verschiedener Form auftreten. Entweder steigen Präposition und Verbum, obwohl gesondert, gleichzeitig; oder jene steigt zuerst, oder dieses. Unter der ersten dieser drei möglichen Voraussetzungen wird schon während des Steigens der beiden Elemente sich auch die Verbindung derselben vollziehen und zwar gemäß dem längst wirksamen Gesetz der Assimilation. Dieser Fall würde von dem unter 1) erwähnten nur wenig verschieden sein. Der vom Zweck geforderte Process vollzieht sich hier ohne Hemmung fast augenblicklich. — Anders aber muss es sich verhalten, wenn zuerst die Präposition gehoben wird, das Verbum aber zögert, sich nicht sogleich dem Bewusstsein bietet. Dann kann vom Zweck nur *co* gehoben werden, dem ein Streben nach einem 131
folgenden Consonanten *n*, *m*, *ng*, *r*, *l* inwohnt, aber wiederum nur ein schwankendes, da vor Vocalen und *h* das einfache *co* genügen würde. Da nun *co* überhaupt nicht absolut mit einem folgenden Cosonanten associirt ist, sondern nur relativ mit mehreren in gleicher Stärke, mit ihnen allen aber nur schwach, da es auch an sich schon genügen könnte: so wird es eben so wohl, ohne einen Consonanten abwarten zu wollen, zum Anschluss an das zweite Glied, das Verbum, hineilen, als es auch mit gleicher Kraft mehrere Consonanten hebt, deren jeder sich für den möglichen Fall anschließen soll. Aus diesem Widerstreit der Richtungen, nach welchen hin *co* wirkt, wird ein Stillstand erwachsen; *co* wird in seiner Hebung gehemmt, weil sich die mitgehobenen Consonanten wie im Kreise um es herumlagern. Mechanisch werden sie alle in gleicher Weise gehoben, während der Zweck nur einen von ihnen fordert und duldet, weswegen sie sich gegenseitig zu verdrängen und auch das forteilende *co* zu hemmen suchen. Diese gegenseitige Hemmung wird so lange dauern bis irgend ein neu hinzutretender Umstand den Ausschlag gibt,

indem er eine der sich widerstrebenden Richtungen durch Verstärkung fördert und damit die andern überwindet*). Einer der sich drängenden Consonanten oder das bloße *co* muss von irgend einer Seite her einen neuen Zug oder Schwung erhalten und dadurch den Streit durch einen entschiedenen Sieg schlichten. In unserm Falle kann diese Entscheidung nur ausgehen von dem Anlaut des Verbums. So lange dieses noch fehlt, dauert das Drängen und Hemmen; ist es aber gefunden, steigt es ebenfalls in das Bewusstsein, so wirkt es als neue mechanische Kraft in jenem Processe und vollendet denselben. Sei es nun das Wort *pello*, so wird jetzt das *m* nicht nur von *co* gehoben, wie auch *n*, *l*, *r* und bloßes *co* gehoben wird; sondern es erhält ganz allein einen neuen Zug von *pello* und steigt nun, alle
132 Hemmungen der andern Consonanten überwindend, diese verdrängend, und schießt an *co* an. — War aber, und dies ist die dritte Möglichkeit, das Verbum schon im Bewusstsein und wird zu ihm die Präposition gesucht, so kann, sobald überhaupt *co* gefunden ist, auch gar kein Schwanken mehr eintreten; denn dann fügt sich augenblicklich von allen jenen Consonanten nur das doppelt, von *co* und dem Verbum, gehobene *m* an *co***).

3) In den bisher betrachteten Fällen haben wir das feste Bestehen der lateinischen Sprache in so weit vorausgesetzt, dass alle ihre Gesetze wenigstens schon aufgestellt und wirksam waren; wir haben bloß gesehen, wie das in ihr allgemein gültige Assimilations-Gesetz im Einzel-Bewusstsein und je nach dem besondern Falle wirkt. Wie ist aber überhaupt die Assimilation entstanden? was geschah, als zum ersten Male beim Ablauf einer Reihe von Lauten das eine Glied dem andern sich anähnlichte oder anglich? Da können sich doch die Grundformen *in*, *per*,

*) Nach Herbarts Terminologie bilden die möglichen, sich bestreitenden Vorstellungen eine Wölbung, bis durch den neuen Umstand die Zuspitzung erfolgt.

**) Es sei noch bemerkt, dass bei allen diesen Fällen, besonders aber wenn sich *co* erst unter Hemmung emporzuarbeiten hat, leicht ein Versehen eintritt, wenn z. B. kurz vor dem verlangten *compello* das Wort *corpora* gesprochen ist, welches (nach dem Obigen S. 125) nun noch nachschwingt, so kann das *r*, welches unter den Buchstaben ist, die sich um *co* drängen, gar leicht durch die Sylbe *cor* des Wortes *corpora* und durch dessen Endung *ra*, so schnell und stark gehoben werden, dass man *corpello* spricht. Dann hat man sich versprochen.

*cum* nur ohne alles Schwanken erhoben haben, und es bedurfte keines neuen Zuges, um dieses zur Entscheidung zu bringen? — Nein; und also, da sich jene Präpositionen so widerstandslos hoben und zur Vereinigung mit dem folgenden Gliede strebten: so schoss es auch wirklich, und unverändert, an dasselbe; und dann sprach man z. B. *inperitus*, so gut wie wir „unpraktisch" und nicht „umpraktisch" sagen. Und so ist es denkbar, ja sogar wahrscheinlich, dass ursprünglich keine Assimilation stattgefunden habe.

Sie ist aber später eingetreten, und warum? wieso? — Diese Frage nötigt zu einer nähern Betrachtung der Association, von der dann auch die Wiedererinnerung, Reproduction, abhängt.

Die Gründe der Association der Vorstellungen sind teils 133
subjective, teils objective; d. h. sie liegen teils ausschließlich oder wesentlicher in der Natur des Bewusstseins, teils aber in dieser und in dem realen Zusammenhange der wirklichen Wesen, welche den Gegenstand der Vorstellung bilden. So sind alle Empfindungen einer Classe (nicht eines Organs), wie alle Farben, Geschmäcke, Temperaturgrade, Gestalten, unter einander objectiv associirt und bilden eine objective Reihe, d. h. bald eine Scala, bald ein Dreieck, bald ein Netz. Eben so bilden auch alle Vorstellungen von Wesen, welche und in so fern sie als zu einer Classe gehörig erkannt werden, eine objective Reihe. Da der Ausdruck für solche Classe oder Reihe, wie diese selbst zum Volksbewusstsein gehört, durch ein Wort der Sprache geboten ist, so haben wir Gelegenheit durch dasselbe die Associationen, welche in einem Volke möglich und welche unmöglich, oder doch wenigstens welche gewöhnlich und allgemein oder selten und individuell sind, kennen zu lernen, und so ganz eigentlich einen Blick in den Volksgeist, auf die in ihm vorgehenden Processe, zu werfen. Es lehrt uns z. B. die Sprachwissenschaft: ‚Jahrtausende lang wusste der Mensch die einzelnen Tiere zu bezeichnen, ehe er einen Ausdruck fand, welcher alle Tiere insgesammt bezeichnete" (G. Curtius, Grundzüge der griech. Etym. I, S. 78) [S. 95[4]]. Hieraus zu schließen, die Vorstellungen von den einzelnen Tierarten wären in jenen Jahrtausenden noch nicht objectiv associirt gewesen, wäre wohl voreilig. Das aber glaube ich allerdings aus dieser sprachlichen Tatsache folgern zu dürfen, dass die Tiernamen d. h. Vorstellungen von den Tierarten,

gerade so wie sie unter sich verbunden waren, auch mit den Vorstellungen von den Pflanzen und selbst mit leblosen Dingen in Association standen und nicht anders; dass sie folglich auch zweitens, wie sie keine von den Pflanzen und leblosen Dingen streng gesonderte Reihe bildeten, so auch unter sich nicht so innig unter einander associirt waren, wie bei uns heute. Wichtiger nämlich als das Zusammenfassen der Tierarten zu einem Tierreiche ist die Absondernng derselben vom Pflanzenreiche und den leblosen Dingen; und eben erst durch feste und entschiedene Abgrenzung nach außen hin entsteht innige Ver-
134 bindung nach innen. Das Wort aber entstand in dem Process der äußern Absonderung und innigern Verkettung selbst, ist Ausdruck desselben, d. h. sowohl Ursache als Wirkung. Darum schließe ich vom Wort auf den Process.

Die obige sprachliche Tatsache und unser darauf gegründeter psychologischer Schluss gilt noch für die Zeiten Homers; denn das griechische Wort ζῷον ist erst nach Homer entstanden. Nun hören wir aber weiter (das.): „Zu einem Wort von Tier im Unterschied von Mensch hat es die griechische Sprache überhaupt gar nicht gebracht, indem das Wort ζῷον, wie das lateinische *animal*, alle lebenden Wesen umfasst, den Menschen mit inbegriffen. Hieraus folgere ich dreist, dass der griechische Volksgeist die Vorstellungen vom Menschen viel fester und intensiver mit denen von den Tierarten associirt hatte, als der deutsche Volksgeist, da allerdings unser deutsches „Tier“ sich eben so sehr vom Menschen wie von der Pflanze abscheidet. Welch ein Licht fällt nun aus dieser einen psychologisch gedeuteten Tatsache auf die Culturgeschichte und die Geschichte der griechischen Philosophie! Die Griechen und Römer als Volk — und überhaupt nur mit einzelnen Ausnahmen — haben das Wesen des Menschen und Geistes nicht erfasst, wie die Associationsverhältnisse ihrer Vorstellungen beweisen. Und dieselben Verhältnisse machen es erklärlich, wie man das Denken als materielle Bewegung, den Menschen als mikrokosmisches Abbild des Makrokosmos, und den Kosmos aus vier Elementen, aus zweien, aus einem zu entwickeln streben konnte. Denn alles dies beruht auf einer zu gleichförmigen Association der Vorstellungen ohne die notwendigen Abstufungen. Die Reihe der Wesen (*series rerum*) verläuft zu sehr lineal, indem sich Reihe an Reihe knüpft,

statt sich allseitig und netzförmig auszubreiten und sich nach mannigfachen Richtungen hin zu verflechten. Die Betrachtung aber ist zu wichtig, als dass sie hier an diesem gelegentlichen Orte abgetan werden könnte.

Die andere Weise der Association ist die subjective, die auf dem Zusammentreffen zweier Vorstellungen im Bewusstsein beruht. Sie betrifft Empfindungen, also Dinge und Verhältnisse, die sich mehr oder weniger feststehend zusammenfinden, ohne dass in ihnen, an sich betrachtet, eine wesentliche Hindeutung aufeinander läge, weil sie ganz verschiedenen Classen angehören. 135
So ist es die Warnehmung des Schnees, bei welcher sich die weiße Farbe mit der kalten Temperatur, die des Himmels, bei der sich die blaue Farbe mit der Form der Höhlung associiren, ohne dass in der Farbe an sich eine Hinweisung auf die Temperatur und die Form läge. Beide treten nur zusammen ins Bewusstsein, und so verbinden sie sich. Dies kann gelegentlich auf einem rein zufälligen Zusammentreffen beruhen, wie wenn die Vorstellung einer Person sich mit der vom Orte, wo wir sie zuerst gesehen haben, associirt. Ja wir verbinden absichtlich ganz verschiedenartige Vorstellungen, wenn wir z. B. Vocabeln auswendig lernen, oder uns die Jahreszahlen der historischen Begebenheiten merken u. s. w. Denn zwischen den Lauten *amare* und „lieben“ ist kein objectiver Zusammenhang, so wenig wie zwischen der Schlacht bei Leipzig und 1813. Hier werden subjectiv und absichtlich Verbindungen geknüpft.

Wir sehen aber zugleich, wie jede Vorstellung nicht bloß mit einer andern, sondern mit vielen andern, teils objectiv, teils subjectiv associirt ist. Also bildet auch jede Vorstellung ein Glied nicht bloß einer Reihe, sondern vieler Reihen. Also kann auch jede Vorstellung, die in das Bewusstsein tritt, nicht nur eine, sondern viele Reihen mit sich hinaufziehen; und, wenn sie, sei es unmittelbar, sei es nach einigem Schwanken, eine Vorstellung mithebt, so geschieht dies immer unter Mitwirkung anderer Umstände, welche die eine oder andere Richtung bevorzugen lassen, wovon wir schon Beispiele gehabt haben.

Die einzelnen Elementar-Laute (Buchstaben) einer Sprache bilden, wie die Empfindungen derselben Art, einen Zusammenhang, ein Continuum. Die Vocale bilden, analog den Farben, ein Dreieck; die Consonanten bilden ein Netz oder einen Rost;

denn jeder Consonant steht zu andern nach zwei Seiten hin in Beziehung, erstlich durch das Organ, mit dem sie gesprochen werden (z. B. der Lippenlaut zu jedem Lippenlaut), zweitens durch seine Bildungsweise oder die Art, wie die Lauterzeugung bewirkt wird (z. B. der Hauchlaut zum Hauchlaute, die Media zur Media). Hiermit ist ein den Lauten inwohnender Zusammenhang objectiv gegeben, der nicht erst subjectiv vom Bewusstsein
136 gestiftet zu werden braucht: *b*, *p*, *m* bilden, wie *b*, *g*, *d*, eine objective Reihe durch ihre Natur, von der das Bewusstsein unbewusst beherscht wird. Ohne dass der Sprechende es zu wissen braucht, und ohne dass, wenn er es schon weiß, er daran zu denken nötig hätte, wirken in Bezug auf diese Laute die Gesetze der Reihen-Reproduction.

Die Sprachlaute bilden aber auch noch in einer andern Weise Reihen, nämlich durch ihre Zusammenfügung zum Worte. Dies ist eine subjective Weise. Im Worte „Vater“ bilden die betreffenden Laute eine feste Reihe, ohne dass in jedem einzelnen, an sich betrachtet, ein Grund zum Anschluss an den andern läge. Nur unsere Gewohnheit des Sprechens bindet dieselben in solcher Form zu einer Reihe zusammen. Selten aber, dass die subjectiven Reihen mit den objectiven zusammenfallen werden; denn jene sind nach einem Gesichtspunkte gebildet, bei denen diese gar nicht berücksichtigt werden konnten. Hier wirkt Natur nach stiller Notwendigkeit; dort folgt der Geist den selbstgegebenen Gesetzen. Daher sind Conflicte möglich zwischen ihnen.

Es ist aber auch noch ein dritter Punkt in Betracht zu ziehen. Der Mensch ist das genuss-fähigste und genuss-süchtigste aller fühlenden Wesen: er hat sich ein ganz eigenes Reich des Genusses geschaffen, ein Reich des Spiels und, auf der höchsten Stufe, der Schönheit. Dieses Spiel, dieser Schönheitstrieb, mischt sich auch in allen Ernst des Menschen, ganz unbewusst. Alles, was nützt, soll nicht bloß durch seinen Nutzen, sondern auch an sich selbst, durch seine Form erfreuen, soll gefallen — auch die Sprache. Sie soll wohl lauten. Was aber Natur wirkt, was Geist schafft, gefällt nicht immer. Dann, soweit der Zweck es verträgt, greift der unbewusste Spieldrang ein; und, oft unbewusst, gestaltet er das Product der Natur, das Werk des Geistes, ein wenig um, oder leitet Natur und Geist ein wenig von ihrer gesetzmäßigen Bahn ab und lässt sie, ohne sie

zu stören, Gefälliges hervorbringen. In der Sprache gibt sich dieser Schönheitssinn zunächst kund durch unbewusstes Streben nach Wohllaut.

Ich muss wohl hier näher erklären, was ich unter dem unbewussten Streben des Schönheitstriebes verstehe; das bloße Beiwort „unbewusst“ genügt vielleicht nicht, um Misverständnisse 137
abzuhalten. Wir dürfen uns auch hier nicht von dem Boden des psychischen Mechanismus entfernen; denn wir sprechen ja hier nicht von dem Wohllaut einer gefeilten Rede, sondern von dem einer Volkssprache. Ich meine nun folgendes. In allem Gefallen oder Misfallen liegt eine reale ästhetische Beurteilung. Was mir gefällt, ist von meinem Gefühl stillschweigend für schön erklärt, und umgekehrt, was misfällt, für hässlich.

Wir erinnern aus auch der Gefühle, eben so wohl wie der Empfindungen. Jedes Gefühl ist aber innig associirt mit der Vorstellung von dem Gegenstande, welcher es erregt hat. Sie rufen sich gegenseitig in die Erinnerung, und hierauf beruht das Streben, der Trieb in seiner ursprünglichsten Form. Rein mechanisch weckt die Vorstellung eines Gegenstandes das mit ihm associirte Gefühl, Gefallen oder Misfallen, und dieses jene; und eben so mechanisch wird die Vorstellung eine bewegende Kraft, wirkend auf die Organe des Leibes und sie in Bewegung setzend, zur Herbeiholung jenes Gegenstandes, um die Erinnerung des Gefühls in wirkliches Fühlen zu verwandeln.

Es habe nun zufällig irgend eine Lautverbindung ertönt; sie habe misfallen: dann wird, sobald dieselbe sich im Laufe der Rede wieder einzustellen veranlasst ist, der bloße Gedanke an sie — da doch jedes Wort, bevor es gesprochen wird, um ein kleines Zeitteilchen zuvor gedacht wird — jenes Misfallen erregen, das unmittelbar eine Bewegung der Organe erzeugt, durch welche die Ursache des Uebellautes umgangen wird; und zwar wird dies um so sicherer geschehen, wenn eine nahe verwante Lautverbindung, welche mit der misfallenden durch objective Verhältnisse associirt ist, schon einmal als wohllautend gefühlt worden ist: dann wird diese unmittelbar ins Bewusstsein gezogen und wird an Stelle jener ertönen. Die wohllautende Verbindung wird nicht gesucht. Sie ist zuerst einmal zufällig entstanden, hat gefallen, wird gebilligt und gern wiederholt, sobald sie durch irgend eine Association in Erinnerung gebracht

wird. Und so können wir mit Cicero, dem feinfühligen Stylisten, sagen: *sensus invenit artem.*

Uebellaut entsteht aber bald durch das Zusammenstoßen
138 gar zu heterogener Elemente, bald durch die Berührung gar zu homogener. Denn Schönheit verlangt Mannichfaltigkeit, aber in Harmonie. Wo diese fehlt, tritt als eins der abhelfenden Mittel Assimilation ein; der Mangel des Wechsels bewirkt den entgegengesetzten Process der Dissimilation, welcher im Griechischen noch regelmäßig auftritt und sich eben so wohl auf Vocale als auf Consonanten erstreckt. So wird τίθημι statt θηθημι. Doch bleiben wir bei der Assimilation.

Der Zweck der Rede fordere z. B. die Anfügung der Endung *tum* an ein Verbum, es sei die Wurzel *ag*. Diese Form wird bedingt durch ein vorangehendes Wort. So kann *tum* früher gedacht sein als *ag*. Nun ist aber *t* objectiv mit *c*, aber nicht mit *g* associirt; denn jene sind beide Tenues; *g* ist aber ebenfalls mit *c* verbunden, und so wird auf *c* von zwei Seiten her gewirkt, während *g* nur einfach vom allgemeinen Zweck der Rede, welcher die Wurzel *ag* fordert, schwach gehoben wird. Darum konnte leicht *c* das *g* überholen und verdrängen. Es ist auch zu erinnern an die oben (S. 131 f.) erwähnte Einfliessung der Vorstellungen. Selten nämlich ist unser Bewusstsein ein leerer Raum, wie etwa wenn wir aus traumlosem Schlafe eben aufwachen; sondern meist und regelmäßig findet eine Vorstellung, die in das Bewusstsein gelangt, schon eine andere in ihm vor. Mit dieser gerät sie notwendig in Berührung, und nicht bloß in ein Associationsverhältnis, sondern schmiegt sich auch leicht der Natur derselben an, nimmt von deren Wesen in das ihrige auf, wird von ihr beeinflusst. Die der Seele innewohnende Unterscheidungskraft wirkt nicht absolut und ist nicht immer so energisch, um nahe Verwantes streng zu sondern; sie sieht das zweite gefärbt vom ersten, das *n* gefärbt von *p*, d. h. als *m*. So wird dann wohl ein *n*, welches sich an ein im Bewusstsein vorhandenes *p* anschließen soll, gar leicht zu *m*; *g*, das sich an *t* fügen soll, zu *c*. — Kommt endlich noch hinzu, dass die Verbindung *gt* schon einmal, rein im Dienste des Zweckes, gesprochen, aber als übellautend gefühlt war, dagegen *ct* ebenfalls schon anderweitig vom Zwecke gefordert und als wohllautend gebilligt war, so muss die Verbindung *gt* unmittel-

bar durch das ihr eigene Unbehagen das ihr so nahe stehende *ct* mit dem diesem anhaftenden Behagen reproduciren und da- 139
mit schnell die Aussprache *ct* erzeugen. So war die Assimilation bewirkt, ohne dass man sich derselben hätte bewusst zu werden brauchen.

---

Durch die vorstehenden Betrachtungen werden wir auch in den Stand gesetzt sein, die Attraction zu erklären; denn es sind bei ihr wesentlich nur die Punkte in Betracht zu ziehen, die bei Gelegenheit der Assimilation schon erwogen sind, und hier wie dort kommen dieselben Grundsätze in Anwendung. Wenn wir aber höchstens die vorschreitende Assimilation, die immer nur vereinzelt vorkommt und wohl in keiner Sprache ein regelmäßig eintretender grammatischer Process geworden ist*), aus dem bloßen Mechanismus der Organe erklären konnten, die rückwirkende dagegen vorzüglich vom psychischen Mechanismus ableiten mussten: so haben wir uns jetzt zur Erklärung der Attraction noch entschiedener an die Mechanik der Seele zu wenden.

Zunächst aber ist der Kreis der tatsächlichen Erscheinungen weiter zu ziehen, als oben geschehen ist. Es seien unter Attraction alle die Fälle begriffen, wo ein prädicatives oder attributives Wort eine Verbindung eingeht und demgemäß eine Form erhält, welche mit der gewöhnlichen grammatischen Fügung nicht übereinstimmt.

Nach dieser Bestimmung erhalten wir einfachere Fälle der Attraction, welche uns ihr Wesen klarer zeigen. So ist es Gesetz, dass das Prädicat im Numerus mit dem Subject congruire; aber wir sagen dennoch z. B. „dies sind seine Worte“, obwohl das Subject „dies“ im Singular steht. Herodot sagt wiederholt: die Länge, der Umfang sind sechs, sieben Stadien. Umgekehrt steht auch der Singular des Verbums beim Subject im Plural: *amantium rixae amoris integratio est.* Wenn in Wendungen

*) Im Hebräischen findet bei Vorsetzung der Bildungs-Sylbe *hit* vor Verben, die mit Zischlauten beginnen, zuerst rückwirkende Assimilation statt; also: *hitš*, aber *hidz*. Hierauf erfolgt die Umstellung: *hišt*, *hizd* (z = weiches s), wodurch der Schein der vorschreitenden Assimilation entsteht.

140 wie „dies ist . . .“ der Grieche und besonders der Römer das Demonstrativum nicht als Neutrum setzen, sondern es mit dem folgenden Substantivum congruiren lassen, so ist auch dies Attraction: πάντες οὗτοι νόμοι εἰσὶν οὓς τὸ πλῆθος . . . ἔγραφε „alles das sind Gesetze, was das Volk . . . verordnete“. — Im Hebräischen findet sich eine eigentümliche Verschiebung der Congruenz. Wenn nämlich auf das Subject ein Genitiv d. h. ein attributives Substantivum folgt, so tritt wohl das Prädicat in den Numerus und das Genus des attributiven Substantivs. In dem Liede 1. Sam. 2, 4 heißt es: „der Bogen der Helden sind gebrochen“. Das Wort „gebrochen“ hat auch im Hebräischen den übertragenen Sinn von „bestürzt“. Ebenso ist in den Sätzen 1 Moses 4, 10 „die Stimme des Blutes deines Bruders schreit“ und 1 Kön. 1, 41 „die Stimme der Statt tost“ das Prädicat mit „Blut“ und „Statt“ in Congruenz gesetzt; und dem entsprechend sagt Sophokles (Antig. 988.); ἀγνῶτ' ἀκούω φθόγγον ὀρνίθων κακῷ κλάζοντας οἴστρῳ, wo κλάζοντας rücksichtlich des Numerus nicht mit φθόγγον, wie die Regel fordert, sondern mit ὀρνίθων congruirt. — Wenn nun auch der Grammatiker seine Aufgabe erfüllt glauben darf, sobald er für eine Tatsache Analogien in der Sprache und eine den Sinn wiedergebende Umschreibung gefunden hat: so beginnt doch für uns hier erst die Aufgabe, nämlich zu zeigen, wie der Dichter so hat schreiben können? Mag doch immerhin in den Worten: „Der Bogen der Helden sind gebrochen“ wirklich der Sinn liegen: „Mit Bogen bewaffnete Helden sind bestürzt“; der Dichter hat doch eben nicht so gesprochen. Es ist zu zeigen, wie er zu seiner Wendung gekommen ist.

Wir können ohne Schaden unsern Kreis noch weiter ausdehnen, wenn wir Attraction überhaupt da sehen, wo ein Wort die Form eines anderen, ihm dem Sinne und Raume nach nahestehenden Wortes annimmt gegen die Gesetze der Wortverbindung. Dann finden wir im Deutschen zwei ihm ganz eigentümliche, regelmäßig wiederkehrende Fälle der Attraction. Wir sagen nämlich: „Ich habe zeigen wollen“ statt „gewollt“; und so setzen wir überhaupt von den Verben „wollen, müssen, sollen, können, heißen“ nach einem Infinitiv statt des geforderten Participiums wiederum den Infinitiv. Hierin sieht man [Heyse, Lehrb. d. deutsch. Spr. I, 787]
141 eine Attraction. — Ferner findet sich bei guten Schriftstellern

des vorigen Jahrhunderts, auch bei Göthe, eine eigentümliche Behandlung von Relativ-Sätzen. So erzählt G. Forster (Sämmtl. Schriften I, S. 213.) von einem Seefahrer: „Er blieb zehn Tage lang auf der Insel Tahiti, genoß in dieser Zeit von den Einwohnern viel Achtung und Freundschaft, die er treulich erwiederte, und dem liebenswürdigen Charakter dieses Volkes überhaupt Gerechtigkeit widerfahren ließ“. Solch eine Satz-Verbindung gilt uns heute für fehlerhaft. Heyse z. B. (Lehrb. d. deutsch. Spr. II, S. 756) warnt davor als vor einer falschen Zusammenziehung der Sätze. Ich sehe aber darin vielmehr die Anziehung eines Satzes „und ließ Gerechtigkeit wiederfahren“ durch den vorangehenden Relativ-Satz. Dass dieser Satzbau nicht etwa Folge bloßer Nachlässigkeit ist, beweist schon die Häufigkeit, in der sich diese Attraction findet (das. S. 213. 229. 245. 260. 286., also etwa auf 100 Seiten fünfmal). Eine solche Construction dürfen wir von unserem psychologischen Standpunkt aus nicht unbeachtet lassen*).

Man hat auch schon längst bemerkt, dass eine im Griechischen und Lateinischen vorkommende Verschränkung des Relativ-Satzes und überhaupt des untergeordneten Satzes mit dem Hauptsatze eine der Attraction verwante Erscheinung sei, und es wird uns in der Erklärung der Attraction fördern, wenn wir auch sie mit in unsere Betrachtung ziehen. Ich meine nämlich die Erscheinung, dass das Substantivum, auf welches sich das Relativum bezieht, in den Relativ-Satz selbst aufgenommen wird, und dass umgekehrt von Substantiv-Sätzen das Subject in den Hauptsatz gezogen wird; wobei übrigens die gewöhnlichen Rectionsverhältnisse beobachtet werden. Während wir uns z. B. etwa so ausdrücken würden: „Die Natur hat den Tieren, denen sie Tiere einer anderen Gattung als Nahrung angewiesen hat, entweder Stärke oder Schnelligkeit verliehen“, sagt Cicero: *Quibus bestiis erat is cibus, ut alius generis bestiis vescerentur, aut vires natura dedit, aut celeritatem.* Bei Aristo- 142
phanes, der ein ziemlich getreues Bild der lebendigen Umgangssprache Athens gibt, heißt es statt „Die Götter, zu denen ich

*) Aehnliches findet sich allerdings auch im Griechischen (vergl. Krüger, Griech. Sprachl. 59, 2, a. 6), wo überhaupt eine große Freiheit relativer Verbindungen herscht.

bete“ mit der Verschränkung: „Zu welchen Göttern ich bete sind andere“ ἕτεροι γάρ εἰσιν οἵσιν εὔχομαι θεοῖς. Die Verschränkung des Substantiv-Satzes nennt man Anticipation, und sowohl für sie, als auch für die erstere finden sich Beispiele schon bei Homer. So statt „wartend, bis der Aeakide . . .“ Il. 9, 19 „wartend auf den Aeakiden, wann er aufhören würde zu singen“ δέγμενος Αἰακίδην ὁπότε λήξειεν ἀείδων, und bei Plato unzählige Male: „untersuchen, wissen eine Sache, wie sie ist“*).

Nachdem wir so den weiten Kreis der zu betrachtenden Tatsachen, wenn auch nicht durchmessen, doch wenigstens angedeutet haben, besinnen wir uns auf die anzuwendenden psychologischen Grundsätze.

Der Satz ist eine Reihe von Wörtern. Diese Reihe ist aber nur für den Hörenden und Lesenden eine fertige, gegebene Reihe; für den Redenden selbst ist sie dies nicht, für ihn ist sie eine sich bildende, eine werdende; sie wird, indem sie abläuft. Denn Sätze liegen nicht fertig in unserem Gedächtnisse, wie Wörter, so dass man sich ihrer nur einfach zu erinnern hätte. Der Mechanismus der Seele hat hier nicht bloß zu reproduciren, sondern zu produciren; aus wiedererinnerten Wörtern werden neue Reihen, Sätze, gebildet. — Ueberdies sind nun noch die Wörter viel selbständigere Elemente, als die Buchstaben oder Sylben; unser Gedächtnis hat nur Wörter einzeln für sich, die alphabetischen Laute und Silben liegen als solche, vereinzelt, gar nicht im Gedächtnisse, sondern nur als Wörter oder zu Wörtern vereinigt. Daher sind die Laute als Glieder eines Wortes viel fester mit einander associirt, als sich jemals Wörter an einander reihen können; und also lassen sich die Wortreihen nicht so leicht reproduciren als die Lautreihen.

Ist es demnach einerseits die Freiheit der Schöpfung und
143 die Sprödigkeit des zu verwendenden Stoffes, welche dem Mechanismus Schwierigkeit bereitet: so gibt es andererseits noch eine besondere, gänzlich außer ihm liegende Beschränkung, der er sich unterwerfen soll, nämlich die Gesetzlichkeit der Sprache und des Gedanken-Inhaltes. Denn es ist eine bestimmte äußere

*) Auch in diesem Beispiele liegt ein Fall vor, wo wir verdichteter reden würden. Wir würden kurzweg sagen: „Ich kenne dich“ ohne hinzuzufügen, wie der Grieche tut, „wer du bist“.

oder innere Warnehmung mit ihren objectiven Verhältnissen, welche im Gedanken erfasst werden soll, und es ist eine eigentümliche Volkssprache mit ihrer festen Grammatik und ihrer Redewendung, deren sich der Geist zum Denken und Darstellen bedient. So ist jeder Satz durch das objective Sachverhältnis und die Eigentümlichkeit der Sprache nach seinem ganzen Bau und den Formen und der Folge seiner Glieder prädisponirt. Es soll also durch den psychischen Mechanismus eine freie, aber gesetzlich bestimmte Schöpfung bewirkt werden.

Es ist aber auch, nach dem was oben (S. 121 ff.) über die Natur der zur Einheit zusammenzufassenden Reihen gesagt ist, schon klar, dass der Mechanismus die Aufgabe der Satzbildung gar nicht lösen kann ohne die Hülfe der schwingenden Vorstellungen. Wie von diesen überhaupt alle geistigen Schöpfungen ausgehen, so hoffe ich auch, wenig von den wirklichen Verhältnissen abzuirren, wenn ich annehme, dass sich der Gedanke seinem logischen Inhalte nach zunächst unter den schwingenden Vorstellungen mit einem Ruck bilde, wenn auch dieser Ruck oft genug erst nach mancherlei Hemmungen erfolgt. Wir müssen, denke ich, annehmen, dass nicht nur die Vorstellungen selbst, welche einmal im Bewusstsein gebildet sind, ihrem bloßen Stoffe nach, dem geistigen Schatze anvertraut werden, sondern dass auch die Verhältnisse, in denen sie jemals gedacht wurden, ihnen als eine gewisse Reizbarkeit innewohnend bleibt. Wenn daher eine Vorstellung auf irgend eine Veranlassung hin wiedererinnert wird, so macht sich auch sogleich ihre Reizbarkeit gegen die anderen Vorstellungen geltend, welche gleichzeitig erregt sind. Der Schatz der Vorstellungen, der hinter oder unter unserem Bewusstsein liegt, bildet nicht einen Haufen form- und beziehungsloser, vereinzelter Sandkörner, sondern einen Zusammenhang reizbarer Elemente. Wie im organischen, animalischen Leibe Nerv und Muskel und Knochen auf einander wirken, wie Gefühle und Bewegungen sich in einem Reflex-Ver- 144
hältnisse gegenseitig erzeugen, so wirken auch die Vorstellungen auf einander. Vermöge solcher Reizbarkeit geschieht es, dass die durch irgend eine äußere oder innere Warnehmung erregten Vorstellungen nicht in Vereinzelung hervortreten und erst vom Bewusstsein aneinander gefügt werden; sondern die gleichzeitig erregten treten sogleich in die der Sache entsprechenden Be-

ziehungen zu einander. Weil sie eben den Verhältnissen der Wirklichkeit entsprechen sollen, können sie nur selten sich zur Reihenform verbinden; meist werden sie, wie die Dinge selbst, Complexe bilden, die wir uns stereometrisch vorstellen müssen, wenn wir ein sinnliches Bild dafür suchen. Die schwingenden Vorstellungen sind keineswegs an die Reihenform gebunden, welche nur durch die Enge des denkenden Bewusstseins bedingt wird, in welchem sie ja noch nicht sind. Der in sich mannigfach verschlungene Vorstellungs-Complex nun, welcher sich in Folge und nach Gemäßheit der erregenden Warnehmung vermöge der jeder Vorstellung innewohnenden Reizbarkeit schon hinter dem Bewusstsein gebildet hat, tritt dann gliedweise hervor, indem nach der Mechanik des Bewusstseins die schwingenden Vorstellungen eine nach der anderen, aber in gegenseitiger Beziehung und in bestimmter Reihenfolge, durch das Bewusstsein ziehen. So löst sich der Complex schwingender Vorstellungen auf in den Satz, d. h. in eine Reihe Vorstellungen. Denn wir müssen den Vorstellungen eine doppelte Reizbarkeit zuschreiben, eine objective, welche ihnen zukommt, insofern sie der Wirklichkeit entsprechen, der geistige Reflex der Wirklichkeit sind; und eine subjective, welche sie — da doch jede Vorstellung zuerst im Bewusstsein gebildet ist — durch die Bestimmungen des bewussten Denkens und Redens erhalten (Vergl. oben S. 145—148.). Und wie nun überhaupt die Schwingung der Vorstellungen nur der Ausdruck ist für ihren Zustand des Strebens nach dem Bewusstsein: so liegt auch in jedem Complex von schwingenden Vorstellungen der Trieb, sich in eine
145 Reihe bewusstgedachter Vorstellungen zu zerlegen*). Nur der Redner wird leicht und fließend sprechen, bei dem die objective

*) Auf dem Mangel an Unterscheidung zwischen schwingenden und bewussten Vorstellungen scheint es mir zu beruhen, wenn Herbart irrtümlich behauptet, das Denken an sich sei nicht an die Reihenform des Urteils gebunden; diese werde ihm nur von der Sprache aufgedrängt. Wir müssen, denke ich, sagen: Die Erkenntnis braucht und darf sogar meistenteils nicht in Vorstellungs-Reihen liegen; sie ist so complicirt wie das, was sie erkennt. Von ihr verschieden aber ist das Denken, jene specifisch psychologische Tätigkeit, welche Bewusstheit schafft. Die bewusste Erkenntnis ist das complicirte und ruhende Ergebnis des bewussten und bewegten Denkens, welchem, weil es bewusst und bewegt ist, die Reihenform unumgänglich wird.

und die subjective Reizbarkeit der Vorstellungen so groß und lebhaft ist, dass sie sich noch schwingend, noch hinter dem Bewusstsein, schnell der Wirklichkeit angemessen compliciren und dann abermals von selbst, rein mechanisch, zur Satzform entfalten; wer sie erst einzeln ins Bewusstsein heben und sie hier zum Satz vereinigen will, spricht notwendig mühselig, langsam und zögernd, sich besinnend und suchend nach Wort und Verbindungsform. So gut wie der Hörer und Leser den Satz erst erfasst, wenn er das letzte Wort mit allen anderen in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zusammen ergriffen hat, und sich darauf von selbst der Satz zu einem Complex schwingender Vorstellungen zusammenballt: so kann auch der Redner den Satz sicher und leicht nur aussprechen, wenn er umgekehrt den Complex beim Beginn des Sprechens schon fertig hat, und dieser Complex in seinen einzelnen Elementen derartig schwingt, dass die Schwingung von selbst die Auflösung in die vom Satze geforderte Reihe bewirkt. [Abriss 1. § 49.]

Regelrechtes und leichtes Reden wird also nach seiner psychischen Seite doppelt bedingt: von der angemessenen Gruppirung der schwingenden Vorstellungen und von der Mechanik, nach welcher dieselben ins Bewusstsein gezogen werden. Jene Gruppirung hängt von der objectiven, diese Mechanik von der subjectiven Reizbarkeit der Vorstellungen ab. Die eigentliche Schöpfung des Gedankens geschieht noch gänzlich außer dem Bewusstsein. Schon dort müssen sich die zur Auffassung der gegebenen und zu erkennenden Sache geeigneten Vorstellungen — gemäß der psychologischen Mechanik — vollständig darbieten und in die entsprechenden Verbindungen fügen. Bei diesem Process, in welchem sich eine Erkenntnis bilden soll, können Irrtümer entstehen: indem entweder die geeigneten Vorstellungen 146
überhaupt fehlen; oder, wenn schon diese vorhanden sind, indem sie durch ungeeignete Associationen sich falsch fügen. Dies geht uns hier nichts an, wo es sich bloß um den sprachlichen Ausdruck der Erkenntnis handelt, mag diese richtig oder unrichtig sein. Aber auch dieser sprachliche Ausdruck ist in so fern schon außer dem Bewusstsein vorgebildet, als jedes Element der erkennenden Vorstellungs-Gruppe auch von Seiten seiner subjectiven Reizbarkeit schwingt; und in diesen Schwingungen liegt eben die gegenseitige Bestimmbarkeit eines Wortes durch das andere,

wie das Wesen des Satzes und der Rede sie erfordert. Nun sind aber einesteils diese gegenseitigen Bestimmungen der Wörter im Satze so mannichfach und kunstvoll, so bestimmt und scharf gegliedert, so innig auf das Ganze, den Zweck, oder den Sinn des Satzes bezogen und eben darum alles Einzelne mit ihm und untereinander so eng verflechtend; und andererseits hat doch jede Vorstellung außer den Beziehungen, welche gerade mit dem bestimmten Zusammenhange in diesem jetzt zu sprechenden Satze gegeben sind, noch eine so weite Reizbarkeit, die jetzt freilich schweigen soll, weil ihre Befriedigung mehr oder weniger störend eingreifen würde, die aber dennoch leicht Anlass findet hervorzubrechen: — kurz, wir haben hier ein so feines und verwickeltes Getriebe vieler kleinster Rädchen, welche sich in genau bestimmter Richtung und Folge bewegen und stehen bleiben sollen: dass man sich wundern kann, wenn sich manche bloß mögliche und streng genommen verbotene Bewegung unter die zweckmäßigen und gebotenen mischt und hier bald verdrängt, bald abändert. Die Schwingung also ermöglicht neben dem richtigen, angemessenen Satzbau auch jede Abweichung und jeden Fehler.

Was nun aber so in der Seele vorgeht, das verraten uns die gesprochenen Laute. Denn indem sie mit den Seelenregungen, den Vorstellungen an sich und ihren Bestimmungen im Satze, associirt sind, werden sie uns der treue Spiegel der Vorgänge in der Seele. Die oben dargelegten psychologischen Grundsätze aber werden für die uns hier vorliegende Aufgabe genügen.

---

147 Schon ein geringes Nachdenken wird zeigen, dass die Verschränkung der Sätze eine besondere Erscheinungsform der Verschränkung oder Kreuzung der Reihen darstellt; dass die Attraction aber teils auf dem Einfluss einer Vorstellung auf die andere und einer Reihe auf die andere, teils auf einer vollen Verschmelzung beruht. Solche Abweichungen oder Verschiebungen im Ablaufe der Reihen sind gerade um so leichter möglich, als wir es hier immer nur erst mit einer Disposition zur Reihe in einem Complex schwingender Vorstellungen zu tun haben. Da nun bei solcher Disposition die wirkliche Reihe immer erst noch

zu bilden ist, so erfährt diese leichter Störungen, als eine schon gebildete Reihe, die nur wiederholt werden soll.

Bei der Verschränkung — von der wir ausgehen müssen, weil sie der einfachere, klarere Process ist — haben wir zwei Sätze d. h. zwei Reihen, von denen sich die eine, die relative, an die andere, die Hauptreihe, anlehnt; z. B. „Dies ist die wahre Tugend, von der du vorhin sprachst". Diese Anlehnung ist sowohl vom Inhalte des Gedankens gegeben, als auch grammatische Forderung, die eben durch das Relativum vollständig befriedigt wird. Daher kann es die gewöhnliche, regelmäßige Satzverbindung für den Ausdruck der Anlehnung eines attributiven Satzes an das betreffende Substantivum des Hauptsatzes bei dem Pronomen relativum in der gehörigen Congruenzform bewenden lassen. Bei der Verschränkung der Sätze aber kommt dies hinzu, was keineswegs gefordert wird, dass ein Glied der einen Reihe — nämlich das Substantivum des Hauptsatzes, worauf sich das Relativum bezieht — sich aus seinem dortigen Zusammenhange auslöst und in die angelehnte Reihe tritt, um hier einen neuen Platz mit der ihm nun angemessenen Formung zu finden: „Von welcher Tugend du vorhin sprachst, ist die wahre". Ja, dies ist nicht bloß keine grammatische Forderung, sondern ist gegen dieselbe und hat nicht bloß etwa für uns, sondern auch für den Griechen und Römer und jeden überhaupt das Unangemessene, dass hierdurch in dem einen Satze eine fühlbare Lücke, im anderen eine Ueberfüllung entsteht, — eine Unangemessenheit, die nur wenig dadurch gehoben wird, dass oft das Substantivum im Hauptsatze durch ein Demonstrativum ersetzt wird: „Von welcher Tugend du sprachst, diese ist die 148
wahre". Ganz abgesehen aber hiervon — und ich gestehe ja gern zu, dass das im Allgemeinen Unangemessene für den besondern Fall das höchst Angemessene sein kann, und werde dies bald auch in unserm Falle zu zeigen suchen — also abgesehen von ihrer Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit, ist diese Verschränkung eine Eigentümlichkeit der classischen Sprachen, die sich bei uns nicht findet. Selbst aber auch, wenn sie in unserer Sprache und in allen die allergewöhnlichste und regelrechteste Wendung wäre, hätte die Wissenschaft die Pflicht, sie aus psychologischen Gründen zu erklären.

Um nun solche Verschränkung zu begreifen, müssen wir

an die Natur des relativen Pronomens überhaupt denken. Da sich dasselbe immer auf ein Substantivum (oder stellvertretendes Demonstrativum) bezieht, so sollte man meinen, dieses Substantivum müsse dem Relativum immer vorangegangen sein, wie dies auch in unseren neueren Sprachen der Fall ist. Diese Stellung jedoch des Relativ-Satzes hinter dem Substantivum, welches er attributivisch bestimmt, ist nur durch die grammatischen Verhältnisse bedingt. Der Inhalt des im Satze ausgedrückten Gedankens an sich betrachtet lässt eben so wohl die umgekehrte Stellung zu, wie auch das einfache attributive Adjectivum so wohl vor als hinter seinem Substantivum stehen kann: *vir bonus*, *bonus vir;* denn so weit die psychologische Bewegung der Vorstellungen vom Inhalte bedingt wird, kann der Sinn des Relativ-Satzes recht wohl vor dem Substantivum in das Bewusstsein kommen.

Es handele sich z. B. um jene berühmte Anklage gegen Sokrates, er bekenne sich nicht zur athenischen Staats-Religion. Wer irgend ein dunkles Gerücht oder vielmehr Geschwätz vom Daimonion des Sokrates gehört hatte, der konnte sich sicherlich wenig oder gar nichts Positives dabei denken. Dagegen brach augenblicklich das negative Urteil hervor: dieses Daimonion gehört nicht zu den Göttern, die der Staat verehrt; diese werden also von Sokrates nicht verehrt. Also wäre wohl die natürliche Ordnung der Wörter, in welcher sich die Anklage auszusprechen hat, d. h. diejenige Folge der Wörter, welche dem Ablauf der Vorstellungen im Bewusstsein entspricht, etwa die folgende: Die vom Staate verehrten Götter werden von ihm
149 nicht verehrt. Denn dem Daimonion, dem vermeintlichen individuellen Gotte des Sokrates gegenüber, sind es die Götter des Staates, welche, von jenem negirt und ihn negirend, ins Bewusstsein treten; sie werden unmittelbar von der Vorstellung des Daimonion gehoben: und der ganze Inhalt dieser Vorstellung ist wesentlich nur ein negativer, und zwar Negation der Staats-Götter*). Diese stehen also im Vordergrunde des Bewusstseins und finden daher auch im Worte ihren lauten Ausdruck. Aber

*) Der Vorwurf des Atheismus enthält ein negatives Urteil, nämlich: „Er glaubt nicht, was wir glauben"; das negative Urteil ist aber ein unendliches, unbestimmtes. Solche unendliche Urteile geben dem Gedanken nichts

noch schärfer und zugespitzter ist es der Gegensatz des Staates gegen das Individuum Sokrates in der Gottesverehrung. Die Vorstellung der Götter bildet also den festen Punkt, von dem aus auf der einen Seite der Staat mit seiner Verehrung, auf der anderen Sokrates mit der seinigen steht. Nun ist die Vorstellung der staatlichen Verehrung derartig auf die der Götter bezogen, dass diese Beziehung recht passend durch einen Relativ-Satz ausgedrückt wird. Sollte aber der Relativ-Satz nur hinter dem Substantivum, zu dem er gehört, stehen können: so würde hier ein offenbarer Widerstreit zwischen den Gesetzen der Sprache und der Bewegung der Vorstellungen stattfinden. Was durch die letztere vorangestellt ist, soll nach jener hinten nachfolgen. Einen solchen Widerstreit könnten wir uns recht wohl als möglich denken; denn es gibt Sprachen, welche jenes Gesetz haben, und doch könnte in dem Complex der schwingenden Vorstellungen die Disposition zum Relativ-Satze, der hier so passend ist, die ihm nötigen Formen ins Bewusstsein treiben. Dann wird notwendig zuerst eine Unordnung im Sprechen entstehen, ein gewisses Zögern. Nur ein, wenn auch noch so schnelles Besinnen kann den Streit zwischen sprachlicher und psychologischer Bewegung ausgleichen: entweder wird auf Kosten des natürlichen Vorstellungsverlaufes die zuerst auftre- 150
tende Vorstellung, der Grammatik zu Liebe, hintergeschoben: „die Götter, welche der Staat verehrt“; oder der sprachliche Ausdruck wird abgeändert und eine steifere Form gewählt, der natürlichen Ordnung der Vorstellungen zu Liebe: „die vom Staate verehrten Götter“. In beiden Formen würde der Knoten mehr zerhauen, als gelöst; denn in jeder Entscheidung wurde einer Seite eine Beeinträchtigung zugefügt. Die beiden classischen Sprachen, mehr gewöhnt als die unsrige, sich dem psychologischen Verlaufe der Vorstellungen anzuschließen, und fügsamer dazu, dies zu vollführen, haben auch die Freiheit, den Relativ-Satz voranschicken zu können, und verdanken diese Freiheit dem psychischen Mechanismus. Man hat nicht ge-

zu denken; um so mächtiger wirken sie, wenn sie beim gedankenlosen Menschen Interesse erregen, auf Phantasie und Gemüt, welche in ein unbestimmtes und darum außerordentlich heftiges Wogen und Stürmen versetzt werden. Darum war der Vorwurf des Atheismus zu allen Zeiten eine furchtbare Waffe in der Hand der Bosheit, da es an erregbaren gedankenlosen Menschen nie fehlt.

klügelt darüber, wie es wohl anzustellen sein dürfte, dass man unbeschadet der Entschiedenheit der grammatischen Beziehung den Relativ-Satz voranschicken könne; sondern dem Zuge der Vorstellungen folgend, schickte man ihn voran. Da er aber gar nicht zu denken war, ohne zugleich das Substantivum, auf das er sich bezieht, mitzudenken; da er also unmittelbar mit sich auch dieses ins Bewusstsein hob, so wurde dasselbe von ihm in ihn hineingezogen und mit seinen eigenen Gliedern verwebt; besonders tritt es gern in die Nähe des Verbums, welches, überhaupt das mächtigste Glied, auch in nächster Beziehung zu ihm steht. So wird es nun vom Verbum des angelehnten Satzes gerade wie das Relativum reagirt, welches auch immer sein Verhältnis zum Hauptsatz sein mag, von dem es abgerissen ist. Demgemäß lautete die Anklage: ἀδικεῖ Σωκράτης, οὓς ἡ πόλις νομίζει θεοὺς οὐ νομίζων.

Psychologisch betrachtet liegt also hier folgendes Verhältnis vor. Es sind zwei Reihen gegeben, welche sich, so zu sagen, durchkreuzen, indem sie ein Wort — das Substantivum des Hauptsatzes, welches der Relativ-Satz bestimmt — gemeinschaftlich haben. Das Pronomen relativum ist nur Zeichen dieser Gemeinsamkeit oder Kreuzung. Es hat zwar seinen Platz im Relativ-Satze als ein bestimmtes Glied desselben, sei es als Subject oder als Object; dennoch trägt es zum Inhalte desselben so wenig bei, wie überhaupt eine Conjunction zum Inhalte des Satzes beiträgt, den es mit einem andern verbindet; nur die Beziehung dieses Inhaltes zu anderm Inhalte wird durch
151 die Conjunction und das Relativum bestimmt. Darum nennen wir sie Formwörter*). Das Relativum unterscheidet sich aber dadurch, dass es einen Satz nicht, wie jene, auf einen andern Satz bezieht, sondern zunächst nur auf ein Substantivum eines andern Satzes. Dies tut es aber, indem es auf dieses Substantivum hinweist als auf ein Wort, das im Relativ-Satze, sei es als Subject oder Object oder Genitiv, zu ergänzen ist. Denn der Relativ-Satz bezieht sich eben insofern auf ein Substantivum, als ihm dasselbe fehlt. Diese Lücke füllt das Relativum

*) Das Pronomen relativum ist nach meiner Ansicht das einzige formale Pronomen. Die übrigen Pronomina sind mir Stoffwörter so gut wie alle andern Substantiva und Adjectiva. [Grammat. u. Psychol. § 128. 129.]

nicht aus, es deutet sie nur an. Indem es aber ganz die Form an sich trägt, welche das Substantivum im Relativ-Satze haben müsste, dasselbe Genus, denselben Numerus und Casus, so weist es auch dorthin, woher jene Lücke zu ergänzen ist, und so ist es eben Hinweisung auf die Kreuzung der Reihen. Wenn nun auch das beiden Reihen gemeinsame Substantivum regelmäßig in der Hauptreihe steht und in der relativen Reihe nur durch seine leere Form angedeutet wird, — da ja gerade die Natur der Relation und Anlehnung des Satzes darin besteht, das Substantivum nicht selbst, sondern nur vertreten in sich zu haben —: so ist doch die Herübernahme desselben in die relative Reihe um so leichter, je lebendiger und bedeutungsvoller dieselbe ist. Da ihr ganzes Sein auf dieses Substantivum gerichtet ist, so läuft sie gewissermaßen gegen dasselbe an, und, wie ein Strom, der über seine Ufer tritt, nimmt sie es auch materiell auf, gerade weil sie es formell (im Relativum) schon in sich trägt; die Form, die nur mit Bezug auf diesen Inhalt gedacht wird, will sich mit diesem ihrem Inhalte füllen. So heißt es z. B. bei Cicero: *Haec est enim, quam Scipio laudat in libris et quam maxime probat temperationem rei publicae.* Der Hauptsatz *haec est enim* ist nur ein verstärktes Demonstrativum, und der ganze Inhalt des Gedankens liegt im Relativ-Satze; es wird weiter nichts gesagt als: *Hanc enim Scipio laudat et probat temperationem.* Statt also *temperatio* zum schwachen und längst aus 152
dem Bewusstsein geschwundenen *haec*, das nur zur Anknüpfung dient, in Beziehung zu setzen, wird es von dem mächtig herrauschenden Strome des Relativ-Satzes mit fortgerissen. Zwei transitive Zeitwörter mit zwei Objecten haben wohl die mechanische Kraft sich ein mit ihnen eng verbundenes Substantivum als drittes Object zu unterwerfen.

Wenn sich nun noch die Kunst dieser natürlichen Unregelmäßigkeit bemächtigt, so kann eine sehr schöne Wirkung erreicht werden, die durch die regelrechte Construction wohl schwerlich zu erlangen sein dürfte: wie in dem Ciceronischen: *Quae prima innocentis mihi defensio est oblata, suscepi* (*pro Sulla* c. 33). Das gemeinsame Wort, der Kreuzungspunkt der beiden Reihen, *defensio* steht in der Mitte; die beiden Wörter, in denen sich die gegensätzliche Beziehung der beiden Reihen am meisten zuspitzt, welche also den Hauptton tragen, *prima* und *suscepi*,

schließen die übrigen Glieder ein, wodurch zugleich der höchste Nachdruck und die vollste Abrundung erreicht wird, indem *prima* vom höchsten, *suscepi* vom tiefsten Ton getroffen wird. Nicht dieses aber, *suscepi*, durfte voranstehen, sondern jenes musste es; denn *prima etc.* enthält die Aufgabe, die Schwierigkeit, welche die Erwartung, wie sich der von ihr betroffene Redner bewähren wird, anspannt und sich mit gespannten Stimmbändern, im höchsten Ton, ausspricht. Solche Erwartung muss nun befriedigt werden; in ruhigem Tone, mit abgespannten Stimmbändern, wird es gesagt: *suscepi*. Erst die Ruhe, dann die Spannung hätte ja keinen Sinn gehabt. Aber nicht bloß diese Berechnung auf den Hörer verlangte diese Stellung; der psychische Mechanismus des Redners selbst erzeugte sie nicht minder. Er weiß ja: *suscepi*, und darum interessirt es ihn weniger; aber ergriffen wird auch er selbst von den Umständen, unter welchen er es getan hat; diese drängen sich mächtig hervor und besonders ist es *prima*, welches das Wichtigste aussagt und sich auch im Bewusstsein vor allen andern Vorstellungen vordrängt. Das nächst Bedeutungsvolle ist *innocentis*. Die Vorstellungen *prima* und *innocentis* aber gehören zu *oblata*; denn sie enthalten die Umstände, unter denen der Antrag geschehen ist. Sie mit *suscepi* zu verbinden: *primam innocentis defensionem, quae mihi*
153 *est oblata suscepi*, wäre wenig sachgemäß gewesen. Musste es also schon lauten: *Quae prima innocentis mihi est oblata, defensionem suscepi*, wie natürlich war es da, dass die mächtigen Vorstellungen *prima* und *innocentis*, die sich so eng auf *defensio* beziehen, dasselbe unmittelbar nach sich ins Bewusstsein zogen — das *mihi* ist mit Ciceronischer, ich meine künstlicher Bescheidenheit dazwischen gesteckt — worauf dann erst *est oblata* folgte. Nun war *suscepi* isolirt. Indem es aber so wie ein einsamer Fels steht, an dem sich die Woge des heranrauschenden Relativ-Satzes bricht, wird es machtvoll gehoben und gewährt den Charakter fester Ruhe und unerschütterlicher Sicherheit, wie der Inhalt selbst die andrängende Zumutung im Relativ-Satz, die sichere Gewähr in *suscepi* enthält. — So wird in diesem Satz eine Wortstellung gewählt, welche dem Sachverhältnis und Gedanken-Inhalt am angemessensten ist, dem mechanischen Vorstellungslaufe des Redenden getreulich nachgeht, die Gemütsbewegung der Hörer günstig leitet — und welche auch durch

den Tonfall malt und noch dem Ohre durch seinen Rhythmus am meisten gefällt. Sehen wir ab von dem vorschlagenden *quae* und den eingeschobenen tonlosen Wörtchen *mihi* und *est*, so haben wir von *prima* bis *oblata* eine vierfache Senkung des Tones, welche durch eine Pause und das gewichtige *suscepi* gedämmt wird.

Die Verschränkung beruht aber keineswegs immer auf einer größern Macht des relativen Satzes. Nämlich noch ganz abgesehen davon, dass die Reflexion sich solcher Wendungen bemächtigt und sie gelegentlich aus sonstigen Rücksichten auch da anwendet, wo der Mechanismus der Seele selbst sie nicht erzeugt haben würde: kann auch, ganz im Gegenteil zu den vorstehenden Fällen, nicht die höhere Macht, sondern die geringe Bedeutsamkeit des Relativ-Satzes denselben Erfolg haben, wenn er sich nur seinem Inhalte nach vorzüglich innig dem Substantivum anschließt. So sagt ja in dem oben angeführten Beispiele: *Quibus bestiis erat in odio, ut alius genere bestiis vescerentur* nicht mehr, als unsere Zusammensetzung: „den Raubtieren“*). Dies beweist allerdings zunächst den geringen Gehalt des relativen Satzes, an den sich sogar noch ein anderer 154
lehnt, aber auch zugleich, wie eng er dem Gedanken nach sich an das Substantivum anschließt, da diese Enge dem Zusammenhange zweier Glieder eines zusammengesetzten Wortes gleichkommt. Diese Innigkeit der Verbindung bewirkt auch ein Anschmiegen nach Stellung und Form.

Ganz ähnlich wie bei der Verschränkung der Relativ-Sätze verhält es sich mit der der Substantiv-Sätze, welche durch „wie, dass“, eingeleitet werden, nur mit umgekehrt verteilten Rollen: der Hauptsatz reißt das Subject des angelehnten Satzes an sich und macht es zum Object. Diese bei den Griechen so gewöhnliche Construction (vergl. Kühner, Ausf. gr. Gramm. §. 557. Krüger §. 61, 6) findet sich zwar im Lateinischen selten, hier aber gerade bei den beiden volksmäßigsten Schriftstellern Plautus und Terentius: z. B. *Noctu Marcellum, quum tardus ut.* statt: *Noctu, quum tardus est Marcellus.* Die Hauptreihe geht hier allemal voran, und die in ihr liegende Vorstellung eines

*) Abermals ein Beispiel unserer verdrehten Vorstellungen in Vergleich zum Denken der Alten.

transitiven Verbums, *nosti*, hebt unmittelbar das Object des Verbums mit ins Bewusstsein. Dieses Object wird nun zwar der grammatischen Form nach durch die ganze folgende Reihe *quam tardus sit M.* gebildet. Diese Verstellungsweise aber hat etwas Abstractes. Denn da der Inhalt des Satzes eigentlich im Prädicate liegt, so ist hier auch das Verbum der angelehnten Reihe, *tardus est*, Object des Verbums der Hauptreihe, *nosti*: das ist sicherlich nicht die lebendige sinnliche Anschauungsweise. Diese kennt nur Tätigkeiten, welche von Person auf Person (oder personificirte Dinge) gehen: *nosti Marcellum*; dies gesagt, wird näher angegeben, in welcher besonderen Beziehung hier *Marcellus* in Betracht kommt: *quam tardus sit.*

Es sind auch hier zwei Vorstellungsreihen: *nosti M.* und *quam tardus est M.*, welche sich kreuzen in dem gemeinsamen Punkte *M.* Dieser wird nun, nachdem die erste Reihe abgelaufen ist, dreifach gehoben: erstlich unmittelbar von der Hauptreihe, in der er ja als Object ein notwendiges Glied bildet; zweitens nochmals vom Hauptsatze, aber nur mittelbar, insofern dieser die angelehnte Reihe hebt, in welcher der Punkt *M.* nicht minder wesentlich inbegriffen ist; und drittens von den Gliedern der an-
155 gelehnten Reihe selbst, mit denen *M.* in engem Zusammenhange steht, und die, in Schwingung gesetzt, sich im Bewusstsein zu entwickeln streben. Dieser so stark begünstigte Punkt *M.* wird sich also schneller heben als die übrigen Glieder der zweiten Reihe, wird sich vordrängen und an die Spitze des Satzes stellen. Er verdankt aber die Macht, mit der er sich hebt, in viel höherem Grade dem Gesammtstreben der Hauptreihe, als dem partiellen Streben der einzelnen Glieder der angelehnten: so wird er leicht von jener verschlungen, er stürzt sich in in sie hinein, und es heißt: *Nosti Marcellum, quam etc.**)

So ähnlich auch der psychologische Process bei dieser, wir wollen sagen: substantivischen und bei der obigen relativen Verschränkung ist: so ist dennoch der grammatische Erfolg entgegengesetzt, die rhetorisch-ästhetische Wirkung dagegen doch wieder sehr ähnlich. Es scheint mir nämlich gerade das Gegen-

---

*) Die Fälle, wo das Substantivum an der Spitze des Satzes dennoch nicht in den Hauptsatz gezogen wird, sind verhältnismäßig selten: *ἀνάγκη εἰδέναι, ψυχὴ ὅσα εἴδη ἔχει.*

teil war von dem, was Kühner bemerkt (S. 611), dass durch diese Verschränkung der Substantiv-Sätze „der Nebensatz mit dem Hauptsatze inniger verbunden und gewissermaßen mit demselben zu einer Einheit verschmolzen“ würde. Oder ist etwa nicht, wenn wir die regelmäßige Construction: *Nosti, quam tardus sit Marcellus,* mit der verschränkten: *Nosti Marcellum, quam tardus sit* vergleichen, ist nicht die Verbindung der beiden Sätze in jener Construction inniger, als in dieser? ja, ist sie nicht ausschließlich in jener innig, und fast so groß, wie die Verbindung eines Verbums mit seinem durch eine Präposition vermittelten Objecte („ich denke an dich“), während in der andern diese Verbindung geradezu aufgelöst wird? Dort strebt *nosti* zu seinem Objecte, d. h. zum folgenden Satze; hier dagegen bildet *nosti M.* einen in sich befriedigten und befriedigenden Wortverein, hier ist kein Streben zum Folgenden. „Du kennst ihn“, das genügt; wir brauchen nicht mehr zu hören; *quam tardus sit* schleppt fast ganz für sich gehend nach, nur schwach durch eine Conjunction und den Conjunctiv an die Hauptreihe gelehnt. — Ganz anders verhielt es sich bei der relativen Ver- 156
schränkung. Indem hier das Substantivum aus dem Hauptsatze, wo es unentbehrlich war, in den Relativ-Satz gebracht wurde, wo es überflüssig war, so musste es im Hauptsatze dennoch gedacht, und zwar aus dem Relativ-Satze her ergänzt werden, wodurch jener mit diesem, trotz größerer Absonderung von ihm, eng verbunden wurde.

Auch das ist nicht wahr, was Kühner (das.) anmerkt, dass durch die Verschränkung „das Subject des Nebensatzes, welches den Hauptgegenstand der Betrachtung ausmacht, gleichsam mehr vor die Augen gestellt wird“. Auch hier ist gerade das Umgekehrte wahr. Denn das Subject des Nebensatzes, *Marcellus*, ist zwar Gegenstand der Betrachtung; doch nicht auf ihn überhaupt, auf seine ganze Persönlichkeit, sondern auf das Besondere kommt es an, was das Prädicat von ihm heraushebt. Und es ist auch wirklich das Prädicat, welches durch die Verschränkung hervortritt, während das Subject in der Hauptreihe eine unbedeutende Rolle übernimmt. Wenn wir sagen: „Du kennst ihn, wie träge er ist“, so fühlt wohl Jeder, dass „ihn“ ganz tonlos zurücktritt; es könnte ja auch geradezu fehlen, sobald man nur ein intransitives Zeitwort in den Hauptsatz bringt: „Du weisst,

wie träge er ist“. Dagegen wird „träge“ hervorgehoben, das hier ganz ähnlich von der Isolirung betroffen wird, wie *suscepi* in dem obigen Beispiele relativer Verschränkung. Eigentlich nämlich erhält der Nebensatz: „wie träge er ist“, weil er nur so lose angelehnt wird, etwas Schleppendes, Nachhinkendes, da der Hauptsatz „Du kennst ihn“ abgeschlossen ist und auf nichts Folgendes hinweist. Das Schleppende nun soll und muss durch eine stärkere Betonung, durch einen neuen kräftigen Ansatz weggeschafft werden; aber dadurch gerade wird der Nebensatz ausgezeichnet.

---

Indem wir jetzt endlich zur eigentlichen Attraction des Relativums übergehen, knüpfen wir wieder an die relative Verschränkung an. Wenn man sagt: ὃν ζητεῖς ἄνδρα, οὗτός ἐστιν ἐνθάδε, so ist das Verschränkung; — man sage: τὸν ἄνδρα ὃν ζητεῖς, οὗτός ἐστιν ἐνθάδε, so haben wir die regressive Attraction,
157 die des Substantivs durch das Relativum; — man sage: ἥκω σὺν ᾧ ζητεῖς ἀνδρί, so ist dies progressive Attraction, d. h. das Relativum nimmt den Casus des Substantivums an. Welche psychologischen Verhältnisse werden nun die eine oder die andere Form bedingen?

Verschränkung, sahen wir, wird bewirkt teils durch den innigeren Anschluss des im Relativ-Satz ausgedrückten Gedankens an das bezogene Substantivum, teils durch den bedeutungsvolleren Inhalt des Relativ-Satzes, indem er innerlich und äußerlich schwerer ins Gewicht fällt, als der Hauptsatz. Wenn nun im erstern Falle das bezogene Substantivum der Hauptreihe in einem energischen Rectionsverhältnisse steht, wie z. B. in Abhängigkeit von einer Präposition, so teilt das Relativum wegen seines engen Anschmiegens an dieses Substantivum den Casus desselben: — progressive Attraction statt bloßer Verschränkung. Wenn ferner im andern Falle das Substantivum zwar kräftiger vom relativen Satze angezogen wird, als vom Hauptsatze, dennoch aber in sich selbst zu gewichtig ist, zu nachdrucksvoll gedacht wird, um sich ganz von der relativen Reihe ins Schlepptau nehmen zu lassen: so assimilirt es sich ihm bloß, d. h. nimmt den Casus des Relativums an: — regressive Attraction. Beides

ist mit den Nebenumständen näher zu entwickeln. Beginnen wir mit dem letzteren.

Die Ilias erzählt uns (10, 416), wie Dolon, der troische Späher, von Odysseus aufgegriffen und über die Verhältnisse im Lager der Troer ausgefragt wird. Dolon muss die vorgelegten Punkte einen nach dem andern beantworten. So kommt er auch auf die Bewachung des troischen Lagers. Der natürliche Gang der Vorstellungen ist hier offenbar der: „Nach den Wachen ferner fragst du; (Antwort:) es sind keine da“. Diesem Laufe der Vorstellungen folgt auch Homer, und so lässt er den Dolon sagen: φυλακὰς δ' ἂς εἴρεαι, ἥρως, οὔτις κεκριμένη ῥύεται στρατὸν οὐδὲ φυλάσσει. Die Wachen stehen voran, und zwar als Gegenstand, der von der Frage getroffen wird; daher stellt er sich sogleich mit dem Accusativ im Bewusstsein ein, als sollte es lauten: φυλακὰς δ' εἴρεαι. Doch die Frage braucht Dolon als als solche dem Frager nicht zu wiederholen. Sie kann in der 158
Antwort nicht einen Hauptsatz bilden, als wäre sie ein bedeutsamer Inhalt; nur in einen Nebensatz kann sie treten, als leise Erinnerung, warum des Punktes gedacht wird: daher ἂς εἴρεαι. So ist also wohl φυλακὰς von εἴρεαι bestimmt, attrahirt, aber doch keineswegs von ihm unterworfen, nicht in seinen Bezirk gezogen und verschränkt worden. — Ganz ähnlich verhält es sich mit dem 66. Verse in dem Hymnus an die Ceres: κούρην, τὴν ἔτεκον, γλυκερὸν θάλος, εἶδεϊ κυδρήν, τῆς ἀδινὴν ὄπ' ἄκουσα. Die trauernde Mutter erzählt. Die geraubte Tochter steht ihr aber durchweg im Vordergrunde des Bewusstseins. Der Gedanke ihres Verlustes nun erzeugt die Sehnsucht nach dem Verlorenen, und diese weckt fortwährend von neuem die Vorstellungen all der liebenswürdigen Eigenschaften, welche die Tochter besaß, all der Freuden, welche nun dahin sind. Die Mutter kann von der verlorenen Tochter nicht wohl etwas erzählen, ohne sich im Ausmalen des geschwundenen Glückes zu ergehen. Voran aber steht ihr das Eine, was für Alles gilt: sie hat das Mädchen geboren: κούρην τὴν ἔτεκον; so war der Accusativ da. Noch aber kann sie sich vom Bilde der Tochter nicht trennen, sie schwelgt erst noch im Anblick und vergisst, was sie sagen will: „den süßen Spross, die herrliche an Gestalt“, natürlich im Accusativ; solches Mädchen hatte sie geboren! Nun aber besinnt sie sich auf das, was sie sagen will: „dieses Mädchens laute

Stimme hörte ich“. In τῆς fasst sie die vorstehenden drei Beiwörter zusammen, concentrirt sie noch einmal das ganze Bild und ihr ganzes Weh. Was sie so nach einem zwischengetretenen Gefühlserguss sagt, das hatte sie ursprünglich in der Absicht zu sagen: κούρης ἀδινὴν ὅπ᾽ ἄκουσα. Das „Hören der schreienden Stimme“ hob erst die Vorstellung κούρη und war also früher als diese, wie ja auch bei dem Ereignisse selbst in der Mutter das vernommene Schreien den Gedanken an die Tochter hervorrief. So wie sich aber κούρη hob, ward sogleich ἀδινὴν ὅπ᾽ ἄκουσα verdrängt, das nun keinen Einfluss auf die Form von κούρη mehr üben kann; das Bild der Tochter, welches erst gezeichnet sein will, hebt sich so mächtig und so schnell, dass es die Fügung des κούρη im Entstehen abändert; das Wort selbst freilich kann
159 es nicht mehr ganz in sich hinein ziehen; aber es zieht dasselbe an sich und verleiht ihm die Form; so entsteht κούρην τὴν ἔτηκον.

Die Assimilation des bezogenen Substantivums an das Relativum beruht also darauf, dass das Verbum des Nebensatzes zwar lebendig genug ist, um auf jenes Substantivum einzufließen, es zu formen, aber nicht früh genug in dem Bewusstsein ist, um dasselbe ganz zu unterwerfen. Der Relativ-Satz kommt später als das bezogene Substantivum, welches zuerst von dem Hauptgedanken, dem Ganzen, gehoben ward. Diese Hauptreproduction wird durch eine Association, in der das Substantivum steht, abgelenkt. Statt unmittelbar von der Vorstellung des Mädchens zu der ihres Schreiens überzugehen, weicht der Lauf der Vorstellungen ab zum Relativ-Satz. Dieser findet also die Stellung des Substantivums schon vor, und kann an ihr nichts ändern. Was er noch vermag, ist bloß, den Einfluss des Hauptsatzes auf den Casus abzuschneiden, und den seinigen dafür geltend zu machen. — Ganz so ist es in einem deutschen Volksliede auf den Tod der Königin Louise von Preussen:

Meinen Tod, den sie beklagen,
Ist für sie gerechter Schmerz (bei Grimm).

Von dem Gedanken des Ganzen geht der erste und mächtigste Stoß auf den Mechanismus aus. Durch ihn tritt das Substantivum „mein Tod“, wie dort φυλακαί, κούρη, an die Spitze. Es wird aber unmittelbar auch abgelenkt; denn der Zug, von welchem die Vorstellung „mein Tod“ gehoben wird, hebt auch die eng

mit ihr associirte des Beklagens, welche demgemäß sogleich folgt. Letztere tritt nun wohl, vom Zwecke des Ganzen getrieben, in einen Nebensatz; aber, unmittelbar mit dem Substantivum gehoben, macht sie die Kraft der engen Association mit ihm doch insoweit geltend, selbst gegen die Hauptreproduction, dass sie dasselbe von dem Hauptsatze ganz abschneidet und ihm nach sich den Casus bestimmt.

Es liegt also hier ein Kampf einer Vorstellung gegen die Construction des Ganzen vor, oder einer partiellen Reproduction gegen die Hauptreproduction. Gemäß der letzteren ist jene Vorstellung zum Nebensatz herabgedrückt; nach ihrem eigenen Werte aber und durch ihre Verbindung ist sie zu mächtig, um sich dies ruhig gefallen zu lassen; sie strebt an gegen den 160
Druck, den sie vom Zwecke und Hauptgedanken erleidet, und hat Kraft genug, die Richtung, nach welcher der Mechanismus, vom Zwecke bewegt, getrieben wird, zu durchkreuzen. Es ist in den obigen Beispielen wirklich ein Ansatz, der nur nicht zur Ausführung kommt, zu sagen: „Ich gebar das Mädchen“ — denn obwohl es hier dem Zwecke gemäß nicht daran lag, dies auszusprechen: so stürmte eben der Schmerz an gegen die vom Zweck dictirte Construction und will nicht ihn, sondern sich ausgesprochen haben —; es ist ein Ansatz, der nur unterdrückt wird, wirklich zu sagen: „Sie beklagen meinen Tod, und der Schmerz, der in dieser Klage liegt, ist gerecht“; denn neben dem Tode, ist es die Klage über denselben, welche als bewegende Tatsache dem Sänger vorschwebt.

---

Wir kommen zur progressiven Attraction. Man vergleiche: *Quam quisque norit artem, in hac se exerceat*, mit οἱ τεχνῖται ἀποκρύπτονταί πως τὰ ἐπικαιριώτατα ἧς ἕκαστος ἔχει τέχνης, in wörtlicher Uebersetzung etwa: „Die Künstler verbergen doch immer den besten Griff welcher Kunst (statt „der Kunst, welche“) ein jeder hat“. Die ersten Worte des lateinischen und die letzten des griechischen Satzes haben denselben Sinn; beide Relativ-Sätze sagen nicht mehr als „seine Kunst“, umschreiben also bloß ein Pronomen possessivum: sein = welche er hat. Darum sind sie auch sehr eng verbunden mit dem bezogenen Substantivum

τέχνη, *ars*. Neben dieser Aehnlichkeit der beiden Sätze liegt aber auch ihr Unterschied auf der Hand. Im Griechischen ist es ein blasses, abstractes ἔχει, im Lateinischen ein lebendiges, concretes *norit*. Aber noch mehr. Auf dem *norit* ruht der Nachdruck; es bildet den doppelten Gegensatz, zu *exerceat* und zu einem bloß gedachten *non norit* — *non excerceat*. So hat es denn auch *artem* an sich gezogen und ganz unterworfen, was um so eher gelingen musste, da *arte* im Hauptsatze nur wenig gehalten war; denn hier liegt so sehr aller Nachdruck auf *hac*, das den ganzen Relativ-Satz, also *artem* eingeschlossen, verdichtet in sich trägt, dass ein hinzugefügtes *arte* nur nachgeschleppt und den Ton geschwächt haben würde; ja dieses *hac*
161 stößt beinahe *arte* von sich, weil es mehr enthält, als bloß dieses Wort. Im griechischen Satze hat ἔχει nichts von solcher Kraft, es ist durchaus schwach. Es hat sich an τέχνη angeschmiegt, aber hat es nicht an sich gezogen; es kann also auch nicht über τέχνη bestimmen, sondern lässt sich von ihm bestimmen und kann nur mit ihm leiden. Es wirkt nicht mit zur Hebung von τέχνη und wirkt nicht gegen es; es wird eben nur von τέχνη gehoben und gehalten. Wird nun dieses kräftig vom betonten ἐπικαιριώτατα ins Bewusstsein gezogen und festgehalten, wird ihm hiermit der Genitiv gebieterisch aufgedrängt, so geht dieser Einfluss eben so sehr wie auf τέχνη auch auf das ihm noch unmittelbarer ausgesetzte Relativum. Dieses zwischen τέχνης, dem es so innig angehört, und dem regierenden Worte selbst, nimmt rein mechanisch, ohne Rücksicht auf das schwache ἔχει, ebenfalls den Genitiv an, als wäre es ein Artikel oder possessives Pronomen zu τέχνης. Denn so wie das den Genitiv fordernde Wort in das Bewusstsein tritt, hebt es τέχνης mit sich, der Gedanke eilt über den zwischengeschobenen Relativ-Satz, um den geforderten Casus verwirklicht zu haben, und dieser dehnt sich bei solchem Laufe der Vorstellungen auch über diejenigen Wörter aus, die ihm nicht genügenden Widerstand leisten.

Wenn nun aber der Relativ-Satz dem Substantivum folgt so hat er eben schon diese Stellung nur deswegen, weil er selbstständiger, bedeutungsvoller ist. Dann ist aber ferner auch das Relativum nicht nur von dem Worte, welches dem Substantivum den Casus bestimmt, weiter entfernt und unabhängiger, sondern es wird auch andererseits noch von dem gewichtigen Verbum

des Relativ-Satzes in fester Construction gehalten und gegen den ungehörigen Einfluss des anderen Wortes geschützt. So ist ganz unleugbar diese ganz eigentliche progressive Assimilation der Casus schwieriger zu erklären, als die vorher betrachteten Wendungen. Auch ist dieselbe bei Homer noch nicht mit Sicherheit nachweisbar, obwohl sich doch bei ihm die Assimilation des Substantivums an das Relativum, also die rückwirkende, wohl findet, wie wir gesehen haben. Auch lehrt die Analogie zwischen der Assimilation der Laute und der der Casusformen, dass hier wohl nicht minder als dort die Rückwirkung regelmäßiger sei als das Vorschreiten, gerade weil in der Rückwirkung 162
das Vorausgreifen des eilenden Gedankens sich betätigt. Es ist darum die rückwirkende Assimilation des Substantivs an das Relativ sehr unpassend *attractio inversa*, „umgekehrte Assimilation“ genannt worden. Sie ist nicht das Umgewante; wir wären vielmehr versucht, sie als den normalen Process anzusehen, den wir oben aus durchaus natürlichen Verhältnissen erklären konnten. Dafür scheint auch das geschichtliche Verhältnis zu sprechen; denn wie sie schon bei Homer sich fand, so findet sie sich heute noch im deutschen Volksliede und im flüchtig lebendigen Gespräche selbst der Gebildeten. Sie gerade dürfte uns das Prototyp für die hier betrachteten Verhältnisse der Satzconstruction in dem so gewöhnlichen Falle darbieten: οὐδενὸς ὅτου οὐ, οὐδενὶ ὅτῳ οὐ, οὐδένα ὅντινα οὐ für: „Keiner ist, dessen, dem, den nicht“ = „jedes, jedem, jeden“. Wenn wir oben (S. 163) bei der Verschränkung bemerkten, dass *haec est, quam . . . temperationem* nur so viel bedeute, wie das einfache *hanc temperationem*: so sehen wir in dem gegenwärtigen Falle, wie wirklich der vorwärts drängende Gedanke, der bedeutungslose Einschiebsel als unnütze Hemmungen nicht mag und überspringt, das Verbum ἐστί nach οὐδεὶς hat ausfallen lassen. Ferner hat er dann die klaffenden Wörter οὐδεὶς ὅτου, οὐδεὶς ὅτῳ, οὐδεὶς ὅντινα, die doch nur einen Begriff „jeder“ bezeichnen, einander assimilirt, und zwar in rückwirkender Assimilation, d. h. aber eigentlich vorausgreifend. Weil der Geist bei οὐδεὶς schon im Voraus ὅτου u. s. w. dachte, darum wandelte sich rückwärts οὐδεὶς in οὐδενός u. s. w.

Indessen sind wir keineswegs gesonnen, nun etwa umgekehrt die Assimilation des Relativums an das voranstehende Substantivum als ein umgekehrtes und vielleicht antinormales

Verhältnis anzusehen. Die Analogie mit der Assimilation der Laute kann uns hierzu nicht berechtigen. Denn da hier der progressive Process auch tatsächlich nur selten vorlag, konnten wir es wagen, ihn als bloßen ungesetzmäßigen Erfolg der Trägheit der Sprach-Organe anzusehen. Die Assimilation des Relativums aber an das Substantivum ist eine so häufig und bei den besten Schriftstellern vorkommende Tatsache, dass wir sie doch nicht als ungesetzlich, auch nicht als bloße Verdrehung der ent-
163 gegengesetzten Attraction ansehen dürfen. Der Einfall aber, sie durch bloßes Verirren der Organe zu erklären, wird wohl Niemandem kommen. Wir haben also zu versuchen, auch sie aus denselben Gesetzen zu entwickeln, die wir in den anderen Processen wirksam gesehen haben, und den verschiedenen, ja entgegengesetzten Erfolg aus der Verschiedenheit der Combination der bedingenden Verhältnisse abzuleiten. Wir haben in den so verschiedenen Erscheinungen der Verschränkung, der relativen, wie der substantivischen, dann in der Assimilation nicht nur des Substantivums an das Relativum, sondern auch schon des Relativums, wenn es vor dem Substantivum stand, an dieses — wir haben überall den Grund in dem Eilen und Vorausgreifen des Gedankens und in dessen Verhältnisse zum psychischen Mechanismus gesehen; und so dürfen wir hoffen, denselben Grund auch jetzt wiederzufinden, aber unter anderen Bedingungen.

Beginnen wir nun mit Fällen, welche einerseits zu den einfachsten gehören, und in denen sich andererseits die beiden Formen der Attraction begegnen, nämlich mit den correlativen Adverbien. Der Grieche sagte: „gehen dorther (κεῖθεν statt κεῖσε dorthin), woher er kommt“. Dies ist die sogenannte regressive Attraction: die Partikel des relativen Adverbiums überträgt sich rückwärts auf das Demonstrativum. Der Regress der Partikel „her“ ist aber nur scheinbar, der Name „regressiv“ ist schlecht gewählt und stammt aus jener Zeit, wo der Grammatiker nicht den lebendigen redenden Geist, sondern das tote Schriftzeichen vor Augen hatte; da schien ihm das „her“ zurückgetreten zu sein. Nun sehen wir ja aber jetzt, wie vielmehr der vorwärts eilende Geist es ist, welcher den trägeren Mechanismus der Seele dadurch in Verwirrung bringt, dass er schon zum „her“ eilt, während der Mechanismus noch beim „dort“ weilt, wodurch dieser das „her“ an das „dort“ fügt, also vorausgreift. Ebenso

sagt man: „Auch anderswohin (ἄλλοσε statt ἀλλαχοῦ anderswo, an anderen Orten) wohin du kommst, wird man dich gern aufnehmen“. Ferner: „Der von dort Krieg wird sich hierher ziehen“ ὁ ἐκεῖθεν πόλεμος δεῦρο ἥξει statt: „Der dortige Krieg wird sich von dort hierher ziehen“ — ein offenbarer Vorgriff. — Dagegen sagt man aber eben so häufig ὅθεν „woher“ statt ἐκεῖθεν ὅπου oder ὅποι „von dorther, wo oder wohin“; man sagt 164
ὅπῃ oder ὅποι „wohin“ für ἐκεῖσε ὅπου „dorthin, wo“; d. h. die Partikeln „her, hin“ schieben sich nicht rückwärts, sondern nach vorn vom demonstrativen Adverbium auf das relative — also progressive Attraction, gerade wie der Casus des Substantivs vorwärts auf das folgende Relativum geschoben wurde. Was kann also der Grund sein, dass bei diesen correlativen Partikeln bald regressive, bald progressive Assimilation stattfindet? Ich wüsste keinen anderen als den, dass allemal die Anschauung der Bewegung, also „woher“ und „wohin“, die Anschauung der Ruhe „wo“ verdrängt, weil sie die lebendigere ist; und dass abermals die annähernde Bewegung „von — her“ sich an Stelle der entfernenden „hin“ setzt.

Diese Fälle scheinen zunächst zu individuell, um über die Attraction überhaupt ein allgemeines Licht verbreiten zu können. Indessen müssen wir doch noch folgende Erscheinung in ihnen betrachten. Bei der regressiven Attraction findet nur Assimilation der Endungen statt; bei der progressiven ist der Process gewaltsamer, insofern hierbei das demonstrative Element ganz ausfällt; aus ἐκεῖ-θεν ὅ-που wird ὅθεν. Hieraus folgt, dass bei jenem Processe die beiden correlativen Elemente im Gleichgewicht stehen, da sie beide bleiben: während bei diesem das relative Glied über das demonstrative ein entschiedenes Uebergewicht haben muss, da letzteres schwindet. Hiervon aber ist zu unterscheiden das Verhältnis der Verba in den correlativen Sätzen. In der regressiven Attraction hat das Verbum des relativen Satzes, weil es die Bewegung und Annäherung ausdrückt, das Uebergewicht über das Verbum des demonstrativen Satzes, welches Ruhe und Entfernung bezeichnet. Und dies entspricht dem, was wir schon bei der regressiven Attraction kennen gelernt haben, dass sie nämlich auf einem Hervordrängen des Verbums im Relativ-Satze beruht. In der progressiven Attraction hat das Verbum des demonstrativen Satzes das Uebergewicht,

eben weil in diesem Falle das Verbum der Bewegung und Annäherung zum demonstrativen Gliede gehört. Sehen wir nun, ob wir allgemeiner die progressive Assimilation von dem Uebergewichte des Verbums im demonstrativen Satze, d. h. aber im
165 Hauptsatze, ableiten können. Dies haben wir aber schon in den Fällen bestätigt gefunden, wo der Relativ-Satz vor seinem Substantivum stand. Denn dass in den oben betrachteten Beispielen das bestimmende und regierende Wort des Hauptsatzes nicht das Verbum war, sondern eine Präposition oder ein den Genitiv forderndes Substantivum, tut nichts zur Sache. Sehen wir nun, ob wir dasselbe Verhältnis auch in anderen Fällen nachweisen können.

Vom Einfacheren zum Verwickelteren aufsteigend, kommen wir zu Sätzen, welche den obigen Correlativen noch sehr nahe stehen; ich meine solche, in denen sich das Relativum auf ein ganz allgemeines Substantivum, wie πράγματα oder ein bloßes absolutes Demonstrativum im Neutrum ταῦτα bezieht. Dann fällt, gerade wie in den correlativen Sätzen das demonstrative Glied, jenes Substantivum oder Demonstrativum, ganz weg und das Relativum nimmt den Casus an (wie dort die Partikel), den jenes haben sollte, zumal wenn das Verbum des Relativ-Satzes wiederum von so allgemeiner abstracter Bedeutung ist, wie ἔχειν, πράσσειν, εἶναι, z. B. πολλοὶ, ἐπιθυμήσαντες κύριοι εἶναι πάντων, διὰ ταῦτα καὶ ὧν εἶχον ἀπέτυχον wörtlich: „Viele sich aller (Güter) bemächtigen wollend, gingen auch wes sie hatten (statt: dessen, was τούτων ἅ) verlustig“. Hier ist das Demonstrativum, welches man hinter καὶ ergänzen könnte, τούτων, ohne allen Nachdruck, weniger determinirend, als bloß eine Stütze für das Relativum (eine Krücke, die den fliegenden Geist nur hemmen würde, die er also wegwirft). Es hat an sich weiter gar keinen Inhalt, als eben den, welchen es erst im Relativ-Satz erhält. Es schließt sich also nicht bloß auf's engste an diesen an, sondern geht eigentlich in ihm auf und kann nur unmittelbar mit dem Relativum zugleich in's Bewusstsein steigen. Nicht nur also, dass der Gedanke solch gehaltloses Wort überfliegt: es selbst verschwindet im Relativum, so dass es gar nicht lautbar wird. Es war aber gehoben von dem inhaltsvollen Verbum des Hauptsatzes ἀπέτυχον. Dieses folgt zwar erst: aber es beweist die Kraft, mit der es schwingt und dem Bewusstsein zustrebt, da-

durch, dass es das Demonstrativum mit dem Relativ-Satz zum Steigen brachte. Es fordert aber an dem Worte, welches von ihm gehoben ist, an seinem Objecte, den Genitiv. Dieser Casus fällt nun, da das Demonstrativum gänzlich aus der Reihe ge- 166
schwunden ist, auf das unmittelbar mit dem Demonstrativum gehobene Relativum, welches gegen solche Stellvertretung von seinem schwachen Verbum ἔχει nicht geschützt werden kann. Wie man, nach Jemanden werfend, der sich im Augenblicke des Wurfs fortbewegt, den trifft, der hinter ihm stand: so wirft das regierende Wort den Casus auf das Demonstrativum und trifft, weil dies geschwunden ist, das hinter ihm stehende Relativum. — Wir sehen auch hier jenes uns nun schon bekannte Vorauseilen und Vorgreifen des Gedankens hin nach dem schließenden ἀπέτυχον. Dieses, schon an der Schwelle des Bewusstseins harrend und nach Verlautung strebend, treibt den Mechanismus, die vorangehende Reihe schnell abzurollen, worüber das Demonstrativum ganz ausfällt und das Relativum aus seinem Zusammenhange mit ἔχει gerissen und in einen anderen, ihm dem Zwecke nach fremden, mit ἀπέτυχον versetzt wird. Hierdurch wird also eine Verschmelzung des Demonstrativs und Relativs mit einander bewirkt, wobei dieses den Stoff, jenes die Form liefert. Das eine verliert seinen Stoff, weil derselbe zu unbedeutend ist; das andere wird mit der leer gewordenen Form bekleidet, weil seine eigene Form von seinem Verbum nicht kräftig verteidigt werden kann. — Oft geht das Wort, welches das Demonstrativum hebt und regiert, voran; es sei nun eine Präposition, wie σύν ᾗ ἔχεις δυνάμει „mit der du hast Macht“ (statt: der, welche) oder ein Verbum wie μεμνημένος ὧν ἔπραξε „gedenkend des er getan hatte“, oder auch ein Substantivum oder substantivisches Wort, wie bei Sophokles: οὐδὲν γὰρ ἄν πράξαιμ' ἄν ὧν οὔ σοι φίλον „ich möchte nichts tun, des dir nicht lieb“ (nichts von dem was). Hier wirkt nicht bloß eine schwingende, sondern eine bewusste und noch stark nachtönende Vorstellung aus unmittelbarer Nähe.

Noch ein interessantes Beispiel. Häufig finden sich bei Demosthenes Sätze wie folgende: οἷς οὖσιν ὑμετέροις ἔχει (sc. ὁ Φίλιππος), τούτοις πάντα τἄλλα ἀσφαλῶς κέκτηται. Die ersten drei Dative sollten Accusive sein von ἔχει abhängig: „Was er, obwohl es unser ist, innehat, mit dem hält er alles andere in

sicherem Besitz“. Alle Wörter dieses Satzes vom ersten an
167 strömen dem letzten zu: κέκτηται. Der Gegensatz zwischen der Hauptreproduction, die vom Zwecke oder Ganzen ausgeht, und der partiellen oder rein mechanischen, mit welcher die Teile des Satzes auf einander wirken, kann nicht größer, entschiedener sein, als hier. Der erste Stoß geht vom Zwecke aus auf κέκτηται, und dieses zieht mit großer Macht den ganzen Satz herauf, muss aber an der Schwelle des Bewusstseins warten und was es mit sich gezogen hat, vor sich in das Bewusstsein gehen lassen, weil ein Wort dicht dem andern folgt und ihm gewissermaßen den Eingang versperrt. Es hätte zuerst eintreten sollen; da es das nicht tat, musste es warten bis zuletzt. Es konnte aber nicht sogleich eintreten. Es drückt den Sachverhalt aus, welchen der Redner und das zuhörende Athen vor Augen hatten. Nicht darauf hat Demosthenes die Athener zu verweisen, was Philipp besitzt. Aber der tiefer blickende Staatsmann will dem leichtsinnigen Volke zeigen, wie Philipp seinen Besitz erworben hat. Dieses Mittel des Erwerbs ist aber nicht bloß für die Zuhörer das Wichtigere, es ist auch für den patriotischen Redner das Schmerzhafte: „Durch unser Eigentum wird der Feind reich“! Dieses doppelten Interesses wegen verdrängt die Vorstellung des Mittels, welche sich unmittelbar mit der des Erwerbens hob, diese selbst, der sie ihr Steigen verdankt. „Der Feind benutzt unsere Waffen, um uns zu vernichten und sich zu bereichern“, dieser Gedanke übereilt den des Erwerbens, weil er den Redner schmerzt und die Zuhörer aufrütteln soll. Bleibt nun also κέκτηται einstweilen harrend an der Tür, so ist doch der von ihm geforderte Dativ lebendig, und dieser wirft sich auf das Relativ und die mit ihm congruirenden Wörter. Das ἔχει verschwindet fast; wie könnte es vor dem mächtig erregten Dativ, fortwährend von dem treibenden κέκτηται gefordert, seinen Accusativ zur Geltung bringen!

Solche Verschmelzungen kommen in unserem heutigen Deutsch nicht mehr vor. Freier bewegt sich die formlosere französische Sprache, indem sie dem *qui* ein Casus-Zeichen vorsetzen darf, das eigentlich dem Demonstrativum gehört, welches letztere jedoch ausgelassen ist: *Malheur à qui le voudra.* Genauer genommen aber ist dies doch vielleicht bloße Auslassung des De-
168 monstrativs oder Behandlung eines Satzes *(qui voudra)* gleich

einem Worte; denn es ist nicht sowohl *qui*, als der ganze Satz, zu dem *à* als Dativ-Zeichen gehört. Etwas der Attraction Aehnliches liegt auch vor in der Construction: *c'est à vous, à qui je veux parler*. Geht man aus von dem regelmäßigen *c'est vous, à qui je etc.*, so möchte man hier eine regressive Attraction sehen. Man kann aber mit gleichem Recht ausgehen von *c'est à vous, que je etc.*: dann läge ein progressiver Wandel vor; und diese Ansicht scheint mir die richtigere. Demnach möchte ich in jenem Satze eine Vermischung zweier Constructionen erkennen, dadurch bewirkt, dass im Geiste des Dichters die so mächtig hervortretende Vorstellung von der angeredeten Person zuerst das *c'est à vous* hervortrieb und dann auch noch das unpersönliche *que* umwandelte in *à qui*. Denn ein unbetontes *à qui* kann nicht wohl einem betonten *vous* sein *à* verleihen; aber recht wohl mochte ein mächtiges *à vous* sich noch einmal in einem *à qui* (statt des erforderlichen *que*) geltend machen. — Eine schöne, wirkliche und klare Verschmelzung aber zeigt uns das Mittelhochdeutsche, welches das Demonstrativum *so* mit dem Relativum *wer* verschmilzt zu *swer* = der welcher. Declinirt wird natürlich nur das zweite Glied der Zusammensetzung, das relative; und zwar nimmt es den Casus, den das Demonstrativum haben müsste. So liegt denn in Fällen wie: Seid willkommen swem (= dem, der) euch gerne sieht" der Process der progressiven Attraction klar vor Augen.

Schrittweise vorschreitend, bemerken wir, dass auch in Fällen, wo das Demonstrativum nicht absolut steht, als das allgemeine das, sondern wo es sich auf einen bestimmten vorher genannten Gegenstand bezieht, im Griechischen Assimilation des Casus und Ausfall des Demonstrativs eintritt: μέλλουσιν ἑτέραν μεταλήψεσθαι δόξαν ἀνθ' ἧς νῦν ἔχουσιν „Sie werden wohl eine andere Meinung bekommen statt welcher sie jetzt haben".

Wenn nun ferner auch zum Demonstrativum der Begriff einer unbestimmten Quantität, „alles, viel", hinzutritt, so wird dennoch der Process noch nicht geändert. Mittelhochdeutsch sagte man:

*und hat mich āne getān*( beraubt)
*alles des* (alles dessen, was) *ich solde hān.*

Im Griechischen verschmelzen bekanntlich Demonstrativum und 169
Relativum mit dem quantitativen oder qualitativen Begriffe, und

es bilden sich Correlativa, und gelegentlich Assimilationen in derselben Weise, wie wir sie schon kennen gelernt haben. Ich würde hierüber kein Wort weiter verlieren, wenn nicht in diesen Fällen die progressive Assimilation des Casus selbst bei Homer sich fände. So erzählt uns die Odyssee, wie die Genossen des Odysseus in das Haus des Königs der Lästrygonen eintreten und daselbst dessen Weib finden: τὴν δὲ γυναῖκα εὗρον ὅσην τ' ὄρεος κορυφήν „so groß wie das Haupt eines Berges = τοσαύτην ὅση ὄρεος κορυφή ἐστιν. Es ist aber begreiflich, wie das transitive Verbum εὗρον, welches eben eine Begebenheit erzählt, sich mächtiger im Bewusstsein bewegt, als das abstracte ἐστιν, und den Nominativ, der zu diesem gehörte, als Accusativ an sich riss. Davor konnte ἐστιν so wenig schützen, dass es vielmehr selbst ausfiel, gerade wie jenes ἐστι (S. 173) hinter οὐδείς. Das Uebergewicht aber des Verbums des Hauptsatzes über das des Nebensatzes, worauf überhaupt die progressive Assimilation des Casus beruht, kann sich nicht klarer darstellen, als in diesem Beispiele. Ebenso χαρίζομαι οἵῳ σοὶ ἀνδρί statt χαρίζομαι ἀνδρὶ τοιούτῳ, οἷος σὺ εἶ, wo auch wir mit Attraction sagen: „Einem Manne, wie dir, willfahre ich gern", statt: „wie du bist".

Ferner kommen Fälle vor, wo neben dem Demonstrativum ein Adjectivum mit substantivischer Bedeutung steht; dann erfolgt bloße Assimilation des Casus am Relativum ohne Wegfall des Demonstrativums: τῶν τοιούτων κακῶν οἵων (statt οἷα) νῦν δὴ
170 εἴπομεν oder τούτων τῶν κακῶν, ὧν σὺ νῦν δὴ διῆλθες*). Hier sind

*) Solche Verbindungen, wie die obigen, müssen freilich Kühner als wahre Ungeheuerlichkeiten erscheinen. Er meint nämlich (a. a. O. S. 508): „Da die Attraction des Relativums aus dem Streben hervorgegangen ist, den Adjectivsatz mit seinem Substantiv dadurch zu verschmelzen, dass das Relativ, welches eigentlich dem Nebensatze angehört, durch die Congruenz der Form als ein attributives Adjectiv in den Hauptsatz aufgenommen wurde: so liegt am Tage dass nur nach Auslassung des dem Relativ entsprechenden Demonstrativs die Verschmelzung eintreten kann". Die Tatsachen zeigen aber, dass das Demonstrativum durchaus nicht immer ausfällt. Wie könnte es überhaupt wohl einer Betrachtungsweise, wie der Kühner'schen, die nur auf das Streben nach einem vorausgesetzten und der Sprache untergeschobenen Zwecke sieht und aus dem Zwecke die Tatsachen erklären will, gelingen, die Tatsachen richtig und vollständig zu erklären, ja nur sie richtig aufzufassen. Kühner kommt in einen noch größeren Widerspruch, den er sogar selbst bemerkt. Er geht davon aus (S. 506), in der Attraction „strebe die Sprache danach, dem Adjectivsatze den Charakter eines einfachen mit seinem Substantiv zur Einheit eines Begriffes

erstlich die Verba der Relativ-Sätze nur schwach. Bei solchen Verben des Sagens, Meinens findet sich auch im Lateinischen Attraction: *hac quidem causa, qua dixi tibi.* Zweitens aber wirkte hier neben dem Verbum des Hauptsatzes gewiss auch noch rein mechanisch der doppelt und dreifach vorangehende Genitiv (resp. Ablativ) auf das eng verbundene Relativum, indem er noch im Bewusstsein nachtönte und den schwachen Accusativ umstimmte. Denn in solchen Fällen, wo das Substantivum, auf das sich das Relativum bezieht, noch ein Demonstrativum bei sich hat, ist das Relativum nicht weniger eng mit ihm verbunden, als wo das Demonstrativum ausfällt. Dieses Schwinden des letztern ist für die Attraction nicht wesentlich und beweist nur 171
die geringe Wichtigkeit desselben. Wo es nun bleibt, da fördert es selbst die Assimilation des Relativs durch sein Uebergewicht über dasselbe.

---

Fassen wir nun unsere Untersuchung über die Attraction und die ihr ähnlichen oder verwanten Fälle zusammen, so sehen wir, dass sie alle im allgemeinen darin bestehen, dass sich ein

verschmelzenden Adjectivs zu geben". Nun aber findet Attraction statt auch da, „wo nicht nur das Demonstrativ im ersten Satze ausdrücklich gesetzt ist", sondern „selbst wenn der relative Satz substantivische Bedeutung hat", wie in dem oben besprochenen Satze des Demosthenes. Kühner hätte sich aber auch die Schwierigkeit vorhalten sollen, wie es nach seiner Auffassung nur möglich sei, die Attraction mit der Verschränkung zu vereinen. Er meint, durch diese Vereinigung „stelle sich die Verschmelzung des Adjectivsatzes mit seinem Substantiv noch deutlicher und schöner dar" (S. 507). Wie wäre das aber möglich? Denn während die Attraction darauf ausgeht, aus dem Adjectivsatze ein einfaches Adjectivum zu machen, will die Verschränkung „dem Adjectivsatze einen substantivischen Charakter verleihen". Letztere macht vielleicht die Sache dadurch wieder gut, dass sie „dem Substantiv dagegen einen attributiven Charakter verleiht". — Endlich aber wozu nach Kühner Attraction! Würde denn der Adjectivsatz mit regelmäßiger Construction des Relativums weniger „mit seinem Substantivum zur Einheit des Begriffs verschmelzen"? — Meine mehrfachen kritischen Bemerkungen über Kühner sollen den Verdiensten des Mannes, welche abzumessen ich mich gar nicht für berechtigt halte, keinen Abbruch tun. Ich möchte nur gezeigt haben, wie aus dem unbestimmten, gehaltlosen Princip des „Organismus", dem auch Kühner huldigt, sich nur mangelhafte Auffassung der Tatsachen, und Phrase statt der Erklärung ergeben kann, selbst wenn dasselbe von einem so gelehrten und sonst so tüchtigen Manne befolgt wird, wie von Kühner.

Streit erhebt zwischen zwei Verhältnissen, in denen dasselbe Wort steht, von denen das eine in das andere eingreift und es stört; oder, anders ausgedrückt, ein Streit zwischen zwei regierenden Wörtern, von denen sich das eine ein Glied aus dem Bezirke des andern unrechtmäßig unterwirft. Das eine dieser Verhältnisse, z. B. das des Relativums zum Verbum des Hauptsatzes, ist nur ein vermitteltes, vermittelt durch das Substantivum, auf welches sich das Relativum bezieht, und welches von jenem Verbum abhängig ist: während das andere Verhältnis, das des Relativums zum Verbum des Nebensatzes ein unmittelbares ist. Dennoch siegt in der Attraction das vermittelte Verhältnis. Dieser Streit konnte entstehen und konnte so regelwidrig entschieden werden, indem der eilende Gedanke sich damit begnügt, die Complexe der erkennenden Vorstellungen in den Zustand der Schwingung zu setzen, ohne die Entwickelung der schwingenden Elemente dieser Complexe zu Reihen bewusster Vorstellungen zu überwachen, da er diese Entwickelung notwendig dem psychischen Mechanismus überlassen muss. Daher besteht, psychologisch betrachtet, das Wesen aller hierher gehörigen Fälle darin, dass im Streite der Hauptreproduction, die vom Gedanken des Ganzen ausgeht und gewissermaßen wie ein Befehl an den Mechanismus der Seele wirkt, und einer partiellen Reproduction, die auf den Verhältnissen der Mechanik der einzelnen Glieder beruht, bald die eine, bald die andere den Sieg davon trägt.

Dies ist bei der pro- und regressiven Attraction des Relativums ausführlich nachgewiesen. Es ist aber nicht minder klar auch in den einfacheren Fällen. Die substantivische Verschränkung (S. 165 f.) z. B. findet auch statt, wenn der Substantiv-
172 Satz in der verkürzten Form des Infinitivs erscheint (Krüger S. 236, § 61, 6 A. 8, Kühner § 856): Ὁμήρῳ οὐ πιστεύεις καλῶς λέγειν; oder τὰ σκάφη μὲν οὐχ εἷλκον, πρὸς δὲ τοὺς ἀνθρώπους ἐτράποντο φονεύειν „die Fahrzeuge nahmen sie nicht, zu den Menschen aber wanten sie sich zu morden = aber die Menschen zu morden, wante man sich. Hier stehen die sich bekämpfenden Wörter, das Verbum finitum und infinitum neben einander und bestreiten sich das Object. Wenn nun zwar dieses streng genommen zum Infinitiv gehört, so hat doch erstlich das persönlich bestimmte Verbum größere Lebendigkeit und es steht vor den

Infinitiv. Das Object zweitens tritt geradezu an die Spitze des Satzes, durch den Gegensatz oder den Nachdruck des Tones besonders hervorgehoben. Dadurch kommt es dem persönlich bestimmten Verbum näher zu stehen und ordnet sich ihm unter, wegen der größeren Nähe und der größeren Lebendigkeit desselben.

Auch bei den ganz einfachen Fällen zeigen sich dieselben Bedingungen. Wider Erwarten gewinnt das vermittelte Verhältnis das Uebergewicht über das unmittelbare durch eine besondere Hülfe. In dem oben angeführten hebräischen Beispiele, das gerade nur aus drei Wörtern besteht: „Der Bogen der Helden brechen", bezieht sich „brechen" auf „Bogen" unmittelbar und dadurch, mittelbar, auf „Helden". Die Hülfe kommt hier teils von der äußerlichen Berührung mit „Helden", teils von einer Art Sinnes-Construction: es sind die Helden selbst, welche in ihrem Bogen brechen. Man könnte daran denken, dass „der Bogen der Helden" doch in sich schon eine Mehrheit enthält. Dass aber wirklich mehr an die Helden selbst gedacht wird, beweist wohl das darauf folgende parallele Glied: „und die Schwachen gürten Kraft um".

Einen griechischen Fall, der nicht minder nur in drei Wörtern liegt, bietet uns Theokrit (17, 68): ὄλβιε κῶρε γένοιο statt ὄλβιος „möchtest du glücklich werden, Knabe". Das Wort ὄλβιος, das sich auf γένοιο unmittelbar, auf κῶρε mittelbar bezieht, wird dennoch von diesem an sich gerissen. Nur ist dies doch nicht in der Weise geschehen, dass wir sagen dürften, jene Wörter bedeuteten eigentlich „glücklicher Knabe, möchtest du das werden". Denn das würde weniger ein kühnes Vorausgreifen, 173
als ein mutloses sich Besinnen mit eingestandener Voreiligkeit verraten. — ὄλβιος tritt naturgemäß voran; denn es enthält den Inhalt des Wunsches, der zum Ausbruch drängt. Ohne sich als eigentliches Attribut mit κῶρε zu verbinden, kann es erstens rein mechanisch den Vocativ von ihm erhalten; es kann zweitens, abermals rein mechanisch, durch die Gewohnheit, daktylisch zu sprechen, ὄλβιε sich den Lippen des Sängers dargeboten haben, womit sicherlich Theokrits dichterischer Würde kein Abbruch geschieht. Drittens aber kann die Verwantschaft zwischen dem Vocativ — dem optativen Casus — und dem Optativ — dem vocativen Modus — an ὄλβιε den Vocativ bewirkt haben. In-

sofern wäre sogar regelmäßige Congruenz da. Nun meine ich aber nicht, dass der eine oder der andere dieser Gründe wirksam gewesen sei; sondern sie sind es alle drei gewesen, einer wie der andere dem Dichter unbewusst.

Ich erinnere schließlich noch ausdrücklich daran, dass alle hier besprochenen Processe nicht absolut notwendig sind, sondern nur relativ, und zwar in doppelter Weise. Erstlich sind sie bloß national, und wir bewegen uns hier in der Völker-Psychologie. Was im griechischen und auch noch im altdeutschen Geiste vorging, kann sehr leicht in unserm Geiste unmöglich sein. Aber auch wo jene Processe national möglich waren, hatten sie doch keine beständig gleichmäßige Notwendigkeit für das Individuum; dieses konnte häufig auch streng regelmäßig reden. Wo es aber in der besprochenen Weise von der Regel abwich, da können außer den allgemeinen Gründen in jedem Falle noch ganz besondere obwalten. Diese darf die Wissenschaft unbeachtet lassen. Aber wenn sich Nebengründe zeigten, welche bei einem Volke mit einer gewissen Beständigkeit aufträten, wenn sich hierdurch die Constructionen der einen Sprache von denen der andern durch einen bleibenden Zug unterschieden, so müsste die Völker-Psychologie wohl dergleichen beachten. Und so scheint mir in der Tat die deutsche Attraction sich von der griechischen in der Veranlassung zu unterscheiden.

Wenn wir heute einen Satz hören oder lesen, wie er im Mittelhochdeutschen möglich war: „Er hat mich beraubt alles
174 des ich hatte“, so haben wir mehr das Gefühl, als wäre „des“ nicht Relativum, sondern Demonstrativum, und als wäre das Relativum „was“ ausgefallen. Für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts schon möchte ich der deutschen Sprache die Fähigkeit der Attraction entschieden absprechen; was einer solchen aus jener Zeit ähnlich sieht, ist wirklich nur Auslassung des Relativs, die wir heute noch im Englischen finden, die sich aber unter uns nicht bestimmter entwickelte und nicht erhielt. Bis ins 13. Jahrhundert aber hatten wir allerdings die Freiheit der Attraction: das hat Grimm unerschütterlich bewiesen. Indessen gesteht Grimm selbst, dass im 13. Jahrhundert und in der folgenden Zeit „sich allmählich auch in einzelnen Beispielen der Attraction ein Gefühl solcher Auslassung festgesetzt haben mag“. Wir haben also hier nicht bloß eine allgemeine Er-

scheinung des deutschen Nationalgeistes, sondern auch einen historischen Wandel zu beobachten. Da nun aber diese Umwandlung der Attraction in Auslassung des Relativs sich im Griechischen nicht findet, so dürfen wir hoffen, in dem Grunde dieser Aenderung des Sprachgefühls zugleich die Verschiedenheit zwischen der griechischen und deutschen Attraction zu entdecken.

Der Gang, den die deutsche Redeweise nahm, scheint der gewesen zu sein, dass man zuerst völlig aufhörte neben dem attrahirten Relativum noch das Demonstrativum zu gebrauchen. Da diese beiden Pronomina im Deutschen gleichlautend sind, oder genauer gesprochen, da das deutsche Relativum nur das Demonstrativum ist, welches durch die Weise der Verwendung und Betonung relativen Sinn erhält, so musste bei der Attraction eine Verbindung entstehen wie „alles des, des". Das Schleppende solcher Wiederholung musste gerade um so fühlbarer und störender werden, als die Attraction ja das Erzeugnis der Voreiligkeit war, mit der das Demonstrativum das Relativum hob und formte, also an sich zog, ohne abzuwarten, zu welcher Form dasselbe durch sein regierendes Verbum bestimmt würde. Zu diesem negativen Grunde kommt ein positiver. Weil Demonstrativum und Relativum gleichlautend waren, konnte leicht eines ausfallen: wie wir uns auch z. B. häufig so verschreiben, dass wir von zwei ganz gleichen, auf einander folgenden oder nur wenig getrennten Sylben oder Wörtern das eine auslassen. 175
Das schneller vorgehende Denken meint schon beim zweiten Gliede zu sein, wenn die Feder oder die Zunge noch beim ersten ist. Aus dieser Analogie schon geht hervor, dass eigentlich nicht das erste „des", sondern das zweite, d. h. das relative, wegfällt. Dass aber gerade nach dieser Analogie der Ausfall des einen Gliedes vor sich ging, und nicht nach der Weise der griechischen Sprache, wo das Demonstrativum übersprungen ward, bedarf noch eines besonderen Grundes. Dieser scheint mir gegeben in dem trochäischen Gange der deutschen Rede im Gegensatze zu dem iambischen der griechischen Sprache, welchem gemäß der Deutsche das Demonstrativum stärker betonte, als der Grieche. Die Verbindung „derjenige, welcher", welche diese Hervorhebung des Demonstrativums ausdrückt, fehlt der griechischen Sprache nicht; aber sie wird ungleich weniger gebraucht, als bei uns. Beim Griechen ist das Uebereilen des Demonstrativums zu dem

Relativum hin, d. h. Auslassung des ersteren, die Regel — Verbindungen wie τούτων τῶν κακῶν ὧν sind eben Ausnahmen —: im Deutschen ist gerade im Gegenteil das Anziehen des Relativums durch das überwiegend betonte Demonstrativum die Regel, daher fiel das Relativum aus. Das zeigt sich klar in den Conjunctionen. Wir sagen: „Seitdem er todt ist" statt „seitdem dass er", d. h. wir lassen das Relativum aus und halten das Demonstrativum fest; der Grieche sagte ἐξ οὗ, ἀφ' οὗ, „seit welchem", ἄχρι οὗ, εἰς ὅ, bis (dass).

Es ist ferner nicht zu vergessen, dass in der Sprache jedes einmal im schöpferischen Augenblicke neugebildete Wort und jede glücklich versuchte Wortverbindung, wie alle Vorstellungen des Geistes, im Redner wie im Hörer ein ideal dauerndes Dasein gewinnen und sich bei günstiger Gelegenheit reproduciren. Sobald daher einmal jene lautlichen und syntaktischen Assimilationen in einem besonders dazu geeigneten Worte oder Satze gebildet waren, konnten sie sich in Fällen reproduciren, wo sie wohl nicht ursprünglich entstanden wären; ja sie konnten sogar im Dienste stylistischer Kunst absichtlich gesucht oder vermieden werden.

---

176 Dies erinnert endlich an die Frage nach der Berechtigung jener Processe, nach ihrem Werte, kurz an ihre ästhetische Beurteilung. — Für die Assimilation erstlich ist zu bemerken, dass alle mühevoll hervorgebrachten Laute dem Ohre misfallen, wie ihm leichter Fluss und harmonische Mischung der Laute gefallen. Die Nähe zweier Laute, die entweder zu fern von einander liegen, oder die umgekehrt ihrer Natur nach zu ähnlich sind, hat etwas Disharmonisches; der Uebergang von einem zum andern ist im ersten Falle ohne Brücke, im andern Falle ein zwar nur kurzer, aber schmaler Steg über eine Kluft. Der psychische und der organische Mechanismus erleichtern die Arbeit, indem sie die Laute einander teils anähnlichen, teils angleichen. Hier ist jedoch Maß zu halten, und zwar in doppelter Rücksicht. Die Assimilation ist ein Process des blinden Mechanismus, dem der Zweck des Gedankens gegenübersteht. Dieser darf jenem gegenüber niemals zu kurz kommen. Das Wesen der Rede ist freie geistige Tätigkeit; die Wirkung des Mecha-

nismus aber beruht auf einer gewissen physischen und psychischen Trägheit, und sein Eingreifen in die Rede stammt aus einem Mangel an Aufmerksamkeit oder an Energie. Ist auch dem Geiste ein leichtes Sich-Gehen-Lassen, ein Sich-Wiegen in schönen Formen gestattet, so darf er doch nie der Trägheit und Schlaffheit verfallen, dass nicht, so zu sagen, die chemischen Affinitäten der Laute über ihren geistigen Gehalt das Uebergewicht erlangen, dass der Mechanismus nicht den Organismus zerstöre. Es gilt also erstens, den Zweck mit dem Mechanismus auszusöhnen, diesem nachzugeben, ohne jenen zu opfern. Zweitens aber: die Sprache ist nicht bloß nicht Gesang, nicht angenehmes und gefälliges Tönen; sondern auch, wenn man dem Mechanismus zu viel Bequemlichkeit gestattet und die Arbeit härterer Articulation scheut: so wird die Sprache nicht wohllautend, sondern weichlich. Die Kraft-Anstrengung wird zur Erzeugung des Schönen durchaus erfordert: nur darf sie nicht sichtbar werden; wo sie aber fehlt, wird es übel empfunden. Um hier die glückliche Mitte zu halten, ist die ursprüngliche Sinnlichkeit, verbunden mit Anlage zu Geistigem, eine gewisse kindliche Natürlichkeit des Nationalgeistes erforderlich, wie der alte sanskritische Inder, der Grieche und der Römer sie hatten. Die reinste 177
Mitte stellt der Grieche dar; denn während der Römer schon an Kindlichkeit verloren hatte, ist im Sanskrit die ursprüngliche Natürlichkeit noch zu groß. Die Laute leben hier noch in einer zu großen Selbständigkeit; ihre mechanischen Processe haben noch eine zu weite Ausdehnung. Die beiden Extreme dieser beiden Richtungen liegen in den neueren Sprachen vor. Die Töchtersprachen des Sanskrit einerseits haben die geistige Energie immer mehr verloren: darum ist ihre Natürlichkeit immer mehr geistlose Sinnlichkeit, schlaffes Nachgeben gegen die unorganischen Affinitäten der Laute geworden. Unter teilweise ähnlichen, aber teilweise auch wesentlich verschiedenen Verhältnissen ist aus dem Lateinischen die Versinnlichung und Verweichlichung der romanischen Sprachen, besonders des Italienischen hervorgegangen. Der Römer bildete von *ag*, mit Anfügung einer Bildungs-Sylbe *actum*; so war dem Mechanismus nachgegeben, der Leichtigkeit der Aussprache und dem Wohllaut gehuldigt, ohne dass dem Gedanken Abbruch geschehen wäre; die Bestandteile des Stammes werden nicht wesentlich

geändert. Wenn aber der Italiener *atto*, *fatto*, *petto* sagt, so ist einerseits der Gedanke verkürzt; denn der Zusammenhang mit dem Stamme ist verwischt. Es wird weniger dem Gesetze des Mechanismus als seiner Tyrannei gehorcht; der Mechanismus dient nicht, wie er sollte, dem Organismus, er löst ihn auf und lässt ihn zerfallen. Man war der Sinnlichkeit und Trägheit ergeben, und der Gedanke hatte nicht mehr Energie genug, sich innerhalb der mechanischen Kräfte durchzusetzen. Dies bestraft sich aber auch andererseits dadurch, dass der Laut selbst an natürlicher Kraft verloren hat. Er ist nicht weich, sondern schlaff und weichlich; es wird gelallt. — Die deutsche Sprache hat im Gegenteil sich der Tyrannei des Gedankens unterworfen, welche dem Laute keine Rücksicht schenkt. Das Volk, dem Bach und Händel, Gluck, Haydn und Mozart, und Bethoven angehören, hat die Sprache ganz den Forderungen des Wohllautes entzogen. Und dass dies dem tieferen und wesentlichen Wohllaute der Sprache nicht geschadet hat, beweisen alle unsere guten Dichter. Diese Andeutungen mögen für dies Mal genügen.

Was nun die Attraction betrifft, so ist sie ein logischer
178 Fehler — wenn man den Fehler begeht, die sprachlichen Erscheinungen an der Logik zu messen. Ich habe schon an den einzelnen Fällen neben den Ursachen auch die ästhetische Wirkung der obwaltenden Processe dargelegt. Wir haben gesehen, wie die sprachliche Form der lebendige Abdruck der psychologischen Bewegungen der Vorstellungen ist. Mit solchen Vor- und Rückgriffen, wie sie in den von uns betrachteten Processen obwalten, entwickeln sich im lebendigen Denken die Reihen unserer Vorstellungen. Darum wirken auch jene Assimilationen der Casus, die sprachlichen Abbilder dieser Entwickelungen, so belebend auf den Gedankenlauf des Hörenden. Sie vermeiden nicht nur das Lose, Schlaffe und Schleppende, sondern auch die Einförmigkeit. Sie sind ein Mittel, die Einseitigkeit der Sprache, die sich nur in der Reihenform entwickeln kann — gegenüber der vielfältigen Verschlingung und, so zu sagen, stereometrischen Gruppirung der Gedanken — zu durchbrechen. Hierzu dient freilich schon die grammatische Form überhaupt, und so muss der Hörende allemal die Wörter des Satzes unter einander in eine vielfältigere Verbindung bringen, als in die der Reihenfolge. Durch die Attraction aber wird er in viel kräftigerer

Weise zu solcher Zusammenfassung veranlasst, weil sich hier nicht in gewohnter Weise ein sprachliches Glied an das andere bindet, sondern mitten aus dieser sich auf- und abrollenden Gliederkette ein Glied mehrere zugleich mit sich hebt und mit sich verschlingt. Das Folgende kündigt sich schon an durch seine Wirkung auf das Vorangegangene; das Vorangegangene hält sich fester im Bewusstsein oder tritt in dasselbe zurück durch eingreifendes Nachwirken auf das Folgende. Kurz das Leben und Gegeneinander-Wirken der schwingenden Vorstellungen wird uns durch jene grammatischen Erscheinungen lebendiger vorgeführt. Diese sind also wohl als unregelmässig anzusehen, aber nicht als Zerstörungen des sprachlichen Organismus, sondern nur als heilsame Störungen, welche den ruhigen Lauf des Lebensprocesses durch einen ungewöhnlichen Reiz beschleunigen, den Herzschlag und das Athmen verstärken. Attractionen wirken wie spirituose Genüsse.

Eine so lebendige Gedankenbewegung, wie sie in den syntaktischen Assimilationen vorliegt, setzt Reichtum und Bestimmtheit der grammatischen Formen und einen lebhaften 179
Volksgeist voraus, in einem Grade, wie beides nur bei den Griechen sich fand. Wo der Zweck vorherschend wird, wie bei dem Römer; wo das Denken immer abstracter und schärfer wird und sich immer mehr in die wissenschaftlich strenge, d. h. logische, Form begibt, wie bei uns und noch mehr bei dem Franzosen; wo die Bestimmtheit der Wortformen verloren gegangen ist, wie bei allen neueren Völkern: da schwinden auch jene syntaktischen Processe immer mehr, und die Rede fließt ruhig im eisernen Geleise mehr oder weniger unausweichlicher Formen, ja im Französischen, und teilweise auch bei uns, sogar am Gängelbande einer conventionellen Wortstellung. — Hierzu kommt noch etwas. Die klassischen Schriftsteller der Griechen sind zwar ferner davon, als wir, so zu schreiben, wie sie sprachen. Aber wenn sie auch kunstmäßig arbeiteten, so war es doch mehr ein natürlicher Drang, dem sie folgten, ein ästhetisches Gefühl, nach dem sie maßen, ohne grammatische Analyse; denn Grammatik gab es bekanntlich selbst zur Zeit des Demosthenes noch nicht. Für die Richtigkeit der Sprache hatten sie also noch keinen anderen Maßstab, als das schöpferische Sprachgefühl selbst. Unsere neueren Schriftsprachen dagegen

sind von Männern gebildet, welche Alle grammatische Gelehrsamkeit besaßen. Was sie niederschrieben, maßen sie sogleich an ihrem abstract grammatischen Maßstabe, und schreibend hatten sie auch Muße, zu messen und zu ändern, gerade zu biegen und abzuschneiden, wie ihre Vorstellungen von Richtigkeit es mit sich brachten.

Eine richtige Auffassung und Würdigung solcher Erscheinungen, wie wir sie eben besprochen haben, kann vielleicht dazu beitragen, uns wenigstens die Freiheit der Sprache zu bewaren, die heute noch im Volksmunde lebt, und diese sogar nach Analogie zu erweitern.

---

## Ueber den Idealismus in der Sprachwissenschaft.

(Auf Veranlassung von: A. F. Pott, Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indo-germanischen Sprachen. 2. Auflage. Erster Theil. Präpositionen. 1859.)

294 Herr Pott ist längst als einer unserer bedeutendsten und besonders auch vielseitigsten Sprachforscher anerkannt; und sein in der Ueberschrift genanntes Werk wird von den meisten Sprachforschern ganz oder teilweise gelesen und als würdig des Rufes seines Urhebers befunden worden sein; Herr Kuhn, ein befugter Richter, hat schon sein Urteil in solchem Sinne ausgesprochen; es tut hier nicht not, weder zu loben, noch zu tadeln. Aber auch abgesehen hiervon — es handelt sich überhaupt in meinen Besprechungen der Leistungen Anderer nicht um Lob oder Tadel, sondern um Erkenntniß der Sache und um scharfe Bestimmung des Verhältnisses zwischen Ansicht und Ansicht. Ich vertraue, dass meine Leser dies nicht außer Acht lassen und in solcher Stimmung, erhaben über kleinliche Persönlichkeiten, sich dem reinen wissenschaftlichen Drange hingeben, nicht aber Wörter auf die Wagschale legen, um zu sehen, wie schwer ihr Lob oder Tadel wiegt. Nicht richten will ich, sondern kämpfen: ich führe Gedanken gegen Gedanken.

So oft ich Veranlassung hatte, der Arbeiten des Herrn Pott zu gedenken, habe ich mit bereitwilligster Anerkennung hervorgehoben, dass sie nicht bloß auf Lautverhältnisse, auf materielle Tatsachen gerichtet sind, sondern dass sie auch den Sinn der Laute zu erforschen und überhaupt die Tatsachen zu begreifen, begrifflich zu ergründen suchen. Dies gilt auch wieder von dem Werke, das uns jetzt beschäftigt, in hohem Grade, vielleicht in einem höheren, als von irgend einem seiner früheren. 295
Es ist außerordentlich reich nicht nur an Etymologien, sondern auch an den feinsten Bemerkungen zur Bedeutungslehre. Es kommt nun darauf an, den Standpunkt, den Herr Pott in seinen Betrachtungen einnimmt, darzustellen und mein Verhältnis zu demselben klar zu machen.

Geht man auf den Grund, so muss man sagen, dass Herr Pott auf demselben sprachwissenschaftlichen Standpunkte steht wie Wilhelm v. Humboldt. Nur ist folgender Unterschied wohl zu beachten. Wenn man nämlich schon abgesehen hat von der außerordentlichen Verschiedenheit beider Persönlichkeiten, wie sie sich selbst in der Bewegung der Gedanken offenbart: so bleibt eben noch der Unterschied in Bezug auf das Princip der Sprachwissenschaft beider, dass Humboldt das volle Bewusstsein hat von dem Widerspruche zwischen den Tatsachen, wie er sie auffasst, und seiner Theorie, welche das gefundene Einzelne ins Allgemeine erheben soll. Er wird sich dieses Widerspruches bewusst, indem er seine apriorische Theorie und die Tatsachen gegen einander stellt, und nun sieht, wie sie sich beiderseitig einander abstoßen, sich gegenseitig negiren. Dass dem wirklich so sei, wollte Herr Pott früher nicht zugestehen, und vermutlich leugnet er es heute noch; denn sonst müsste er gar bald denselben Widerspruch auch in seiner eigenen Sprachbetrachtung merken — und er merkt ihn nicht. Er merkt ihn darum nicht, weil er weniger streng philosophisch als Humboldt, weniger im Denken geschult, weniger objectiv als dieser, die Gegensätze nicht scharf und geradezu gegen einander stoßen lässt, sondern in seinem subjectiven Denken die beiden Seiten immer aus einander hält. Darum aber, dass das Bewusstsein den Widerspruch nicht beachtet, bleibt derselbe als subjective Tatsache nicht minder bestehen. Daher zerfallen Pott's Arbeiten immer mehr oder weniger klar in zwei Teile, die nichts

mit einander gemein haben: allgemeine Betrachtungen und das „Inventar“ (S. VIII) der Tatsachen. Wenn Herr Pott diese beiden Teile, die doch bei ihm allemal aus einander fallen, auch äußerlich streng sonderte, so würde sicherlich schon dadurch allein die Deutlichkeit seiner Darstellung (denn nur
296 diese ist bei ihm mangelhaft, nicht die Klarheit des Gedankens) bedeutend und zur großen Freude des Lesers gewinnen. Das vorliegende Werk z. B. von 858 Seiten ist in 11 Paragraphen geteilt, von denen die zehn ersten auf 247 Seiten nicht nur den ganzen Gegenstand im allgemeinen vollständig erschöpfen, sondern auch schon ausführliche Einzelbetrachtungen enthalten. Der elfte Paragraph bringt dagegen die Etymologien, Vergleichungen, kurz das Einzelne, aber ohne nähere Beziehung auf das Allgemeine, dennoch hinwiederum von mancherlei begrifflichen Betrachtungen durchflochten. So sind überhaupt Pott's Arbeiten überfüllt von Episoden und Excursen, die allgemeinen Teile mit solchen von tatsächlichem Inhalt, die besondern mit solchen von theoretischem Charakter. Das gibt ein Durcheinander von Theorie und Tatsachen, keine warhafte Durchdringung beider Elemente.

Es ist jedoch tiefer zu zeigen, warum bei Pott eine solche Durchdringung unmöglich ist; es ist dies aus dem Grundfehler seiner Betrachtungsweise zu zeigen, die, wie gesagt, eine sich in sich selbst widersprechende Voraussetzung hat.

Ich knüpfe an eine Aeußerung an, die Herr Pott in der Vorrede macht. Die Sprache sei ein σοφόν, so gut wie die Zahl, wenn diese auch leichter als solches zu erkennen sei (S. XII). Herr Pott lässt sich noch entschiedener aus. Beifällig nämlich führt er folgende Worte Wieland's an: „Etymologie ist in den Händen eines Narren und Kindes Gift und Torheit, ob sie gleich die heiligsten Gebote der Menschheit, die einfachsten Wahrheiten der Seelenlehre und die zuverlässigsten Denkmäler der ältern Geschichte in sich fasst — für den, der weisen Gebrauch davon zu machen weiß“. Wie sind denn nun hiermit die anderweitig mehrfach wiederholten Aeußerungen des Herrn Pott zu vereinen, dass die Wörter meist nichts weniger als das wahrhafte Wesen der Dinge ausdrücken, sondern die Gegenstände nach ganz oberflächlichen, zuweilen wenig schicklichen Merkmalen benennen? Wenn Herr Pott nach seiner

Theorie lehrt, ich möchte sagen, dass man von der Etymologie nicht hoch genug denken könne, und wenn er ausruft: „es muss mit ihr bitterer Ernst gemacht und dieselbe, ihrem eigenen Etymon gemäß, zu wahrhafter und mit sich selbst adäquater Wahrheit erhoben werden“ (S. XIII), so zeigen dagegen die von ihm etymologisch aufgehellten Tatsachen, wie er selbst ausspricht, 297
dass die Sprache ein großer, conventioneller Irrtum ist; wird dort so gesprochen, dass man Hegel von der Dialektik des Begriffs reden zu hören meint: so wird hier die Sprache aufgewiesen, als eine höchstens recht sinnreiche Phantastik, die aber schon längst vielfach entstellt und verwirrt ist; wird einerseits in der Theorie „eine gewisse mathematische Schärfe und Vollständigkeit zu gewinnen gesucht“ (S. XII): so zeigen sich die wirklichen Sprachen andererseits als ein buntes Gewürfel und mannichfach lückenhaft; werden dort feste Formen in einem sichern, objectiven Systeme construirt, und zwar nicht abstract, sondern bis zu sinnlicher Klarheit und Handgreiflichkeit gesteigert: so tut sich hier vor unsern Augen „ein unabsehbarer Ocean subjectiver Anschauungs- und Gebrauchsweisen“ auf (S. 92).

Vielleicht denkt hier Herr Pott und mancher Leser, dass es mit diesem Widerspruche so schlimm nicht stehe, und dass ich auch selbst dies recht wohl wisse, und dass es nur Malice von mir sei, diesen sogenannten Widerspruch hervorzuheben, der in Wahrheit (d. h. jene Aeußerungen richtig verstanden) gar nicht vorhanden sei.

Aber gesetzt, Sokrates, der seine Malicen mit dem Tode büßen musste, träte jetzt zu uns heran, um, wie der Schalk immer sagte, zu sehen, ob sich jener Ausdruck des delphischen Gottes auch an uns bewähren würde. Wir würden ihm schnell klar machen, dass wir in der Sprache nicht stark seien wie Sophokles und Perikles, dass es uns nicht um Reden zu tun sei, sondern um das Wissen von der Sprache. „Beim Hunde, würde er ja da ausrufen*), das sind die Leute, welche ich suche;

*) Die im Folgenden vorgetragenen Gedanken haben sich mir gleichsam unter der Feder zu einem Dialog zwischen Sokrates und einem heutigen Sprachforscher gestaltet. Ich glaubte denselben diese Gestalt lassen zu dürfen, weil es sich schließlich doch nur um ihren Inhalt handelt, und ich weit davon entfernt bin, etwa der Form selbst einen Wert beilegen zu wollen. Auch habe

die haben nicht, wie meine Sophisten, eine klägliche Redefertigkeit, τριβή, sondern die Wissenschaft der Sprache. Nun sagt
298 mir, ihr Guten, würde er uns bittend anreden, wie steht es denn damit? Ist denn wohl Vernunft, Wahrheit, λόγος in der Sprache? Denn wenn diese darin ist, dann ist eine Wissenschaft von der Sprache möglich, wenn aber nicht, dann ist sie unmöglich. Denkt ihr nicht auch so? — O gewiss, würden wir antworten. Es gibt eben darum eine Wissenschaft der Sprache, weil sie das Organ der Vernunft und an sich selbst ganz und gar ein gesetzlich gebauter Organismus ist, eine freitätige Emanation und Selbstoffenbarung des menschlichen Geistes, ein Weises, so gut wie die Zahl, ja leicht das Allerweiseste, πάντων σοφώτατον. — Herlich, herlich, würde er ausrufen, das freut mich zu hören; denn ich hatte, schon als ich noch leiblich lebte, Aehnliches geahnt. Nun aber, ihr Guten, lasst uns doch die Sache ein wenig näher ansehen. Ich hatte einmal eine Unterredung mit einem Herakliteer, Kratylos, welcher, wie mir scheint, dasselbe behauptete, wie ihr, nämlich die Wörter enthielten die wahrhafte philosophische Erkenntnis der Dinge. — O nein, bester Sokrates, Kratylos verstand ja gar nichts von Etymologie und Grammatik. Die Sprache verliert sich nicht in solche herakliteische „Spitzfindigkeiten und nimmt die Dinge frischweg und dreist, wie sie sich den Sinnen geben, ohne zu fragen, wie sie in Wahrheit sind“ (S. 117). — Da würde denn doch Sokrates wie aus dem Himmel gefallen sein. Die Sprache soll das Allerweiseste sein, sie, die gar nicht nach der Wahrheit fragt! die sich nur den Sinnen hingibt! Und wenn uns Sokrates hierüber seine Verwunderung ausdrückt, welche Antwort sollen wir ihm geben? Denn wenn wir nicht im Stande sind, haarscharf zu sagen, warum und in wiefern dennoch die Sprache ein σοφόν, und Vernunft in ihr ist, so würde wohl Sokrates mit vollem Rechte den Kopf über uns schütteln und bei sich denken: auch sie wissen nichts, und bilden sich doch ein, zu wissen.

Aber so bald lässt Sokrates nicht ab mit Fragen; ist es doch sein Lebensberuf. Er würde also wieder anfangen: Ich habe euch vielleicht nur noch nicht recht verstanden. Sagt mir

ich Ursache, daran zu zweifeln, dass es mir gelungen wäre, die Gedanken bei einer Umarbeitung in die systematische Form klarer oder auch nur eben so klar wiederzugeben.

aber dies: es gibt doch viele Sprachen; unterscheiden sich diese bloß durch den Laut, bezeichnen aber alle dieselben Begriffe und dieselben Verhältnisse und Formen von Begriffen, oder unterscheiden sie sich auch in den Bedeutungen ihrer Lautgebilde? — Letzteres ist der Fall, würden wir antworten; die 299
Sprachen unterscheiden sich auch nach ihrer innern Seite, in Rücksicht auf die Bedeutung, gar mannichfach. Kaum dass es in einer Sprache ein Wort oder eine Form gibt, welche einem Worte oder einer Form einer andern Sprache ihrer Bedeutung nach völlig gleich wäre. — Wenn ihr aber meint, die Sprache sei ein σοφόν, so bezieht ihr das doch nicht bloß auf den Laut, sondern auch auf die Bedeutung? — Ja wohl, und ganz vorzüglich auf die Bedeutung, die innere Sprachform. — Wenn nun aber die Sprachen innerlich und äußerlich verschieden sind, sind sie denn alle nichtsdestoweniger in gleicher Weise ein σοφόν? oder ist es die eine Sprache mehr, die andere weniger? und gibt es vielleicht auch eine Sprache, die gar kein σοφόν mehr ist? — Jede Sprache, würden wir antworten, ist bis auf einen hohen Grad ein σοφόν, dennoch aber ist es die eine mehr als die andere, vollkommen ist es keine, am meisten aber ist es der sanskritische Sprachstamm. In ihm wiederum erhält die hellenische Sprache, im Ganzen betrachtet, den Preis der Schönheit, obwohl in mancher Rücksicht ihre Schwestern, die lateinische, die deutsche Sprache, Vorzüge vor ihr haben. — Aber ihr Guten, ihr spottet wohl! — Wie denn, o Sokrates, was misfällt dir? — Ihr redet ja, als sollten wir wie Paris entscheiden, welche Göttin die schönere sei. Da kann man denn wohl sagen, im Ganzen sei Aphrodite die schönste, obwohl Here sie an Majestät, Athene an Sinnigkeit und Innerlichkeit übertrifft. Wir aber reden hier von Wissenschaft, Vernunft und Wahrheit. Die ist doch nur eine, und wer um ein Haar breit von ihr abweicht, der hat sie ganz verloren. Also ist auch die hellenische Sprache kein σοφόν, wenn sie es nicht vollkommen und ganz und gar ist. Wie könnt ihr also eine Wissenschaft von der Sprache haben, da wir doch übereingekommen waren, dass diese nur dann möglich sei, wenn in der Sprache Vernunft ist?

Lasst uns aber, würde er vielleicht fortfahren, nicht so vage von der Sprache überhaupt reden; nehmen wir einen bestimmten

Redeteil, z. B. die Präpositionen. — Schön, Sokrates! Gerade über diesen Gegenstand hat unser Pott ein ausführliches und ganz vortreffliches Werk geschrieben. Das lies, da du doch auch deutsch verstehst. — Ihr Guten vergesst, dass wir Geister keine Augen zum Lesen haben. Bloß Ohren haben wir zum
300 Hören. Auch habe ich nie gern gelesen, sondern mich lieber unterredet. Würdet ihr also wohl so freundlich sein und mir sagen, was in diesem Werke steht? Ich will euch aber fragen, was ich wissen möchte. Gibt es eine bestimmte Anzahl feststehender Präpositionen, die jede Sprache haben muss, sei sie nun hellenisch oder barbarisch? gibt es für sie alle ein und dasselbe System von präpositionalen Begriffen, das aus der Idee der Präposition selbst an sich selbst mit Notwendigkeit sich ableiten lässt, und weichen die Sprachen zwar in den Lauten für diese Begriffe von einander ab, stimmen aber in den Begriffen selbst durchaus überein? oder gibt es kein solches festes, für alle Sprachen bindendes System; sondern hat etwa jede Sprache ihr eigenes? und stimmen sie also auch in den Begriffen, wie in den Lauten der Präpositionen nicht überein? Was meint ihr? — Könnten wir anders antworten, als: auch in den Begriffen sind sich die Präpositionen verschiedener Sprachen keineswegs gleich. — Und wie denn nicht gleich? würde er fortfahren; haben nicht alle Sprachen alle präpositionalen Bedürfnisse? — So ist's, bester Sokrates, sagt Pott. Dem eigentlichen Begriffe, sagt er, wird in keiner Sprache genügt; jede lässt Lücken, welche sie auf bald mehr, bald minder passendem Wege deckt (S. 78). Daher haben nicht bloß nicht alle Sprachen die gleiche Anzahl von Präpositionen, sondern die einzelnen Präpositionen verschiedener Sprachen decken sich auch nicht in der Bedeutung. — Aber, ihr Wunderlichen, gesteht ihr damit nicht abermals ein, dass die Sprachen kein σοφόν sind? Oder, wie soll ich euch denn verstehen? — So, guter Sokrates, sollst du uns verstehen. Wir behaupten, dass alle Präpositionen ursprünglich Raumverhältnisse andeuten; und diese verschiedenen Verhältnisse des räumlichen Auseinanders lassen sich mit mathematischer Schärfe und aller Vollständigkeit entwickeln und in eine feste übersichtliche Ordnung bringen (S. 78. XII): und diese allerdings bloß ideale Norm für die Präpositionen ist das sprachliche σοφόν der Präpositionen.

Ich verstehe, würde er erwidern; und vielleicht ist etwas an dem, was ihr sagt; lasst uns sehen. Kann man denn auch für alle andern Klassen der grammatischen Formen eben so eine bestimmte Anzahl und Ordnung derselben ermitteln; z. B. auch für die Casus, die ja den Präpositionen so nahe stehen? Wie 301
ist es damit? — Für die Casus, sagt Pott (würden wir antworten), gibt es keine feste Zahl, welche notwendig sein sollte, und vollends nicht für die Casus-Formen (S. 78). — Wie, würde er ausrufen, in einem so wichtigen Teile der Sprache gibt es also noch nicht einmal eine ideale Norm, also gar kein σοφόν! Dann ist aber auch die Sprache kein σοφόν. Oder gesteht ihr nicht zu, dass was weise und vernünftig und wahr sein soll, es in allen Stücken, zumal in so wesentlichen und notwendigen sein muss, wie die Casus für die Sprachen? Aber sagt mir nur, warum sollen die Präpositionen eine Norm haben, und die Casus nicht? — Da würden nun einige von uns antworten: Ja, siehst du, lieber Sokrates, wir sind hierüber noch nicht einig. Nach uns z. B. und nach Wilhelm v. Humboldt, „dem größten aller Sprachforscher, ist es geradezu umgekehrt". „Die Zahl der Casus ist unmittelbar durch die Tafel der Kategorieen bestimmt, die der Präpositionen aber ist ganz willkürlich" (S. 18). Nach Andern aber ist alles nach Kategorien bestimmt. — Nun würde Sokrates vielleicht die letztern loben, wenn denn doch einmal die Sprache ein σοφόν, organisch sein soll. Aber, würde er fragen, warum will denn Pott nicht anerkennen, dass sich auch die Zahl und Natur der Casus nach Kategorien muss ermitteln lassen können? — Hierauf wüsste ich ihm keine andere Antwort zu geben, als weil Pott meint, die Casus seien „nicht schlechtweg von dem begrifflichen Inventare abhängig" (S. 15). — Aber warum denn das nicht? — Siehst du, Sokrates, würden wir sagen, Pott ist der Ansicht, dass die Casusendungen verkürzte und agglutinirte Präpositionen sind (S. 20. 27); und also ist in der Systematisirung der präpositionalen Verhältnisse die der Casus schon mit inbegriffen. Daher es denn auch nicht zu verwundern ist, dass es Sprachen gibt, die gar keine Casus, sondern bloß Präpositionen haben, und andere, welche bloß Casus und keine Präpositionen haben. — Ist denn also zwischen Präpositionen und Casusformen gar kein Unterschied in der Bedeutung? — O doch; die Casus bezeichnen die allgemeinsten räumlichen

Verhältnisse zwischen den Dingen, die Präpositionen aber fügen die Besonderung hinzu. — Was für allgemeinste Verhältnisse
302 mögen denn das sein, welche die Casus bezeichnen sollen? — Die des Wohin, Woher und Wo, welche durch den Accusativ, Genitiv und Dativ angedeutet werden. — Sagt das Pott wirklich? — O gewiss, wiederholt bemerkt er das. — Nun dann hat er ja auch selbst die Casus aus dem allgemeinen Begriffe ihrer Bedeutung abgeleitet, und ihre Zahl ist wohl schlechtweg vom begrifflichen Inventar abhängig. Er müsste also behaupten: *a priori* steht fest, dass es außer dem Nominativ und Vocativ drei Casus *obliqui*, also im Ganzen fünf Casus gibt. Warum sträubt sich denn Pott so dagegen, dies anzuerkennen? — Ei, weil die wirklichen Sprachen meist gar nicht diese fünf Casus haben. Diese finden sich vielleicht nur im Deutschen und Griechischen; die andern Sprachen haben teils mehr Casus, teils auch gar keine. — Aber, Ihr Wunderlichen, würde Sokrates sagen, wovon reden wir denn? ich denke doch von der Sprache als einem σοφόν, einem Vernünftigen; nicht aber von dem was die oft unvernünftigen einzelnen Sprachen haben oder nicht haben mögen. Ließ sich doch Pott nicht abhalten, indem er hinblickte auf die Präposition selbst an sich selbst, auf die Idee der Präposition, zu ermitteln, wie viele und welche Präpositionen es der Weisheit gemäß geben müsse, unbeirrt dadurch, dass in den wirklichen Sprachen, welche Teil haben an der Unwahrheit, am Schein, am Nichtsein, mancherlei Lücken und ungenügende Ersatzmittel vorkommen. Warum also will er nicht auch jetzt mit Rücksicht auf die Idee der Casus an und für sich erforschen, wie viele und welche Casus es in Wahrheit gibt, gleichgültig ob in den existirenden Sprachen sich ein getreues oder ungetreues Bild der wahren Verhältnisse findet?

Nun würde wohl Sokrates fortfahren: Schlimm genug, ihr Sprachwisser, dass ihr über so wichtige Dinge noch nicht einig seid; noch schlimmer aber scheint mir Pott daran zu sein, der so unfolgerecht für gewisse Teile der Sprache eine maßgebende Norm anerkennt, für andere nicht, und doch die Sprache das allerweiseste nennt. Lass mich aber weiter fragen, und gib du mir anstatt seiner Antwort, da er selbst nicht gegenwärtig ist, du aber sein Buch gelesen hast. Beschäftigt sich denn Pott, nachdem er die normalen präpositionalen Verhältnisse erforscht

hat, auch noch mit den Präpositionen der einzelnen Sprachen? — Ei freilich, und gar sehr; etwa zwei Dritteile des Werkes 303
handeln von den Einzelheiten. — Wundert dich das nicht, würde er fragen, dass die ideale Norm, das σοφόν, nur ein Drittel, das nicht Normale aber, die Trugbilder, zwei Drittel wert sein sollen? Und wozu beschäftigt er sich überhaupt noch mit dem Anomalen, der Nachahmung, dem Schein, da nur in der Norm allein, in der Idee der Sprache selbst an sich selbst, das Wissen und die Vernunft liegen kann? Wenigstens ist sie nur hier rein, dort aber getrübt durch die Teilnahme am Nichtsein; und das Getrübte, der bloße Schatten des Seins, gibt doch keine Wissenschaft. — Aber ich bitte dich, lieber Sokrates, du glaubst wohl, du bist in deinem alten Athen, dass du da fortwährend von Idee und Scheintrugschattenbild sprichst und von Sein und Nichtsein. Das ist ja längst antiquirt. — Lass mich reden, du Guter, wie es mir bequem ist. Oder wenn du darauf hältst, will ich statt Idee Organismus sagen und statt Schein unorganisch. — Damit wirst du gewiss manchem einen Schmaus bereiten. —

Aber mir fällt ein, dass wir nicht richtig in unserer Unterredung verfahren. — Warum nicht, Sokrates? — Ich besinne mich, wenn ich in Athen Unterredungen hatte darüber, ob die Tugend lehrbar sei, oder nicht; ob es mehrere Tugenden gebe oder nur eine, ob sie Teile habe, und wie viele, und welche, und über Aehnliches: so kam ich nie zu einem bestimmten Ergebnis; sondern es begegnete uns wohl, mir und dem, mit dem ich sprach, dass am Schlusse unseres Gespräches jeder von uns gerade das Gegenteil von dem behauptete, was wir zu Anfang gesagt hatten und was wir verteidigen wollten, so dass wir nicht nur uneins blieben, sondern jeder nur noch verwirrter in seinen Gedanken geworden war. Lass uns sorgen, dass es uns jetzt nicht eben so ergehe; dass nicht, indem wir Pott dahin drängen, auch die Casus wie die Präpositionen *a priori* zu entwickeln und nur auf die Idee der Sprache an sich zu sehen, die einzelnen Sprachen aber gar nicht zu beachten, wir vielleicht uns selbst widersprechen, und mehr uns selbst, als Pott bekämpfen, jedenfalls aber weit von der Wahrheit abirren. Wie es nun in Bezug auf die Tugend nötig war, vor allem zu sagen, was sie an und für sich selber ist; so wäre es jetzt vor allem nötig zu

304 wissen, was die Sprache ihrem allgemeinen Begriffe nach ist, und dann erst könnten wir sehen, ob sich Teile der Sprache aus diesem Begriffe *a priori* ableiten lassen; sonst aber, wenn wir jenes nicht wissen, können wir auch dieses nicht entscheiden. Meinst du nicht so? — Es scheint allerdings so. — Nun denn, sage mir, was lehren die heutigen Sprachwisser über das allgemeine Wesen der Sprache an sich? Was ist Sprache an sich selbst? — Wozu soll ich dir denn das sagen, bester Sokrates? Du untersuchst ja so gern; also untersuche auch jetzt; frage, und ich will antworten. — Du bist ja ein böser Mensch. Mir solche Arbeit aufzubürden! Nun hüte dich, dass ich dich nicht überliste. — Versuch's, wenn du kannst! — Willst du mir nicht wenigstens sagen, nur ganz im allgemeinen, wie Pott es anfängt, wenn er die Präpositional-Verhältnisse systematisch construirt? — Sehr gern. Er geht von der Natur des Raumes überhaupt und von den Verhältnissen der Dinge im Raume aus und sieht diese „gleichsam als Objecte für präpositionale Darstellung" (S. 78) an. Wenn die Menschen sprechen wollten, so hatten sie sich doch zuerst von den äußern Dingen zu unterreden, z. B. von einem Walde, vor dem sie standen, und einem Tiere im Walde, das aus demselben auf sie losstürzte und wieder in denselben lief u. s. w. Alle diese Verhältnisse lassen sich nach ihrer gesammten Möglichkeit *a priori* auffassen, und die Sprache musste Ausdrücke für sie schaffen; denn sie musste solchem unausweichlichen Bedürfnisse genügen. Scheint dir das nicht richtig gesagt? — O, sehr richtig. Aber siehst du, nun habe ich dich schon überlistet. — Wieso? — Denn nun wird mir's doch leicht, das was du mir von den Präpositionen gesagt hast, auf die ganze Sprache anzuwenden. Es käme also nach eurer Ansicht darauf an, das gesammte Bedürfnis, dem die Sprache zu genügen hat, begrifflich zu ermessen; und diese Ermessung nennt ihr die Vernunft, das σοφόν der Sprache. — Das hast du schlau herausgebracht, Sokrates. — Man muss also alle möglichen Objecte und die ihnen inwohnenden Verhältnisse und Formen, zuerst die sinnlichen Dinge der Außenwelt, dann die innern Ereignisse in der Seele des Menschen in übersichtliche Ordnung bringen; denn sie sind eben das, was die Sprache darzustellen hat. Denkst du denn,

dieser Gedanke sei mir ganz neu? — Nicht? war er dir schon 305
bekannt? — Hätte ich ihn wohl sonst so schnell gefasst? Aber schon als ich damals mit Kratylos sprach, kamen wir auf solchen Gedanken, konnten ihn aber nur leider nicht ausführen. Nun, ihr seid weiser, und habt das gemacht, was wir wollten. — Man hat es wenigstens gelegentlich versucht. —

Jetzt aber werde ich dich überraschen. — Nun, womit? — Ich habe noch eine andere Definition von Sprache. — Ich bin begierig zu hören. — Jede Sprache ist eine National-Metaphysik und National-Logik. — Diese Definition hast du nicht aus dir! — Nun, vom Euthyphron habe ich sie doch wahrlich nicht! — Nein, die hast du bei einem deutschen Sprachforscher gelesen. — Wie werde ich gelesen haben! doch gleichviel. Du scheinst aber zu meinen, diese Definition sei ganz und gar neu? — Ist sie das nicht? — Neu ist sie wohl, doch nicht so ganz und gar. Schon als ich mich mit Theätet unterhielt, kam ich darauf, dass denken nur ein lautloses Sprechen ist. Folglich, sage ich jetzt, ist doch Sprechen bloß ein lautes Denken. Die Sprache aber gehört nicht dem Einzelnen, sondern dem Volke. — Nun das letzte hat dir doch jemand von den Neuern gesagt? — Ja, um ehrlich zu antworten. Ich hatte gestern eine Unterredung mit Wilhelm von Humboldt auf dem schönen neuen Platze in den elysäischen Gefilden, der nach ihm genannt wird. Da hab' ich's von ihm gehört. — Nun, dann ist's kein Wunder, wenn du das alles weißt. — Nein, kein Wunder! Höre also weiter. Sprechen ist lautes Denken und gehört dem Volke; folglich ist die Sprache die Gedanken des Volkes. Wenn man also das σοφόν der Sprache erkennen will, so muss man forschen nach dem, was alles Object des Volksgedankens werden muss. — Hast du auch das von Humboldt gehört? — Dies selbst, klar und geradezu, habe ich nicht gehört, wohl aber manches, woraus mir dies zu folgen scheint. Wollen wir nun nicht gemeinsam überlegen, ob es Stich hält? — Gewiss wollen wir das. —

Nun zuerst scheint mir, es müsse doch in der Tat ganz unwidersprechlich das Allerweiseste sein, die Objecte alle zu erkennen mit allen ihren möglichen Beziehungen und Verhältnissen in ihnen und unter einander, sowohl sinnliche als auch geistige, welche Gegenstand des Volksgedankens, also der Sprache 306

werden können. — Das wollt' ich meinen, o Sokrates! — Gewiss, du Guter, das Allerweiseste! denn das heißt ja das Universum erkennen! — Allerdings! —

Aber, sage mir, begegnet uns hier nicht vielleicht etwas, was Sprachweisen am allerwenigsten begegnen dürfte? — Was meinst du? — Ein Spiel mit Worten. — Wieso das? — Mit welchem Rechte, könnte uns ein Philosoph fragen, nennt ihr dasjenige das σοφόν der Sprache und den Gegenstand der Sprachwissenschaft, was doch nur Gegenstand aller Wissenschaften und der ganzen Wissenschaft sein kann, nämlich das Universum? Was sollten wir ihm antworten? — Sage du! — Ich weiß nichts darauf zu erwidern. Es sind doch z. B. gewiss die Tiere und Pflanzen nach ihren Classen und Arten von den Völkern zu benennen. — Gewiss. — Soll denn nun darum die Wissenschaft von den Pflanzen und Tieren Sprachwissenschaft sein? — Unmöglich. — Und verhält sich's nicht ebenso mit allem andern? Die Verhältnisse des Raumes und der Zeit und der Bewegung und alle Kategorien, sind sie nicht Gegenstand der Metaphysik und Logik und der Physik? Die Ideen der Sittlichkeit, werden sie nicht in der Ethik behandelt? Wie kann sich denn also die Sprachwissenschaft ihrer bemächtigen? Oder wollt ihr mit Kratylos behaupten, die Sprache sei der Inbegriff aller Wahrheit? Doch du hast mir ja schon gesagt, dass Pott das Gegenteil behauptet, die Sprache sei voller Irrtümer. — Allerdings, Sokrates, sagt das Pott. Aber wenn wir ihm nicht Unrecht tun wollen, und überhaupt wenn wir ihn recht verstehen wollen, so müssen wir die Sache doch wohl so nehmen. — Nun wie denn? mein Guter. — Die logischen Kategorien sind wohl in der Sprache, aber nicht so einfach und abstract, wie die Logik sie nimmt; sie durchschlingen sich vielmehr in der gesammten Sprache auf eine wunderbare und rätselhafte Weise; und kein Redeteil, keine sprachliche Form fällt unbedingt nur unter eine, sondern zugleich unter mehrere derselben. Ueberdies ist in der Sprache selten etwas streng logisch ohne anderweitige Beimengung; und es ist nun eben ein sehr schwieriges Geschäft, das noch keineswegs völlig zu Ende geführt ist, die in der Sprache
307 vielfach in einander gewickelten Fäden jener Kategorien zu entwirren (S. 29). — Aber, du Bester, siehst du nicht, dass wir nun schon wieder an derselben Stelle stehen, wo wir schon ein-

mal waren? — Wie meinst du das? — Ich meine das, was ich schon vorhin bemerkte. Jenes Geschäft, welches Wunderbares und Rätselhaftes auflösen soll, kann denn das wohl je gelingen? trägt es nicht in sich selbst die Unmöglichkeit, vollbracht zu werden? Es soll die Wahrheit aus dem Schein, die Idee und das Sein aus verwirrtem Nachbilde und Nichtsein aussondern! Kann das gelingen? Und wozu das, selbst wenn es möglich wäre? Wollt ihr die Wahrheit, das σοφόν, so sucht es doch dort, wo es selbst an sich selbst in Reinheit ist, in der Idee, und lasst alle Truggestalten und Traumbilder fahren, welche euch von den Wortformen vorgegaukelt werden. — Aber, guter Sokrates, darauf habe ich dir ja auch schon geantwortet; und ich wundere mich, wie du nur solche Reden, die ihr, du und dein schöner Schwan, uns vor zwei Jahrtausenden oft genug vorgesungen habt, mir heute wieder gerade so vorbringen kannst. — Und soll ich es etwa wie die Sophisten machen, die jeden Tag über dasselbe anders reden? Ich kann freilich über dasselbe immer und ewig nur das wiederholen, was ich von der Wahrheit vernommen habe, heute nur wieder so, wie vor zweitausend Jahren. — O, lieber Sokrates, wie viel hat sich seitdem in der Wissenschaft geändert! und zwar gebessert, wie du nicht leugnen wirst, und hat sich gerade darum gebessert, weil wir nicht jene ausschließliche Verehrung der Idee hegten, sondern uns auch frisch und mutig in das versenkten, was du das Nichtsein und Trugbild nennst, was aber die Wirklichkeit ist, aus der die Wahrheit genommen werden kann. Wenn wir immer noch bei deinen Ideen stehen geblieben wären, würden wir denn (ich will nicht von Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen und Aehnlichem reden) aber würden denn wohl z. B. unsere Chemiker das Wunder begriffen haben (dir wenigstens schien es ein Wunder), dass Wasser Feuer löscht? und tausend Aehnliches? Also lass nur deinen gar nicht mehr zu rechtfertigenden Ekel fahren vor dem Wirklichen, in dem wir das wahre Sein zu finden wissen, während ihr es im Leeren und in Hirngespinnsten suchtet. — Oho, junger Freund, verachte uns Alten 308
nur nicht gar zu sehr. Dass ihr mancherlei, tausenderlei besser kennt, besser beobachtet, besser analysirt, besser experimentirt: das gilt ohne Widerrede. Aber ob ihr alle besser denkt, als wir gedacht haben, das scheint mir sehr fraglich. Und ich rede

auch hierüber noch eben so, wie ich früher geredet habe. Ich sagte z. B. immer, der sei nicht in Wahrheit tugendhaft, der nicht ein strenges Wissen von der Tugend habe. Mein alter Freund Kephalos war gewiss ein braver Mann, den ich liebte und achtete; und so waren es alle jene Kämpfer bei Marathon, und ich achtete und liebte sie. Was mir aber an ihnen missfiel, war, dass sie kein Wissen von der Tugend hatten; und wer das nicht hat, wer das Gute bloß aus Ueberlieferung und Gewohnheit tut, der geht leicht fehl sowohl im eigenen Handeln, als in der Erziehung der Kinder. Und so haben alle jene tapfern, braven Männer arg gefehlt. Eben so sehe ich nun auch die Wissenschaft an. Ich achte euch wohl wegen der Fortschritte, die ihr in allen Kenntnissen gemacht habt und auch in der Erforschung der Sprachen. Aber wie es nicht genügt, bloß tugendhaft sein und nicht Rechenschaft geben können von dem Wesen der Tugend, so ist es auch nicht genug, allerlei zu kennen; sondern man muss genaues Wissen von seinem Kennen haben, sonst irrt man nicht nur oft geradezu, sondern das Kennen hat auch den rechten Wert nicht. Nun scheint ihr mir in der Tat oft recht viel, sehr viel zu kennen, aber schlecht zu denken, indem euer Geist erdrückt wird von allen Kenntnissen. Da überseht ihr denn sehr oft, dass eure Principien gar nicht in Uebereinstimmung sind mit euren Kenntnissen und lasset bald auf dieser, bald auf jener Seite Behauptungen gelten, die nur ohne alle Folgerichtigkeit neben einander bestehen können. So habe ich es schon öfter bei euch Neuern gefunden, und so finde ich es jetzt auch bei euch Sprachforschern, — denn ob ihr Sprachwisser seid, das scheint mir nun doch schon sehr zweifelhaft. Ihr glaubt über unsern Dualismus von Sein und Nichtsein, Idee und Nachbild hinaus zu sein. Schön, wenn ihr es wirklich wäret! Ihr seid es aber mehr unbewusst, im dunkeln Drange der Empirie und in der Knechtschaft der Tatsachen, als im freien Begriffe. Und darum denkt ihr ohne Consequenz. Ihr stellt Principien auf, logische Kate-
309 gorien, die gerade so abstract sind, wie unsere alten Ideen; nun seid ihr aber nicht so consequent, wie wir waren, und seht die Tatsachen nicht so an, wie sie bei solchen abstracten Principien anzusehen wären, sondern, von ihnen beherscht, lasst ihr euch hierhin und dorthin ziehen, wohin die Principien gar

nicht führen. Habt ihr so viel Respect vor den Tatsachen, so schafft euch auch solche Principien, welche solchen Respect rechtfertigen; diejenigen, welche ihr habt, tun das nicht. Darum schimpft ihr auf die Tatsachen, indem ihr sie dennoch respectirt, und benehmt euch gegen sie wie Sklaven gegen ihre Herren: sie murren gegen sie, haben aber Respect vor ihnen und folgen ihnen. Vielleicht ist das sehr wahr, was ihr von dem Werte der Tatsachen und der Notwendigkeit, ihnen zu folgen und nur auf sie zu sehen, sagt: es kann wahr sein; aber es ist nicht in Einklang mit euren Voraussetzungen, nach denen ihr sie eben so sehr verachten müsstet, wie wir taten. Wenn wir nun irrten, so irrten wir mit Folgerichtigkeit, und das ist mir mehr wert als Recht haben ohne Folgerichtigkeit. Denn im letztern Falle hat man doch niemals die Wahrheit und verderbt sich das Denken, die edelste Tätigkeit des Menschen, ja die einzig menschliche. Lieber ein wenig weniger gekannt und besser gedacht: das gibt besseres Wissen. Also verachtet uns nur nicht zu sehr. —

Du scheinst zu zürnen, Sokrates. Aber du kannst ruhig sein; wenigstens wir Deutschen, das Volk der Philologen, wie werden wir euch verachten! Ich will dir das sogleich durch eine Tatsache beweisen, wie wir euch verehren. Pott philosophirt gelegentlich wie ein echter Pythagoreer. — So, so! — Du achtest doch den Pythagoras sehr hoch. — Ei gewiss. Es ist aber noch etwas Anderes, Pythagoras hochachten und pythagoreisch denken. Aber wie philosophirt denn Pott pythagoreisch? — Nun, es scheint doch auf der Hand zu liegen, wenn die Zahl das Allerweiseste ist, die Sprache aber das nächst Weise, so muss doch auch Zahl in der Sprache sein. — Meinst du, es müsse Zahlwörter geben? — Nicht bloß das; die Zahl muss sich auch ebenfalls wie die anderen Kategorien durch die Sprache überall hindurchschlingen. — In der Tat, das scheint consequent. Und versteht es Pott, die Zahl aus der Sprache herauszuwirren? Macht er es vielleicht so wie eure Chemiker und Physiker und 310
sogar eure Psychologen, welche bestimmte Zahlenverhältnisse in der Verbindung der Stoffe, in der Wirksamkeit der körperlichen und der seelischen Kräfte nachweisen: das wäre ja wirklich σοφόν! — Nun, ich weiß nicht, ob du dir nicht eine zu große Vorstellung von der Sache machst. Es entspreche nämlich, sagt Pott, die Wurzel der Null und dem Punkte, das Verbum der

Eins und der Linie, das Adjectivum der Zwei und der Fläche, das Substantivum der Drei und dem Körper, das Pronomen der hohlen Figur, z. B. dem Kreise, Dreieck. — Entspricht das Pronomen nicht der Zahl Vier? — Nein, mit der Drei bricht es ab. Die Präposition und Conjunction entsprechen dem Winkel. Ist das nicht reiner Pythagoreismus? — Ich verstehe mich nicht auf ihn, und weder weiß ich, was durch ihn gewonnen wird, noch kann ich es untersuchen.

Aber etwas Anderes fällt mir ein, du Guter, was vielleicht wichtiger ist. — Sage, bester Sokrates, was? — Was in Bezug steht auf unser Sein und σοφόν und das Nichtsein oder die Tatsachen. — Nun, ich bitte, erkläre dich. — Es wird aber schwer werden, fürchte ich, zu untersuchen. — O, sage nur. — Nun, ich will schon; ich wollte nur bei mir selbst erst überlegen, wie ich anfangen sollte. Mag es so geschehen. Du kennst doch Protagoras und weißt, was er gelehrt hat? — Dass der Mensch das Maß aller Dinge sei: meinst du das? — Richtig, das meine ich. — Das hat Pott auch in seinem Buche (S. 67). — Nun, er hat doch wohl den Ausspruch des Sophisten nicht als zum σοφόν gehörig? — Ich weiß nicht. Pott sagt nur, Protagoras habe in vielem Betracht Recht, was er vielleicht nur auf das bunte tatsächliche Verhältnis in den Sprachen bezieht. — Lass uns aber überlegen, inwieweit wir ihm beistimmen wollen. — Wie, Sokrates, willst du deinen alten Kampf gegen den Sophisten aufgeben? — Das wohl schwerlich. — Und was geht er uns heute wohl noch an? Ich tadle Pott, dass er ihn herbeigezogen hat, was doch nur geschehen konnte, indem er seinen Worten einen fremdartigen Sinn unterlegte. — Lassen wir einstweilen Pott. Aber schiene dir nicht die Bestimmung des richtigen
311 Verhältnisses des Realismus und Idealismus zu einander und zur Wahrheit etwas überaus Wichtiges? — O, das Allerwichtigste; aber wie hängen diese Gegensätze der neuen Philosophie mit Protagoras zusammen? — Nun, gar zu weit scheint mir euer Fichte, Schelling und Hegel von Protagoras nicht entfernt zu sein; wenigstens nicht so weit, dass man nicht auch von ihm sagen könnte, was ihr von jenen sagt, dass er Idealist war. Oder heißt nicht eben das Idealismus, den Menschen zum Maße aller Dinge machen? Und haben nicht jene Neuern behauptet, das Denken schaffe das Sein, der Begriff das Object? und haben

sie nicht eben darum aus dem Ich, aus dem Geiste das All, das Nicht-Ich, zu entwickeln versucht? Sie mögen sich sehr von meinem alten Zeitgenossen unterscheiden; darin sind sie ihm gleich, dass sie den Menschen zum Mittelpunkt und Schöpfer alles Seins machten. — Das allerdings wohl. — So lass uns sehen, inwiefern wir ihnen beipflichten können, ohne dem Realismus etwas zu vergeben; und um uns nicht in zu schwierige und zu weit führende Fragen einzulassen, wollen wir so viel wie möglich bei der Anwendung auf die Sprache bleiben. Willst du mit mir sehen? — Gar sehr will ich das. —

Nun denn! Wollen wir erstlich als gewiss hinstellen, dass es ein festes, an sich bestimmtes Sein gibt, ein Sein — unwandelbar insofern, als alles, was an ihm Vielheit, Bewegung, Veränderung und Geschehen genannt werden kann, nach unwandelbaren, dem Sein selbst angehörenden, dem Menschen aber unverrückbaren und von dessen Wirken und Denken ganz unabhängigen Gesetzen vor sich geht. Wollen wir das sagen? — Es scheint mir, dass man so sagen müsse. — Und kann sich der Realismus mit dem Gesagten wohl begnügen? — Ich denke, er könnte es. — Gehört aber nicht zum Sein auch der Mensch? — Gewiss. — Und er kommt in Berührung mit anderm Sein, sowohl mit Sein gleicher Art wie er, d. h. mit andern Menschen, als auch mit Sein ungleicher Art, d. h. mit allen möglichen Wesen. Nicht so? — Gewiss. — Diese Berührung, in die er mit Anderm kommt, wird eine doppelte sein. — Wie doppelt? — Sie wird einerseits eine rein physikalische sein, die nach den allgemeinen mechanischen Gesetzen der Körperlichkeit erfolgt, und andererseits eine seelische, die nach den mechanischen Gesetzen der Seelenregungen bestimmt ist. — Das scheint mir 312
klar. — Durch die seelischen Berührungen des Menschen, d. h. solche, wo Körper auf die Seele wirken, oder wo eine Seele mittelbar durch Körperliches auf eine andere wirkt, entstehen Empfindungen und Gefühle und daraus erzeugen sich Vorstellungen und Gedanken und Bestrebungen. Ist es so? — Ja, so ist's. — Und wenn der Mensch Gedanken hat von den Dingen, so sagen wir, er habe eine Kenntnis von ihnen, oder wisse von ihnen, mag übrigens auch dieses Kennen und Wissen sehr unvollkommen sein. — So sagen wir. — Muss auch der Realist zugestehen, was wir bisher durchgegangen haben? —

Ich denke, das alles haben wir auf dem Standpunkt des Realismus gesagt. — Schön! Wenn wir uns nun jetzt plötzlich umwendeten und Idealisten würden, ohne unsern Standort zu verlassen! — Wie das? und warum umwenden? — Nur den Blick wenden wir; denn wir müssen uns doch von unserm Punkte aus allseitig umsehen. — Das müssen wir. — Ueberlege also! es ist aber nicht schwer. Dadurch dass wir Gedanken haben über die Dinge, sagten wir doch, wissen wir von ihnen? — Ja. — Und wissen von ihnen, nicht bloß wie sie sind, sondern auch, dass sie überhaupt sind. — Ja. — Worüber wir aber gar keine Gedanken haben, davon wissen wir nichts. — Nein. — Weder wie sie sind, noch überhaupt, dass sie auch nur sind. — So ist's. — Es könnte also wohl ein Wesen sein, existiren, das auf unsern Leib einwirkt, von dem wir aber nichts wissen, vielleicht weil die Seele diese seine Wirkung nicht spürt, oder weil sie denkt, diese Wirkung rühre von einem andern Wesen her. — Das könnte sein. — Wenn wir aber über ein Wesen keine Gedanken haben, von ihm nichts wissen, so ist es auch nicht für unser Bewusstsein; und es ist in unserm Bewusstsein gar nicht vorhanden. — Nein. — Wir werden also auch nie von ihm reden, noch es benennen oder irgendwie bezeichnen, ihm keine Stelle in der Welt oder im Zusammenhange unserer Vorstellungen anweisen, nicht nach ihm streben, es nicht lieben und nicht verabscheuen: kurz, ein solches Wesen würde für unsern Geist und unser Gemüt in keiner Weise existiren. — Nein. — Und muss auch der Realist so sagen? — Ich denke. — Und muss er nun nicht auch sagen, dass es nur Gedachtes,
313 Gekanntes, Gewusstes gibt? — Es scheint. — Denn von dem, was wir nicht wissen, können wir doch auch nicht einmal sagen, dass es solches gibt oder nicht gibt? Es kann uns gar nicht in den Sinn kommen, sein Sein etwa behaupten oder leugnen zu wollen. Es ist das reine Nichts, das weder zu denken, noch auszusprechen ist. — Freilich! — Und sind wir nun nicht auf realistischem Standpunkt 'Idealisten, wenn wir sagen: es gibt nur Gedachtes? — Das heißt aber doch: gedachtes Sein? — Du willst sagen, dass vieles von dem Gedachten als seiend gedacht wird; dass als Grund seines Gedachtwerdens sein Sein gilt. — Ja, so meine ich, und so wird es sich der Realist gefallen lassen. — Das hoffe ich. Aber vergiss auch das nicht:

der Grund, warum das Seiende für uns ist, ist nicht sein Sein an sich, sondern sein von uns Gedachtwerden. Denn würde es nicht gedacht, so möchte es immerhin sein, und es wäre doch nicht für uns. — So scheint es allerdings. — Ebenso aber mögen die Wesen sein, wie sie wollen, mögen in Wahrheit wirken und Beschaffenheiten haben, wie es nur immer sein mag: in unserem Bewusstsein, also für uns, sind sie nicht bloß darum, weil wir sie denken; sondern sie sind auch nur so, wie wir sie denken, und wirken so, wie wir es uns von ihnen vorstellen. — Das folgt aus dem Vorigen. — Wenn also ein Wesen Kräfte hätte, deren Wirkungen unsrer Aufmerksamkeit entgingen, sei es, weil wir gar kein Organ dafür hätten, oder auch bloß, weil wir nicht recht aufmerksam darauf wären: so würden diese Kräfte und Wirkungen für uns nicht sein, wir würden von ihnen nicht reden können, sie nicht fürchten und nicht herbeiwünschen. — So ist's. — Und wenn wir zwar die Wirkungen bemerkten, die Wesen aber, von denen sie ausgehen, und die Natur der Kräfte, durch welche sie bewirkt werden, nicht einsähen: so könnten wir die Wirkungen ganz andern Wesen zuschreiben, als denen sie wirklich zukommen, und aus ganz anders gearteten Kräften erklären, als durch welche sie in Wahrheit verursacht werden. Und so wie wir's uns denken, so würde auch für uns die Sache sein. — Allerdings. — Es könnten also Wesen und Kräfte, die zwar sowohl an sich, wie auch für uns sind, doch an sich ganz anders sein und wirken, als sie für uns sind und wirken; ja es könnten sogar für uns Wesen und Kräfte sein, die wirklich gar nicht sind. — Freilich. Und nun sehe ich, 314
wohinaus du willst: so könnten wir Wesen fürchten und lieben und anbeten, die gar nicht sind, während Wesen, die wirklich sind, weil wir sie nicht denken, auch für uns gar nicht vorhanden sind. Und so wäre aller Götzendienst begreiflich. — Nun, dahinaus wollte ich nicht eben; sondern auf die Sprachwissenschaft wollten wir ja kommen. Von der Mythologie aber ein ander Mal, wenn Du willst. — So lassen wir jetzt die Mythologie und bleiben bei der Sprachwissenschaft. —

Das hätten wir also erwiesen, du Bester, dass es nur Gedachtes gibt, also keine Welt, sondern eine Weltanschauung. Haben denn nun alle Menschen dieselbe Weltanschauung? — Das nicht. Das Sprichwort sagt: So viel Köpfe, so viel Sinne;

und Pott sagt, wie zwei Menschen nicht denselben Regenbogen sehen, sondern jeder von seiner Stelle aus nur den seinigen sieht, so hat überhaupt jeder Mensch seine Ansicht von den Dingen und ihren Verhältnissen. — Sagt das Pott? so dürfen wir um so eher hoffen, auch er werde uns beistimmen. Es gibt also weder eine Welt, noch einzelne Objecte, sondern nur viele oder unzählige Weltanschauungen und Auffassungen der Objecte. Sagen wir nicht auch, dass jedes Volk eine geistige Individualität sei? — Ja. — Und dass es als solche eine eigentümliche Weltanschauung habe und diese in seiner Sprache ausdrücke? — Ja, und das ist humboldtisch. — Von Humboldt hab' ich's gehört.

Lass uns aber weiter gehen. Ist nicht jede Anschauung eine Schöpfung der Seele? — Ja. — Also ist eine Weltanschauung eine Weltschöpfung? — Nun ja, insofern wir doch nur von gedachten Welten reden. — Und können wir anders reden? wissen wir denn von etwas anderm als von gedachten Welten? — Freilich nicht, nach allem was wir schon durchgesprochen haben. — Die Sprachen also sind Weltschöpfungen, wodurch sowohl die einzelnen Objecte für den Volksgeist werden, als auch zur Einheit einer Welt sich zusammenstellen. — Allerdings. —

Merkst du nun, wie wir jetzt gegen Pott ganz anders reden müssen, als wir vorher getan? — Noch nicht klar. — Sieh her! Wir forderten doch vorhin von Pott und von jedem, der das
315 σοφόν, die Vernunft der Sprache erkennen wolle, dass er alle Objecte und objectiven Verhältnisse, seien sie reale oder bloß ideale, systematisch construiren müsse, weil diese eben den Gegenstand, das Object, für alle sprachliche Darstellung, für die Volkslogik, bildeten und damit eine sichere ideale Norm hergäben, an der die einzelnen Sprachen sich messen ließen. Durch solche Messungen würden wir sowohl die Lücken auffinden, welche die Sprachen lassen, als auch die Ersatzmittel, durch welche sie die Mängel decken. Die Objecte und ihre Verhältnisse sollten als das wahre Sein einen festen Mittelpunkt gewähren, von welchem aus man nach verschiedenen Richtungen die verschiedenen Weisen der Auffassung und Darstellung dieses Seins in den einzelnen Sprachen verfolgen könnte. Meinten wir nicht so? — Ja, und auch Pott meint so. — Nun aber hat sich uns

doch ergeben, dass es solche feste Objecte für die sprachliche Darstellung gar nicht gibt; dass wir immer und überall nur von Gedachtem reden können; dass es weder Dinge, noch Verhältnisse, noch Begriffe gibt, welche schon vor dem Denken, also vor dem Sprechen wären, und auf die dann erst das Denken und Sprechen sich hinrichtete, um es zu erfassen; sondern dass Denken, Anschauen, Sprechen ein Schaffen ist, dass also durch das Denken und Sprechen die Objecte selbst erst für uns hervorgebracht werden, oder dass durch das Denken das reale Sein erst für uns zum Object wird. Oder ist das nicht richtig, was ich sage? — Doch, doch, sehr richtig. — Nun, so wird auch wohl das richtig sein, wenn ich sage: die Sprache ist eine Weltschöpfung, und der Sprachforscher hat dies zu sehen, wie jedes Volk sich Objecte schafft und, diese zu einem Ganzen zusammenfassend, eine Welt. — Auch das ist notwendig richtig. — Wenn wir nun eine solche Welt aus ihren Angeln heben, d. i. sie zerstören wollten, so müssten wir mit Archimedes einen Standpunkt außer ihr suchen; wenn wir sie aber erforschen wollen, so müssen wir uns durchaus in sie hineinbegeben und sie nach allen Richtungen durchwandern, um zu sehen, was in ihr ist. — Freilich. — Und dabei dürfen wir denn auch keine construirten Raum- und Bewegungs- und Begriffs-Verhältnisse als Objecte für präpositionale und casuale Darstellung mit uns schleppen; keine Kategorien, deren Verschlingungen zu suchen wären. Denn das sind bloß eingebildete Bahnen, nach denen sich die 316
Gestirne jener Sprachwelten gar nicht bewegen. — All dergleichen müssten wir unterlassen. — Was also Pott „gleichsam als Objecte für sprachliche Darstellung“ (S. 78) ansieht, sein Allerweisestes, sein Sein, das ist vielmehr ein leeres Nichts. Die wirklichen Sprachen aber sind dem Sprachforscher das einzige Sein, außer dem es kein Object seiner Betrachtung gibt. — Wie! die wirklichen, lückenhaften, bunten Sprachen sind das einzige Sein, die du, weisester Sokrates, bisher immer das Nichtsein und das Trugbild nanntest? Bleibst du dir auch jetzt noch gleich? — Insofern bleibe ich mir gleich, als ich auch jetzt sage, was gewissenhaftes Denken mir zu sagen gebietet. Weil ich von euch gelernt habe, die Tatsachen, das Wirkliche, zu achten, darum habe ich jetzt meinen alten Begriff vom Sein umgestaltet, ihr aber nicht, obwohl ihr das hättet tun müssen.

Jetzt kann ich mich in den Strom der Tatsachen hineinwagen, obwohl ich weiß, dass seine Wasser reißend abwärts stürzen und mächtig wogen; obwohl ich weiß, dass ein guter Schwimmer nötig ist, der herüber und hinüber, aufwärts wie abwärts zu kommen und auch tief unterzutauchen verstehen muss: ich kann's dennoch wagen, weil keine Construction eingebildeter objectiver Verhältnisse mir die Glieder zwängt, weil ich alle Gelenke in freier Beweglichkeit habe. Ihr aber, was tut ihr? Indem ihr in Constructionen, die euch festen Boden zu gewähren dünken, die Sprache sucht, die gar nicht in denselben ist, und dann wieder von den Tatsachen euch gedankenlos treiben lasset, bis ihr, um wieder Atem zu holen, euch in die Constructionen zurückversetzt: so kommt ihr mir vor wie Leute, welche Schwimmbewegungen auf dem Lande machen; und, in den Strom gegangen, treiben euch die Wellen, wie sie eben folgen; und seid ihr in Gefahr zu ertrinken, so lasset ihr euch schnell wieder ans Land ziehen.

Wenn, geneigter Leser, Sokrates so zu uns spräche, was würden wir ihm denn wohl antworten?

Aber, da wir einmal den alten Schalk-Philosophen herabbeschworen haben, sollen wir ihn schon entlassen? Nein. Bleib nur noch, Sokrates! du hast ja das Gespräch erst halb vollendet. Wie wir Sprachforscher es nicht machen sollen, hast du gezeigt, obwohl sich noch manches auch in Bezug hierauf gegen dich
317 sagen ließe. Aber zeige uns nun, wie wir's machen sollen. Sei nicht bloß negativ und kritisch, sei auch positiv. Nun, du siehst ja so verwundert aus? — Und gar sehr verwundere ich mich. Wie doch der Mensch zu allen Zeiten gleich ist! Ihr seid wie meine Athener. — Wieso das? — Obwohl ich tausendmal versicherte, ich wisse nichts, so wollte man doch immer wieder auf jede Frage von mir eine bestimmte Antwort haben, an der kein Titelchen falsch sein sollte. Und so machst du es jetzt wieder. Aber lass uns untersuchen, wenn du etwas hast. — Das genügt mir ja auch schon. Nun sage, sollen wir denn niemals Untersuchungen anstellen über die Präpositionen überhaupt oder im allgemeinen, und ebenso über die Zahlen, Eigennamen, das grammatische Geschlecht im allgemeinen? — Nun, vielleicht sollt ihr das. — Müssen wir dann nicht damit beginnen, vor allem den Begriff der Präposition oder des Redeteils, um den

es sich handelt, festzustellen, und dann die Erscheinungsformen in den einzelnen Sprachen verfolgen? — Vielleicht sollt ihr so verfahren, wie du sagst. Und Pott hat es wohl so gemacht? — Ja, und ich habe dir ja schon gesagt, dass er etwa so definirt: Präpositionen und Casus bezeichnen die Verhältnisse des Raumes oder der Dinge zu einander im Raume, in der Zeit und nach der Causalität. — Ich muss aber erst sehen, ob ich dich verstehe. Sind die Wörter „rechts, gestern, erzeugen“ Präpositionen? — O, nein doch! — Bezeichnen sie denn nicht Verhältnisse des Raumes, der Zeit und der Ursächlichkeit? — O ja, das wohl! aber es sind doch keine Präpositionen. — Nun denn: „gehen, stehen, liegen, sitzen“, bezeichnen sie nicht Verhältnisse zwischen Dingen im Raume? Ebenso „schlagen, schlafen“? — O ja; aber das meinen wir nicht. Diese Wörter bezeichnen wohl Verhältnisse zwischen Dingen im Raume, aber nicht die räumlichen Verhältnisse. Wenn man z. B. sagt: „ich stehe auf der Erde, ich schlage auf den Tisch“, so bezeichnet zwar „stehen, schlagen“, mein Verhältnis zur Erde, zum Tische; aber „auf“ bedeutet erst das Räumliche an diesem Verhältnisse, während die Verba die Tätigkeit ausdrücken, welche in diesem Verhältnisse liegt und dasselbe bewirkt. — Sagst du das aus dir selbst oder aus Pott? — Aus mir selbst aber gewiss auch in Potts Sinne. Pott hat sich wohl deiner Frage, wie sich 318
Verba von Präpositionen unterscheiden, gar nicht versehen. — So, so! Also war wohl meine Frage recht töricht? — Nun das will ich nicht gesagt haben. — Das freut mich; denn sonst würde ich den Mut verloren haben, weiter zu fragen. Nun sage mir auch den Unterschied zwischen Präpositionen und solchen Nomina, wie „Nord und Süd, Vergangenheit und Gegenwart, Ursache und Wirkung“. — Diese Frage zu beantworten, wird Pott auch nicht eingefallen sein. Indessen, was ich dir schon zur Unterscheidung von Verben und Präpositionen hätte sagen können: die Präpositionen sind Partikeln, Verba und Nomina aber nicht. — So danke ich dir, dass du mir vorhin anders geantwortet hast und besser. Denn was du vorhin sagtest, habe ich verstanden, was du aber jetzt sagst, dabei kann ich mir nichts denken, wenn du nicht erklärst, was Partikeln sind. — Aber, bester Sokrates, wenn du so verfährst, so werde ich dir um der Präpositionen willen die ganze Grammatik durchdefiniren

müssen. — Wenn es nötig ist, so zu verfahren: so musst du es tun. Es ist aber vielleicht nicht nötig. Denn, wenn du mir auch eine allgemeine Erklärung gegeben hättest von den Partikeln, so würde ich doch noch fragen: wie unterscheidet sich also die Präposition „vor“ von dem Substantivum „Vergangenheit“, „Ursache“, und „zu“ von „Zukunft“, „Streben“; „in“ von „Umschlossenheit“, „Inneres“, „um“ von „Umkreis“, und auch „Ursache“, und Aehnliches. Oder, wenn du das vielleicht eher findest, wie unterscheiden sich Adverbia von Präpositionen, z. B. oben von auf, über; vor von vorn u. s. w. — Ueber das letzte hat sich Pott ausdrücklich erklärt (S. 28). Die Präpositionen sind in der Schwebe der Relation gehalten und bedürfen der beiden aufeinander bezogenen Substanzen zu ihrem vollen Verständnis, während die Adverbia nur den absoluten Gegensatz der räumlichen Richtung attribuiren, ohne dass man die Substanzen, an die er geknüpft ist, zu nennen brauchte. Wenn du z. B. von einer Sache sagst, sie liege über, so musst du auch die andere nennen, über der sie liegt; aber es genügt zu sagen: „sie liegt oben“. — Das glaube ich zu verstehen, und ich würde sagen: wie alle Adverbia einen nähern Umstand einer Handlung oder eines Zustandes andeuten, so bezeichnen auch
319 „vorn“, hinten“ u. s. w. einen solchen Umstand, und zwar einen, der auf einem räumlichen Verhältnisse beruht. Die Präpositionen aber bezeichnen das Verhältnis selbst als ein sich zwischen seinen Gliedern vollziehendes und nicht als ruhenden Umstand. — Ja, das scheinst du mir gut begriffen zu haben. —

Was wir aber von den Präpositionen gesagt haben, gilt auch von den Casusformen? — Ja, nur eben mit dem Unterschiede, dass die Casus, lautlich betrachtet, in einem Wortwandel bestehen, und begrifflich nur die allgemeinen Verhältnisse des Wohin, Wo, Woher andeuten; die Präpositionen aber Wörter sind und die specielleren Bestimmungen ausdrücken, also die näheren Ergänzungen zu den Casusformen liefern. — Hältst du diesen Unterschied für wesentlich? — Für sehr wesentlich, guter Sokrates. — Aber dennoch scheinen Präpositionen und Casus notwendig zusammen zu gehören; denn weder dürften die Casus mit ihrem allgemeinen Sinne für sich allein genügen, um die räumliche Beziehung genau zu bestimmen, noch haben die Präpositionen, welche nur die besonderen Ver-

hältnisse als bloße Ergänzungen des Allgemeinen andeuten, einen Sinn ohne die Casus. Ist es nicht so? — Es scheint. — Denn man muss überhaupt das Allgemeine und das Besondere zwar wohl unterscheiden, aber nicht von einander trennen. Nicht so? — Freilich! — Denn es sind relative Begriffe, und keiner von ihnen würde einen Sinn haben, wenn man nicht den andern zugleich mit berücksichtigte. — Ja, ja. — Du stimmst zu, scheinst aber bedenklich. — Das tut nichts; frage nur weiter. — Das werde ich. Aber du scheinst zu erraten, was ich jetzt fragen will, nämlich dies, ob es eine Sprache geben könne, welche nur Casus oder nur Präpositionen hätte; welche überhaupt zwischen casualer und präpositionaler Bedeutung nicht unterschiede? — Diese Frage fürchtete ich. — Nun aber, nur frisch geantwortet, mein Theätet. — Ich heiße nicht Theätet; was ich aber denke, will ich dir wohl sagen. Nach dem, worüber wir soeben übereingekommen, kann es allerdings keine Sprache geben, die nicht zwischen Casus und Präpositionen unterschiede. Tatsächlich aber gibt es doch solche, wie Pott behauptet. — Ist also ein Widerspruch zwischen dem, was wir gedacht haben, und den Tatsachen? — Offenbar. — Also ist entweder unser Gedanke 320
falsch oder die Tatsache. Nun war doch aber unser Gedanke logisch ganz richtig gedacht, oder weißt du einen Fehler in ihm nachzuweisen? — Ich nicht. — Ich will dir denselben kurz wiederholen. Nach Pott bezeichnen Casus das Allgemeine, Präpositionen das Specielle der Raumverhältnisse. Nun kann das Allgemeine nie ohne das Besondere sein, und dieses nicht ohne jenes, weil in ihrer gegenseitigen Relation ihr Wesen liegt: folglich können Casus nie ohne Präpositionen, Präpositionen nie ohne Casus sein. Muss uns Pott das zugestehen? — Ich glaube, er muss. — Sollen wir denn nun den richtigen Gedanken den Tatsachen zu Liebe aufgeben oder modeln? — Das geht wohl nicht an. — Nun, so müssen wir wohl die Tatsachen, die dem Gedanken widersprechen, als schlecht, unorganisch, nicht σοφόν betrachten? Pott verbietet uns ja das nicht, wie du mir gesagt hast. Die Sprachen, sagt er ja, verfahren „nicht immer in sehr wahrer und schicklicher“ Weise (S. 15). — Dennoch, o Sokrates, stützt sich Pott auf diese Tatsache, um unsern Gedanken über Casus und Präpositionen zu bekämpfen. — Und du, mein Bester? Siehst du wohl, wie ihr Sclaven der Tatsachen seid!

Wie euer Gedanke unter dem Joche der Tatsachen verkümmert! — Nun und du, weiser Sokrates, willst du etwa die Tatsachen schelten oder verleugnen deinem apriorischen Gedanken zu Liebe? — Gewiss nicht; denn erstlich ist ja der Gedanke, eben weil er apriorisch ist, nicht mein Gedanke, sondern Aller, welche denken, und der Wahrheit selber. Und zweitens vergisst du ganz, wie es mit den Tatsachen überhaupt steht. Gibt es denn Tatsachen? — Was meinst du? — Ich erinnere an das, worüber wir uns schon geeinigt haben, dass es nichts weiter gibt als Gedachtes. — Gut, aber was weiter? — Also gibt es nur gedachte Tatsachen. — Immerhin. — Und zuweilen eingebildete oder wenigstens falsch gedachte Tatsachen. — Meinst du, die Tatsache, die uns hier beschäftigt, dass es Sprachen gibt ohne Casus mit bloßen Präpositionen, und andere wiederum ohne Präpositionen nur mit Casus: meinst du, die sei falsch? Dem wäre nicht so? — Nimm immerhin einstweilen an, o Bester, diese Tatsache sei durchaus richtig. Sie ist aber doch immer nur etwas Gedachtes. Wenn sie nun anderen Gedanken in uns
321 widerspricht, so widerspricht ein Gedanke dem andern, nicht etwa ein Sein dem Denken. — Freilich. — Es wird sich doch auch nicht etwa mit der Sprache anders verhalten, als mit allem andern, was man Tatsache nennt? — Wie meinst du? — Ich meine, dass es keine Sprachen gibt, sondern nur grammatische Ansichten von den Sprachen. — Das klingt doch wunderlich, o Sokrates. — Es scheint also, als würde es mir nichts nützen, wenn ich dich darauf verwiese, dass meine Behauptung doch notwendig aus dem folgt, was wir vorher dnrchgegangen haben. — Diese Folgerung, o Sokrates, sehe ich wohl ein; sie ist ja kinderleicht; aber ich kann mir die Sache doch noch nicht so recht denken. — Du weißt vielleicht nicht, dass zu der Zeit, als ich lebte, es noch keine Sprachen gab? — Wie, ihr hattet keine Sprache? — Versteh mich doch recht! Wir sprachen wohl und viel und schön; aber wir wussten nichts von einer Sprache. Wir kannten wohl Reden und Unterredung und Benennungen, aber wir hatten nicht den Begriff einer Sprache; und also gab es doch für uns keine Sprache. Begreifst du nun wohl, was ich sage? — O ja. — Du siehst also, mag eine Sprache grammatisch gebaut sein, wie sie will: für uns ist sie nur so, wie wir sie erkennen, sie denken. Und überhaupt verhält es sich

mit ihr so, wie mit allen Objecten. — Es scheint mir jetzt auch so. — Darf man denn nun aber Objecte so denken, dass man unlogisch denkt? — Gewiss nicht. — Wenn es nun unlogisch ist, Präpositionen in der Sprache ohne Casus, und Casus ohne Präpositionen zu denken, so kann dieser Gedanke keine Tatsachen darstellen. — Aber, bester Sokrates, wenn es nun dennoch so ist! — Kommst du mir wieder mit „ist“? Es ist ja gar nichts, sondern scheint nur zu sein! — Gut, wenn es nun so zu sein scheint! — So ist der Schein falsch. — Aber wie kann er denn falsch sein? Und am Ende behauptet Jemand, uns scheine alles falsch. — Philosophie, du Lieber, fordert Geduld. Also werde nicht unruhig. — Aber ich begreife in der Tat nicht, wenn ich eine Tatsache klar sehe, wie ich mir dann einreden soll, sie sei falsch, weil sie einer logischen Schlussfolgerung nicht entspricht! — Nun sieh doch mal diesen Baumgang hinunter! Siest du nicht klar, dass er dort unten immer enger und enger wird? Und du weißt doch, dass das nur 322
Schein ist. Und wenn du je im Gebirge warst, hast du nicht bemerkt, wie dir dieselbe Landschaft, derselbe Berg, je nach der Beleuchtung in Rücksicht auf Farbe und Form ganz anders erschien? — Recht schön, Sokrates! Wie passt denn das aber hierher? Wenn ich mir den grammatischen Bau einer Sprache ansehe, wo ist denn da die Sonne, wo sind die Medien, die mir bald diese, bald jene Form oder Farbe vorspiegeln können? Wo ist denn da von Beleuchtung die Rede? — Ist dir denn das eine so fremde Metapher, wenn ich sage: in deinem Geiste hast du Sonne und Wolken, Lichter und Schatten? — O gehört habe ich sie oft genug; aber was Rechtes dabei denken konnte ich mir noch nie. — Nun denn versuch einmal dir das Denken an sich, die abstracte Tätigkeit als solche, noch gegenstandslos, als das reine Licht vorzustellen, welches auf die Objecte fällt. So rein aber fällt doch das Denken nicht auf dieselben; sondern du hast auch Kategorien, allgemeine Gedanken, Begriffe, die du auf die Objecte anwendest. Du sagst z. B. dies ist ein Baum, und beziehst also deinen Begriff Baum auf dieses Object. Nicht so? — Ja. — Solche Begriffe aber sind doch nicht mehr reines Licht, sondern schon gebrochenes, gefärbtes? — Ja, ja. — Indem du nun aber alles unter solchen Begriffen und noch allgemeinern Kategorien und logischen Maximen ansiehst, siehst du

alles in bestimmter Weise beleuchtet und gefärbt. Sieh dieses Moos! wie ganz anders ist es dem Botaniker beleuchtet, wie anders dem Bauern! Nun nimm den Schimmel, den der Bauer auf organischen Substanzen findet. Wofür hält er ihn? und wofür nimmt ihn der, der denselben unter wissenschaftlicher Beleuchtung sieht? — Recht schön, bester Sokrates, aber komm auf unsere Casus und Präpositionen. — Nun, ich denke, ich bin noch gar nicht davon abgekommen. — So zeige mir doch auch hier Beleuchtung und Wolken. — Du bildest dir doch nicht gar ein, du sähest sie ohne alle Beleuchtung? — So zeige sie mir doch! — Ei, da hast du sie ja! Wenn du sagst: hier sehe ich Casus, hier sehe ich Präpositionen, so sind doch die Begriffe oder Kategorien „Casus“ und „Präposition“ eine bestimmte von dir herbeigeführte Beleuchtung des Objects. Und wenn nun diese Beleuchtung eine falsche wäre, d. h. eine, bei der das
323 wahre Wesen des Objects nicht sichtbar wird! — Ich verstehe nun wohl; aber — Warte noch einen Augenblick mit deiner Einwendung. Jemand redet sich ein, alle Bäume müssen Blätter haben. Nun zeigen wir ihm dort die schönen Tannen. Haben sie Blätter? Ei freilich! ruft er. Die Blätter sitzen doch an den Zweigen; seht her! an den Zweigen der Tannen sitzen auch Blätter! Was werden wir ihm antworten? — Wir werden sagen, das dass keine Blätter, sondern Nadeln sind. — Versteht sich; und wir werden ihm sagen, dass es Bäume mit Blättern und Bäume mit Nadeln gibt, und dass Nadeln zwar ungefähr so etwas sind wie Blätter, aber dennoch von ihnen verschieden. Nicht wahr? — Allerdings. — Ein Anderer sagt: Das Tier bewegt sich, also muss es Füße haben. Nun zeigen wir ihm Fische, Vögel. Hier sind ja die Füße, sagt er triumphirend, und zeigt die Flossfedern und die Flügel. Was werden wir ihm sagen? — Dass das Flügel und Flossfedern und keine Füße sind. — Ein Dritter sagt: Eine Sprache muss Präpositionen und Casus haben. Er wird sie uns in allen Sprachen nachweisen; aber er wird es machen, wie der, der die Flügel der Vögel Vorderbeine nennt, und die Nadeln der Nadelbäume Blätter, und vielleicht noch schlimmer. — Und was sagst du also von den Casus und Präpositionen? Sprich klar heraus! — O, Bester, da ich gar keine Sprachen kenne, so sage ich nur Folgendes: Fest steht uns doch dies, dass Casus und Präpo-

sitionen immer beisammen sein müssen. Nicht so? — Ja. — Hat nun eine Sprache bloß Casus und keine Präpositionen oder umgekehrt: so scheint sie diese nur zu haben, hat aber weder Casus, noch Präpositionen, sondern etwas Drittes ganz anderer Art, welches nur eine gewisse Analogie mit jenen beiden hat. Wie die Natur dieses Dritten sei, steht zu untersuchen. So, scheint mir, muss der reden, der richtig denkt und die Tatsachen wahrhaft begreifen will. Hast du etwas hiergegen zu sagen? — Nein, du scheinst mir richtig zu reden. —

Nun so lass uns weitergehen. Wir kehren aber vielmehr zurück. Sagtest du nicht, der Sprachforscher solle zuerst den Redeteil, den er untersuchen will, definiren und dann die Erscheinungs- oder Darstellungsformen desselben in den besondern Sprachen untersuchen. — So sagte ich; ich sehe nun aber schon, dass das nicht gut ausführbar ist. — Und richtig, guter Freund, 324
scheinst du zu sehen. Wir müssen aber ganz klar darüber werden. Was würde dem begegnen, der so verführe, wie du vorgeschlagen hast? — Soll ich es sagen? — Ich bitte dich darum; denn du wirst es besser sagen, als ich, der ich die Sprachen nicht kenne. — Nun, ich glaube, es wird ihm so ergehen. Er wird, nachdem er seine Erklärung vom Wesen des Redeteils, den er untersuchen will, aufgestellt hat, seine besonderen Erscheinungsformen allenfalls im sanskritischen Sprachstamme nachweisen können. Kommt er aber zu den anderen Sprachstämmen, so wird er immer mehr oder weniger in Verlegenheit sein, den Redeteil, den er definirt hat, zu finden. Er wird im Gegenteil meist finden, dass solch ein Redeteil, streng genommen, von jenen Sprachen gar nicht geschaffen ist. Nur Analoga wird er finden und oft auch diese nicht, oder nur fern liegende. — So dürfte es wohl geschehen, du Guter, und weißt du nun auch zu sagen, wie man in der Sprachwissenschaft verfahren soll? — Sage du es lieber. — Ich will versuchen. Mir scheint aber, wenn ich alles zusammenfasse, was wir gesagt haben, dass wir weder Dinge, noch Begriffe, weder sinnliche, noch logische Verhältnisse und Formen irgend welcher Art voraussetzen dürfen, welche die Sprachen zu bezeichnen hätten. Eben so wenig und noch weniger dürfen wir irgend eine grammatische Kategorie voraussetzen, eine Präposition, Casus u. s. w., weder solche überhaupt, noch einzelne Fälle derselben, als wäre

sie die notwendige Form, in der die Sprachen gewisse Objecte aufzufassen hätten; sondern alles, was eine Sprache bezeichnen soll, muss sie erst aus sich selbst schaffen, Anschauungen und Begriffe eben so wohl, wie Formen. Was sie sich aber nicht schafft, das bezeichnet sie weder, noch ist es in irgend einer Weise für sie. Folgt das nicht alles aus dem Vorangehenden? — Allerdings. — Du darfst also auch nicht sagen, dieser Begriff, jene Form zeige sich in den verschiedenen Sprachen in verschiedener Weise. Sondern was anders ist, ist auch etwas Anderes. — Das verstehe ich noch nicht. Was willst du damit sagen? — Nichts Schweres, denke ich. Man soll z. B. nicht sagen: Mensch, *homo*, ἄνθρωπος sind derselbe Begriff in dreifacher Weise aufgefasst; sondern es sind drei innerlich und
325 äußerlich verschiedene Sprachgebilde. — Aber wie! ich soll nicht mehr sagen, dass Mensch und *homo* dasselbe bedeute? — Gewiss nicht, wenigstens nicht, wenn du folgerecht sein willst. Denn du erinnerst dich doch, dass was die Wörter bedeuten nicht in die Sprache und die Sprachwissenschaft gehört. Willst du es aber auch berücksichtigen, so gibt es doch weder in Wirklichkeit noch im Bewusstsein irgend jemandes den absoluten Menschen, sondern nur verschiedene Menschen und verschiedene Begriffe Mensch. So sind denn auch *homo*, Mensch, ἄνθρωπος drei verschiedene National-Begriffe. Und also ist hier die Rede gar nicht von dem, was jene Wörter bedeuten, sondern was sie sind, nämlich drei verschiedene Begriffe. — Nun gut, bester Sokrates, mögen sie das immerhin sein; aber es sind doch drei verschiedene Begriffe von demselben Gegenstande. — Nicht doch, du Guter. Nimm z. B. die Sonne! Ist für denjenigen, welcher in der Sonne einen feurigen Teller sieht, und für den, welcher einen ungeheueren Weltkörper und den Mittelpunkt unseres Planetensystems in ihr erkennt, und für den, der sie als gute oder als böse Gottheit anbetet, nur ein verschiedener Begriff oder auch eine ganz verschiedene Sache? — Beides, offenbar. — Glaubst du denn, dass ein Kind einen Vater hat? — Du bist wunderlich, o Sokrates! Wie sollte nicht jedes Kind einen Vater haben, wenn es ihn nicht durch Unglück oder Treulosigkeit verloren hat? — Auch dann noch, du Guter, hat es einen Vater, nämlich einen gestorbenen oder treulosen. Nicht so? — Ja wohl; also was fragst du? — Ich will mich genauer und klarer ausdrücken. Ein

Vater teilt in Abwesenheit seiner Frau bei Tische die Speisen: das etwa dreijährige Töchterchen bemerkt: „Heute ist Papa Mama“. Glaubst du, dass dieses Kind einen Begriff Vater hat? — Den Begriff Vater überhaupt gewiss nicht. — Aber den Begriff seines Vaters? — Auch nicht, eben weil es den allgemeinen nicht hat. — Ganz recht! Es weiß ja nichts vom Geschlechtsunterschied, von Begattung, Zeugen, Gebären, weiß kaum etwas von Mann und Frau. Es hat zwar gesehen, aber kaum bemerkt, dass Papa anders gekleidet ist als Mama, und dass von den Leuten ein Teil wie Papa, ein Teil wie Mama gekleidet geht. Mama gibt ihm zu essen und zieht es an, Papa geht ins Geschäft. Heißt das wohl einen Begriff von Vater und Mutter 326
haben? — O, keineswegs. — Nun gibt es aber doch für jeden nur das, was er als seiend denkt? — So sagten wir. — Also gibt es für das Kind auch nur das, was es sich vorstellt, seinen Papa, aber noch keinen Vater; seine Mama, d. h. die Person, die ihm zu essen gibt, aber keine Mutter. — Das folgt. — So siehst du wohl nun, dass das Kind keinen Vater hat, und dass man, genau genommen, sagen muss: erst der, welcher selbst ein guter Vater ist, erzeugt sich seinen Vater. —

Das klingt wunderbar, o Sokrates; aber du scheinst Recht zu haben. Und nun, welche Lehre ziehst du schließlich aus all dem? — Die Lehre, dass der Sprachforscher auf alles, was objectiv genannt werden kann und was den Sprachen als zu Bezeichnendes zu Grunde liegen soll, verzichten muss, dass er die Sprachen als rein subjective Gebilde anzusehen hat, die auf kein anderes Object hinweisen, welches sie etwa darstellten, sondern dass sie nur sich, ihre eigenen Schöpfungen darstellen. Sie sind an sich selbst intellectuale Welten, und nicht Zeichen für Welten. Oder irre ich mich, und folgt das Gesagte nicht? — Es scheint zu folgen. Aber ist denn die Sprache gar nicht Mittel zur Mitteilung von etwas, zur Darstellung von etwas? — O doch! du Guter, das kann sie sein. Zunächst aber und zu allererst ist die Sprache eine eigentümliche Begriffswelt; als solche wird sie zum Apperceptions-Organ, zum Mittel für das objective Denken, welches die Wahrheit des Seins zu erkennen sucht, wenn es auch oft dabei irrt; und indem die Sprache solches Mittel zum Finden der Wahrheit wird, ist sie auch Mittel zur Darstellung und Mitteilung. Denn die Apperception ist zunächst zwar eine Mit-

teilung an sich selbst, eine Darstellung für sich selbst; weil aber der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist, so ist auch all sein geistiges Tun ursprünglich ein gemeinsames Handeln einer menschlichen Gesellschaft; und was er für sich appercipirt, ist sogleich Mitteilung an Andere und auch zugleich Verständnis seiner selbst und des Andern. Das sage ich dir so hinter einander weg in einer langen Rede, gegen meine Gewohnheit; denn das habe ich einmal gehört und ich wiederhole nur, was mir damals gesagt ward. —

Gut, Sokrates; aber meinst du denn nun, dass die Sprache
327 und jede Sprache ein σοφόν sei? und wird eine wirkliche Wissenschaft der Sprache möglich sein? — Das hoffe ich; nur muss die Sache recht verstanden und richtig angegriffen sein. — Wie sollen wir es denn verstehen, wo sollen wir das σοφόν, die Vernunft, die Wahrheit der Sprache suchen? — Sieh her, Bester, ich will dir wenigstens sagen, was ich denke. — Sprich nur, ich höre aufmerksam. — Sieh den menschlichen Leib an, ist er nicht ein σοφόν? — Das Meisterwerk der schöpferischen Natur! wie man sagt. — Nun schön. Sieh auch die Mücke an, die Pflanze von der Zeder bis zum Isop, ist nicht jedes ein σοφόν? — Ja. — Aber wie denn? lehrt dich der Baum Physik oder Metaphysik? — Das nicht, aber jedes dieser Wesen hat seinen wunderbaren organischen Bau. — Ja wohl, du Guter; in jedem zeigt sich ein weises Zusammenwirken vieler Kräfte zur Erzeugung dieses Wesens; und in dieser schöpferischen Harmonie der Kräfte liegt etwas Weises. Diese Kräfte ferner bringen ein sich genügendes, selbstständiges Wesen hervor, das alle Mittel zu seinem Dasein und Leben hat, Glieder und Organe mit Wirksamkeiten, die sich gegenseitig fördern und im Dienste des Ganzen stehen, und darum ist es auch an sich selbst etwas Weises. — Ich verstehe, Sokrates. Und die Sprachen? — Nun, die Sprachen sind eben so in doppelter Beziehung ein Weises. Denn erstlich wird jede ein in sich zusammenstimmendes Ganze von vielen Teilen sein; und zweitens: dieses Ganze und diese Teile werden durch ein weises Zusammenwirken der Seelenkräfte, nicht der logischen Kategorien, erzeugt. Wenn ihr Sprachforscher jene Harmonie jeder Sprache in sich nachgewiesen und das gesetzmäßige Wirken der seelischen Kräfte in der Schöpfung der Sprachen erkannt haben werdet: dann will ich euch zugestehen, dass ihr die Sprach-

wissenschaft habt. — Und sollen wir denn gar nicht die Sprachen mit einander vergleichen? — O, so viel euch zweckmäßig erscheinen wird, zumal so weit der gleiche Ursprung der Sprache reicht. Und wie nun der Leib des Löwen nicht weiser ist als der der Fliege, aber dennoch vollkommener, wertvoller, kräftiger, so wird auch eine Sprache zwar nicht weiser, aber doch vollkommener, kunstvoller, wirksamer, fruchtbarer sein als die andere. — Wie sollen wir also z. B. mit den Präpositionen verfahren? — Ich denke mir, etwa so. Jede Sprache, wenn sie überhaupt 328
Präpositionen hat, hat ein eigentümliches System derselben. Und so wäre zunächst das System der Präpositionen jeder Sprache des sanskritischen Stammes für sich darzustellen. Dann wäre es schön, das System aufzufinden, welches in der Muttersprache des ganzen Stammes vorhanden war. So wäre denn zu zeigen, wie aus diesem ursprünglichen System sich jedes besondere entwickelte. Auch ist darauf zu achten, ob im Laufe der Zeit oder in der Entwicklung der Sprachen die Bedeutung der Präposition, als eines Redeteils, die Verwendung oder der Gebrauch desselben, seine Stellung im Ganzen der Sprache und zu anderen Redeteilen sich geändert hat, wobei sein Verhältnis zu den Casus besonders wichtig ist. Und dies alles, Entstehung und Entwickelung des ganzen Redeteils und jeder besonderen Präposition wäre auf psychologische Gesetze zurückzuführen. Hat aber eine Sprache keine Präpositionen, nun so ist das zu betrachten, was sie hat. Jetzt aber entlass mich, damit ich nicht etwa heute noch weiser werde, als sich ziemt. —

So würde vielleicht Sokrates reden, und würde der Leser auf seine Fragen anders geantwortet haben, als ich tat?

---

Zuerst bitte ich Herrn Pott, den ich vielleicht meinen ge- 230
ehrten Freund nennen darf, und den Leser, zu glauben, dass, wenn ich in meinen Kritiken Widersprüchen nachspüre, dies nicht geschieht, um ein Nichts zu erjagen; sondern, da ein scharf gefasster Widerspruch nach bestimmter Lösung drängt, so birgt er einen Trieb zur Wahrheit in sich, den man entwickeln mag. Die Dialektik ist Vorbereitung und wirklicher Anfang der Forschung. Dabei kann man sich irren, kann Widersprüche sehen, wo keine sind; denn so sehr man sich auch bemüht, sich in die Ansicht des Andern hineinzudenken, kann einem

doch leicht ein Satz entgehen, der den bemerkten Widerspruch lösen würde; aber dann irrt man, und treibt noch nicht „Spiegelfechtereien“, schlägt nicht „Finten und Quinten“. Auch bleibt immer noch die Frage, ob der lösen sollende Satz wirklich das leistet, und, was eben so wichtig ist, ob er in dem betreffenden Kreise von Sätzen seine folgerichtige, gesicherte Stellung hat.

Hiernach wiederhole ich kurz im allgemeinen:

1) Alle Objecte sind nur für ein Subject, und für dieses nur durch Begriffe (Begriff hier im weitesten Sinne genommen); sie sind also auch für dieses Subject nur das, was der Begriff enthält. Von einem Reiche der Objecte an sich, abgesehen davon, wie sie einem Subject erscheinen, wissen wir also gar nicht zu reden. Wir können nur von Objecten für ein Subject sprechen, d. h. nur von Begriffen.
2) Die wissenschaftlichen Begriffe enthalten die Objecte, wie dieselben dem wissenschaftlichen Subjecte oder der Wissenschaft gelten. Sie mögen mit oder ohne Hülfe der Sprache gewonnen, in einem Worte oder irgend einem Zeichen festgehalten werden — sie gehören, streng genommen, nicht der Sprache.

231 3) Die Begriffe des gemeinen Bewusstseins sind eben das, was man die Bedeutung der Wörter nennt; der Begriff entsteht mit und in dem Worte.

4) Jeder Begriff soll ein Object oder ein objectives Verhältnis enthalten; er bedarf aber allemal der Prüfung, ob er richtig gebildet, giltig, sein Object als wirklich anzuerkennen ist. Denn nicht das Object bildet seinen Begriff; sondern das Subject bildet sich im Begriff ein Object; und was sich der Eine bildet, braucht dem Andern nicht als Object zu gelten.

Hieraus folgt:

1) dass man, um den Vorrat an Wörtern zu übersehen, nicht von den Objecten ausgehen kann, d. h. dass man nicht fragen kann: welche Wörter gibt es für dieses Object? Denn wir kennen gar keine Objecte als solche.
2) Wir können auch nicht von den wissenschaftlichen Begriffen der Objecte ausgehen, von irgend einer construirten Welt der Objecte; denn diese Begriffe sind später als die Sprache gebildet, zum Teil ohne sie und gegen sie, und liegen außer-

halb ihrer. Uebrigens sind auch die wissenschaftlichen Begriffe subjective und nicht objective, nicht unwandelbar und sind nicht an sich selbst feste Wesen idealer Art.

3) Wollen wir aber von den Begriffen des gemeinen Bewusstseins ausgehen, so heißt das eben nur von den Wörtern selbst.

4) Ob das Wort als Begriff ein wahres Object oder irgend ein Hirngespinnst bietet, bleibt zu untersuchen. Ueberhaupt lässt sich *a priori* nicht sagen, welche Objecte in den Wörtern anerkannt sind, da sich jeder seine Objecte erst in seinen Begriffen subjectiv schafft.

Für ein apriorisches Vorgehen fehlt also jeder feste Ausgangspunkt.

Es darf also den Wörtern kein anderes Schema, keine andere Einteilung zu Grunde gelegt werden, als in den Wörtern selbst liegt. Man kann nicht von irgend einem vorausgesetzten Begriffe zum Worte für denselben kommen; sondern ein Wort ist ein Begriff der Sprache, d. h. man kann weder von einem bestimmten Objecte eines Volksgeistes oder einer Sprache, noch 232
von einem bestimmten Begriffe derselben anders reden, als indem man von einem Worte derselben redet. Ich kann also nicht fragen: wie benennt diese Sprache dieses Object? Denn hier wird dieses Object als etwas, was nicht Object dieser Sprache ist, hingestellt; und dieses benennt die Sprache gar nicht; sie benennt nur, was ihr Object, und nicht was dieses Object, d. h. Object eines andern Subjects ist. Noch klarer wird das Unmögliche jener Frage, wenn man, da Object = Begriff ist, so sagt: welches Wort hat diese Sprache für diesen Begriff? d. h., da Wort = Begriff ist: welchen Begriff hat sie für diesen Begriff? und d. h. endlich: welches Object hat sie für dieses Object? Antwort: gar keinen; denn man kann nur einen Begriff haben oder nicht haben, aber nicht für ihn einen andern haben; dann hat man ihn eben nicht, sondern einen andern. Also lässt sich der Wortvorrat nicht auf eine Einteilung von Begriffen, auf Kategorien, zurückführen. — Streng genommen darf man auch nicht fragen: wie heißt schön auf lateinisch? Denn schön ist schön, ist dieses bestimmte deutsche Wort und kann nicht auf lateinisch heißen. Es gibt ein lateinisches Wort *pulcrum* und ein griechisches καλόν. Diese drei Wörter aus drei ver-

schiedenen Sprachen haben einen fast gleichen Inhalt, und man kann Wörter aufführen, deren Inhalt gegen einander nur so wenig verschieden ist, dass der Unterschied als unendlich klein unbeachtet bleiben kann; indessen es sind und bleiben drei verschiedene individuelle Wesen, zwar dem Inhalte nach gleich, aber in drei verschiedenen Volksgeistern existirend. Von solchen Wörtern sagt man dann in der gewöhnlichen Sprache, das eine bedeute, übersetze, heiße das andere. Auch der Sprachforscher mag so reden; aber er muss wissen, was dabei zu denken ist.

Begriffe sind ein gedachter Inhalt. Sie werden aber in bestimmter Form gedacht. Nun gibt es:

1) Formen und Kategorien, in welchen der Mensch als Mensch denken muss, wenn er überhaupt denkt. Dies sind: Räumliche und zeitliche Verhältnisse, Subject und Prädicat und Object (d. h. Etwas und Sein oder Tätigkeit und Ziel oder
233 Erfolg oder Mittel der letztern), endlich Grund und Folge. Am Subjecte treten die Verhältnisse der Einheit, Mehrheit und Allheit hervor, am Prädicate die der Bestimmtheit oder des Schwankens der Aussage; Vergleichung aber ist der Grund jedes Urteils. — Zu diesen unumgänglichen und von selbst entstehenden Kategorien und Formen treten

2) andere, welche erst im Laufe der geschichtlichen Entwickelung entstehen, geschaffen werden, und welche zum Teil nur nähere Bestimmungen für jene ersteren sind. So wird durch Reflexion oder Speculation erst gesucht, was das wahre und eigentliche Etwas, was das wahre Prädicat sei, ob Ding und Eigenschaft, Wesen und Schein, Substanz und Attribut, Sein und Werden; und welches das wahre Verhältnis zwischen Subject und Object, welches die wahre Causalität ist, und wie vielerlei richtige Formen des Verhältnisses zwischen Grund und Folge es gibt.

Die zuerst genannten Formen und Kategorien können als solche unbewusst bleiben, obwohl sie wirklich sind; die anderen können gänzlich fehlen; sind sie aber erkannt, so können sie nur mit Bewusstsein gesetzt werden. Von diesen letzteren wird man überhaupt nicht leicht eine in den Sprachen suchen wollen, am wenigsten sie als notwendig in ihnen voraussetzen. Werden aber wohl jene ersteren eben so unvermeidlich in der Sprache

sein, wie im Denken? eben darum in der Sprache, weil im Denken? Denn Sprechen ist doch Denken; was also im Denken unweigerlich ist, muss doch wohl im Sprechen sein. Gewiss! im Sprechen oder in der Rede, d. h. im ausgedrückten Gedanken an sich — aber nicht in der Sprache. Wer ein Urteil in voller Form ausspricht, in dessen Rede können wir allemal tatsächlich ein Subject und ein Prädicat nachweisen; denn in dieser Rede liegt ein Urteil, welches immer aus Subject und Prädicat besteht. Die Rede enthält aber außer dem Urteil auch die sprachliche Darstellung desselben; und was ist in der Sprache? Diese ist ein Subject, Bewusstsein; was in ihr sein soll, muss für sie sein. Es genügt nicht, dass eine Form im Reden, d. h. im ausgedrückten Gedanken an sich, ist; wenn diese Form nicht für die Sprache zum Object, auch in ihr gebildet wird, so ist sie nicht in ihr. Wie jedes Subject die unter 2) genannten Kategorien und Formen gar nicht zu besitzen, aber auch die 234
unter 1) aufgeführten wenigstens nicht zu kennen braucht, so auch nicht das Subject, welches irgend eine Sprache ist. Jeder Hottentotte und jeder deutsche Knecht spricht, wenn er vollständig ausredet, in Subjecten und Prädicaten; aber beide wissen nichts davon: so brauchen auch ihre Sprachen, die von den sie redenden Subjecten noch verschiedene Subjecte sind, nichts davon zu wissen; und wovon die Sprache nichts weiß, das ist nicht in ihr. — Oder: Sprache ist Ausdruck, und zwar ist sie gerade und nur das, was sie ausdrückt; also was sie nicht ausdrückt, ist nicht in ihr, wenn es auch am Ausgedrückten an sich unausgedrückt haftet.

Man kann demnach auch nicht fragen: wie drückt die Sprache diese oder jene Kategorie aus? denn sie kennt entweder diese Kategorie, oder kennt sie nicht. Jene Frage beruht auf der Voraussetzung, dass gewisse Kategorien notwendig in der Sprache enthalten sein müssen; nur der formelle Ausdruck, ob und wie er vollzogen werde, sei fraglich. Da aber die Sprache nur Ausdruck ist, so hat sie nur, was sie ausdrückt. Pott sagt (Anti-Kaulen S. 209): „Möge bewusst oder unbewusst die Sprache Kategorien in sich walten lassen: sie muss deren enthalten.“ Ich bemerke hiegegen, dass „in sich walten lassen“ und „enthalten“ völlig verschieden sind. Das ungebildete Bewusstsein enthält die Gesetze und Formen nicht, die in ihm walten. Nicht nur

in der Rede überhaupt, sondern auch in dem besondern Moment der Rede, welches eben Sprache ist, also in der Sprache im engsten Sinne des Wortes waltet Manches, wovon sie nicht das Mindeste enthält. Die Sprachwissenschaft hat beides aufzudecken, was in der Sprache (nicht Rede) waltet, und was sie enthält; aber sie muss beides unterscheiden. Das Erstere ist nur für sie, das Andere auch für die Sprache selbst. — Soll nun „das Inventar“ der Sprachen oder einer Sprache aufgenommen werden, so darf nur von dem ausgegangen werden, was in der Sprache und auch für sie selbst ist. Weil und insofern nun irgend eine Form oder Kategorie in und für eine Sprache ist, ist es nicht eine logische, sondern eine grammatische Kategorie, selbst dann wenn sie unmittelbar aus dieser Gram-
235 matik in die Logik versetzt werden könnte. Logik und Grammatik sind nahe verwant; denn es sind zwei Arten der Gedankenformung und, streng genommen, die beiden einzigen. Aber wie sehr auch verwant, sind sie dennoch wesentlich verschieden, selbst wenn sie dieselben Sätze enthielten (was freilich in keinem Punkte möglich ist). Was nun aber zweitens das betrifft, was (nicht in der Rede, sondern) in der Sprache im engern Sinne schaffend und gestaltend waltet, ohne für sie zu sein: so können dies weder dem Inhalte, noch der Tendenz nach, noch in irgend einer Weise logische Kategorien sein; denn diese sind keine schaffenden Mächte. Was aber und insofern es zur Entstehung geistiger Erzeugnisse beiträgt, ist durchaus psychologisch.

Diese Ansicht läuft auf die völligste Individuation hinaus. Erstlich ist die Sprache überhaupt eine Welt von Begriffen, die rein auf sich beruht, und die nicht (wenigstens nicht mit objectiver Notwendigkeit) gemessen werden kann weder an der Welt der reinen Objecte, weil diese undenkbar sind, noch an irgend einem Systeme von Begriffen, weil sich zwei Begriffe und gar zwei Systeme nicht an einander messen lassen. Zweitens aber ist jede Sprache für sich eine individuelle Begriffswelt, und es lassen sich auch nicht zwei Sprachen an einander messen; sondern jede ist an sich zu charakterisiren, obwohl ihr Charakter durch Vergleichung mit dem entgegengesetzten einer anderen Sprache verdeutlicht werden kann. Drittens endlich ist jedes Wort und jede Form ein Individuum für sich. — An-

dererseits freilich wird die Individuation der Wörter und Formen aufgehoben durch die gegenseitige Beziehung und den Zusammenhang, wodurch sie das Ganze einer individuellen Sprache, also ein eigentümliches System bilden. Die Individuation der Sprachen findet ihre Begränzung in der Classification, welche die einzelnen Sprachen nach dem Grade der Gleichheit ihres Inhalts in engere und weitere, einander näher und ferner stehende Gruppen ordnet. Endlich aber bleiben die sprachlichen Begriffe überhaupt immer in Zusammenhang mit der Erkenntnis und Begriffsbildung der Menschen. Denn Sprache ist ja das Organ der Apperception, d. h. der Begriffsbildung und Erkenntnis. Inwieweit nun dieses Organ für das Ergebnis der 236
Apperception wichtig oder gleichgültig ist, ist eine Uebersetzung aus einer Sprache in die andere mehr oder weniger möglich, und die Individualität der besondern Sprache mehr oder weniger bedeutsam. Ueberhaupt wird der Vergleichung weder an Raum noch an methodischem Werte entzogen. Es können nicht nur zwei Sprachen, selbst geschichtlich nicht verwante, mit einander in irgend einer Rücksicht verglichen werden; sondern jede Sprache kann auch mit der Logik des Aristoteles oder Twesten's oder Hegel's verglichen werden. Aber diese Rücksicht und also die ganze Vergleichung ist von bloß subjectivem Werte; und wenn sie die Wissenschaft fördern soll, müssen zuvor die wirklichen Kategorien und Formen einer Sprache sicher erkannt sein.

Also: der Sprachforscher soll sehen, was in einer Sprache wirklich ist, nicht aber wie sie vorausgesetzte, irgendwoher gewonnene Begriffe und Formen bezeichnet.

Der besprochene Punkt, in dem ich, wie ich recht wohl weiß, nicht nur gegen Pott, sondern auch gegen Humboldt und Gabelentz und vielleicht sämmtliche heutige Sprachforscher in Widerspruch bin, ist principiell von einleuchtender Wichtigkeit, aber auch von außerordentlicher Schwierigkeit. Darum komme ich gern wiederholt auf ihn zurück, in der Hoffnung, mit einem neuen Angriff vielleicht sowohl für mich selbst ihm eine neue Seite abzugewinnen, als auch dem Leser eine Seite zu bieten, die ihm meine Ansicht plausibler macht. So unterlasse ich denn auch nicht auf die mir von Pott vorgehaltenen Betrachtungen einzugehen.

Ich habe behauptet, die Sprache sei durchaus subjectiv und dennoch ein σοφόν. Also nicht mir gegenüber brauchte Pott zu beweisen (S. 197), dass etwas subjectiv und dennoch σοφόν sein kann. Wenn er nun meinem Satze gegenüber fragt: „Sagte ich etwas andres?“ so antworte ich: allerdings ja, wenn es nämlich etwas andres ist, einen Satz absolut hinstellen, und ihn zwar hinstellen, aber den Gegensatz sogleich daneben; denn Pott behauptet in innerem Widerspruche mit sich: die Sprache ist ein σοφόν und eine unweise Subjectivität.

Pott fragt mich (Anti-Kaulen S. 199), ob die Sprache „schlech-
237 terdings nicht über sich auf irgend etwas Festes und Objectives hinausweise, was in ihr freilich keineswegs unmittelbar mit gegeben ist, allein, und zwar ganz notwendig, mittelbar?“ Ich antworte: als Organ der Apperception setzt sie Appercipirendes und Zu-Appercipirendes voraus und weist auf ein Ergebnis des Apperceptionsprocesses hin. Man irrt aber, wenn man meint, das Zu-Appercipirende sei ein festes, gegebenes Object und also das Ergebnis ein objectiver Begriff. Vielmehr ist der ganze Apperceptionsprocess mit allen darin wirkenden Factoren oder Momenten rein innerlich, nämlich seelisch; und wie sollte ein Object in der Seele sein? Nicht bloß das appercipirende Moment ist subjectiv, auch das Zu-Appercipirende ist es; z. B. ein Urteil oder ein größerer oder kleinerer Kreis von Urteilen appercipirt eine sinnliche Warnehmung; und also ist das Ergebnis wieder nur subjectiv, ein Begriff, eine Erkenntnis. Dieser Begriff setzt nun ein Object; aber ein von einem Begriffe gesetztes Object ist nichts Festes, Gegebenes, sondern etwas subjectiv Gebildetes. Und andre Objecte als solche durch Begriffe gesetzte, subjective, sind undenkbar. Das Einzige, was objectiv heißen kann, ist der Umstand, dass die sinnliche Warnehmung, welche die Grundlage der Erkenntnis bildet, auf der Erregung beruht, welche die Seele von dem Realen erfährt. Das nenne ich einen Umstand; denn das Ergebnis dieser Erregung z. B. durch Licht- und Schall-Wellen, die wirkliche Warnehmung, die Farbe, der Ton, ist insofern schon etwas Subjectives, als dabei das Wesen und die Mitwirkung der Seele und der leiblichen Organe das wahrhaft Bestimmende ist. — Was also die Vielbedeutsamkeit oder Polysemantie des Wortes betrifft (um das Beispiel zu nehmen, welches Pott hier anführt), so wird

ein Wort, ein Apperceptions-Organ, bald auf dieses, bald auf jenes Zu-Appercipirende bezogen. Durch „Scheere“ appercipiren wir zunächst ein bestimmtes Werkzeug nach seiner Anwendung, dann aber auch andere Dinge und Glieder eines Tieres, des Krebses, nach der Aehnlichkeit ihrer Gestalt mit jenem Werkzeuge. Die Hand mag durch das Moment des Greifens appercipirt werden; dann aber wird mit demselben Worte von diesem oder jenem Volke, meinetwegen von allen, der Begriff der Zahl 238
fünf appercipirt. Wo ist denn hier „eine objective Mehrheit“, wo sind vielfache feste Objecte, auf die sich diese Wörter bezögen? Es sind sinnliche Eindrücke oder abstracte Verhältnisse da, also Subjectives; dieses wird durch Subjectives appercipirt; und so entstehen Begriffe, durch welche man Objecte setzt. Man vergesse doch nie: ein Object appercipiren heißt nicht etwas Vorhandenes ergreifen, sondern aus inneren Daten einen Begriff, und somit ein bestimmtes Object der Erkenntnis, schaffen. Nein, es gibt keine „in ihrem Substrate objective Begriffswelt, die bloß zur Kundgebung ihrer selbst jedesmal irgend einer unter den vielen Sprachen der Erde benötigt“ wäre, und die „sich gegen die Summe der bunten Menge verschiedener Sprachen als in sich geschlossene Einheit verhielte“, die sich in ihr eigenen, objectiven, „für das ganze Genus *Homo* allgemeingültigen Bahnen bewegte“ (das. S. 201) — nein, dergleichen gibt es nicht, es gibt nur eine subjective Begriffswelt, durch welche wir eine Welt von Objecten für uns schaffen. Begreifen heißt Schaffen.

Gibt es nun also keine objective Begriffswelt, so gibt es noch weniger objective Kategorien, und nicht bloß braucht die Sprache solche vermeintlich objectiven Kategorien nicht in Formen auszudrücken, sondern sie braucht auch keine Analoga dafür, weil sie (ganz ohne von objectiver Seite, von außen her, gerade so oder so bestimmt und gezwungen zu werden) ganz frei subjective Formen schafft, welche sie mag. Ich will der comparativen Anatomie das Recht nicht bestreiten, des Vogels Flügel, der Vierfüßler Vorderbeine und des Menschen Arme auf einen und denselben ideal construirten Typus zurückzuführen; aber Pott werde ich es nicht zu sagen brauchen, dass der Anatom nicht mit der Einheit eines Tier-Typus ausreicht, dass er wohl fünf verschiedene Typen anerkennt. Den wirbellosen Tieren fehlen vielfach sogar die Analoga zu den Organen der Wirbel-

Tiere, und sie haben ganz eigentümliche Organe, welche diesen fehlen. Eben so verhält es sich mit den Sprachen, die ich formlose nenne in Gegensatz zu den Form-Sprachen. Innerhalb jedes Stammes wird sich die Verschiedenheit der Sprachen
239 auf einen gemeinsamen Typus zurückführen lassen, selbst für verschiedene Stämme wird es innerhalb gewisser Gränzen möglich sein. Die kaukasischen Sprachen, d. h. der indogermanische, semitische und ägyptische Stamm, obwohl drei verschiedene Stämme, mögen auf demselben Typus ruhen; die andern Stämme schwerlich. Ich berufe mich auf meine „Charakteristik der vorzüglichsten Sprachtypen".

Endlich: Wenn nach lateinischem Sprachgebrauche der Rüssel des Elephanten *manus* heißt, die Stoß-Zähne desselben *cornua*, soll man nun sagen, der lateinischen Sprache seien die Stoß-Zähne des Elephanten Hörner, sein Rüssel sei ihr eine Hand? Oder sind nicht Rüssel und Stoß-Zähne des Elephanten Objecte, welche dem Römer zu irgend einer Zeit als neue entgegentraten, und die er nun mit alten Wörtern bloß bezeichnete? und weisen diese Wörter nicht noch auf andere Objecte hin, als sie zunächst darstellen? Antwort: Man unterscheide. Spricht man von der lateinischen Sprache an sich, so muss man allerdings sagen, sie hatte den Begriff des Rüssels und der Stoß-Zähne des Elephanten ursprünglich nicht. Der Römer nun, der mit seiner Sprache jene ihm neue Warnehmung appercipiren sollte, bediente sich dazu als Mittel der Vorstellungen (d. h. Wörter) *manus* und *cornua*, wodurch er die Bedeutung dieser Wörter, d. h. seine Begriffe *manus* und *cornu* derartig erweiterte (vgl. Lazarus, Leben der Seele. II[1]. S. 179), dass sie auch den Rüssel und die Stoß-Zähne des Elephanten umfassten. Nichts aber hindert den Römer sich frei zu machen von dem Inhalte dieser sprachlichen Auffassung, jene Wörter zu einem leeren Mittel der Mitteilung herabzusetzen, dem Sprachgebrauche folgend, aber sich sein Wissen warend. Er weiß, dass der Rüssel nicht unter den Artbegriff Hand gehört, nennt ihn aber dennoch so. Also die lateinische Sprache stellt in den Wörtern *manus* und *cornua* nach wie vor der Anwendung auf den Elephanten „nur sich, ihre eigene Schöpfung dar"; und (um mit Pott zu reden) „das andere Object, jenseit derselben", worauf diese Wörter hinweisen, ist nur das, was der Römer

mit ihnen appercipirt: beim gemeinen, im Worte denkenden Römer eine naturwissenschaftlich falsche Subsumtion, beim frei denkenden seine ohne Worte und im Widerspruche mit dem Worte gewonnene Erkenntnis. Auf letztere weist das Wort 240
nicht an und durch sich selbst hin, sondern nur durch die Bildung des Redenden. Unser Satz „die Sonne geht unter", worauf weist er wohl hin? Lediglich doch auf das was er und wie er es appercipirt, auf jene unmittelbare sinnliche Täuschung. Aber der Gebildete appercipirt damit seine Erkenntnis, auf welche der Satz an sich gar nicht hinweist.*)

Wenn nun jedes Wort erstlich an sich ein Begriff ist, dann aber auch als Vorstellung und Apperceptions-Organ noch einen andern Begriff, ja oft mehrere Begriffe schafft und durch diese Begriffe Objecte setzt: so ist die richtig gestellte Aufgabe die, zu sehen, welche Objecte hat ein Volk gesetzt und durch welche Apperceptionen? Dies ist eine rein geschichtliche Frage, die gar keine apriorische Construction, keine Voraussetzung eines Schemas irgend welcher Art verträgt; und im Wörterbuche und in der Geschichte des theoretischen Geistes erhält sie ihre Antwort. Dabei kann sich wohl ergeben, dass zwei Völker vielfach fast oder ganz gleiche Objecte oder Begriffe geschaffen haben. — Aehnlich verhält es sich mit den Denkformen. Welche hat ein Volk entwickelt? Die Grammatik, die Stylistik und die Geschichte der wissenschaftlichen Entwickelung geben hierauf Antwort.**)

Und kommen wir nun endlich auf die Frage, ob die Sprache ein σοφόν sei, Vernunft in ihr hersche: so scheint mir, die Antwort müsse notwendig verneinend ausfallen, so lange man

---

*) Meine Behauptung, dass die Sprache an sich bloß eine Begriffswelt sei, hinter der man nicht erst noch eine Welt von festen Objecten zu suchen habe, auf welche sie sich bezöge, die sie bloß bezeichnete, steht nicht in Widerspruch damit, dass die gegebene Sprache eines Volkes dem denkenden und redenden Subject gegenüber ein objectives Wesen ist, so gut wie jeder Begriff, Gedanke oder Idee Object eines Subjects werden kann. Auch der Ausdruck ist tadellos, und zwar um so mehr als Zusammenhang und kleine Zusätze dafür sorgen, dass die in jedem einzelnen Falle gemeinte Beziehung des Ausdrucks „objectiv" klar und leicht hervortrete.

**) Was Pott über Ewald's sprachwissenschaftliche Abhandlungen bemerkt, gereicht meiner Kritik der ersten dieser Abhandlungen (diese Zeitschr. II, 378) nur zur Bestätigung, so dass ich keine Veranlassung finde, hierauf näher einzugehen.

bei der Gewohnheit bleibt, von logischen Kategorien auszu-
241 gehen und deren Wirklichkeit in den Sprachen voraussetzend bloß die Form ihrer (vermeintlichen) Darstellung in denselben zu suchen. Denn logische Kategorien sind etwas so Festes, so Bestimmtes, dass sie keine subjective, individuelle Abänderung erdulden. Jede Modification ist eine Fälschung. Mag diese systematisch sein: so ist es eben nur eine systematische Fälschung; mag sie gesetzmäßig sein: so sind es falsche, antilogische Gesetze.

Erst wenn man aufhört, das σοφόν der Sprache darin zu suchen, dass sie Darstellung der logischen Kategorien ist, wird man dem Phantasma einer paradiesischen, einer Gottes-Sprache den Boden entziehen, dem Phantasma einer Sprache, welche die vollkommene, reine Darstellung der absoluten Logik war. Denn es ist gar nicht das Wesen und die Aufgabe der Sprache, wahr zu sein, Wahrheit zu enthalten; gar nicht insofern ist sie ein σοφόν. Sie ist bloß ein Mittel, den Gedanken darzustellen, und allerdings auch ein Mittel, Gedanken zu bilden, ein Organ des Gedankens. Dazu aber muss sie nicht logische Kategorien enthalten, sondern ganz eigentümlich sprachliche, grammatische.

Der Göthe'sche Faust (Anti-Kaulen S. 197) ist freilich, obwohl der Subjectivität und Phantasie des Dichters entsprungen, dennoch „eine objective Wahrheit", „ein σοφόν". Aber sind darum die logischen Kategorien in ihm?

Nur dann kann die Sprache als vernünftig begriffen, nur dann kann die in der Sprache herschende Vernunft erkannt werden, wenn man sie als eigentümliches, von unserer Logik verschiedenes Gebilde erforscht.

---

Nach dem Erscheinen der hier angezeigten Schrift hat Pott die vorliegende Frage schon wieder einmal behandelt in der Zeitschrift für Philosophie und phil. Kritik von Fichte und Ulrici, Bd. 43, S. 206 ff. Daher noch folgender Nachtrag.

Schon in meinem Buche „Grammatik, Logik und Psychologie" habe ich S. 362 den Satz aufgestellt: „Stoff oder Form in der Sprache ist dasjenige, was für sie als das eine oder das andere gilt, was sie als das eine oder das andere darstellt, was in ihr und für sie als das eine oder das andere erscheint; beides unterscheidet sich nicht so, wie wir die Sache ansehen,

nicht wie die Zergliederung des Gedankens an sich die Sache 242
beurteilt". Dieser Satz ist auf eine ausführliche Darlegung des Wesens der Sprache und der Vorstellung gegründet (vergl. besonders das. § 127. 136). Dann habe ich den Unterschied zwischen logischem Denken und sprachlichem Vorstellen, zwischen Begriff und Vorstellung im zweiten Abschnitte meiner „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues" dargelegt und darauf hingewiesen (S. 102), dass der Begriff etwas ideal Objectives ist, was wie jedes Objective seine Bestimmungen in sich trägt, unabhängig von unserer Erkenntnis. Die Kategorien Substanz, Qualität, Tätigkeit als logische Bestimmungen der Begriffe inhäriren der Natur der Begriffe und sind verwirklicht, wenn Begriffe gedacht werden, auch wenn sie nicht an den Begriffen erkannt werden. Vorstellen dagegen ist zwar auch ein Denken und kann also logischer Betrachtung unterworfen werden; die Vorstellung ist für den Logiker ein Begriff, an dem er logische Bestimmungen erkennt, sie ist für ihn ein ideal Objectives. Der Grammatiker aber betrachtet nicht die Vorstellung nach allen Bestimmungen, die sich an ihr als einem Gedanken-Object logisch auffinden lassen, sondern nur ihren Inhalt. Und also „kann in der Vorstellung (Sprache) nichts sein, was nicht vorgestellt würde"; und nur dieses, nicht was sonst noch in logischer oder psychologischer Rücksicht an ihr zu bemerken ist, gehört in die Grammatik. Pott leugnet dies (Ztschr. f. Philos. S. 207); aber ohne meine Grundsätze anzugreifen, führt er bloß Beispiele an, welche ihm mit meiner Behauptung nicht übereinzustimmen scheinen. Hierüber einige Bemerkungen.

Wenn Pott (S. 210) sagt, dass wir bei allen Benennungen „in Gedanken mit hinzubringen, was die Sprache eigentlich nicht vorstellt", so gesteht er mir alles zu, was ich will. Denn was man zur Sprache hinzubringt, oder, wie ich es terminologisch ausdrücke, was man durch die Sprache appercipirt, das ist eben nicht in ihr. In unserem „Baum" liegt laut der wahrscheinlichen Etymologie nur: Gewächs (von einer Wurzel *bah*, wachsen oder *bhū*); wir appercipiren aber durch diese Vorstellung einen bestimmteren Inhalt. — Die abstracte Anschauungsform des Raumes kommt als solche in der Sprache nirgends 243
„zu Worte". Wenn Pott meint, „irgendwie" (S. 213) müsse dies „in jeder Sprache" geschehen, so kann er damit nur meinen,

dass bestimmte Verhältnisse oder Dinge im Raume irgendwie bezeichnet werden, und das ist richtig. Unser „vor“ z. B. bezeichnet ein solches Verhältnis; auch „im Angesicht“ oder gar bloß „Angesicht“? Nun gewiss. Sind denn nun aber diese drei Ausdrücke gleich? So wenig wie 2 + 2 und 6 — 2 dasselbe sind (das. S. 199). Und manche Sprachen kennen manche Raum-Verhältnisse nicht, wie die Unterscheidung von auf und über, an und neben. — Dass irgend ein Volk nicht eine und dieselbe Eigenschaft an verschiedenen Dingen mit einander vergleichen und ein Mehr oder Weniger derselben erkennen sollte, dass ein Volk nicht bemerken sollte, wie ein Ding größer, wärmer u. s. w. ist, als das andere, wäre schwer zu glauben. Was folgt daraus? Eben nur dies, dass jedes Volk vergleicht und das Ergebnis der Vergleichung auszusprechen vermag — mehr nicht. Wollte man nun hiervon ausgehend fragen, wie jedes Volk dies vollzieht, so würde man eine schwerlich zu erschöpfende stylistische Untersuchung anzustellen haben, die der Comparativ der indogermanischen Sprachen unter vielen anderen Mitteln des Ausdrucks aufzuführen hätte, z. B. unter folgenden: er übertrifft ihn an Gelehrsamkeit, bleibt hinter ihm zurück, ist nicht so gelehrt, erreicht ihn nicht, wie Himmel und Erde, Riese und Zwerg u. s. w.

Alles was logische Kategorien heißt, ist etwas der Sprache so fremdes, dass es an diese gehalten gar zu weitschichtig erscheint. Die Kategorie der Möglichkeit erinnert wohl leicht an einen Modus des Verbums. Sie liegt aber auch im Suffix *ilis* der Wörter wie *facilis*, tunlich, möglich zu tun. Pott meint (S. 211), diese Kategorie liege nur implicite im Suffix, wie in dem wesentlich verwanten Suffix von *asellus*, *puella* u. s. w. implicite Kleinheit. Nun meine ich ja gerade, dass alle wahren grammatischen Formen nur implicite vorhanden sein dürfen; denn sobald man explicite sagt: leicht, möglich zu, klein u. s. w., so ist keine Form mehr da, sondern ein Stoff, nicht mehr ein begriffliches Verhältnis, sondern ein Begriff (vergl. meine Charakteristiken S. 282).

244 Dass in heuristischer Hinsicht es vorteilhaft sein kann, von einer Kategorie ausgehend die Formen verwanter Bedeutung neben einander zu betrachten; dass Monographien und womöglich eine vollständige allgemeine Grammatik in solcher Weise

mit der Gelehrsamkeit und dem Geiste eines Gabelentz und Pott bearbeitet höchst fruchtbringend sein müssen, habe ich schon zugestanden. Worauf aber die Sprachwissenschaft schließlich ausgeht, das kann bei jenem Verfahren nicht erreicht werden, nämlich: den einheitlichen Organismus der besonderen Sprache, das eigentümliche Princip aller ihrer Gestaltungen und die Entfaltung desselben darzulegen. Den wirklichen Zusammenhang der Einzelheiten erkennt man nicht, wenn man von außerhalb der Sprachen liegenden Kategorien ausgehend in den verschiedensten Sprachen die Erscheinungen aufsucht, welche sich unter jene Kategorien bringen lassen. Vor allem hat man die einzelnen Sprachen jede für sich als ein individuelles Ganzes anzusehen.

Pott will auch nicht zugestehen (S. 229 ff.), dass eine Sprache solch ein folgerecht zusammenhängendes Gewebe ist. Als einen Einwand hiergegen könnte ich die Tatsache, dass mit Vorliebe präfigirende Sprachen gelegentlich auch suffigiren und umgekehrt, nur dann gelten lassen, wenn ich überhaupt auf dieselbe ein größeres Gewicht legte, als ich tue. Dann aber wäre die Frage, ob es nicht gerade consequent war, wenn bestimmte Formen im Unterschiede gegen die Mehrzahl gewissermaßen entgegengesetzt gebildet wurden. Wenn z. B. das Ungarische im Gegensatze gegen seine Verwanten und den größten Teil seiner eigenen Bildungen den Verben Partikeln präfigirt, wie im Deutschen geschieht: so bemerkt Pott selbst, dass dieser Fall sich auch seiner Bedeutung nach, von dem sonstigen Wortwandel unterscheidet; und wenn gerade nur diese Sprache unter allen seines Geschlechts so verfährt: so dürfte dies seinen Grund wohl in der besonderen Geschichte dieser Sprache haben.

Ich habe behauptet: „Ist eine Sprache dem Principe nach formlos, so besitzt sie auch keine einzige wahre Form“. Denn woher sollte sie kommen, da sie doch kein formales Princip hat. Oder soll sie unfolgerecht gegen das Princip hineingeraten sein? Dann wäre sie aber als unfolgerecht auch unwahr. Pott fragt 245
(S. 231): „Was ist nötig, dass wir einen Sprachstoff im prägnanten Sinne geformt zu heißen ein Recht haben?“ und er ist um die Antwort verlegen. Die einzig mögliche Antwort ist die: eine einzelne Form ist als echte Form nur dann anzuerkennen, wenn die Sprache ein echtes Formprincip hat, sonst aber nicht

(Charakteristik S. 318 f.). Daher ist im Indogermanischen jeder Stoff geformt und alles ist Form, was hier als solche gelten soll. Die spätern Präpositionen „wegen, *causa* u. s. w.“ sind nur graduell von den ursprünglichen unterschieden, und die Präposition überhaupt nur graduell von der Casusflexion. Fragt man mich aber, woran ich erkenne, dass die indogermanischen Sprachen das echte Formprincip haben, den polynesischen, altaischen, amerikanischen aber ein solches fehlt: so verweise ich auf meine „Charakteristik“ dieser Sprachen, und frage, welchen Eindruck der Leser davongetragen hat.

---

## Ueber den Wandel der Laute und des Begriffs.

(Mit Bezug auf: Georg Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie Erster Teil. Leipzig bei Teubner 1858.)

416 „Den sichern Gewinn der vergleichenden Sprachwissenschaft für griechische Wortforschung, von luftigen Vermutungen oder geradezu verfehlten Versuchen gesondert, zu verzeichnen“ (Vorrede Anf.), ist ein Unternehmen, für welches die Philologie und die allgemeine Sprachwissenschaft die höchste Teilnahme zeigen müssen; und geht es von einem Manne aus, wie der Verfasser des angezeigten Werkes, so können wir unsre Freude und unsern Dank nicht schweigend zurückhalten. Georg Curtius zeigt in allen seinen Arbeiten eine musterhafte Sauberkeit in Form und Inhalt. Indem er bei seinen Vergleichungen nicht nur die Lautgesetze streng beobachtet, sondern auch zuvor noch und ganz vorzüglich das Gesetz selbst des Lautwandels in scharfer Begränzung aufzufassen sucht, hat er sich unter den Sprachforschern eine bedeutende Stimme erworben; und wegen der Klarheit und Uebersichtlichkeit seiner Darstellung gelingt es ihm besser als
417 irgend einem anderen, die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft dem Philologen und dem philosophischen Sprachforscher zugänglich zu machen.

Nun würden wir an dieser Stelle über Grundzüge der griechischen Etymologie, wie sie in dem angezeigten Werke gezeichnet sind, nämlich streng vom Gesichtspunkte des Lautwandels aus, nur wenig zu sagen haben; oder aber wir würden,

die vortreffliche Arbeit des Verfassers zu Grunde legend, die Umrisse einer griechischen Etymologie vom psychologischen Standpunkte aus zu ziehen haben — eine Aufgabe, an der wir uns nach dem Erscheinen des zweiten Bandes versuchen wollen —: wenn nicht Herr Curtius in einer langen Einleitung, in der er die Grundsätze und Methode der vergleichenden Etymologie vorlegt, manche Frage behandelte, die teils durchaus in unsere psychologische Betrachtung fällt, teils von allgemeinster, principieller Bedeutung für alle Sprachforschung ist. Wir haben vorzüglich die §§ 12—15 im Auge, in denen vom Wandel der Bedeutungen der Wörter die Rede ist. Während die Mehrzahl der Laute der sanskritischen Ur- oder Stammsprache „im Griechischen unverändert geblieben, der Rest nach einfachen Gesetzen verwandelt ist, dürfte die Zahl der Wurzeln und Wörter nicht allzu groß sein, welche ihre Bedeutung mutmaßlich von jener ursprünglichen Zeit her ganz vollständig erhalten hat. Geringe Differenzen wenigstens werden sich in der Regel herausstellen, und es wird schwer sein, diese auf Gesetze oder auch nur auf Analogien zurückzuführen, selbst wo es sich um die Bedeutungsentwickelung einer einzigen Sprache handelt“ (S. 74). Natürlich! der Laut ist der Bedeutung gegenüber Materie, und diese ist weniger lebendig als der Geist, das eigentlich Lebendige. Je mehr Leben aber, desto mehr Wandel, und weil geistiges, darum Entwickelung und nicht Kreisbewegung, sondern Fortschritt zum Vollkommnern. Freilich gehen die Wörter einer Sprache „in der Entwickelung ihrer Bedeutung nicht einen logischen, schnurgeraden Weg; es ist reine Täuschung, wenn wir ihnen nachträglich eine solche Reiseroute nachweisen zu können glauben“ — aber sie halten doch einen vernünftigen Gang inne, der psychologisch zu begreifen bleibt. Das eigentümliche Geistesleben eines Volkes, erinnert Curtius, muss sich in der Art, wie es mit dem 418
Geistigsten in der Sprache gewuchert hat, auf eine besonders anschauliche Weise zu erkennen geben. Sollen aber solche Anschauungen vom eigentümlichen Geistesleben verschiedener Völker mit Schärfe und Klarheit gebildet werden, so müssen auch zugleich „allgemeine menschliche Gesetze und Analogien für die Bedeutungsübergänge“ gesucht werden. Denn alles Besondere hebt sich als solches nur ab von der Grundlage des Allgemeinen. Das sind freilich „Fernsichten.“ Aber gerade darum ist uns

Curtius so wert, weil er sich „im Bewusstsein unseres elementaren Standpunktes doch auch solche ferne Ziele vorhält.“ Curtius weiß, dass wir nur durch solch fortwährendes Vorhalten des Zieles uns demselben nähern können; ja, er erkennt an, dass selbst die Erforschung der bloßen Elemente der Sprachwissenschaft, wenn sie auch nur an sich gelingen soll, den Blick auf das fernere Ziel richten muss. „Die bisherige comparative Sprachforschung hat dies nicht genug getan, sie hat sich oft gar zu sehr im Einzelnen verloren, womit jeder in seiner Weise — oft sogar ohne Rücksicht auf die Untersuchung anderer — experimentirt. Leitende Gesichtspunkte für dies geheimnisvolle Gebiet der Bedeutungsverschiedenheit sind unumgänglich notwendig.“ Wie es z. B. eine Sirene des Gleichklangs gibt, so gibt es auch, warnt Curtius, eine Sirene der Gleichbedeutung; und wie jener feste Gesetze des Lautwandels entgegenzustellen sind, so dieser feste Gesetze der Bedeutungsübergänge. — Darum nennen wir die Beschränkung, die sich Curtius auferlegt, weise, weil sie ihm die weite Aussicht nicht verkümmert, weil er über seine Schranken hinaussieht.

Betrachten wir nun den Begriffswandel, so drängt sich uns vielleicht als eine der ersten Fragen die auf, ob denn der Begriffs- und der Lautwandel, wie er sich bei der Vergleichung der verwanten Sprachen eines Stammes offenbart, zwei ganz für sich isolirte Vorgänge sind, die weder von einander abhängen, noch auch eine gemeinsame Ursache haben. Oder im Gegenteil, bedingen sie sich einander? und, wenn dies, welcher ist der primäre Wandel? Es scheint aber auf der Hand zu liegen, dass der Wandel der Bedeutung nicht notwendig den Laut mitergreife, da in jeder Sprache die meisten Wörter mehrere Be-
419 deutungen haben; und andererseits gibt es doch immerhin, wenn man es nicht sehr streng nehmen will, Wörter, welche in den verschiedenen Sprachen verschieden lauten und doch dasselbe bedeuten, wie vor allem die Zahlwörter und die Benennungen sinnlicher Gegenstände. Selbst aber, wenn man *pater* und *Vater*, oder welches Wort man sonst nehmen mag, nicht als völlig gleichbedeutend ansehen wollte, würde dann wohl anzunehmen sein, dass gerade diese Differenz der Bedeutung sich in der Verschiedenheit der Laute abspiegele? Daran, scheint es denn doch, sei kaum zu denken. Und also bliebe nur die Annahme übrig,

dass Laut und Begriff ihre Wandlungen ganz unabhängig von einander durchlaufen.

Indessen dürfte doch diese Folgerung, wenn man sie als absolut gelten lassen wollte, zu voreilig sein; es könnte trotzdem, sei es in vielen einzelnen Fällen unter besonderen Bedingungen, sei es im Ganzen, in einer etwas unbestimmten Weise, ein Wechselverhältnis des beiderseitigen Wandels vorhanden und nachweisbar sein. Versuchen wir, ob wir hier zu einer gewissen Klarheit kommen können.

Gehen wir aus von einer Bemerkung, welche Curtius (S. 76) macht: „Trotz alles Wandels ist in den Sprachen auch ein Trieb des Beharrens erkennbar. Mit derselben Lautgruppe *sta* bezeichnen alle Völker unseres Stammes vom Ganges bis zum atlantischen Ocean die Vorstellung des Stehens; an die nur unwesentlich veränderte Lautgruppe *plu* knüpft sich bei allen die Vorstellung des Fließens. Dies kann nicht zufällig sein. Gewiss blieb dieselbe Vorstellung mit demselben Laute deshalb durch alle Jahrtausende verbunden, weil für das Gefühl dieser Völker zwischen beiden ein inneres Band bestand, d. h. weil für sie ein Trieb vorhanden war, diese Vorstellung gerade mit diesen Lauten auszudrücken. Die Sprachphilosophie muss das Postulat einer physiologischen Geltung der Laute aufstellen und kann den Ursprung der Wörter nicht anders als durch die Annahme einer Beziehung ihrer Laute zu dem Eindruck erklären, den die durch sie bezeichneten Dinge in der Seele des Redenden hervorbringen.“

Also auch Curtius geht, wie wir, für den Ursprung der Sprache auf das Princip zurück, welches wir das pathognomische 420
nennen, um das Wort Onomatopöie zu meiden, an welches sich nicht bloß durch Plato und die Stoiker so viele Misverständnisse knüpfen. Man muss, um jenes Princip recht zu verstehen, nicht nur jede Absicht, jedes Bewusstsein über die Wortbildung wegdenken; sondern es ist auch dies nicht zu übersehen, dass das Wort nicht ein Bild, eine Nachahmung des Dinges, auch nicht der Vorstellung ist. Die Gleichheit zwischen Wort und Bedeutung liegt nur darin, dass der Gefühlston — Ton hier im übertragenen Sinne genommen, wie man von Farbenton spricht —, den die Anschauung des Dinges in uns erweckt, etwa derselbe ist, wie der, welcher durch den Sprachlaut erregt wird (Lazarus,

Leben der Seele II[1], S. 93; Ztschr. f. Philos. u. phil. Kritik, Bd. 32, S. 212, s. oben S. 85); denn es mag auch dieser Ton, diese Stimmung des Gefühls, wie er durch die Empfindung oder die Anschauung veranlasst ist, das eigentlich Wirksame in dem Reflex derselben auf die Bewegungsnerven sein.

Zunächst ist das Hervorbrechen des Lautes bloß eine mechanische Tatsache, eine Wirkung und ist nicht mehr Sprache, als jede Wirkung, welche ja allemal eine Ursache andeutet. Das Thermometer, die gefrorene Straßenrinne u. s. w. sagen uns den Temperatur-Grad. Aber noch nicht einmal Interjectionen sind wirkliche Sprache. Wenn vermöge des psychisch-physiologischen Mechanismus innere, seelische Regungen in Lauten ausbrechen, so ist hiermit noch nicht Sprache gegeben, sondern nur die mechanisch vorbereitete Möglichkeit zu derselben. Es muss notwendig erst noch Selbstbewusstsein, d. h. Bewusstsein von jener mechanischen Tatsache, hinzutreten. Wenn vermöge des gleichen Gefühlstones, welcher der Anschauung und dem Laute anhaftet, jene durch diesen oder in diesem appercipirt wird; d. h. wenn sich der Mensch im Laute seines seelischen Besitzes versichert, sich in ihm seiner Anschauung bewusst wird: dann ist Sprache entstanden.

Wie solches Selbstbewusstsein entsteht, habe ich früher anderswo (a. a. O. S. 210, oben S. 84) gezeigt. Hier nur ein Beispiel, zu dem uns Curtius Veranlassung gibt. In der Urgesellschaft sehe jemand einen andern in einer gewissen Entfernung gehen, ohne
421 von ihm gesehen zu werden; er wünsche, der andere möchte stehen bleiben, damit er zu ihm gehen könne, oder der andere möchte zu ihm kommen; kurz er möchte vor allem den anderen in seinem Gange hemmen. Dieser Wunsch setzt unmittelbar die Arme in Bewegung, um denselben zu fassen und festzuhalten. Es ist gleichgültig, wie unzweckmäßig diese Bewegung auch für den vorliegenden Fall sei: der Mechanismus wirkt ohne Ueberlegung. Der Mangel an Erfolg steigert die Ungeduld, steigert das Streben und die Armbewegungen werden heftiger. Ungewollt bricht auch der Laut *st* hervor, das Streben entladet sich in den motorischen Nerven, welche diesen Laut hervorbringen. Er ist da, ungewollt, wird aber gehört von dem einen wie von dem anderen. Dieser wendet unwillkürlich den Kopf nach der Seite, woher der Laut kam. So sieht er den Rufenden, der

immer noch mit den Händen nach ihm greift, ihn zu halten, zu holen sucht, wie wir sagen, ihm „winkt“. Der Hörende weiß jetzt, ohne dass er es sich ausdrücklich überlegt, dass der vernommene Ruf vom anderen kam, und er versteht dessen Gesten und dadurch auch die Absicht oder die Bedeutung des Rufes; der Rufende aber sieht am Erfolge, dass ein Laut ein langer Arm ist, der weit in die Ferne greift; er weiß das nun, ebenfalls ohne zu wissen, dass er es weiß. Der Fall wiederhole sich: dasselbe Bedürfnis, verstärkt durch die Association, erzeugt dasselbe *st*, und ruft zugleich die mit ihm associirte Vorstellung vom Erfolg hervor; d. h. er erwartet mit Bestimmtheit den Erfolg. Auch der Hörende weiß jetzt sogleich, ihm rufe jemand. Jetzt wird schon gerufen und verstanden. Der Rufende, der sichern Erfolg erwartet, hat denselben aus seinem und des Hörenden Bewusstsein gedeutet; er hat zugleich sein früheres Tun begriffen und sich in den Geist des anderen versetzt. Auch der Hörende weiß jetzt ohne Gesten, was man von ihm will; er hat den anderen gedeutet.

Noch ist jenes *st* bloß Ruf, nicht Wort; es deutet unmittelbar ein Streben an, wie *ach! o!* unmittelbarer Ausbruch eines Gefühls ist. Das Wort aber bedeutet nur eine Vorstellung, sei sie von einem Ding, einem Streben oder einem Gefühl. Das Wort also bedeutet ein Streben oder ein Gefühl nur mittelbar 422
durch eine Vorstellung, d. h. als vorgestelltes. Nun soll aber einer jener beiden in unserem oben fingirten Falle einem dritten diesen Vorgang erzählen wollen, dem dasselbe Ereignis schon begegnet ist, der also schon weiß, was der von ihm will, der ihm *st* zuruft. Der Erzähler hat Mittel, sich und den Anderen als die beiden Personen zu bezeichnen, von denen er spricht; er weiß auch seine Entfernung von demselben darzustellen. Um nun zu erzählen, was sich begab, bleibt kein anderes Mittel, als *st* zu rufen. Das Ergebnis braucht er nicht besonders anzugeben; sein Zuhörer weiß es schon. Hier ist aber das *st* schon nicht mehr Ruf, sondern Erzählung eines solchen, und also gewissermaßen schon Wort; es bedeutet: er rief mir, stehen zu bleiben.

Durch solchen und ähnlichen, beliebig weiter auszumalenden, Gebrauch, bei dem die psychologischen Processe der Verdichtung (Lazarus, Leben der Seele II, S. 160. 106. Zeitschr. f. Philos.

u. phil. Kritik Bd. 32, S. 223. Oben S. 95. Vergl. auch oben S. 154, 165.), der sogenannten Abstraction und Uebertragung wirksam auftreten, wird endlich *sta* zur Wurzel mit der Bedeutung: zur Ruhe bringen, zur Ruhe kommen.

Wir als Grammatiker können die innere Sprachform, die sich in dieser Wurzel *sta* offenbart, analysiren. Das *s* ist Reflex, und also Organ, der Vorstellung der Bewegung; *t* bedeutet die eintretende oder gewollte Hemmung der Bewegung. Solch ein analytisches Bewusstsein hatten natürlich die Sprachschöpfer nicht. Aber ein gewisses Bewusstsein von der Natur des *sta* hatten sie; es lebte in ihnen die innere Sprachform, welche eben das Band ist zwischen dem Laute und dem Bedeuteten. Diese innere Sprachform muss in ihnen gelebt haben, denn ohne sie kann nicht Sprache geschaffen werden; sie ist der schöpferische Trieb der Sprache. Und zwar ist sie in doppelter Gestalt vorhanden. Zuerst ist sie rein factisch, nichts anderes als der mechanische Zusammenhang, welcher den Reflex-Laut erzeugt; sie ist jener Gefühlston selbst, welcher im Laute explodirt. Dieser Gefühlston, der den Anschauungen anhaftet, bewirkt natürlich einen ihm analogen Laut, d. h. einen Laut von ähnlichem Tone.
423 Wenn in diesem Laute die Anschauung appercipirt wird, so geschieht dies mit einem Apperceptionsmittel, d. h. vermittelst des dem Appercipirenden und Appercipirten Gemeinsamen, also vermittelst des gemeinsamen Tones. Das Apperceptionsmittel bleibt allerdings immer dunkler, d. h. weniger vom Bewusstsein erhellt als die anderen Factoren des Apperceptionsprocesses und zumal weniger als das Ergebnis desselben, weil eben nur darüber hin geglitten wird, und weil es nicht abgesondert für sich auftritt sondern nur vermischt mit den anderen Factoren. Immer aber ist es doch im Bewusstsein, muss in ihm sein, wenn der Process zu Stande kommen soll, der ganz darauf beruht, dass jenes in ihm ist. Indem also der der Anschauung und dem Laute gemeinsame Gefühlston, welcher factisch die ursprünglichste innere Sprachform ist, zum Apperceptionsmittel wird: gelangt die zunächst factisch wirksame innere Sprachform ins Bewusstsein und wird nun eigentliche innere Sprachform, Verständnis der factischen. Hierauf beruht es, dass Sprache an sich Selbstbewusstsein, d. h. Selbstverständnis und Mitteilung an sich selbst ist. Wie bei der Mitteilung an den anderen zuerst eine innere An-

schauung im Redenden ist, welche er im Laute äußert, und welche dann durch den Laut auch in dem Hörenden wach wird: so ist auch schon bei der Entstehung der Sprache im Redenden zunächst eine factische innere Sprachform, welche sich im Laute äußert, wodurch diese zur bewussten, gehörten innern Sprachform wird. Diese Selbstmitteilung ist aber bei dem gesellschaftlichen Leben der Menschen, bei ihrer gleichen Organisation, bei ihren gleichen Anschauungen zugleich Mitteilung an den andern, und das Selbstverständnis ist zugleich Verstandenwerden vom andern und Verständnis desselben. Denn die Selbstmitteilung wird nur durch die Gesellschaft und in ihr veranlasst; sie wird ebenso wenig, wie die Mitteilung an den andern, absichtlich gewollt, sondern sie entsteht im geselligen Leben. Nur ist im Hörenden der Process der umgekehrte als im Sprechenden. Hier entsteht der Anschauung aus ihrem Gefühlston ein analoger Laut; dort weckt der Laut durch seinen Ton die analoge Anschauung. Dem Sprechenden bleibt die Wirkung, die der Laut auf ihn selbst übt, unbewusst, weil er ergriffen 424
wird von der Bemerkung, dass der Hörende ihn verstanden hat; und durch diese Erfahrung wird die Sprache für ihn zum Organ der Mitteilung.

So ist denn also für die Entstehung und das Wesen der Sprache ein gewisses, wenn auch nicht analytisches, doch, so zu sagen, ästhetisches Bewusstsein vom Zusammenhange zwischen Laut und Anschauung unentbehrlich. Dann scheint aber die Veränderung des Lautes unmöglich; denn sobald ein anderer Laut ertönte, müsste vermittelst des ihm anhaftenden verschiedenen Gefühlstones auch eine andere Anschauung geweckt werden. Der Laut ist bei der Schöpfung der Sprache nicht ein gemachtes Zeichen, sondern an sich bedeutsam und verständlich; also nicht ein σύμβολον, sondern ein ὄργανον. Und wie nur ein fest bestimmter Laut eine bestimmte Anschauung wecken kann, so kann auch letztere sich immer wieder nur in demselben Laute äußern: denn der Mechanismus, der hierbei wirksam war, folgt doch wohl unwandelbaren Gesetzen. — Aber auch die Bedeutung könnte nicht wandeln, da sie dem Laute inwohnt, von ihm getragen und erhalten wird.

Sollen wir denn nun behaupten: also ist aller Wandel von Laut und Bedeutung unorganisch? Heyse (System d. Sprachw.

§ 90) hat dies behauptet. Aber welch ein wunderlicher Organismus wäre die Sprache, wenn sehr bald nach ihrer Geburt ihr ganzes Leben, die vollere Entwicklung ihrer Kräfte, die reichere Entfaltung ihrer Schätze meist nur Desorganisirung wäre!

Was zwingt uns denn aber, mit Heyse das Wesen des Organischen in der Einheit von Materie und Geist, Leib und Seele zu sehen? Ist der Baum nicht ein Organismus ohne Seele; ist er nicht bloß Materie, Aeußeres? Und man täusche sich doch darüber nicht: auch Tier und Mensch, insofern sie bloß organisch sind, sind bloß Materie, Leib; die Seele tritt als etwas dem Organismus an sich Fremdes zu demselben hinzu. — Es könnte also der bedeutungslose Lautwandel der Sprache recht wohl als ein gewisser organischer Stoffwechsel angesehen werden.

Für uns nun heißt Organismus nichts weiter, als ein System, dessen Einzelheiten in einander greifen und zusammenwirken zur Erzeugung eines umfassenden Wesens; ein geschlossenes Ganze, dessen Teile als zu einer Einheit gehörig charakterisirt sind. Der Wandel der Laute und Bedeutungen aber schien zunächst nicht bloß unorganisch, sondern unmöglich.

Unmöglich! — d. h. vielmehr, wir haben noch nicht alle im Leben der Sprachen wirksamen Verhältnisse erwogen und zur Erklärung herbeigezogen; wir haben noch nicht den ganzen Complex der Ursachen gesammelt, aus dem die Wirkung erfolgt ist und begreiflich wird. Versuchen wir dies jetzt.

Curtius (§ 13), den allgemeinen Gang der Bedeutungsentwicklung betrachtend, richtet seine Absicht vorzüglich darauf, wie die Grundbedeutung der Wörter aufzufinden ist, und widmet darum den Synonymen ausführlichere Aufmerksamkeit. Er zeigt nämlich an glücklich gewählten Beispielen mit vieler Schärfe, dass sinnliche Tätigkeiten, die uns sehr concret zu sein scheinen, z. B. sehen, von den Sprachschöpfern nur nach den specielleren Formen ihres Auftretens und also mehrfach aufgefasst, d. h. synonymisch benannt sind, während ein Wort für die Tätigkeit in ihrer allgemeinen, jene besonderen Fälle unter sich befassenden, Bedeutung fehlt. Dabei wird nun die Erscheinung der Homonymie oder Vieldeutigkeit der Wörter nur beiläufig berührt. Gerade in ihr aber liegt der Kern des Bedeutungswandels. Denn man darf wohl voraussetzen, dass jedes Wort, welches im Laufe

der Zeit seine Bedeutung geändert hat, irgend einmal auf einem Punkte seiner Geschichte die alte und die neue Bedeutung zugleich gehabt hat. Der Wandel der Bedeutung folgt also erst aus der Vieldeutigkeit, indem der ursprüngliche Sinn neben dem abgeleiteten völlig schwindet.

Wie wunderlich, wie wenig dem logischen Begriffe zugänglich muss die Sprache erscheinen, die einerseits Synonyme mit einer Feinheit scheidet, welche wir nur fühlen, nicht ausdrücken können, und die andererseits doch sehr verschiedene Begriffe mit demselben Worte zugleich bezeichnet! Hier Ueberwucherung, und dafür dort ein Vertrocknen und Verdorren!

Die Sprache freilich kann dem logischen Begriff antworten; wärst du wohl enstanden ohne mich? bist du nicht durch mich? So lerne erst dich selbst vergessen, wenn du mich begreifen 426
willst. Miss mich, mein Sein und Tun, nicht an dir; denn ich war vor dir ohne dich.

Bevor man für Tatsachen und Processe die Ursachen und Gesetze sucht, für das ὅτι das διότι, sehe man sich doch ja erst die Tatsache, das ὅτι, selbst an, ob sie wirklich ist und wie? Denn abgesehen davon, dass man in solcher Weise oft unversehens zur Erkenntnis des Wesens, τί ἐστι, gelangt und dann das Ganze mit einem Schlage hat, ist auch zu beachten, dass alle Tatsachen doch nur Erzeugnisse der Subjectivität sind, und gar zu oft eben fehlerhaft gebildete.

Nun scheint mir, man müsse behaupten, dass es weder Synonyme noch Homonyme gibt, dass beide nur zu sein scheinen. Die Wörter schauen, spähen, blicken z. B. sind verschiedene Wörter, bezeichnen Verschiedenes, und tragen nichts an sich, wodurch sie sich als Synonyme kund gäben. Nur wir, wenn wir sie dem Begriffe des Sehens überhaupt gegenüberstellen und sie als Modificationen dieses Begriffes ansehen, vereinigen sie zu einer Gruppe von Synonymen. Das ist aber unser subjectives Tun, wobei wir außerhalb der Sprache stehen; solches Tun ergibt keine sprachliche Tatsache. Man muss also durchaus festhalten: jedes Wort bedeutet eine Vorstellung für sich, und muss nicht sagen, mehrere Wörter bezeichneten denselben Begriff in verschiedener Weise (vgl. oben S. 220).

Und wie nicht mehrere Wörter dasselbe bedeuten, so bedeutet auch nicht ein Wort vieles; sondern jedes Wort hat nur

eine Bedeutung. Einen Beweis hierfür könnte man vielleicht in der Ueberraschung finden, von welcher gewiss jeder betroffen war und noch immer wird, wenn er im Wörterbuch der deutschen Sprache sieht, wie die täglich von ihm gebrauchten Wörter vier, fünf Bedeutungen haben sollen. Man kann freilich sagen, die Ursache hiervon liege nicht sowohl im Sprachgefühl, als im mangelhaften Bewusstsein über letzteres. Wie dem aber auch sei, die neueren Sprachforscher stimmen sämmtlich darin überein, dass ursprünglich jedes Wort nur eine Bedeutung gehabt habe, dass aber aus dieser einen durch Wandel, Entwickelung, Aenderung, Uebergang, Geburt mehrere Bedeutungen entstanden
427 seien, welche durch dasselbe Wort getragen werden; und wenn ich nun früge, wie man sich denn solchen Wandel, solche Entwickelung und Geburt denken solle, so würde man mir sagen, dies sei eben die Aufgabe.

Dem gegenüber meine ich, diese Aufgabe sei nicht richtig gestellt; denn die Tatsache, welche erklärt werden soll, ist nicht richtig gefasst oder wenigstens durch ungeeignete Wörter versteckt, verschleiert. Ich will zunächst an einem Beispiele, das ich von Curtius (S. 81) borge, zeigen, wie ich die Sache verstehe. Die Wurzel *skav* liefert im Gotischen das Verbum *skav-ja*, ich schaue, und bezeichnet ursprünglich die Tätigkeit des verweilenden Auges. Verweilen ist eben nötig, um den Gegenstand, auf den sich das Auge richtet, allseitig zu sehen, oder weil er fern und versteckt ist. Man schaut in die Ferne, in die Zukunft, von der Höhe in die Tiefe und von unten in die Höhe. Dies ist die einzige Bedeutung des Wortes. Jede Vorstellung aber kann Apperceptionsmittel werden für anderes Zuappercipirendes, und sogar für mehreres. Es liegt nahe, den Propheten durch seine Tätigkeit des Schauens der Zukunft oder des Beschauens der wunderbaren Zeichen zu appercipiren, daher griech. θυο-σκό-ος, Opferschauer; ein Schauer ist auch der Weise und Dichter, skr. *Kav-i-s*. Es kann ferner durch solches sinnliches, verweilendes Schauen die geistige Vorsicht appercipirt werden; so geschieht es bei den Römern durch *cav-e-o, cau-t-us*, und im got. *skau-s* vorsichtig. Die ruhig glänzenden, sanft strahlenden Dinge sogar werden als schauende appercipirt; das Schöne aber hat vorzüglich solchen Glanz und wird durch die Vorstellung des Glanzes appercipirt, wie im Sanskrit „der

Glanz“ *khav-i-s* eigentlich ein Schauen ist. Und diese selbe Wurzel, welche das Strahlen der Dinge und des Auges bedeutete, konnte auch dazu dienen, die analoge Tätigkeit des Ohres, das ruhige Hinhören auf etwas klar Tönendes, zu appercipiren; daher κοᾶ „er hört“ (S. 81).

Hier haben wir also einen großen Wandel der Bedeutung. Dass die Verschiedenheit auf Ableitungen und Wortformen verteilt ist, tut nichts; dergleichen findet sich häufig genug auch bei derselben Wortform. Haben wir also hier Wandel und Vielheit der Bedeutung? Keineswegs; die Tatsache ist vielmehr 428
die, dass dieselbe Vorstellung zur Apperception mehrerer Gegenstände oder Inhalte verwendet wurde, und dass sie dazu diente, mehrere Begriffe zu schaffen und zu repräsentiren. Denn Appercipiren schließt beides in sich: ursprüngliches Schaffen und fortdauerndes Repräsentiren des Geschaffenen. Da der Repräsentant nicht durch sich und nicht als er selbst, sondern durch und für anderes gilt, so tritt auch das Apperceptionsmittel wenig ins Bewusstsein (oben S. 244) und kann endlich vergessen werden. Wir haben heute das Adjectivum „jung“ im lebendigen Gebrauche und appercipiren die männlichen Kinder in früheren Jahren, die Knaben, durch diese Eigenschaft, wenn wir sie „Jungen“ nennen. Wir könnten auch die Mädchen so appercipiren; aber dem deutschen Volke sind die Männer doch die wichtigeren, und nur die Knaben werden als die „jungen Väter“ appercipirt, nicht auch die Mädchen als die jungen Mütter. Aber „jung“ hat nicht etwa zwei Bedeutungen.

Die Wörterbücher haben die Aufgabe, zu zeigen, was alles ein Volk durch ein Wort, eine Vorstellung appercipirt. Dabei versteht es sich von selbst, dass eine Bedeutung, die nicht ursprünglich, sondern selbst erst das Erzeugnis einer Apperception durch die erste Bedeutung ist, von neuem wieder Mittel zur Apperception, d. h. zur Schöpfung eines anderen Begriffes werden kann.

Der Wandel der Bedeutungen ist demnach zu bestimmen nach den Kategorien der Apperception (oben S. 58 ff. Abriss I, § 200—352). In der Zeitschr. f. Völkerpsych. I, S. 349—387 wird man für diesen Punkt eine dankenswerte Arbeit von Tobler finden.

Dass über dem fortgesetzten Herabdrücken der Bedeutung

zum bloßen Apperceptionsmittel für neue Bedeutungen endlich jener erste Sinn einer Lautgruppe verloren gehen kann, ist nicht zu verwundern. Der Laut aber hing pathognomisch nur an der ersten Bedeutung; nur für sie war er ein ὄργανον; für die weiter entwickelten Bedeutungen ist er nur noch ein σύμβολον. Mit ihnen hängt er nur mechanisch, durch Association, zusammen. Nun ist der Laut wesentlich abgestorben und verfällt den Einflüssen mechanischer Mächte.

429 Dieser nun eintretende mechanische Lautwandel ist aber nicht ungesetzmäßig, und auch in ihm gibt sich die Eigentümlichkeit des Volksgeistes kund. Allgemein beweist Abstumpfung und Schwächung der Laute Unbesorgtheit eines erstarkten und viel bewegten Geistes um die Bedeutsamkeit des äußeren Mittels, Ablösung vom ursprünglichen pathognomischen Zustande. In der deutschen Lautverschiebung, die uns Jacob Grimm zuerst kennen gelehrt hat, sehe ich nur die Lossagung vom Altertum, wie sie sich im Consonanten bekundet. In der Abstumpfung der Vocale, besonders in den Endungen, spricht sich die Abstraction und das Phlegma aus; das stumpfe *e* ist der geistigste Vocal, und er entsteht durch die Energie der Betonung der Stammsilbe. Erweichung der Laute, Milderung der Consonantenverbindungen durch Assimilation, Auswerfung Zufügung von Vocalen bekundet Sinnlichkeit oder gar Schlaffheit. — Die Laute jeder Sprache haben eine gewisse Tonart welche das Temperament eines Volkes abbildet. Vielleicht gibt es nichts in der spanischen, italiänischen, französischen und deutschen Sprache, was das Temperament der betreffenden Völker so allgemein und bestimmt wiedergäbe, als der Klang ihrer Laute.

Wunderbar durchkreuzen sich scheinbare Widersprüche. Das deutsche Volk scheint unter allen sanskritischen Völkern am gleichgültigsten gegen den Laut; und doch hängt es an innigsten an ihm. Es ist nur gleichgültig gegen die Aeußerlichkeit, den Klang des Lautes, hängt aber mehr an seiner Bedeutsamkeit als irgend ein anderes Volk. Daher nicht bloß sein Sinn für Onomatopöie, die sich in allen guten deutschen Dichtungen findet, auch bei Dichtern zweiten Ranges und der neuern Zeit; sondern auch die fast semitische Verwendung des Vocalwandels für die Bildung der Formen, der sogenannte Ab

und Umlaut. Das ist freilich nichts Ursprüngliches, aber um so charakteristischer und ist vorzüglich Ausdruck der deutschen Innigkeit. Wir fühlen z. B. heute den Conjunctiv im Umlaut, gäbe, läge, böte, zöge, wüchse, würde, als wäre der Umlaut das eigentliche Zeichen, Organ des Conjunctivs. Wie anders beim Griechen, der doch auch zufällig entstandene Lautverschiedenheiten zu verwerten verstand.

So erkläre ich mir den Wandel der Bedeutungen trotz 430
deren Gebundenheit an den Laut, und den bedeutungslosen Lautwandel trotz der ursprünglichen Bedeutsamkeit des Lautes. Aber selbst dem Lautwandel liegen nicht bloß die äußeren Mächte des Klimas, Bodens, der Sprachorgane zu Grunde, sondern auch etwas Innerliches, Temperament, Grad der Energie, Abstraction, Sinn für Bedeutsamkeit, oder Mangel an Innerlichkeit, dabei aber vielleicht Sinn für Wohllaut.

Hiernach ist wohl klar, dass wir nur in den seltensten Fällen die ursprüngliche Lautform und die erste Bedeutung einer Wurzel als tatsächlich vorhanden nachweisen können; meist ist jene wie diese vielfach umgestaltet. Daher ist es heute noch gewagt oder unmöglich, die pathognomische Bedeutung der Laute anzugeben. Ein hierauf bezügliches Unternehmen müsste mit den uncultivirten Sprachen und mit gewissen Gebilden der Volksdialecte beginnen, um endlich die letzten Reste in den Wurzeln der literarischen Sprachen zu erkennen.

Für die Auffindung der Urbedeutung einer Wurzel aber gibt uns Curtius (§ 14) folgende Mittel zur Hand. Das günstigste derselben ist ein aus der Wurzel gebildetes Verbum, und hier ist nun besonders die Erscheinung defectiver Verba und die Notwendigkeit, mehrere solche zusammenzunehmen, um alle Conjugationsformen eines Verbums zu erhalten, von außerordentlicher Wichtigkeit. Woran liegt es denn, dass wir, um z. B. ὁράω durchconjugiren zu können, zu noch zwei anderen defectiven Verben εἶδον und ὄψομαι greifen müssen? Heute glaubt doch niemand mehr, und vielleicht hat es niemand ernstlich gemeint, dass ὁράω im Aor. εἶδον und im Fut. ὄψομαι laute; sondern drei verschiedene defective Verba ergänzen sich hier gegenseitig, indem das eine sein Präsens, das andere seinen Aorist, das dritte sein Futurum liefert. Schon Moritz (Magazin IV, 3. S. 96) hatte eine sehr richtige Ahnung von der Sache, wenn

er meinte, die Vergangenheit von *sum* werde darum durch ein anderes Wort, *fui*, die von bin durch war, bezeichnet, weil die temporale Modification des Begriffs dieses Verbums zugleich diesen Begriff selbst ändert. Das vergangene Sein ist eben kein Sein mehr. Ebenso müssen wir sagen: wenn es von der Wurzel,
431 welche den Aorist εἶδον bildet, kein Präsens gibt, so liegt dies daran, weil von der Bedeutung dieser Wurzel ein Präsens gar nicht denkbar war, so wenig wie umgekehrt der Sinn von ὁράω im Aorist gedacht werden konnte. Dieses Verbum nämlich bedeutet das sorgsame, also verweilende Sehen (daher von derselben Wurzel οὖρος Wächter, S. 79); der Aorist aber bedeutet nur momentane Handlungen. Die Wurzel ἰδ von εἶδον dagegen bezeichnet gerade das momentane, nämlich das findende, erkennende Sehen, konnte also nur den Aorist bedeuten*).

*) Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit, bei welcher Curtius selbst sich auf seine Theorie der Tempora beruft, meinen verstorbenen Lehrer und Freund Heyse gegen das harte Urteil in Schutz zu nehmen, welches Curtius über dessen Ansicht von den Zeitformen gefällt hat. Da er sich sonst so günstig über Heyses nachgelassenes Werk ausgesprochen hat, so muss ich wohl die Kürze seines Verdammungsurteils, in der so viel Wegwerfung liegt, auf Rechnung des Ortes setzen, an dem es ausgesprochen ist. Eine Recensir-Anstalt, wie das Literarische Centralblatt, zwingt jeden, auch den besten Mitarbeiter fast unvermeidlich dazu, in den üblichen Recensenten-Ton zu verfallen. Ich will auch nicht untersuchen, ob Heyses mit vortrefflicher Consequenz entwickeltes System der Tempora sich in allen früheren Grammatiken schon findet. Nur dies will ich Herrn Curtius zu beachten bitten, dass was er „Zeitarten" nennt, nämlich „der Unterschied der eintretenden, dauernden und vollendeten Handlung" sich bei Heyse (System der Sprachw. S. 245) gerade eben so findet unter dem geeigneten Namen „Momente der Handlung oder objective Zeitpunkte", nämlich; „Beginn, Vollendung und Währung". Hier also liegt gar kein Widerspruch zwischen Curtius und Heyse. Nur in der Definition des Aorists und in der Stellung desselben im Systeme der Zeitformen ist zwischen beiden eine Verschiedenheit; aber die Consequenz scheint mir gerade auf Seiten Heyses zu liegen. Denn kann man wohl unter dem Ausdrucke der „eintretenden" Handlung, der *actio inchoanda* oder *instans*, im Gegensatze zur vollendeten und dauernden, etwas Anderes verstehen, als was Heyse (S. 427) darunter versteht: „ich bin (war, werde sein) im Begriff zu tun"? Diese Bedeutung hat aber der Aorist nicht, wie er nach Curtius haben müsste. Offenbar hat hier Curtius vermischt, was streng zu scheiden ist, nämlich eintretende und beginnende Handlung. Nur letztere steht im nächsten Gegensatze zur vollendeten und dauernden. Der Eintritt dagegen, d. h. die Verwirklichung überhaupt einer Handlung, fällt aus dem System der Zeitformen mit combinirter Bedeutung, wie Heyse es S. 427 aufstellt und Curtius es in seiner Grammatik aufstellen

Ueberhaupt aber ist zu bedenken, dass jede Form eines 432
Wortes, die möglich ist oder nicht möglich, wie auch jede Constructionsweise, von der ursprünglichen Bedeutung desselben abhängt und also Licht auf dieselbe wirft.

Endlich will Curtius — und dies ist ein sehr fruchtbarer Gedanke — die Methode der Analogie, durch welche alle bisherige Grammatik gebildet ist, auch auf die Bedeutung anwenden. Tobler hat sich dieser Methode an dem oben S. 249 angeführten Orte schon glücklich bemächtigt.

Beabsichtigend in dieser Anzeige des Curtius'schen Werkes alles vorzubereiten, was ich bei der oben angekündigten Arbeit voraussetzen muss, habe ich nur noch einen Punkt zu erwähnen. Curtius spricht von griechischen, lateinischen u. s. w. Wurzeln; ich will nichts dagegen haben. Er will also *skalp* und *skulp*, γλαφ und γλυφ als zwei verschiedene lateinische und zwei verschiedene griechische Wurzeln ansehen. Für seinen Zweck mag er es tun. Ich trage aber nicht das mindeste Bedenken, mich dem § 163 in Heyse's „System" anzuschliessen, gemäß welchem jene vier Formen nur Varianten einer und derselben Wurzel sind.

---

## Ueber die Wurzeln der Sprache.

(A. J. Pott, Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. Zweite Aufl. in völlig neuer Umarbeitung. Zweiten Teiles erste Abtl.: Wurzeln; Einleitung. 1861. XVII S. und 1023 S.)

Wir wissen längst: Hr. Pott hält, was er auf den Titeln 453
seiner Bücher verspricht — ja, er gibt noch mehr. Ist auch der nächste Zweck seiner Arbeiten die Aufhellung der indogermanischen Sprachen nach Seiten ihres lautlichen Formbaues, so wird dieser doch durchgehends dem höheren Zwecke untergeordnet, die Entwickelung jenes Sprachstammes von Anbeginn

---

will, gänzlich heraus und tritt nicht einer Reihe dieses Systems, sondern dem ganzen Systeme gegenüber, ganz für sich selbst eine Reihe von aoristem Präsens, Präteritum und Futurum bildend; ja sogar, wie ich hinzufüge, ein ganzes combinirtes System für sich bildend, denn woher hätte sonst der Aorist so oft die Bedeutung des Plusquamperfects? — Indess dies nur zur Abwehr für den Verstorbenen; meine eigene Ansicht bei passender Gelegenheit.

bis auf den heutigen Tag zu erforschen, und auch dies wiederum nicht bloß von Seiten des Lautes, sondern auch des inneren, ideellen Lebens. Schon zu diesem Behufe unterlässt Pott nicht,
454 allen Analogien nachzuspüren, welche die entlegensten Sprachen auf irgend einem Winkel der Erde mit den indogermanischen aufweisen. Er tut dies aber um so mehr, als er mit klarem Bewusstsein alle diese Special-Forschungen dem noch höheren Zwecke einzufügen strebt, die allgemeine (d. h. sowohl allumfassende, als die einheitliche Sprach-Idee begreifende) Sprachwissenschaft zu begründen oder auszubauen. — Wie sehr aber die zweite Auflage des Werkes, welches ihm vorzugsweise seinen Ruf verschaffte, verdient eine „völlig neue Umarbeitung" zu heißen, kann schon der Vergleich des Umfanges beider Auflagen lehren.

Unsere Zeitschrift kann aus inneren Gründen noch viel mehr als aus bloß äußerlichen nicht versprechen, die Schuld, welche sie gegenüber Werken, wie das vorliegende, überhaupt aber gegenüber den neu erscheinenden gediegenen Arbeiten hat, die für die Völkerpsychologie oder auch nur für die Sprachwissenschaft wichtig sind, bald einzulösen. So haben wir in unserem Aufsatze über den ersten Band von Potts Werk (vergl. oben S. 190—223) nur erst einen einzigen Punkt, den allgemeinsten, besprochen, ohne auf den außerordentlichen Reichtum an geistvollen Bemerkungen über die dort behandelten Partikeln eingehen zu können, und schon wird uns der zweite Band geboten, der nicht minder wichtig ist. Indessen werden wir ja nie und nirgends von Formwörtern im Einzelnen oder im Allgemeinen reden können, ohne auf den genannten Band zurückzukommen; wenden wir uns also jetzt getrost zum zweiten.

Von Georg Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie, erwarten wir noch den zweiten Teil. Bei meiner Besprechung des ersten Teils (vergl. oben S. 238—253) hatte ich besonders nur die Absicht, die notwendigen Vorbereitungen für einen zweiten Artikel zu treffen, der nach Erscheinen des zweiten Bandes folgen soll. Aber auch dort habe ich einen Punkt von größter Wichtigkeit, das Wesen der Wurzel, eben nur berührt (oben S. 251—253). Da nun Potts Werk ganz diesem Gegenstande gewidmet ist, so ist die Gelegenheit gegeben, ihn ausführlicher zu behandeln. Ja Pott selbst zwingt

uns, auf Curtius zurückzukommen, da er vielfach gegen ihn bald sich verteidigt, bald ankämpft.

Es sei hier überhaupt der (im Wesentlichen sehr erfreulichen) 455
Erscheinung gedacht, dass in der zweiten Auflage Potts Polemik eine ganz andere Richtung genommen hat, als sie in der ersten verfolgte. Zwischen beiden liegen freilich dreißig Jahre, d. h. fast ein Menschenalter. Während sich nun Pott ehemals gegen das Treiben der völlig unwissenschaftlichen alten Etymologie in stürmendem Angriffe zu wenden hatte, so kämpft er jetzt beinahe durchweg sich verteidigend gegen die Angriffe jüngerer Männer, die ihm mit den strengsten Gesetzen der etymologischen Kunst entgegengetreten sind. Es ist mir ein schönes Schauspiel: der halbgraue, aber noch immer nicht nur rüstige, sondern heiße Kämpfer im Streite gegen junges, und doch höchst nüchternes Blut — und Blut von seinem Blut.

Fragen wir nun zuerst, was eine Wurzel ist; suchen wir den Begriff, das Wesen der Wurzel. Curtius, der diese Frage, nach seinem Zwecke, nur kurz und gelegentlich berührt, antwortet (S. 44): „Wurzel ist derjenige Lautcomplex, welcher übrig bleibt, wenn man alles Formelle von einer gegebenen Wortform abstreift“. Mit dieser Difinition ist Pott nicht zufrieden (S. 193), und wohl mit Recht. Zwar könnte der Vorwurf, dass sie „nur verneinend verfahre“, ungerecht scheinen; denn das Ergebnis dieses verneinenden Verfahrens ist etwas Positives. Durch das Abstreifen des der Wurzel Negativen (d. h. ihr nicht Zukommenden, der Bildungs-Elemente), ergibt sich ein bestimmter Rest, und so ist jenes Tun Negation des Negativen (Hegelsche Negativität), und also Position. Indessen näher betrachtet, wird sich die Sache anders zeigen.

Offenbar sind Wurzel und Formelles relative Begriffe, wie positiv und negativ, A und ein bestimmtes Nicht-A, wie strenge Gegensätze. Die Negation des einen Gliedes ist in diesen Fällen sogleich die Position des andern; Negation des A ist nur Position des Nicht-A, und umgekehrt Negation des Nicht-A ist eben Position des A. Wer daher das eine Glied des Gegensatzes durch die Negation des andern definirt, dreht sich im Kreise oder begeht ein *idem per idem*. In unserem Falle also kann die Wurzel nicht als das Negative des Formellen definirt werden. Denn früge man, und was ist das Formelle? so wäre

456 die Antwort: das Negative der Wurzel, d. h. der Rest nach Abstreifung der Wurzel von einer gegebenen Wortform.

Curtius wollte, das ist sicher, keine bloß nominale, sondern eine genetische Definition geben. Dieses Streben, sich der Sache im Kerne zu bemächtigen, das in unserer heutigen Wissenschaft überhaupt sichtbar ist, muss auch hier anerkannt werden. Es scheint aber allerdings, als sei diesmal das Bemühen mislungen. Beachtet man genau die Ausdrucksweise: „der Lautcomplex, welcher übrig bleibt, wenn man alles Formelle von einer gegebenen Wortform abstreift", so kann man wohl nicht anders sagen, als dass die erstrebte genetische Definition umgeschlagen sei zu einer praktisch-empirischen Anweisung, die Wurzel in einem gegebenen Falle aufzufinden. Die Vermutung liegt sogar nahe, Curtius sei, bewusst oder unbewusst, bei der Formulirung seiner Definition von einem praktischen Motive geleitet worden. Klar ist soviel: Curtius sagt, wie der Grammatiker die Wurzel findet, nicht was sie ist.

Da nun ferner die Wurzel in der Wortform zuweilen Umstellung oder Auswerfung eines Vocals erleidet, wie z. B. in ἐγί-γν-ετο, wo zwischen γ und ν der Wurzelvocal ausgefallen ist, so muss Curtius selbst seiner Definition noch eine nähere Bestimmung hinzufügen, womit er ihre Unzulänglichkeit tatsächlich beweist.

Pott hebt auch noch hervor, dass die besprochene Definition nicht auf die einsylbigen Sprachen passe, welche die Wurzel eben gar nicht mit Formellem bekleiden, und in denen doch die Lautcomplexe mehr sind als bloße Wurzeln. Solche Lautcomplexe aber ohne formelle Elemente treten mehr oder weniger häufig in allen formlosen Sprachen auf, zeigen sich selbst in Aegyptischen, ja sogar bedingungsweise im Sanskrit.

Endlich aber lässt sich nach Curtius auch nicht die Wurzel vom nominalen Thema unterscheiden, im Falle, dass jene unmittelbar die Declinations-Endungen annimmt. So unterscheidet man zwar in der Wortform ζυγόν, *jugum*, leicht das Thema ζυγο *jugu* und die Wurzel ζυγ, *jug*, wie aber in *duc-s* (*dux*) u. s. w.

Der praktischen Brauchbarkeit der besprochenen Definitio
457 verschlagen diese Einwände nichts. Man könnte ja auch da Thema analog der Wurzel so definiren: Thema ist derjenige Lautcomplex, welcher übrig bleibt, wenn man die Casus- oder Per

sonal-Endung von einer gegebenen Wortform abstreift. Dass in Fällen wie *dux*, man suche die Wurzel oder das Thema, nach der geforderten Subtraction derselbe Rest bleibt, oder dass es gar nichts zu subtrahiren gibt, also das Gegebene selbst Wurzel oder Thema oder beides ist, was schadet das? Nichts — nur dies beweist es, dass jene Definitionen nicht die Bestimmungen eines Begriffs enthalten.

Pott untersucht das Wesen der Wurzel ausführlich und sucht sie allseitig abzugränzen. Ihm ist die Wurzel nicht ein bloßer Lautcomplex, nicht „Laut an sich", „welcher nur die physische Seite der Sprache hervorkehrt"; sondern sie ist bedeutungsvoller Laut, hat „einen geistigen Inhalt" (S. 206). Nun hat Pott nach drei Seiten hin Gränzlinien zu ziehen. Er hat erstlich die Bedeutung der Wurzel von der des Wortes zu unterscheiden. Aber auch zweitens die Sylbe und drittens selbst die einfachen articulirten Laute sind bedeutsam (denn wären sie es nicht, „wie würden sie sonst in ihren weiteren Zusammenfassungen plötzlich zu bedeutsamen Symbolen?"), und wie unterscheidet sich nun die Wurzel von ihnen?

„Die Wurzel, sagt Pott (S. 207), gibt dem denkenden Geiste in einer oder mehreren (gewiss nicht leicht in allen) Sprachen, also stets nur für bestimmte Völker oder Volkschaften einen bestimmten Anstoß, bindet seine Aufmerksamkeit an einen gewissen einheitlichen Punkt, so oft ihm in eigener oder fremder Rede irgend ein Wort vorkommt, worin die jedesmalige Wurzel noch dem gewöhnlichen Sprachsinne fühlbar geblieben." Indem nun jede Wurzel in einer oder mehreren bestimmten Sprachen eine bestimmte, und so oft sie wiederkehrt, immer dieselbe Bedeutung hat, ist sie wesentlich von der Sylbe nach zwiefacher Seite hin geschieden. Denn erstlich ist nicht jede denkbare Sylbe in einer bestimmten Sprache verwendet, und zweitens findet sie sich auch in mehreren oder allen Sprachen, so kann sie doch in jeder derselben eine andere Bedeutung haben. Ist aber von Wurzel die Rede, so geschieht dies allemal nur mit Bezug auf eine oder mehrere bestimmte Sprachen, 458
denen sie angehört; bei der Sylbe kann man alle Sprachen oder gar keine im Auge haben, da sie allen angehören kann und keiner anzugehören braucht. Eine Sylbe ist also Wurzel, insofern sie von einem Volke oder Völkerstamme praktisch ver-

wertet ist. Mit diesem Umstande ist aber auch allemal eine größere Bestimmtheit der Bedeutung verbunden, als diejenige ist, welche der Sylbe an sich gehört. Eben daher kommt es auch, dass eine Sylbe, indem ihre an sich vage, verschwommene Bedeutung von dem einen Volke so, vom andern anders näher bestimmt wird, in verschiedenen Sprachen Verschiedenes bedeuten kann. — Wenn nun aber noch die Sylbe nur eine sehr unbestimmte Bedeutung hat, um wie viel mehr muss dies beim einfachen Laute der Fall sein, der eben nur, wie etwa die Musik, Gefühle erregen kann. Wie wenig die bestimmtere Verwendung einer Sylbe als Wurzel in einer Sprache aus der Sylbe an sich durch unser Lautgefühl erraten werden kann, beweist Pott in einem Aufsatze (auf den er S. 207. N. seines Buches verweist), der im nächsten Bande dieser Zeitschrift erscheinen wird. [Zeitschr. f. Völkerpsych. III. S. 195 ff. 338 ff.]

Habe ich in Vorstehendem Potts Ansicht richtig dargestellt, so wüsste ich auch nicht, was gegen sie einzuwenden wäre, und ich würde mich nur wenig abweichend, kürzer und vielleicht doch bestimmter dahin erklären: wir gebrauchen die Ausdrücke Buchstab, Vocal, Consonant, Sylbe nur, insofern wir, von der sprachlichen Bedeutung derselben absehend, den Laut oder Lautcomplex als physiologisches Product betrachten; und wir gebrauchen andererseits den Ausdruck Wurzel nur, insofern wir eine Sylbe als einer besonderen Sprache mit einer bestimmten Bedeutung angehörig ansehen. So beruht allerdings der Unterschied zwischen Wurzel und Sylbe (oder Sylben, wenn es mehrsylbige Wurzeln geben sollte), wie auch zwischen Wort und Sylbe oder Sylben nicht auf irgend einem objectiven Umstande, sondern nur auf unserer Betrachtungsweise.

Pott hatte erstlich offenbar die Neigung, nicht einen bloß subjectiven, sondern einen objectiven Unterschied aufzustellen, was ihm aber nicht gelungen ist und nicht gelingen kann. Denn wenn auch allenfalls, da sich die Gesammtheit der möglichen
459 Sylben und die Wurzeln einer Sprache und vielleicht sogar aller Sprachen schwerlich vollständig decken werden, beide objectiv unterschieden werden könnten: so können doch diejenigen Sylben, welche in einer Sprache oder allen Sprachen als Wurzeln dienen, von diesen nur durch den Gesichtspunkt unterschieden werden. Pott scheint sich aber zweitens zu einer ob-

jectiven Scheidung gedrängt gefühlt zu haben durch die Schwierigkeit, dass bei meiner subjectiven Unterscheidung die onomatopoetische Bedeutsamkeit der Laute und Lautcomplexe keinen Platz finden zu können scheint. Denn wenn man von einer dem Laute *r*, *l* oder dem Lautcomplex *krach*, *klap*, *ratz* u. s. w. objectiv (d. h. nach allgemein menschlichem Gefühl und Wesen) zukommenden oder inwohnenden Bedeutung spricht, so betrachtet man den Laut nicht mit Absehung von seiner Bedeutung und doch nicht als Wurzel. Nun meine ich einerseits allerdings, dass eine Betrachtung des articulirten Lautes nach seiner objectiven Bedeutsamkeit in einem System der Sprachwissenschaft ihre Stelle finden müsse, und dass sie z. B. bei Heyse (§§. 31, 36—39, 45, 46) am richtigen Orte und in der gehörigen Beschränkung angestellt sei (oder der Kritiker zeige, und behaupte nicht bloß, dass dem nicht so sei). Andererseits aber ist doch diese Betrachtung nur eine physiologische, eine noch vor der wirklichen Sprache liegende. Es geschieht in ihr nicht mehr, als wenn der Naturforscher aus Zahlenverhältnissen der Schwingungen der Körper die musikalischen Intervalle der Töne ableitet oder die Harmonie und Disharmonie der Farben auf physiologische Verhältnisse zurückführt. Die objective Bedeutsamkeit der Laute beruht auf dem physisch-organischen Reflexverhältnis, begleitet vielleicht von ganz dunkeln, völlig unbewussten psychischen Processen. Sie macht nur den Keim der Sprache aus, ist aber nicht schon selbst sprachliches Element, wie die Bedeutung einer Wurzel. Der Laut oder Lautcomplex an sich also mit seiner objectiven Bedeutsamkeit steht noch gar nicht in der Sprache; die Wurzel aber ist ein Lautcomplex, dessen objective Bedeutsamkeit von einem Volksgeiste subjectiv eine bestimmtere Geltung erhalten hat, als ihm objectiv zukommt. Weil die Wurzel in der wirklichen Sprache lebt, gehört sie auch allemal einer besonderen Sprache an. Be- 460
trachten wir sie als bloße Sylbe, so sehen wir von ihrer bestimmteren subjectiven Geltung in der besondern Sprache ab, und betrachten sie bloß als physiologisches Product, als Erfolg einer Reflexbewegung, in welchem zunächst nur die Möglichkeit zu einer subjectiven Verwendung als Wurzel liegt. Also lässt sich auch, ob und wie diese Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden ist, nicht *a priori* construiren; aber wohl lässt sich,

wenn sie es geworden ist, dies häufig *a posteriori* verstehen. Denn die subjective Verwendung der objectiven Bedeutsamkeit geht nicht grundlos, nicht mit völligem Mangel an Beachtung der letzteren vor sich, sondern geht gerade aus dieser, nur bei jedem Volke unter Mitwirkung individueller Bedingungen, hervor. Diese Bedingungen lassen sich nicht construiren, hindern aber das Verständnis nicht *).

Da nun Wurzel und Wort in gleicher Weise von Sylbe unterschieden, also unter sich nicht lautlich zu unterscheiden sind, so ist es nun nötig zu zeigen, wie sie sich nach Seiten ihrer Bedeutung von einander sondern.

Bei diesem Punkte finde ich nicht, dass Pott etwas Eigentümliches sagt. Er citirt (S. 196) Heyse und schließt sich ihm an. Die Wurzel nämlich enthält nur den ideellen Stoff ohne irgend welche grammatisch-formale Bestimmung, welche erst im Worte hinzugefügt wird. Da demselben Inhalte als Stoff vielfache Formbestimmungen angetan werden können, so entspringen meist, und ursprünglich (wenigstens theoretisch genommen immer, aus einer Wurzel mehrere oder viele Wörter. So erscheint eine Wurzel als der gemeinsame Grundstoff einer Wortfamilie. Hier ließe sich Curtius' Definition als Corollarium einschalten.

Ein wichtigerer Folgesatz ist aber der: der Ausdruck Stoffwurzel ist tautologisch; Formwurzel eine *contradictio in adjecto*
461 Denn Wurzel ist nur Stoff. Dies schließt aber nicht aus, dass eine gewisse Klasse von Wurzeln, obwohl Stoff, doch zur formalen Bestimmung anderer Wurzeln verwendet werden können, so besonders die demonstrativen Wurzeln (vergl. meine Charakteristik der Sprachtypen S. 278—284).

---

Es fragt sich nun: hat die Wurzel ein wirkliches Dasein und Leben, oder ist sie eine rein theoretische Construction, ein

*) Wer ein theoretisches Interesse an sorgfältigen Begriffsbestimmungen hat, für den bedarf die Ausführlichkeit der obigen Darlegung keiner Entschuldigung. Wer aber den Wert der Begriffe nur nach ihrer Wichtigkeit für die historische Forschung misst, dem gegenüber mache ich mich anheischig, dem Beweise, dass ein wesentlicher Grund, weswegen bis heute auch noch nicht der Anfang zu einer wissenschaftlichen chinesischen Lautlehre gemacht ist, in der mangelhaften Erkenntnis des Wesens der Sylbe liegt.

Abstractum des Grammatikers zum Behufe der Analyse des Wortes? Pott antwortet (Seite 198): „Die der Sprache einwohnenden Wurzeln sind lebendige und fortzeugende Principe; die des Grammatikers hingegen bloß aus jener entnommene, tote Präparate.“ Ebenso Curtius (S. 45): „Wurzeln sind zwar Abstractionen, aber daraus folgt keineswegs, dass sie nicht wirklich wären; sie sind nur nicht für sich wirklich. Wohl aber liegen sie halbbewusst den verschiedenen aus ihnen hervorgegangenen Formen zum Grunde, so gut wie die aus den Wurzeln gebildeten Stämme den Formen, die wieder aus ihnen entspringen.“

Dies zugestanden, so sehe ich noch keineswegs ein, wie hieraus folgen sollte, „dass wir als Wurzeln nur solche Lautcomplexe anerkennen können, welche nach den Lautgesetzen der Sprache, mit welcher wir zu tun haben, sprechbar sind“ (das.). Denn, sind die Wurzeln „nicht für sich wirklich“, so brauchen sie auch nicht für sich sprechbar zu sein. Wir dürften also immerhin eine griechische Wurzel γν aufstellen, obwohl dieser Lautcomplex für sich nach den Lautgesetzen der griechischen Sprache nicht sprechbar ist, weil er in ἐγί-γν-ετο „wirklich“ und hier auch sprechbar ist. Und wohin würde uns solche, logisch oder an sich ganz ungerechtfertigte, Folgerung führen! Wir dürften ja auch nicht die Wurzel τυπ aufstellen, da π am Ende nach griechischem Lautgesetz nicht sprechbar ist. Kann man also die Lautgesetze, die für das Wort gelten, nicht auf die Wurzel anwenden, so kann man auch nicht sagen, γν könne keine Wurzel sein, weil es für sich nicht sprechbar ist. Nun behaupte ich aber nicht, dass man wirklich γν als Wurzel aufstellen solle oder dürfe, sondern nur, dass der Grund, den 462
Curtius für diese Behauptung geltend macht, nicht stichhaltig ist. Er führt auch selbst noch einen andern an: „In der Tat ergibt sich auch immer mit Leichtigkeit irgend ein Vocal als der Wurzelvocal. Wer von γν statt von γεν ausgehen wollte, müsste schon in γένος eine Verstärkung, ein formales Element annehmen, was ganz unstatthaft wäre.“ Dies ist treffend.

Curtius zieht aber aus seinem Satze von der Wirklichkeit der Wurzeln noch andere Folgerungen, die ich weder nach der formalen Weise, wie sie erschlossen werden, noch nach ihrem Inhalte anerkennen kann. Nimmt man nämlich an, dass nicht

γν, sondern γεν als Wurzel aufzustellen ist, so entsteht die Frage, wie sollen wir γόνος ansehen? Curtius sagt (S. 46): „Wo die Vocale im Griechischen schwanken, muss die eine Form oft schon als Verstärkung angesehen werden, z. B. γον in γόνο-ς im Vergleich zu γεν.“ Ich glaube nicht, dass sich im Griechischen ein lebendiger, regelmäßiger Lautprocess nachweisen lasse, vermöge dessen sich ε zu ο verstärkt. Und warum sollte denn der Wechsel von ε und ο anders anzusehen sein, als der von ε und α? Ja, genau genommen, kann man doch wohl nur sagen, nicht dass ε und ο wechseln, sondern dass ursprüngliches *a* bald *e*, bald *o* geworden ist.

Aber weiter: der Wechsel von ε und α „ist oft nur auf die Verbalflexion beschränkt, in welchem Falle er für unsere Zwecke nicht erwähnt zu werden braucht“; (warum nicht?) „wo er aber weiter sich erstreckt, bleibt uns nichts übrig als eine Doppelwurzel anzusetzen“, z. B. σταλ—στελ, ταμ—τεμ. Auch mit manchen Affectionen der Consonanten verhält es sich „ähnlich“; z. B. müsse man mit Rücksicht auf ὄσσε (vergl. lat. *oc-ulu-s*) und ὄψομαι „die Doppelwurzel ὀκ und ὀπ gelten lassen“. Was liegt denn aber daran, ob der Vocalwechsel sich auf das Verbum beschränkt oder sich weiter erstreckt? und wozu gehört nun z. B. τομή: zu τεμ oder ταμ? und wie verhält sich τλη in τλῆναι zu τελ, ταλ, τολ (Nr. 236)? Endlich aber was soll das heißen: eine Doppelwurzel? Etwa dass für eine und dieselbe Vorstellung zwei Lautcomplexe „dem Sprachgeist mehr oder minder deutlich vorschweben“? Oder bedeuten τεμ und ταμ
463 nicht ganz dasselbe? Auch ist ja Doppelwurzel eine *contradictio in adjecto*; denn Wurzel ist auch nach Curtius „die allen Weiterbildungen zu Grunde liegende Einheit“; ist nun nicht eine Doppelwurzel eine Einheit, welche eine Zweiheit ist? Und so frage ich: ist diese Betrachtungsweise nicht (man verzeihe den Ausdruck) verquängelt?

Dahin kam aber Curtius nur seinem Satze zu Liebe, dass es nicht, wie Heyse meint, bloß Wurzeln eines Sprachstammes, sondern auch besondere Wurzeln für jede einzelne Sprache gebe; also z. B. nicht bloß Wurzeln des indogermanischen Stammes, d. h. indogermanische Wurzeln, sondern auch griechische, lateinische, deutsche u. s. w. Dieser Satz nun ist freilich eine logisch richtige Folgerung aus der Ansicht, nach der Curtius „der

Wurzeln und Stämmen nicht nur für die erste Festsetzung der indogermanischen Sprachen einen Platz einräumt, sondern sie als die aller Weiterbildung fortwährend zum Grunde liegenden, dem Sprachgeist mehr oder minder deutlich vorschwebenden Einheiten betrachtet.“ Auch Pott teilt diese Ansicht. Er sagt (S. 245): „Es wären nämlich auseinander zu halten erstlich die entweder absolut primitivste Form einer Wurzel, wie sie zuweilen sich noch aus Vergleichung einer ganzen Sprachsippe ergeben möchte, oder, wenn zu dieser der Weg verlegt wäre, eine Form, die einer solchen ursprünglich wenigstens am nächsten kommt, in Lautgestalt wie in Bedeutung; dann aber zweitens die relative Wurzelform, wie sie jeder einzelnen Sprache oder Mundart im Besondern (z. B. im Prakrit) zuständig muss aufgestellt werden. So sei z. B. *bhar* eine absolute Wurzel, die auch noch für das Sanskrit besondere Geltung hat; als relative Wurzel für das Griechische aber sei φερ aufzustellen (warum aber nicht φορ mit Rücksicht auf φορά, φόρος, φορός? Sollte hier doch das von Pott so heftig verfolgte Vorurteil von der Priorität des Verbums vor dem Nomen wirksam sein?), für das Gothische ferner *bar*, für Ahd. dagegen *par*, für Nhd. wieder *bar*.“ Wie Curtius und Pott, so urteilt auch J. Grimm.

Will man denn aber wohl Ernst aus der Sache machen und ein Verzeichnis der im Neuhochdeutschen wirklichen Wurzeln aufstellen? Davor wird man denn doch zurückschrecken. Wo aber sollen wir denn aufhören? Gothische Wurzeln schei- 464
nen unverfänglich; auch noch althochdeutsche? angelsächsische und altsächsische? auch noch mittelhochdeutsche?

Wenn man aber von solcher Ansicht aus folgerecht zu Annahmen kommt, die mir und gewiss vielen so wenig annehmbar scheinen, so dürfte dies Veranlassung genug sein, den Obersatz selbst von neuem zu untersuchen.

Ist es also wahr, dass die Wurzeln „die aller Weiterbildung fortwährend zum Grunde liegenden, dem Sprachgeiste mehr oder minder deutlich vorschwebenden Einheiten sind“? Wenn es wahr wäre, so bliebe wohl die Tatsache unerklärlich, wie der bestimmte Begriff der Wurzel den griechischen wie den neueren Grammatikern fast völlig unbekannt geblieben und uns erst aus Indien zugekommen ist. Fangen wir mit uns an und fragen uns, ob wir in unserem Sprachgefühl auch nur eine

einzige Wurzel haben; fragen wir, was wohl verrät, dass irgend ein Grieche oder Römer Wurzeln in seinem Sprachgefühl gehabt habe. Hat wohl irgend ein Schriftsteller jemals aus einer Wurzel unmittelbar ein neues Nomen, ein neues Verbum gebildet? Nein! Warum nicht? Weil er keine Wurzel in seinem Sprachgefühl hatte. Aber denominative Verba und von Verben abgeleitete Nomina hat man vielfach gebildet; also nominale und verbale Themata hatte man allerdings im Sprachgefühl, aber keine Wurzeln.

Es ist eine alte Methode der Dialektik, dass man einen aufgestellten Satz, aus dem sich unannehmbare Folgen ergeben haben, zunächst einmal in seinen reinen Gegensatz verwandle und zusehe, was nun folge. Selten wohl Annehmbares. Indem man aber so die Sache zweiseitig angesehen hat, d. h. zweimal einseitig, wird man wohl (so lässt sich hoffen) auf einen Punkt geführt, der die Antinomie ausgleicht. Diese Methode werde hier befolgt. Der Satz, jede einzelne Sprache habe ihre besonderen Wurzeln, ließ sich nicht wohl durchführen. Soeben haben wir den Gegensatz dazu, die einzelne Sprache habe keine Wurzeln, aufgestellt. Was würde hieraus folgen? Nicht vielleicht dies, dass der Grieche gar keinen Zusammenhang zwischen λέγω und λόγος, τέμνω und τομή, λύω und λύσις und λυτήρ
465 und λύτρον u. s. w., ja nicht einmal zwischen τέμνω und ἔταμον u. s. w. gefühlt habe? Denn wodurch werden diese Wörter zusammengehalten? doch nur durch die Wurzel; denn ihre Stämme sind verschieden. Müssen nun nicht Stämme derselben Wurzel für das Sprachbewusstsein einander fremd sein, wenn die sie einigende Wurzel für das Sprachbewusstsein nicht da ist? — Durch den ersten Satz kamen wir zu der Annahme von Doppelwurzeln, die uns misslich schien, weil wir nicht begreifen, wie zwei verschiedene Lautcomplexe ταμ und τεμ dem Geiste denselben Inhalt sollen vorführen können. Es würden also die von dem einen und die von dem anderen abgeleiteten Stämme auseinander fallen. Diesem Uebelstande aber, dem wir durch Aufstellung des Gegensatzes entgehen wollten, sind wir nun erst recht verfallen; nun fallen alle Stämme auseinander.

Wir sehen uns also genötigt, einerseits (dies folgt aus der Widerlegung des Gegensatzes) auch für die einzelne Sprache lebendige Wurzeln anzunehmen, andererseits aber (dies folgt aus

der Widerlegung des Satzes) nicht ihr besonders angehörende Wurzeln. Sind wir nun gebessert? Wahrlich noch nicht. Wie sollen denn in einer Sprache lebende Wurzeln, die obenein nach der Eigentümlichkeit dieser Sprache in Laut und Bedeutung und Behandlungsweise eigentümlich gestaltet und verwendet sind, wie sollten sie nicht dieser Sprache angehören?

Also die Wurzeln sind in der einzelnen Sprache lebendig und auch nicht lebendig; sie gehören ihr an und auch nicht: wie soll das zu denken sein? Zur Aufhellung dieses Widerspruchs würden wir uns umsonst an die doppelte Beziehung wenden, dass die Wurzel einerseits in der Sprache wirklich, andererseits nur ein Präparat des Grammatikers ist; denn die Wurzel des Grammatikers ist oder soll nur sein die im Gedanken erfasste wirkliche. Widersprüche im Gedanken aber beweisen eben so wohl, dass man die Wirklichkeit, die keinen Widerspruch in sich tragen kann, noch nicht erfasst hat, als auch dass man überhaupt noch keinen Gedanken hat; denn Widersprechendes kann man eben noch nicht denken. Ist also die Wurzel des Grammatikers ein in sich widerspruchsvoller Gedanke, so ist er weder eine Erkenntnis der wirklichen Wurzel, noch überhaupt ein wirklicher Gedanke. — Auch die Unter- 466
scheidung zwischen primitiver und relativer Wurzel hilft uns nicht; denn gerade in der relativen Wurzel drängen sich die obigen Widersprüche zusammen, und um ihr Sein oder Nichtsein handelt es sich, da wir dieselbe weder setzen konnten, noch aufheben durften.

Es gibt aber noch eine andere Unterscheidung, die wir versuchen müssen, und die auch Heyse schon angedeutet hat. Aber wir müssen noch einmal ganz von vorn anfangen.

Wurzel ist ein bildlicher, analogisch verwendeter Ausdruck; und Analogien müssen scharf gedacht, das Tertium muss klar hervorgehoben werden, wenn sie nicht irre führen sollen. Dass Wurzel ein relativer Ausdruck ist, d. h. dass ihm immer etwas gegenübersteht, was sich neben und an ihr geltend macht, verdoppelt seine verschiedenen Anwendungen, und dies ist für die Unterscheidung dieser Anwendungen günstig. Wir reden also in der Sprachwissenschaft erstlich von Wurzeln im Gegensatze zu den aus ihnen abgeleiteten Wortformen: ταμ ist Wurzel zu ἔταμον und, wie man allgemein sagt, zu τέμνω und τομή u. s. w.

Zweitens aber reden wir von einem indogermanischen Sprachstamme und von dessen Aesten und Zweigen. Hat er nicht auch Wurzeln? Wenn das Bild vollkommen sein soll, gewiss. Und wo liegen sie?

Was nennen wir hier Zweige? Die durch Ablösung der Volkszweige von einem gemeinsamen Aste und durch das besondere Wachstum eines jeden Zweiges bewirkten besonderen Umgestaltungen der vor dieser Besonderung gemeinsamen Sprache. Ganz ebenso verhält sich der Ast zum Stamme. Es handelt sich also um fortgesetze Individualisirung und dadurch bewirkte Spaltung einer ursprünglichen Sprache, die einem ursprünglichen Volke gehörte. Diese ist der Stamm, aus dem sich alle Aeste und Zweige allmählich entwickelt haben. Nur bleibt der Sprachstamm nicht bestehen, wie der Baum-Stamm tut, bei der Entwickelung seiner Aeste; die Sprach-Aeste verzehren den Stamm, die Zweige saugen die Aeste auf. Schließlich gibt es nur Zweige, und Stamm bedeutet also entweder die ursprüngliche, aufgesogene einheitliche Ursprache, so lange sie noch nicht verzehrt war, oder die Gesammtheit der aus ihm
467 entwickelten Zweige. Wie er aber aufgegangen ist in seiner Verzweigung, so hat auch geradeso er seine Wurzeln in sich aufgenommen; und also wie er aus der Wirklichkeit verschwunden ist und nur in seiner Verzweigung ideal fortlebt, so haben auch seine Wurzeln aufgehört wirklich zu sein und sind nur noch ideal in ihm und durch ihn in seinen Zweigen. Wie ferner seine Zweige nur ein anderer Zustand, eine andere Entwickelungsstufe seiner selbst sind: so ist auch er nur ein anderes Lebensalter seiner Wurzeln.

Wir haben jetzt den Ausdruck Wurzel nach seiner zwiefachen analogischen Verwendung bestimmt, und fassen nun beide zusammen. Damit wir uns aber nicht durch die Doppelsinnigkeit täuschen, wollen wir Wurzel in dem zweiten, dem historischen Sinne durch Urzeit ersetzen. Nehmen wir nach der andern Seite hin Wurzel im Gegensatze zum Wort, so hat dieser Ausdruck nur in abwandelnden Sprachen Sinn (den Unterschied zwischen Formsprachen und formlosen können wir hier bei Seite lassen, da auch letztere abwandeln); denn das ist ja Abwandlung, dass ein Sprachstoff in mannichfach wandelnder Weise Formelemente annimmt. Die einsylbigen nicht abwan-

delnden Sprachen haben also keine Wurzeln, weil keine Wörter; die Rede des Chinesen besteht aus bloßen Sprachstoffen, deren gegenseitige Beziehung durch die Stellung und andere Mittel angegeben wird. In der Entstehung der Flexion also geschieht der Wandel der Sprachstoffe in Wurzeln. Indem die Sprachstoffe *dā* und *mi* und *a* (ε) zu *dadāmi* (δίδωμι), *adām* (ἔδων) wurden, entstand Flexion, Wurzel, Suffix. Denn dieser Process setzte zugleich und mit einem Schlage gewisse Sprachstoffe zu Wurzeln und andere zu Formelementen um. Auch hier sehen wir, wie schon oben, dass von Formwurzeln streng genommen nicht geredet werden kann. Die Aenderung, von welcher diejenigen Sprachstoffe betroffen werden, die zu Formelementen herabgesetzt werden, ist natürlich (namentlich innerlich, von Seiten ihrer Bedeutung) wesentlicher als die Aenderung der Stoffe, welche Wurzeln des Wortes werden. Jene erhalten eine active Energie, welche die Umbildung des Stoffs zum Wort bewirken; diese dagegen sind das passive Element, welche es erleiden durch die Annahme der Form zur Wurzel umgestaltet zu wer- 468
den. Darum könnte man statt Wurzel immerhin Sprachstoff sagen. Sprachstoff, insofern er im Worte geformt ist, ist Wurzel des Wortes; Wurzel, bevor sie geformt war, oder insofern sie formlos gedacht wird, ist Sprachstoff.

Nun bestand schon die indogermanische Stamm-Sprache aus Wörtern; sie hatte also Wurzeln. Es kann aber doch kein Historiker läugnen, dass es zu dieser Stamm-Sprache eine Urzeit gab (in der sie, wie wir oben sahen, ihre Wurzeln hat). Die Rede dieser Urzeit bestand, ähnlich der chinesischen, nur aus Sprachstoffen, hatte also keine Wurzeln. Die Bildung der indogermanischen Sprache bestand in der Entwickelung der Flexion, in der Umgestaltung der Stoffe zu Wurzeln, und das heißt zu Wörtern. Sie hat also die Stoffe der Urzeit aufgesogen, hat also keine rohen Stoffe mehr in sich, aber dafür Wörter, und in ihnen liegen jene Stoffe als Wurzeln. Also fallen die beiden Beziehungen der Wurzel, die als Stoff zum Affix und die als Element der Urzeit zur entwickelten Flexion zusammen. Es ist eben der Urstoff, der in zeitlicher Entwickelung in den Gegensatz zum Affix, zur Form, tritt und dadurch Wurzel wird.

Die Wurzel ist also ein im Worte organisch gebundener

Stoff, bezeichnet also nur etwas Aufgehobenes, Aufgesogenes, Ideales, und zwar in der doppelten Rücksicht, sowohl in der auf den Gegensatz der Wurzel zum Affix (denn keins von diesen beiden ist wirklich, sondern nur das Wort als Einheit beider), als auch in der auf die Urzeit (denn der wirklich gewesene Sprachstoff ist in der weiteren Entwickelung zu einem bloß idealen Wesen, der Wurzel, herabgesetzt). Die Wurzel auslösen heißt: sie aus ihrer organischen Gebundenheit befreien und in den Urzustand als Sprachstoff zurückversetzen. Die in τέμνω organisch gebundene Wurzel muss in den Urstoff ταμ umgewandelt werden. Wer τεμ aus τεμ-ν-ω herausschneidet, hat ein totes anatomisches Präparat, ein Stück Fleisch, das, aus dem lebendigen Leibe herausgeschnitten, wohl noch die organische Form verrät, weil es durch einen organischen Process gebildet ist, aber kein Leben mehr hat. Die Wurzel suchen ist zugleich eine sprach-chemische und sprach-historische Analyse, kein anatomisches Seciren.

469 Die Aeste haben die Kraft des Stammes vollständig aufgesogen. Sie haben ihre Nahrung nicht von den Sprachstoffen der Urzeit, sondern von den Wörtern des Stammes; sie haben also die geformten Stoffe, und in ihnen die Wurzeln, aufgezehrt. Wenn die Wurzeln in den Wortstämmen ideal lagen: so sind jetzt nur noch die Stämme (Themata) ideal in den Wörtern, die Wurzeln aber in erhöhter Potenz oder mittelbar ideal. Dies zeigt sich näher betrachtet folgendermaßen.

Das Wort ist eine Einheit von Stoff (Wurzel) und Form. Ihm entspricht innerlich ein einziger Vorstellungsact (Inhalt, Wurzel), in bestimmter Form (Flexion) vollzogen. Wegen dieser Einheit ziehen auch die immer den Anstößen des Vorstellens gehorchenden Lautorgane die Lautsubstanz des Wortes immer enger an einander; immer weniger fallen Wurzel und Endung aus einander. Die Stammsprache bewegte sich noch in der Tätigkeit, Sprachstoffe zu formen, zu Wurzeln herabzusetzen, Wörter zu bilden. Ob sie fähig war, neue Sprachstoffe zu schaffen, die sie augenblicklich als Wurzeln gestaltete oder verwendete? Warscheinlich ist mir dies nicht; doch bleibe es dahingestellt. Als sich die Stammsprache in die Aeste teilte, überkam diesen schon ein Schatz in oft wiederholten Bildungen gefestigter Wörter. Es braucht nicht mehr erst eine Wurzel

mit einer Endung verbunden zu werden; sondern die schon vollzogene Einheit beider lag vor als fertiges Wort. Nur Casus und Person wandelt noch; das Thema, der Stamm ist gegeben. Mit ihm wird operirt, nicht mit der Wurzel. Die Ast-Sprachen setzen den Stamm (die Stammsprache und das Thema) zum idealen Element herab, wie die Stammsprache die Wurzel (Sprache der Urzeit und Sprachstoff) herabgesetzt hatte: so lässt sich doppelseitig sagen.

Wie sich nun der Stamm in seine Aeste spaltet und in ihnen aufgegangen ist, so hat sich die Wurzel in Themata gespalten und ist in ihnen aufgegangen. Allerdings fühlte der Grieche die Zusammengehörigkeit und Einheit von τερ, ταρ, τορ oder von τάλα-ς, (πολύ)-τλᾶ-ς, τλή-μων, τόλ-μα, τε-λα-μών; aber diese Einheit lag nur in den geteilten Aesten, existirte nicht mehr besonders und an sich, auch nicht ideal im Bewusstsein. 470
Der Grieche hatte nicht die Einheit ταρ und spaltete sie dreifach; sondern die Dreifachheit war ihm schon gegeben, die er nur nicht zerfallen ließ, sondern als eng verbunden zusammenhielt. Mit der Entstehung des Hellenentums spaltete sich das *a* dreifach; wie der Grieche nicht sich machte, sondern sich fand, so fand er auch das α, ο, ε. Die Einheit dieses Vocals lag jenseit des Griechen als solchen; und so hat überhaupt der Grieche durch Teilung der Wurzel entstandene Themata. Die einheitliche Wurzel dieser Stämme liegt nicht innerhalb des Griechischen; also gibt es auch für den Grammatiker keine griechischen Wurzeln. Nur die griechischen Themata wurden als Reste der Wurzel, der anfänglichen Einheit, auf einander bezogen, selbst im Sprachgefühl. Der Etymologe nun, der diese gegenseitige Beziehung der Themata auf ihre Einheit zurückführen will, muss sie notwendig durch die Stammsprache hindurch auf ihre reale Einheit in der Urzeit, auf den ursprünglichen Sprachstoff zurückführen; wenigstens muss er nach diesem Ziele streben.

Also die Stammsprache hat Wurzeln, welche aus den vor ihr liegenden, von ihr geerbten Sprachstoffen gebildet sind. Bei der Aufsuchung der Wurzeln gehen wir über die Stammsprache oder den Sprachstamm hinaus. Da nun die Gesammtheit der Zweige eines Sprachstammes nur die gegliederte, mehrfach individualisirte Entwickelung der Stammsprache ist, so hat kein

Zweig für sich besondere Wurzeln, sondern die Wurzeln sind allen Zweigen gemeinsam, so gewiss wie auch von den verwanten Themata nicht jedes für sich seine besondere Wurzel hat, sondern sie alle gemeinsam nur eine und dieselbe. — Die Wurzeln sind ferner in der einzelnen Sprache lebendig, in so weit die aus ihnen gebildeten Themata gruppenweise auf einander bezogen werden, und insofern sie also als eine geteilte Einheit dem Sprachbewusstsein gegenwärtig sind; sie sind aber nicht mehr lebendig, insofern sie an sich, außerhalb der Themata, als Einheit gar nicht mehr in dem Sprachbewusstsein existiren; sie leben selbst ideal nur in den Themata, nicht mehr für sich; lebt aber eine Wurzel nur noch in einem Thema, so ist sie für die Sprache völlig verschwunden. Die Wurzeln gehören
471 einer Sprache an, insofern sie in eigentümlich gestalteten Themata zerspalten liegt; sie gehören ihr nicht an, insofern sie für sich eine, wenn auch nur ideale, Einheit bilden soll. So wie die Stammsprache in den Zweigen lebt, leben auch die Wurzeln in den Zweigen. Die Wurzel (und es ist kein Unterschied zwischen der des Grammatikers und der der Sprache) ist kein bloßes Abstractum, sondern war in der Urzeit eine Wirklichkeit, die in der Folge aufgehoben ist. Wer also Wurzeln sucht, muss auf die Stammsprache zurückgehen. Und daher kommt es, dass sich keine Wurzel mit Sicherheit anders finden lässt, als durch Vergleichung des ganzen Sprachstamms, wo möglich in allen seinen Zweigen.

Nehmen wir schließlich ein Beispiel, das uns Curtius bietet (S. 46): „Wenn wir ὄσσε und ὄψομαι auf eine Wurzel zurückführen wollen“ (kommt es denn auf unser Wollen an? Die Frage ist: sind sie von einer Wurzel? und wenn sie es sind) „so müssen wir schon auf vorgriechisches *ok* zurückgehen, das uns in *oc-ulu-s* deutlich vorliegt. Wollte man aber ὀκ als Wurzel für die griechischen Formen aufstellen, so gelangte man nicht zu ὄψομαι, denn der Uebergang des Gutturals in den Labialen ist kein formeller Vorgang in der Sprache, es wird nichts damit bezeichnet oder für den Bau der Wörter damit gewonnen. Offenbar müssen wir für ὄψομαι, ὄψις ὀπ als Wurzel ansetzen, diese aber, weil die Sprache augenscheinlich bei ihrer Festsetzung selbst noch schwankte, mit Wurzel ὀκ verbinden, das heißt auch hier die Doppelwurzel ὀκ, ὀπ gelten lassen.“

Dagegen meine ich: allerdings ist sowohl für ὄσσε als auch für ὄψομαι die eine Wurzel *ak* aufzustellen (vergl. L. Tobler, ZS. f. Vps. I, 366) und sage so: *ak*, ursprünglich ein Sprachstoff der Urzeit, ward von der indogermanischen Stammsprache zur Wurzel für ein Substantivum, Auge, und für ein Verbum, sehen, gemacht. Diese beiden Wörter waren, als sich das Griechische bildete, in ihren Themata schon gefestigt, und während zwar der Vocal in beiden dieselbe Verdumpfung zu *o* erfuhr, erlitt der Wurzel-Consonant in jedem ein besonderes Schicksal. Während im Verbum das *k* nach einer im Griechischen vorhandenen Neigung zu π wurde, ward nach einer andern Neigung das *k* des Substantivums vom folgenden *j* (denn 472
ὄσσε ist entstanden aus *okje*) ergriffen. Die Wurzel *ak* erlitt also aus rein phonetischen Gründen in ihrem Schluss-Consonanten eine verschiedene Affection, und weil der Uebergang des *k* in *p* nur in der Geburtszeit des Griechischen vorging, sich aber nicht als ein formeller und regelmäßiger Vorgang in der Sprache erhielt, so schwand darum die Wurzel *ak* oder ὀκ noch mehr aus dem griechischen Sprachbewusstsein, als aus dem allgemeinen Grunde der Erhärtung und Verselbständigung der Wörter erfolgt wäre; sie schwand so völlig, dass selbst der Zusammenhang der Themata im Substantivum und Verbum nur noch schwach, wenn überhaupt, gefühlt sein konnte Die Wurzel war so zerrissen, dass sie nicht einmal mehr als ideale Beziehung ihrer Theile auf einander fortlebte. Eine Doppelwurzel *ok* und *op* scheint mir demnach ein völlig ungeschichtliches Gebilde, höchstens eine theoretische Construction zu praktischer Brauchbarkeit.

---

## Wurzel-Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen

von Pott. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung 1867.

Was soll das heißen: „Wurzel-Wörterbuch"? In der ersten 361
Auflage gab es ein „Wurzelverzeichnis" oder „Vergleichung der Verbalwurzeln": das war klar. Der Verf. sagt (S. XI), ein Wurzel-Wörterbuch sei kein etymologisches Wörterbuch.

Das begreife ich: letzteres muss alle Wörter eines bestimmten Sprachgebietes enthalten in etymologischer Ordnung; ein Wurzelverzeichnis stellt nur die Wurzeln auf und gibt Wörter als Belege, soviel nötig scheinen. Der Verf. aber bemerkt: „Mein Absehen ging für jetzt bloß auf die als stark abbeugenden Verba mit ihren Derivaten, während die schwachen selbst schon der Ableitung verdächtigen Verba, insofern sie keine starke gleichwurzelige zur Seite hatten, unberührt bleiben.“ Zu solcher Scheidung sehe ich keine Veranlassung. Wenn es sich um Wurzeln handelt, muss es völlig gleichgültig sein, ob sie in einem stark flectirenden Verbum oder bloß in einer der fernsten Ableitungen erhalten ist. Jedes Wort ist einer Wurzel entsprossen. Soll also ein „Inventar“ der Wurzeln gegeben werden, so wird man sich gern an die nächsten Ableitungen halten, also an die starken Verba; aber wo diese fehlen, muss man zu Nominal-Bildungen und denominativen Verben vorschreiten, denn auch diese fordern, ihre Wurzel aufgeführt zu sehen. Wo
362 die Wurzel nicht zu erschließen ist, werde eben dies bemerkt. Ist man denn über die Wurzel aller starken Verba so sicher?

Des Verfs. Vorliebe für starke Verba scheint mir zu groß. Er führt wohl nur darum manche Wurzel auf, die er selbst gar nicht als solche anerkennen zu wollen scheint, und führt Varianten derselben Wurzel mit besonderer Zahl auf, obwohl auch er sie als bloße Varianten ansieht. Doch dürfte hieran nur die mangelhafte Darstellung, der Mangel an Verteilung von Licht und Schatten die Schuld tragen. Dasselbe mag von folgendem Punkte gelten. Der Verf. führt Wurzeln auf, die nur in einer Sprachfamilie oder Sprache, im Litauischen, Slavischen, Griechischen vertreten und selbst hier nicht besonders reich entwickelt, ja ganz vereinzelt sind. So z. B. Nr. 176 (S. 594) μνίσειν essen (weder bei Curtius, Grundzüge der gr. Etym., noch bei Niz-Bekker gr. Wörterbuch); Nr. 357 *sriv* trocknen, nur im Skt.; Nr. 348 *sskaut* umfangen, nur im Lettischen. Nichts zweifelhafter als solche Wurzeln, wenn es auch starke Verba sind.

Was kann die Aufgabe einer Zusammenstellung der Wurzeln der indogermanischen Sprachen sein? Ich kann von der Ansicht über das Wesen der Wurzeln, die ich schon früher in diesen Blättern niedergelegt habe, nicht ablassen, und wenn es sich ausgesprochenermaßen um die Wurzeln des ganzen indogerma-

nischen Stammes handelt, wie in dem Werke von Pott, so wird er sowohl als auch Curtius völlig mit mir übereinstimmen. Demnach wäre die Aufgabe diese: den Sprachbestand des indogermanischen Urvolkes in der Zeit, da dessen Sprache sich noch in der Periode der Wurzelhaftigkeit befand, darzulegen, woran sich leicht die Erweiterung knüpft, die Wörter beizufügen, die in der Ursprache während der Zeit der Einheit, vor der Völkertrennung, in Umgang waren. Dass dieses Ziel nur annähernd zu erreichen sein wird, versteht sich.

Wie die Engländer im Verkehr mit den Kelten keltische Wörter aufgenommen haben und also nicht jedes englische Wort (noch abgesehen von den romanischen Bestandteilen) auch germanisch ist: so hat wahrscheinlich jedes indogermanische Volk Wörter aus den Sprachen der Völker aufgenommen, mit denen 363
es während seiner Wanderschaft in Berührung kam, oder die es bei seiner Niederlassung in dem betreffenden Lande als Ureinwohner vorfand, sich unterjochte und in sich aufsog. Jede indogermanische Sprachfamilie wird also Wörter haben, die nicht indogermanischen Ursprungs sind. Wenn also auch zuzugestehen ist, dass irgend eine Wurzel der Urzeit sich in einer einzigen Familie erhalten haben könne, so ist doch bei Wörtern, die sich nicht in mehreren Familien finden, der Verdacht nicht abzuweisen, dass wir es da mit fremden Wörtern zu tun haben. Und da nicht daran gedacht werden darf, es könne gelingen, den Sprachschatz der Urzeit vollständig darzustellen, da gewiss manche Wurzel teils unter den Völkern nach der Trennung, teils schon vor dieser noch während der Einheit verloren gegangen sein wird: so scheint es ratsam, von Wörtern und Wurzeln nur solche als der urindogermanischen Sprache angehörig anzusetzen, die sich in mehreren und von einander entfernten Familien vorfinden.

Darum würde ich für ein indogermanisches Wurzelbuch oder ein etymologisches Wörterbuch der indogermanischen Sprachen ein Verfahren empfehlen, welches Diez in seinem etymologischen Wörterbuch der romanischen Sprachen eingeschlagen hat. Er stellt zunächst im ersten Teile die allen oder den meisten romanischen Sprachen gemeinsamen Wörter auf und gibt im zweiten Teile die jedem besonderen Sprachgebiet eigentümlichen Wörter. Dabei geht er im ersten Teil, so weit es sich tun

ließ, vom Italiänischen aus. Ebenso schiene es mir ratsam, zuerst die Wurzeln aufzustellen, die in den europäischen wie in den asiatischen Sprachen des indogermanischen Stammes sich in gleicher Weise vorfinden, wobei füglich vom Sanskrit ausgegangen werden könnte; danach ließen sich die Wurzeln aufführen, die nur dem einen oder dem andern Sprachzweige angehören. So würde mannichfachen Untersuchungen über Sprachgeschichte eine übersichtliche und sichere Grundlage geboten. — Auch in dieser Richtung könnte durch ein bloßes Register, das nach mehrfachen Kategorien angelegt wäre, nachträglich viel geleistet werden.

## Object der Sprache.

(August Schleicher, Die deutsche Sprache. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag. 1860.)

228 Wie steht es denn wohl mit dem Ausdrucke der Gefühle und Begehrungen durch Sprache? Die ältere Ansicht konnte auf diese Frage keine klare Antwort geben. Nachdem wir nun aber die Sprache als allgemeinstes und notwendiges Apperceptions-Organ kennen gelernt haben, beantwortet sich uns jene Frage, so zu sagen, von selbst. Wenn wir einen Schmerz im Finger haben, so kommt zuerst das physiologische Verhältnis der organischen Teile dieses Gliedes in Betracht. Dieses Verhältnis ist etwas Reales, Existirendes, wie jeder Gegenstand
229 unserer Warnehmung, also z. B. der Wolf. Das Reale gibt sich unserer Seele kund und veranlasst sie zur Erzeugung von Lust- oder Schmerz-Gefühlen und von Empfindungen (wie der Farben, Töne u. s. w.), welche letztere sich zu Anschauungen verbinden. So zeigt sich als zweiter Factor das Schmerz-Gefühl im Finger und der Verband von Empfindungen, wie grau, bestimmte Form und Größe, heulender Schrei des Wolfes. Dieser Factor nun ist drittens zu appercipiren, was durch die Sprache oder im Sprechen geschieht. Durch den gegenwärtigen Anblick des Wolfes nämlich werden diejenigen früheren Warnehmungen, welche demselben sehr ähnlich waren, wieder in das Bewusstsein gerufen; hiermit wird aber zugleich alles, was sonst noch bei den früheren Fällen bemerkt wurde, wenn die

auch jetzt nicht geschieht, in Erinnerung gebracht; z. B. wie der Wolf ein Schaf oder ein Kind zerriss. Dieser Umstand war das Wesentlichste bei den früheren Warnehmungen und erzeugt jetzt die Befürchtung, er könne wieder eintreten. Er mag nun eintreten oder nicht, der Mensch, der erzählen wollte, er habe diese Erscheinung gehabt, appercipirt sie durch dieses Moment des Zerreißens, und nennt das Gesehene den Zerreißer (denn Wolf kommt von einer Wurzel, die zerreißen bedeutete). Ganz ebenso wird der Schmerz im Finger ähnliche Gefühle, die man früher hatte, wieder in Erinnerung bringen, z. B. Gefühle, wie man sie hatte, wenn man spitze Dinge, Nadeln, in die Finger stach. Die Ursache dieser älteren Gefühle wird Apperceptions-Mittel für das gegenwärtige und man sagt, man habe einen stechenden Schmerz. Der Schmerz sticht nicht, und man leidet etwa an einem Geschwür; aber durch stechend wird gesagt, das Gefühl sei ähnlich anderen, welche durch ihre Ursache näher bezeichnet werden. So ist, wie dort ein Empfindungs-Verband von Wolf, hier ein Gefühl appercipirt und eben damit benannt, ausgedrückt. — Ferner sehen wir z. B. einen Baum fällen, oder wir bilden uns diese Tätigkeit in unserer Phantasie ein. Diese Anschauung, wirklich oder eingebildet, ist zu appercipiren; ob sie nun als bloß eingebildete in sich befriedigt ist, oder ob sie mit dem Begehren, verwirklicht zu werden, verknüpft ist, dies ist für die Apperception der Anschauung als solcher ganz gleichgültig, und dieser Unterschied ist eben nur Sache einer neuen Apperception, welche etwa den 230
Unterschied zwischen „er wird“ und „er werde gefällt“ erzeugt.

So sehen wir, dass die Sprache unmittelbar nur sich darstellt, mittelbar aber sowohl Anschauungen, in weiterer Entwickelung Begriffe, überhaupt also Erkenntnisse, als auch Gefühle und Begehrungen. Schließlich sei verwiesen auf die schöne Darlegung der hierher gehörigen Verhältnisse bei Lazarus, Leben der Seele. II. Geist und Sprache, S. 196—213.

Es scheint jetzt für ausgemacht zu gelten, dass die Sprache nicht die Welt der äußeren Objecte, sondern nur das Innere des Menschen darstelle. Ob Humboldt derselben Ansicht war? Ich kann wenigstens folgende Stelle anführen, nach der diese Frage nicht bejaht werden kann (S. CCLXVII oder 251). Es heißt vom Verbum: „Durch einen und ebendenselben synthe-

tischen Act knüpft es durch das Sein“ (dieses Wort ist hier im streng metaphysischen Sinne zu nehmen, als Existenz, wie man vom Sein Gottes spricht) „das Prädicat mit dem Subjecte zusammen, allein so, dass das Sein, welches mit einem energischen Prädicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte selbst beigelegt, also das bloß als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt
231 nicht bloß den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst, der herniederfährt; man bringt nicht bloß den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verlässt durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über.“ Hier ist Eins klar und Eins dunkel. Klar ist, dass Humboldt nicht meinte, die Sprache stelle schlechthin Inneres, Gedachtes, als solches dar; dunkel ist, inwiefern durch das Verbum das Gedachte zur Wirklichkeit werde. Klar ist die Negation, dunkel die Position; aber hängt nicht aller Wert der ersteren davon ab, dass letztere klar werde?

Diese Klarheit zu erlangen ist die Aufgabe, die uns Humboldt hinterlassen hat; sie scheint sich aber zunächst wenigstens hinlänglich zu ergeben aus dem, was ich in meiner „Charakteristik der Sprach-Typen“ S. 97. 98 gesagt habe. Wir müssen unterscheiden zwischen dem sprechenden Menschen als solchem oder der Sprache und dem Psychologen oder psychologischen Sprachforscher. Die Analogie gewisser physiologischer Verhältnisse kann die Klarheit über unseren Fall fördern. Der empfindende Mensch meint die blaue Farbe, den Würfel zu sehen und glaubt, der Zucker sei süß; der Physiologe belehrt uns, dass der Seele nur Erregungen und Zustände der Nerven zugeführt werden, dass Blau nichts Seiendes ist, sondern nur eine bestimmte Form der Erregung des Sehnerven durch den Lichtäther; dass Süß nicht eine dem Zucker angehörende objective Eigenschaft ist, sondern nur eine bestimmte Wirkungsweise des Zuckers auf die Geschmacksorgane bezeichnet. Was aber für den Physiologen Verhältnisse der Nerven sind, das gilt dem Empfindenden als objective Wirklichkeit. So meint auch der Sprechende — es frage nur jeder sein unbefangenes Gefühl — die Wirklichkeit darzustellen; man erzählt, was sich wirklich

begeben hat, was ist oder war, kurz Objectives, Aeußeres. Nur der Psychologe weiß, dass der Erzählende immer nur Inneres darstellt. Die Sprache stellt also Inneres so dar, dass es Aeußeres bedeutet. Dem Sprechenden kommt es nur auf die Bedeutung an; der Psychologe untersucht den ganzen Vorgang des Sprechens. Die Sprache will das Object darstellen; tatsächlich aber (dies 232
erkennt die Wissenschaft) stellt sie nur die Wirkung des Objects auf das Subject dar. Was in des Menschen Innerem ist, spricht er aus als Aeußeres. Dies meinte Humboldt mit den Worten: „der Gedanke tritt in die Wirklichkeit über".

---

## Grundzüge der griechischen Etymologie

von Georg Curtius. Zweiter Teil. Leipzig, Teubner, 1862.

Indem wir versprechen, die bei Gelegenheit des ersten 249
Bandes des vorstehend genannten Werkes angedeutete Aufgabe (vergl. oben S. 238. 239), so bald wie möglich in Angriff zu nehmen, möge die Anzeige des zweiten Bandes erst noch von einigen Bemerkungen begleitet sein, welche als weitere Vorbereitung dienen können.

Der Verfasser kommt in einer „Schlusserwägung" auf allgemeine Sätze, wie er im ersten Teile von allgemeinen Fragen ausgegangen war; und so beginnen wir hier mit dem Schlusse des Buches.

Was soll für uns der Name Etymologie bedeuten? Bisher, bei den Alten wie bei den Neueren, sprach man nur von der Etymologie dieses oder jenes Wortes. Oder auch, wie Interpretation und Kritik Functionen des Philologen bezeichnen, benannte jenes Wort eine gewisse Tätigkeit des Grammatikers. Hiernach konnte es leicht auch wieder eine objective Bedeutung erhalten, nämlich eine collective, die Gesammtheit der gemachten oder zu machenden Etymologien umfassend. Sollte denn aber Etymologie nicht einen bestimmten Teil der Sprachwissenschaft bezeichnen und, weil sie also Teil einer Wissenschaft ist, auch mehr sein als eine vereinzelte Erkenntnis oder eine Sammlung vereinzelter Forschungen; sollte sie nämlich nicht eine Einheit bilden und eine einheitliche Idee darstellen? Unser verehrter Freund und Mitarbeiter Dr. L. Tobler hat schon bemerkt (diese

Zeitschr. I, S. 355), „dass die Etymologie aus ihrer bisherigen Zersplitterung und Unterordnung heraus zu einer selbständigen Wissenschaft, d. h. zu einem förmlichen Gliede der Sprachwissenschaft zu erheben“ sei; und er hat nicht bloß ihren Gegenstand angegeben, sondern auch die Methode, die Kategorien derselben ausführlicher dargelegt.

Sagen wir demnach: Etymologie ist die Wissenschaft vom Wortschatze der Sprachen. Den ersten Teil derselben, den all-
250 gemeinen oder synthetischen, hat Tobler (a. a. O.) in Umrissen gezeichnet; der zweite, besondere oder analytisch darstellende Teil hat die besondere Sprache als solche, d. h. in ihrer Besonderheit und nach ihrer Eigentümlichkeit zum Gegenstande. Die von Tobler aufgestellten Kategorien sind als Entwickelungsgesetze aufzufassen; nach ihnen darf der Wortschatz der besondern Sprache nicht schematisirt werden.

Curtius sieht die Sprache nicht so an, sondern pflichtet dem bisherigen Sprachgebrauche bei. „Die Etymologie, sagt er (S. 303), fragt nach der Grundvorstellung der Wörter, indem sie diese durch fortschreitende Absonderung der formellen, Beziehung ausdrückenden, Elemente auf die letzten bedeutungsvollen Lautcomplexe zurückzuführen sucht.“ Hier fehlt erstlich das einheitliche Moment, welches jede Wissenschaft haben muss. Der Wortschatz bildet zwar nicht in der Weise eine Einheit, dass er aus einem einzigen Begriffe abzuleiten wäre; aber doch insofern, als die Elemente desselben nach Principien erzeugt sind, welche für den Volksgeist, dem sie gehören, charakteristisch sind. Bemerkenswert ist auch, wie hier Curtius die Bedeutung der Wurzel fast einseitig vor dem Laute hervorhebt. Ferner aber liegt auf der Hand, wie die gegebene Definition nur passt, wenn man mit dem Verfasser die Ansicht festhält, dass jede besondere Sprache ihre besonderen Wurzeln hat. Denn nur dann ist es richtig, dass durch Absonderung der formellen Elemente eines Wortes dessen Wurzel gefunden wird. Es muss aber in Bezug auf viele der aufgestellten Wurzeln der besonderen Sprachen entschieden geleugnet werden, dass sie „vor dem Durchbruch der entwickelten Sprachform die wirklichen Wörter der Sprache waren“, was doch nach Curtius die Wurzel gewesen sein soll. Stellt er z. B. die Wurzel βαρ von βαρύς auf, so hatte βαρ niemals als dieser Lautcomplex eine selbständige

Wirklichkeit. Ein Wort der Ursprache war vielmehr *gar* und aus diesem formlosen Worte entstand mit dem Durchbruche des Flexions-Princips *garus*. Nach der Spaltung des indogermanischen Stammes, ja vielleicht sogar erst nach der Spaltung des gräco-italischen Astes wandelte der griechische Zweig dieses fertige, fixirte Wort in βαρύς (während lat. *grav-i-s* für *garu-i-s* und arkadisch ἐπι-ζαρ-εῖν beschweren). Der Grieche hat also 251
nicht die Wurzel *gar* in die Wurzel *bar* verwandelt und daraus βαρύς gebildet, sondern er hat das Wort *garus* in seinem Anlaute angegriffen (Z. S. II, S. 469 oben S. 268). Erklärt man nun, wie Curtius tut, und ich streng festhalte, die Wurzeln für die wirklichen Wörter einer Ur- und Muttersprache, so darf man nur sagen: die Wurzel von βαρύς ist *gar*, welches natürlich zugleich Wurzel des lat. *gravis*, skt. *gurus* ist; βαρ, ζαρ, *gra*, *gur* dagegen sind gar nichts Wirkliches, sondern abstracte grammatische Präparate von bloß methodologischem Werte. Wir finden also die Wurzel noch nicht, wenn wir bloß die formellen Elemente des Wortes abziehen; sondern der so übrigbleibende Lautcomplex muss erst noch durch die Umänderungen, die er erlitten hat, hindurch zu der Urform zurückgeführt werden. Die Beziehung zwischen βαρ-ύ-ς schwer, und βάρ-ος Schwere, welche in Wahrheit keine unmittelbare ist, sondern durch das gleichmäßige Verhältnis zur Wurzel vermittelt werden muss, war im griechischen Volksbewusstsein eine unmittelbare, beruhend auf der teilweisen Verschmelzung beider Wörter. Denn die ersten Sylben beider, βαρ, streben wegen der Gleichheit ihres Inhaltes auch nach Einheit in ihrer psychischen Existenz, d. h. sie streben mit einander zu verschmelzen, und nur durch die verschiedene Endung, mit welcher jedes der beiden βαρ associirt ist, werden beide aus einander gehalten. Auf diesem Widerspruche zwischen dem Triebe der Wurzelsylben dieser Wörter, wirklich zu bloß einer Sylbe zu werden, und der Hemmung, welche diesem Triebe durch die verschiedenen Endungen entgegentritt, beruht im hellenischen Bewusstsein die Beziehung jener Wörter auf einander; aber diese Beziehung brauchte gar nicht bewusst zu sein, sondern konnte als bloße unbewusste Tatsache in der Seele liegen und als unbewusste Macht in das Bewusstsein hinein wirken. Und diese Tatsache vertrat das Dasein der Wurzel, welche als solche nicht mehr im griechischen Geiste lag, weder

bewusst noch unbewusst. Das Verhältnis von ἐπιβαρεῖν zum arkad. ἐπιζαρεῖν konnte im attischen Dichter nur durch die Gleichheit der Bedeutung hergestellt werden; die Verschiedenheit in den Lauten β und ζ aber konnte daneben nur Ver-
252 wunderung oder törichte Erklärungen veranlassen. Zwischen βαρύς, schwer, und γαῦρος (aus γαρυο-ς wie νεῦρον aus νερ-υο-ν, lat. *ner-vu-s*), stolz, aber war durch die Entwickelung, welche einerseits die Bedeutung des letzteren und andererseits der Anlaut des ersteren Wortes genommen hatte, jeder Zusammenhang zerrissen. Wir haben anzunehmen, dass vor der Spaltung des Indogermanischen zwei Wörter neben einander schon in gewisser Festigkeit nach Form und Bedeutung existirt haben müssen: *gar-u-s* schwer, *gar-wa-s* Hochmut und hochmütig. Nicht etwa um die eingetretene Verschiedenheit des Sinnes auch lautlich zu begleiten, ward der Anlaut beider Wörter verschieden behandelt, dort zu β verwandelt, hier erhalten (denn solche Ansicht, immer schon nur mit Vorsicht zuzugestehen, scheint hier schon deswegen unpassend, da man gerade umgekehrt für das Wort mit sinnlicherer Bedeutung auch den ursprünglichen Laut festgehalten, für den übertragenen Sinn den Laut verwandelt sehen möchte); vielleicht auch nicht einmal, dass, weil die Bedeutung sich verändert hatte, beide Wörter von einander getrennt wurden und verschiedene Bahnen einschlugen (denn wer weiß, ob nicht *garwas* noch lange Zeit auch die sinnlichere Bedeutung hatte, durch welche es mit *garus* verbunden blieb); nein, vielleicht widerstand das *g* von *garwas* dem Triebe zur Labialisirung bloß wegen der Dissimilation mit dem folgenden *w*. Weil nun aber Bedeutung und Laut der beiden verwanten Wörter verschieden geworden war, wich ihre Verwantschaft völlig aus dem Bewusstsein, da nichts Gleiches mehr eine Beziehung veranlassen, keine centripetale Kraft mehr der centrifugalen entgegenwirken konnte. Hier ist also die verlorene Wurzel auch ohne jeden Ersatz geblieben; die Wurzel hat zwei gesonderte Stämme getrieben, welche die Wurzel völlig aufgesogen haben.

Etymologie ist nach Curtius nicht Wortforschung, sondern „Wurzelforschung“ (S. 304), und hierzu ist die Zusammenstellung der Wörter nach Familien und die Sprachvergleichung bloß „eine der unerlässlichsten Vorarbeiten“. Was uns also als eine

wesentliche Aufgabe des Sprachforschers gilt, den Vorrat von Wörtern, d. h. Vorstellungen, eines Volkes zu übersehen und daraus, wo möglich, die Weltanschauung des Volkes zu er- 253
kennen, das wird bei Curtius zu einem bloßen Mittel, zu etwas, was strenggenommen selbst nicht Wissenschaft heißen kann. Uns erscheint also Curtius' Werk in einem höheren Lichte, als in welchem er selbst es ansieht. Für ihn ist es nicht mehr als ein Buch für den Philologen, um darin gelegentlich, wie er einer Etymologie bedarf, bequem nachschlagen zu können, oder für die Lautlehre der vergleichenden Grammatik eine ausführliche Beispiel-Sammlung.

Nachdem der erste Band den regelmäßigen, herschenden Lautwandel dargelegt hat, soll im zweiten Bande der ausnahmsweise und vereinzelt vorkommende Wandel nicht minder auf gesetzliche Verhältnisse zurückgeführt werden, wie ja überall die Ausnahmen nicht gesetzlos sind. Voran aber geht hier „Rückblick und Vorbereitung". In Zahlen wird uns zunächst die Weite der Herschaft des Gesetzes vorgeführt. An diese Uebersicht möchte ich im Vorbeigehen eine andere Betrachtung knüpfen, und zwar folgende.

Um den phonetischen Charakter der Sprachen zu bestimmen, hat man die Häufigkeit des Vorkommens jedes Lautes derselben in Zahlenverhältnissen festgehalten (Förstemann in Kuhn's Zeitschr. I, S. 166). Dabei ist man natürlich von Texten ausgegangen, von der lebendigen Rede. Ganz anders aber gestaltet sich das Verhältnis, wenn nicht Texte, sondern bloß die Wurzeln beachtet werden. In ersterer Zählung ist σ der häufigste Laut, der unter 100 Consonanten 21 Mal vorkommt, und wenn man ξ, ψ, ζ mit rechnet, 23—24 Mal; dagegen ρ nur 7 Mal. Unter den 631 Wurzeln aber kommt kein Laut so oft vor wie ρ, nämlich 152 Mal, d. h. noch einmal so häufig als σ, welches 75 Mal vorkommt. Nächst dem ρ ist hier kein Laut so häufig wie κ, das sich 131 Mal findet, während es in Texten fast 4 Mal so selten wie σ erscheint. In den Wurzeln verhält sich κ : τ fast wie 2 : 1, in den Texten wie $^2/_5 : 1$ oder $\tau : \kappa = 5 : 2$. *N* in Texten ist dreimal so häufig als κ, in den Wurzeln nur etwa ein halbmal. Das zeigt, dass der wahre Wert eines Lautes für die Sprache sich anders ausspricht als die Bedeutung eines Lautes für den phonetischen Charakter derselben, obwohl beides

doch auch wieder in Zusammenhang steht. *T* hat für die
254 Wurzelschöpfung nur den halben Wert von ϰ; aber weil τ zu Demonstrativen, Artikeln, Partikeln, Wortbildungs- und Flexions-Sylben verwant wird, erscheint es in der Rede häufiger, wird aber eben damit auch wichtiger.

Als die Grundrichtung des Lautwandels bestimmt Curtius die abwärts steigende, abnehmende, d. h. die Verwitterung der Laute. Indessen nicht bloß steht der Neigung zu Schwächungen auch eine große Beharrlichkeit gegenüber, sondern aus individuellen Anlässen kann auch eine Verstärkung der Laute eintreten. Hierauf einzugehen kann dieses Ortes nicht Aufgabe sein.

Indessen können wir vom geehrten Verf. für diesmal noch nicht scheiden, ohne folgenden Satz herausgehoben zu haben. Die schwer auszusprechenden Laute der Ursprache *gh*, *dh*, *bh* werden im Germanischen *g*, *d*, *b*, d. h. sie werfen den Hauch ab, die *media aspirata* wird zur bloßen Media. Dies ist der Anfang der berühmten Lautverschiebung in den germanischen Sprachen. Denn nun, bemerkt Curtius (S. 18), „erklärt sich der Uebergang von *g*, *d*, *b* in *k*, *t*, *p* in den germanischen Sprachen aus jenem Zusammenhange, der zwischen sämmtlichen Lauten einer Sprache in der Art stattfindet, dass sich diese wechselseitig compensiren. Die einmal eingetretene Verwandlung eines *dh* in *d* trieb auch das ursprüngliche *d* aus seiner Stellung, so dass das alte *d* zu *t* ward, und endlich das neue *t* wieder das schon längst vorhandene alt überlieferte zu *th* verschob.“ Das ist leicht gesagt, aber schwer zu begreifen, und scheint doch richtig. Es wird hier eine Sympathie zwischen den Elementen der Sprache als solchen gesetzt, noch ganz abgesehen von dem Zusammenrücken derselben in der Rede, eine Sympathie zwischen den Wörtern an sich, wie dieselben in lexikalischer Vereinzelung und unbewusst im Gedächtnis liegen. Also weil die Wurzel *dha* im ältesten Germanischen (wie noch im Englischen *do*) die Aspiration des Anlauts fallen ließ und die nackte Media *d* zurückbehielt, darum konnte das anlautende *d* in dem germanischen Worte für lat. *dens* oder *decem* nicht unangegriffen bleiben, es wurde zu *t* (engl. *tooth*, *ten*). Nun aber musste wieder das *t* in dem Pron. 2. Person Sing. *tu* zu *th* werden. Das Hochdeutsche aber setzte diese Verschiebung
255 fort und wandelte dieses letzte *th* wieder um in *d* (engl. *thou*,

du), das altgermanische *d* in *t* (engl. *J do*, ich tue) und das *t* in *z* (engl. *ten*, zehn). Stehen wir hier nicht vor einer der wundersamsten psychischen Tatsachen? Selbst die Laut-Atome des Wortes, die einzelnen Consonanten, haben ein besonderes Leben innerhalb des einheitlichen Lautcomplexes, der das Wort ausmacht; und sie erfahren nicht nur gleiche Schicksale nach der Gleichheit der Art, sondern stehen auch zu einander in Sympathie je nach der Verwantschaft der Arten. Aus dieser Einheit und jener Spaltung aber ergibt sich nun jene feinste Reizbarkeit der Wörter, so dass das eine von dem Schicksal eines Atoms des anderen in einem seiner Atome berührt wird, obwohl es zu dem andern, abgesehen von diesem einen Atom, als Wort zu Wort, in keinem Verhältnisse steht. So ist die Sprache bis in ihre letzten Elemente von unbewusster Lebendigkeit durchdrungen und doch nicht von natürlichem, sondern von seelischem Leben.

---

# Ueber die altnordische Philologie im skandinavischen Norden

von Thd. Möbius, Prof. Dr. an der Universität Leipzig.

Ein vor der germanistischen Section der Philologen-Versammlung zu Meißen gehaltener Vortrag. 1864.

Der sowohl mit der altnordischen Philologie als auch mit 370
den Verdiensten der skandinavischen Gelehrten um dieselbe höchst vertraute Verf. liefert hier eine kritische Uebersicht der Leistungen der Letztern vorzüglich auf dem Gebiete der Grammatik, der Texteskritik und Interpretation des Altnordischen.

Der Verf. selbst hebt zunächst als einen bezeichnenden Umstand dies hervor, dass den Skandinaven die altnordische Philologie nationale Philologie ist; d. h. das Altertum, dem hier die Forschung gilt, ist ihr nationales Altertum, die Grundlage und Vorstufe ihrer heutigen nationalen Entwickelung; und da man von der Ansicht ausging, dass die Sprache Islands die einst dem ganzen Norden gemeinsame war: so haben auch die

Schweden und Dänen dieselbe als ihre alte Muttersprache mi
Eifer erforscht. Der Verf. berichtet zuerst, was von jedem de
nordischen Stämme, Schweden, Dänen, Isländer, Norweger, dan
was in den einzelnen Disciplinen geleistet ist.

Die Isländer arbeiten mit den Dänen zusammen. Di
Dänen haben dabei das Verdienst, die Arbeiten der Islände
anzuregen und zu verbreiten, und sie tun dies zum Teil wesent
lich in der praktischen Rücksicht, die nordische Nationalitä
gegen den Einfluss des Deutschen zu kräftigen.

Norwegen, von 1380—1814 dänische Provinz, musste i
diesem langen Zeitraum auf jede Regung und Betätigung de
nationalen Sinnes verzichten; die dänische Sprache, als Schrift
sprache und als Sprache der Kanzel und des Gerichts einge
führt, ließ jede wissenschaftliche und literarische Tätigkeit de
Norweger in die dänische aufgehen; Kopenhagen, wie für di
Dänen, war auch für die Norweger Hauptstatt und Universitä
371 Die Dänen besitzen schon längst das Despoten-Talent. — Sei
1814 vereint mit Schweden, wird Norwegen frei, und schnel
entwickelt es eine frische selbständige Tätigkeit in der Wissen
schaft. Seiner eigenen Nationalität froh, erkennen seine Ge
lehrten bald, dass das sogenannte Altnordische, die Sprache de
Edda's und der Saga's, nicht dem ganzen Skandinavien, son
dern allein Norwegen und Island eigen ist, nicht aber de
Schweden und Dänen gehört; der Norweger, sich seiner alte
Norroena besinnend, findet zugleich in seinen abgelegenen Ge
birgstälern die eigenen Volksdialekte wieder, die er schon vo
dem Dänischen verschwunden meinte. Er arbeitet mit dem Is
länder um die Wette.

Was nun die Ergebnisse betrifft, so merken wir hier nu
Folgendes an. So weit wir im Stande sind, die nordisch
Sprachüberlieferung rückwärts zu verfolgen, vermögen wir nich
über die Zweiheit eines Ost-Nordisch (d. h. Schwedisch un
Dänisch) und eines West-Nordisch (d. h. Norwegisch-Islän
disch) hinaufzukommen. Diese Zweiheit findet ihre Begründun
erstlich in dem Gegensatze der betreffenden Länder, des schwe
dischen Tieflandes im Osten und des norwegischen Hochge
birges im Westen, beide getrennt durch undurchdringliche, jede
Verkehr hindernde Waldstrecken. Mit diesem geographische
Verhältnisse steht aber zweitens die geschichtliche Tatsache i

Verbindung, dass die Nordgermanen bereits in ihren frühern Wohnsitzen, den Steppen des nordwestlichen Russlands, vor der Einwanderung in Skandinavien sich getrennt haben, indem die Einen quer über die finnische Bucht nach Schweden zogen, sich um die Ufer des Mälarsees niederließen und sich von hier aus nord-, west- und südwärts weiter verbreiteten; die Andern dagegen (sei es zur See auf dem Eismeere oder zu Lande durch Lappmarken) in die norwegische Landschaft Hálogaland hoch oben im Norden einzogen und hier von den Ufern der Drontheimer Bucht aus südwärts das übrige Norwegen bevölkerten. Einen langen Zeitraum hindurch müssen diese beiden Zweige auch noch in den neuen Wohnsitzen auseinander gehalten worden sein. Denn der Zweiheit der Sprache entspricht dieselbe in Mythos und Sage, wie in ältester Sitte.

Was wir nun gewöhnlich schlechthin altnordisch nennen, 372
ist altnorwegisch. Als am Ende des 9. Jahrhunderts Island von Norwegen aus colonisirt ward, zog diese Sprache auf Island ein, entfaltete hier eine reiche Literatur, und hat sich hier bis heute in Wort und Schrift ohne Unterbrechung lebendig erhalten, seit dem 14. Jahrhundert wesentlich unverändert, nur durch eingedrungene Danismen mannichfach modificirt.

Ohne auf Einzelheiten eingehen zu können, müssen wir summarisch bemerken, dass von den nordischen Gelehrten für Kenntnis ihres Altertums allerdings recht Tüchtiges geleistet ist. Wenn aber hier der patriotische Sinn der Wissenschaft in recht auffälliger Weise zu Hülfe gekommen ist, so muss doch in noch höherem Grade auch hier der schädliche Einfluss äußerlicher Hülfe hervorgehoben werden. Was die reine, rücksichtslose Wissenschaft fordert, das kann die patriotische nicht leisten. Von Vorurteilen, denen letztere gar zu leicht anheimfällt, sei, als von dem Gröbsten, hier ganz abgesehen; denn gerade weil dieser Mangel der gröbste ist, werden die ihm entspringenden Fehler auch allemal früher oder später verbessert; denn in dieser Hinsicht findet der Patriotismus in der ihn unfehlbar begleitenden Rivalität kleinerer und größerer Patriotismen allemal sein Gegengewicht. Was aber solcher nationalen Wissenschaft unablösbar anklebt, ist die Beschränktheit des Gesichtskreises, der Mangel an jeglichem Ueberblick von einem allgemeinern Standpunkt aus: es fehlen die Ideen, es fehlt die wissenschaft-

liche Liberalität. Wo diese fehlt, da herscht im Gegenteil die materielle Tätigkeit vor, d. h. diejenige, wozu das unmittelbare Material der Wissenschaft gegenwärtig sein muss, d. h. die Herausgabe der Texte aus den Handschriften, auch Kritik und Interpretation derselben, soweit dabei die eingeborene Sprachkenntnis ganz besonderen Vorschub leistet. Aber man suche im Norden keinen Jacob Grimm.

„Während die deutsche Philologie", bemerkt der Verf., „sich an der Poesie des deutschen Mittelalters entwickelt, hat sich die altnordische im Norden selber an der Geschichtschreibung den alten Saga's der Isländer entfaltet. War es dort zunächst nur ein poetisches Interesse, was zum Studium der alten Eden
373 und Lieder hinführte, so hier vor allem die Wissbegier, was wohl die erst neu entdeckten Quellen für die Kunde des Altertums erschließen möchten." Jenes poetische Interesse steht der Wissenschaft näher, wirkt befruchtender auf die Geschichtsforschung, als diese eitle Wissbegier, die sich gern ein altes Adelsdiplom auffände.

Das ist's: Nationalität? Gewiss! aber ihr Inhalt sei eine weltgeschichtliche Idee, nicht die Eitelkeit, etwas Apartes sein zu wollen.

---

## Grammatik und Logik.

505 Es gehört zum Leben jedes Tieres, dass sich Kohlenstoff seines Leibes mit dem Sauerstoffe des Mediums, in welchem es lebt (der Luft, des Wassers), chemisch verbindet, und dass das so entstandene Gas dem Körper entweicht. Dies ist ein chemischer Process, dem physikalische Vorgänge dienen. Bei den höheren Tieren kommt er in der Form zur Erscheinung, welche wir Atmen nennen, und es steht ihm ein besonderer Apparat zu Gebote, dessen wesentlichsten Teil die Lungen bilden. Bei den anderen Tieren wird er in anderer Form vollzogen, anders bei den Fischen, anders bei den Fliegen und anders bei noch niedreren Tieren. Ferner es gibt Tiere, deren Leib nur ein Schlauch ist, in welchem die Verdauung ohne besonderes dazu bestimmtes Organ sich vollzieht, wie es auch keine besonderen

Wege der Aneignung der verdauten Speise gibt. Wie bei solchen Tieren das ganze Innere der Verdauung dient, so ist die ganze äußere Oberfläche der Ort, wo der Wechselverkehr mit der Luft statt hat. Wo ist hier etwas von einem Organ zu sehen, das zugleich Verdauungs- und Respirationsorgan wäre?

Fügen wir noch dies hinzu. Alle Tiere bedürfen der chemischen Verbindung mit dem Sauerstoff; aber nicht alle atmen; ebenso haben alle Sprachen Vorstellungen, welche der Logiker als solche von Substanzen oder Dingen, von Eigenschaften, von Tätigkeiten erkennt; aber nicht alle haben Nomina und Verba. Der Physiolog erkennt, in welcher Form der genannte chemische Process in jeder Tier-Klasse sich vollzieht; aber der Sprachforscher kann nicht in gleicher Weise untersuchen wollen, wie 506
jene logischen Kategorien in der Sprache bezeichnet werden. Denn jener Process geht in den Tieren vor; diese Kategorien sind nur für den Logiker da, und wenn sie in der Sprache und für sie sein sollen, so müssen sie durch die Sprache da sein. Von ihr muss geschaffen werden, was in ihr sein soll; in ihr geht nur das vor, wofür sie sich das Organ gebildet hat, wie vieles auch der Logiker an ihr bemerken mag. Wenn wir sagen: „heute rot, morgen tot“, „jung gewohnt, alt getan“, so liegt im Ausdruck nicht Gegensatz und nicht Vergleichung; aber was nicht im sprachlichen Ausdruck liegt, denkt dennoch der Geist hinzu, indem er jene Worte auf die zu Grunde liegende Anschauung zurückführt; und indem er dies tut, erfasst er tatsächlich entgegengesetzte Zustände, wie der Logiker bemerkt. Es geht also tatsächlich manches im Geiste vor, was nicht im Laute ausgedrückt ist, wozu ihn der Laut dennoch veranlasst, weil es tatsächlich in dem eingeschlossen ist, was der Laut bezeichnet. Sagte man: „obwohl heute rot, so dennoch morgen tot“, so würde der Geist sachlich oder an Inhalt nicht mehr gewinnen; aber es würde ausdrücklich angedeutet, dass er sich hier in der Form des Gegensatzes bewegt; das Apperceptionsorgan (das ist ja das Wort) selbst, noch abgesehen vom appercipirten Inhalte, würde ihm den Wink geben, die Bewegung von einem Gliede eines Gegensatzes zum andern zu vollziehen. Und das Apperceptionsorgan ist nicht gleichgültig. Was ohne jene adversativen Partikeln nur tatsächlich geschähe, geschieht mit ihnen in bewusster Form, zwar nicht mit dem logischen

Bewusstsein von der abstracten Kategorie des Gegensatzes, aber doch mit dem Bewusstsein eines individuellen Beispiels vom Gegensatze, das nur nicht zur Allgemeinheit gelangt ist. Wenn ohne die Partikeln der Gegensatz nur die tatsächliche Form einer Bewegung im Bewusstsein gewesen wäre, so ist er mit derselben zwar nicht in seiner Abstractheit bewusst geworden, aber er ist doch insofern in das Bewusstsein getreten, dass er als lautgestaltende oder sprachbildende, wenn auch unbewusste, Macht wirkte. Dies weiter auszuführen behalte ich mir für ein anderes Mal vor.

## Zum Ursprung der Sprache.

73 Ein Sprachforscher wante sich vor längerer Zeit an mich mit folgenden Fragen:

Ich wende mich an Sie, um Sie über eine wissenschaftliche frage um auskunft zu bitten, die Ihre theorie der entstehung der sprachwurzeln aus zu zeichen der vorstellung erhobnen reflexbewegungen der stimmorgane betrifft. Diese theorie — die einzige einigermaßen fassbare, die bisher aufgestellt ist, ist im hohen grade ansprechend, um so mehr wäre es also zu wünschen, dass sie so viel als möglich von einigen schwierigkeiten befreit würde, die ihr noch anzuhaften scheinen.

74 Es sind die folgenden:

1) ist die theorie in ihrer jetzigen gestalt noch zu allgemein. Sie erklärt nicht die bestimmte gestalt der einzelnen wurzel. Die von Bopp abgelehnte frage: warum *I* gehen, und *STA* stehen bedeute, und nicht umgekehrt, ist auch heute noch ungelöst. Allerdings wird indessen hier wohl auf weitere physiologische entdeckungen zu warten sein. Nur etwa ließe sich sagen, dass die töne bezeichnenden wurzeln durch reflexlaute gebildet wurden, die den erregenden tönen nahe lagen, und dass dann die wurzeln, die andere sinnesempfindungen bezeichnen, nach analogie oder mit beihülfe ähnlicher nervenstimmungen durch die tonwurzeln bezeichnet wurden. Z. B. *RU* war zuerst tönen, brüllen (cf. *RUD*), daraus entspross, weil, was freilich hypothetisch, eine ähnliche innere nervenregung mit der licht-

empfindung verbunden war, die neue wurzel *RU* leuchten (wovon Skr. *ravi* sonne) = *RUK* u. s. w. Aber eine derartige übertragung der, um mich so auszudrücken, gehörswurzeln könnte kaum hinreichen, um *I* und *STA* zu erklären. Doch, wie gesagt, diese schwierigkeit ist principiell von geringerer bedeutung, da sie nur die einzelnen fälle, nicht den erklärungsgrund trifft. Es ist aber

2) gar nicht recht bewiesen, dass jede einigermaßen starke empfindung reflexlaute erzeugt. Allerdings tun dies schmerz, freude, die warnehmung des lächerlichen, überraschung, schreck u. s. w., aber alles dies sind gewaltsame gemütsbewegungen, nicht ruhige sinneswarnehmungen. Dieser von mir erhobene einwand würde wegfallen, wenn sich zeigen ließe, dass die bloße sinnesempfindung beim kinde allerdings reflexbewegungen der stimmorgane hervorruft, worüber ich Sie mich aufzuklären bitte.

Während ich diese fragen erwog, fiel mir in einer englischen populären zeitschrift ein artikel über „*language of signs*“ in die hände, der zwar auf's amüsement berechnet ist, aber von kundiger hand scheint, und aus dem hervorgeht, dass die taubstummen unter sich eine zeichensprache haben, die zu ihren be- 75
griffen ganz in demselben verhältnis steht, wie unsere lautzeichen. Z. B. um auszudrücken: „Dies ist nicht nass“ wird zuerst der zeigefinger ausgestreckt, dann der kopf geschüttelt, dann die fingerspitzen an die lippen gebracht. Diese zeichen werden in anderen verbindungen in ganz gleicher weise verwendet. Hieraus folgt, dass das ganze nicht etwa eine pantomimische darstellung eines actes ist (wie sollte diese im vorliegenden falle auch möglich sein, wo es einen zustand auszudrücken gilt?), sondern eine darstellung von klar getrennten und zum urteil verbundenen begriffen. Lexikalisch gesprochen, das schütteln des kopfes ist ebenso sehr ein wort, als unser nicht; die drei oben zusammengestellten bewegungen ebenso sehr ein satz (abgesehen vom verbum) als unser: „Das [ist] nicht nass“. Dieser deutsche satz wäre nicht etwa eine beschreibung jener pantomime, sondern eine wirkliche übersetzung jenes satzes. Ich habe nie gelegenheit gehabt, mit taubstummen oder deren lehrern zu verkehren, und die gewöhnlichen schriften, die mir zugänglich sind, dienen meist dem practischen interesse des unterrichts in der lautsprache, so dass über die in jenem artikel

beschriebene naturwüchsige sprache aus ihnen nichts zu lernen ist. Die durchprüfung des erwähnten artikels, der zwar nur kurz, aber ohne alle vorgefasste meinung zum amüsement des grossen publikums geschrieben ist, und ohne dass der verfasser die wichtigen folgerungen, die sich an seinen bericht knüpfen, zu bemerken scheint — die betrachtung dieses artikels ließ mir keinen zweifel, dass diese zeichen der taubstummen eine wirkliche wortsprache durch gebärden ist, begriffe darstellend.. Dies zugegeben, wird also zwischen dem schütteln des kopfes und dem begriff der negation ganz dieselbe association stattfinden, wie bei uns zwischen den lauten von nicht und seiner bedeutung. Es fragt sich nun: Ist es bekannt, und bisher beobachtet worden, in welcher weise und unter welchen formen kommt die association dieser gebärden mit den vorstellungen zu stande, und in welcher weise und unter welchen formen kommt diese, durch naturmechanismus (?) vollzogene verbindung in's bewusstsein der taubstummen. Folgende fragen scheinen mir dabei besonders wichtig:

a) Erfolgt die erhebung dieser gebärden zu worten jemals an einem einzelnen allein, oder nur dadurch, dass die verbindung mit einer vorstellung an den genossen wargenommen wird?

76 b) Welche klassen von vorstellungen bekommen zuerst solche gebärden-worte? Sind es die, welche bewegungen bezeichnen? Und wenn dies, lassen die zur bezeichnung der bewegungsvorstellungen gewählten zeichen sich als reflexbewegungen auffassen, welche die durch sie bedeuteten bewegungen ursprünglich begleiten?

c) Kann man beobachten, dass ein ursprünglich bewegung bezeichnendes wort durch übertragung für eine andere sinnesempfindung gebraucht wird, oder aber entstehen die worte für andere sinnesempfindungen durch associirung der vorstellungen mit unmittelbar erzeugten reflexbewegungen?

d) In welchem alter tritt diese wortsprache ein? Und ist anzunehmen, dass ihr eine bedeutende psychologische entwicklung vorausgeht? Lässt sich über die art dieser vorgängigen entwicklung etwas ermitteln? Interessant wäre ferner

e) Finden sich spuren grammatischer kategorien z. b. des

plurals? Finden sich unterschiede im grammatischen bau. Gibt es z. b. taubstummengruppen, taubstummenvölker so zu sagen, die die *copula* ausdrücken, gegen andere, die dies nicht tun?, womit

f) zusammenhängt, ob überhaupt locale unterschiede in diesen sprachen vorliegen. Namentlich die fragen a—c würden, wenn beantwortet, uns wesentlich helfen. Denn bei der gleichheit der menschlichen natur wäre es nicht allzu kühn, für unsere lautsprache die analoge entwicklung anzunehmen, nur überall die atmungsbewegungen an die stelle der arm- und fingerbewegungen gesetzt.

Ich habe hierauf folgendes zu erwidern.

ad 1) Dass die Theorie in ihrer jetzigen Gestalt zu allgemein ist, wird zuzugestehn sein. Ja, ich glaube nicht einmal, dass sie in naher Zeit zu größerer Bestimmtheit gebracht werden kann. Die Sprachforscher mögen es immerhin wohl beherzigen, dass auch ein Mann wie Merkel in dem Werke, welches wir in diesem Hefte (s. unten) besprechen, neben dem physischen Mechanismus der Laute zugleich ihren Wert als Naturlaute, ihre natursymbolische Bedeutung, zu bestimmen sucht. Ich leugne solche den Lauten von Natur zukommende Bedeutung nicht. Sind die Wurzeln der Sprache Reflexlaute, so reflectirt sich 77
eben etwas, eine Seelenregung, in ihnen, und diese ist ihre Bedeutung. Aber was sich in jedem wurzelhaften Lautgebilde reflectirt, was diese Lautstrahlen entsendet, das kann nicht a priori, sondern nur a posteriori, nicht durch Physiologie, sondern nur durch historische Sprachforschung erkannt werden — wenn es überhaupt zu erforschen ist. Denn jeden, der es wagt, die jedem Laute seiner Natur nach inwohnende Bedeutung zu bestimmen, möchte ich im Tone des Dichters von Hiob fragen: Standst du dabei, als sich der Brust des noch stummen Urmenschen der erste Sprachlaut entrang? und verstandst du ihn? Oder hat man dir die Urwurzeln jener ersten Menschen vor hundert Tausend Jahren überliefert? Sind das, was du als Wurzeln hinstellst, und was wirklich Wurzeln sein mögen, auch Wurzeln der Urzeit, unveränderte Reflexlaute? Sind jene deine Wurzeln älter als sechstausend, als zehntausend Jahre? und wie viel mögen sie sich in den früheren Jahrzehntausenden verändert haben? wie mag sich ihre Bedeutung verändert haben?

Nichtsdestoweniger bleibt es eine wichtige psychologische Tatsache, dass die Laute einen onomatopoetischen Wert haben, dass wir diesen Wert heute noch fühlen. Nur ist dieses Gefühl nicht sicher genug, um als wissenschaftlicher Beweis zu gelten, wie es denn auch bei den verschiedenen Racen verschieden ist. Die Sprachen der mongolischen Race haben zur Bezeichnung von Natur-Ereignissen viele Onomatopöien, welche wir nicht mitfühlen. Und das ist weder zu verwundern, noch ist es ein Beweis gegen die geistige Einheit des Menschengeschlechts. Das Gefühl wird ja vielfach durch Associationen der Vorstellungen bestimmt. Andere Associationen aber walten im Kaukasier, andere im Mongolen.

Ich bin nicht gesonnen die Forschung zu hemmen und mag nicht Schwierigkeiten darstellen, die ich doch auch nur wieder aus meiner Phantasie von einer Urwelt holen könnte. Nur darauf wollte ich hinweisen, dass es allemal eine ungegründete Forderung ist, ganz individuelle Tatsachen, wie die Gestalt einer Wurzel ist, aus einem Principe construiren zu wollen ohne die Kenntnis der besonderen Umstände, die dabei ob-
78 walteten, ja, bevor der Tatbestand selbst vollständig und sicher bekannt ist. Darum will ich auch kein Gewicht darauf legen, dass gerade das Beispiel von der Wurzel *sta* für stehen sich leicht aus unserer Stillstand und Schweigen gebietenden Interjection „'st!“ erklärt, dass noch näher *s* der lebendigste Ausdruck der einfachen Bewegung ist (wogegen *r* das Rollen und und die ungleichförmige Bewegung bedeutet), das hinzugefügte *t* aber, wie schon Plato bemerkt, die Hemmung bedeutet, also *s* + *t* Hemmung der Bewegung. Meine Meinung also ist: man schreite in der Wurzelforschung schrittweise vor, ohne die Endergebnisse, zu denen man gelangen will, vorauszugreifen; und so wird sich zeigen, wie weit man nach etlichen Geschlechtern gelangt sein wird.

ad 2) Dass nicht nur heftige Affecte, sondern auch bloße Sinneswarnehmungen Lautreflexe erzeugen, halte ich allerdings für erwiesen; d. h. es ist erwiesen, dass beim Kinde alle sinnlichen Warnehmungen von Affecten begleitet sind, welche sich im Laute reflectiren. Man hat darüber gespottet, dass ich den Urmenschen, wie man sich ausdrückte, als „Perpetuum Mobile“ dargestellt habe. Man beobachte nur ein gesundes Kind in der

Zeit des Sprechenlernens, und man wird solch ein Perpetuum Mobile vor sich haben. Aber nicht nur alle Glieder sind in fortwährender Bewegung, es fällt auch kein Ding in das Auge des Kindes, ohne dass es das Gesehene ausspräche: da ist —, da kommt —, Papa tut das, Mama tut jenes u. s. w. Und wie ergriffen es von all dem ist, sieht man an den Wiederholungen dieser Reden. Denn nicht leicht begnügt sich das Kind, dergleichen Bemerkungen einmal auszusprechen; es spricht sie gewöhnlich zwei-, dreimal aus. Allerdings gibt sich darin die Freude der Erkenntnis kund. So recht sieht ein Kind ein Ding erst, wenn es dasselbe zu benennen weiß.

Meiring wirft mir vor, ich hätte dem rein Psychischen zu wenig, dem Physiologischen zu viel Geltung eingeräumt; und die Sprache sei nicht ein Befreiungsact, sondern ein Eroberungsact. Was ich doch alles nicht weiß und mir erst sagen lassen muss! Ich habe in meinem Buche „Grammatik, Logik und Psychologie“ etwa 16 Seiten von Reflexbewegungen geschrieben. Ich hätte mit einem einzigen Satze auf diese Erscheinungen hinweisen können, wenn ich dieselben als bekannt hätte vor- 79
aussetzen können. Und wo rede ich von denselben? Im Kapitel „Vorbildung und Anlage der Sprache im Menschen“. Und nachdem ich sie dargestellt habe, sage ich (S. 251): „Was lehrt uns denn nun alles dies? die Entstehung der Sprache? Keineswegs.“ Und weiterhin (S. 257): „Zwischen dem Lachen und allen sonstigen Reflexbewegungen einerseits und der Sprache anderseits liegt eine große Kluft, die wir erst noch auszufüllen uns bemühen müssen.“ Von der Sprache, insofern sie nur Reflexbewegung ist, sagte ich, sie sei ein Befreiungsact der Seele. Nun aber folgt erst auf etwa 45 Seiten die Darlegung der eigentlichen Geburt der Sprache und ihrer Leistungen für das Denken — und doch dem Psychischen zu wenig eingeräumt! Meiring'sche Psychologie freilich mag man bei mir nicht finden, und seine Eroberungsacte lassen mich gleichgültig.

Doch dies nur nebenbei, um daran zu errinnern, dass ich nie gemeint habe, mit dem bloßen Hinweis auf die Reflexbewegungen sei der Ursprung der Sprache schon erklärt. Nur wichtig bleiben sie dafür allerdings. Darum mögen hier ein par Bemerkungen aus Schiff's Lehrbuch der Physiologie des Menschen ausgeschrieben sein. „Jüngere Tiere zeigen stärkere

Reflexe als ältere. Dies gilt wenigstens unzweifelhaft von den Säugetieren", und also wohl auch vom Menschen, denke ich. Die Tätigkeit des Gehirns stört den Reflex des Rückenmarks. In der Regel sind die Reflexe, die vom Gehirn kommen, mächtiger als die vom Rückenmark ausgehenden.

Sorgfältige Beobachtungen an Kindern angestellt haben wir bis jetzt kaum, weil sich die Fähigkeit psychologischen Beobachtens nur bei sehr wenigen Männern findet. Wie viel sich vom Sprechenlernen der Kinder für den Ursprung der Sprache lernen lässt, werde ich später einmal zu zeigen versuchen. Jetzt nur dies, dass ein Kind gebildeter Eltern von heute unter Verhältnissen lebt, die von denen der Urzeit sehr verschieden sind. Die Bemerkungen von Lazarus über das Sprechenlernen der Kinder im 2. Bande seines „Leben der Seele" werden dem Leser bekannt sein.

Noch belehrender als die Kinder werden die Taubstummen
80 sein. Ich habe vor etwa 15 Jahren einen Aufsatz „Ueber die Sprache der Taubstummen" geschrieben, der in Prutz, Deutsches Museum I. 1851. [oben S. 21—45] abgedruckt ist, und worin ich die oben aufgeworfenen Fragen zu beantworten versucht habe. Jene Unglücklichen liefern den schlagendsten Beweis für die Reflexe von Sinneswarnehmungen und Vorstellungen auf die Sprachorgane; denn jeder von ihnen mag die Rudimente einer Lautsprache haben ohne Mitwirkung des Gehörs. Aber freilich auch sie bleiben ja nicht ohne die Förderung der Cultur, selbst wenn sie nicht besonderen Unterricht erhalten. Sie leben immer in Gesellschaft und entwickeln ihre Zeichensprache und ihre Lautsprache im Verkehr mit solchen, welche die Lautsprache besitzen, aber sich ihnen gegenüber der Gesten bedienen. Die Frage aber, ob sie früher Vorstellungen von Bewegungen oder solche von ruhenden Verhältnissen bezeichnen, lässt sich auf dieser niedrigen Stufe der Vorstellung, wo diese selbst noch ganz in den Anschauungen versenkt ist, gar nicht aufwerfen. Wenn unsere Vorstellung „nass" dadurch bezeichnet wird, dass die Fingerspitzen an den Lippen genätzt werden: ist das die Vorstellung einer Bewegung oder einer Qualität? Es muss wohl eine Bewegung sein, da ja eine Bewegung vollzogen wird. Aber wenn der Taubstumme auf einen Tisch, eine Bank, den Fußboden eines Zimmers zeigend, pantomimisch sagt, dieser

Gegenstand sei nass, so meint er doch nicht, es habe ihn jemand im Munde gehabt und dadurch nass gemacht. Es kommt auch hier die innere Form der Zeichensprache in Betracht, die als Apperceptionsorgan dient. In der Laut- wie in der Zeichensprache wird unleugbar häufig die Qualität als Ergebnis einer Tätigkeit appercipirt, und in der Pantomime wie in den formlosen Sprachen tritt die Tätigkeit schlechthin als Mittel zur Apperception der aus ihr erfolgten Eigenschaft auf. Eine Priorität der Tätigkeitswörter oder gar Verba folgt hieraus nicht, da der Begriff der Tätigkeit vielleicht gerade bei solcher Gelegenheit ausgesprochen ward, wo es sich um die Tätigkeit nur als Apperceptionsorgan für die Eigenschaft handelt. Denn einerseits ist es der Pantomime ja kaum möglich, Zustände und Dinge anders als durch Tätigkeiten auszudrücken; andererseits aber lässt sie gerade diejenige Tätigkeit fort, die bei uns als Verbum 81
erscheint. Z. B. um zu sagen: der Vater gab mir einen Apfel, macht der Taubstumme zuerst ein Zeichen für Apfel, nämlich er tut, als wolle er in die geballte Faust beißen, dann das Zeichen für den Vater, dann das für ich: für geben aber hat er kein Zeichen.

Die Geberdensprache des Taubstummen muss notwendig von der Bewegung beherscht werden. Denn die Sprache dieses Unglücklichen erwacht im Wunsche, dass man ihm etwas tue, in der Lust der Erzählung, dass man etwas getan habe. Dinge stellt er dar durch Tätigkeiten, die an sie geknüpft sind; Zustände wiederum durch solche, aus denen sie erfolgen. Diese Darstellungen sind Nachahmungen und sind Reflexbewegungen wie alle ursprünglichen Nachahmungen. Sehr bald tritt Absicht hinzu. Wird der Taubstumme nicht verstanden, so wird er suchen, wie er deutlicher darstellen kann, d. h. er sucht Tätigkeiten, die bestimmter an das erinnern, um was es ihm zu tun ist. Von Grammatik kann hier keine Rede sein, worüber meine angeführte Abhandlung verglichen werden kann.

Man wolle nur Eins beachten. Die Lautsprache ist der Uebergang der Seelentätigkeit oder des Bewusstseins aus der Anschauung in die Vorstellung oder die Uebersetzung des Inhalts der Warnehmung in die Form der Vorstellung. Die Geberdensprache bleibt wesentlich auf dem Standpunkte der Anschauung stehn, von welchem die Lautsprache ausgeht. Auf

diesem stellen sich dem Geiste überall Dinge in Bewegung dar. Der Mensch sieht weder bewegungslose Dinge, noch dinglose Bewegungen; sein Interesse haftet ebenso weder an dem Ding an sich, am Sein, noch an der objectlosen Bewegung, dem reinen Werden. Die Vorstellung ist die Analyse der Anschauung in diese ihre beiden Momente: Substanz und Bewegung. Wie wäre es möglich das eine ohne das andere zu erfassen? Aber das Ding ist ja überhaupt nur dadurch für das Bewusstsein, dass es sich bewegt; es ist gar nichts anderes, als die Summe der an ihm wargenommenen Bewegungen, und die Bewegung ist eben selber das Ding, nämlich der Inhalt des Bewusstseins vom Dinge. Daher führt die Etymologie oder innere Sprach-
82 form aller Namen von Dingen auf Tätigkeiten, wie der Taubstumme die Dinge durch Tätigkeiten bezeichnet. Die ursprünglichsten Sprachlaute bedeuten eben auch noch nicht Vorstellungen, sondern Anschauungen, und die Unterscheidung von Ding und Tätigkeit tritt später auf.

---

## Ursprung des Indogermanischen.

Georg Curtius, Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung. 1867.

340 Der undeutliche Titel dieser Abhandlung ist dahin zu erklären, dass die Chronologie gemeint wird, welche die indogermanische Sprachforschung aufzustellen hat, oder die Periodisirung der Geschichte des indogermanischen Sprachstammes. Der Verf. lässt sich hierüber folgendermaßen aus: „Bei jeder geschichtlichen Betrachtung handelt es sich um eine Reihenfolge, um das Früher und Später wie im Einzelnen, so auch im Ganzen. Geschichte ist nichts ohne Chronologie und eine aus chronologischen Daten hervorgehende Periodisirung. Gilt es also eine Sprachgeschichte, so muss auch eine Chronologie dieser Geschichte erstrebt, muss eine gewissermaßen neue Wissenschaft, oder sagen wir bescheidener, wissenschaftliche Aufgabe aufgestellt werden, die wir Sprachchronologie oder chronologische Sprachbetrachtung nennen können. Freilich bestimmte Ueberlieferungen, Aeren, Notizen irgend welcher Art, wie sie die Grundlage einer Chronologie der sog. Weltgeschichte bilden,

liegen für die Sprachwissenschaft nur in verhältnismäßig kurzen und späten Perioden vor. Sie sind z. B. für die Geschichte der ältern lateinischen Sprache mit bewundernswürdigem Scharfsinn ausgebeutet. Jenseits aber der literarisch oder monumental bezeugten Sprachperiode, das heißt für den unendlich viel umfassendern Teil der Sprachgeschichte fehlt es an solchen äußern Anhaltepunkten gänzlich. Wir sind ausschließlich auf innere Kriterien angewiesen. Aber gerade weil uns, so zu sagen, greifbare Merkmale der Zeit abgehen, wie sie bei der Geschichte anderer Objecte meist sofort zur Hand sind, ist hier die Aufgabe, die Folge der geschichtlichen Vorgänge zu bestimmen, trotz 341
der größern Schwierigkeit, doch auch eine um so notwendigere. Ohne Chronologie bliebe die Sprachgeschichte ein Aggregat einzelner Tatsachen und selbst diese Tatsachen haben keine Sicherheit, so lange sie nicht an andern Halt und in dem gesammten Entwicklungsgang ihre feste Stelle gewinnen."

Es versteht sich hiernach von selbst, dass Curtius gegen Schleicher und Max Müller, welche die Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften zählen, auf unserer Seite steht, die wir die geistige, und also geschichtliche Natur der Sprache behaupten. Wenn der Verf. bemerkt: „Bei solchen ganz in's Allgemeine gehenden Einteilungen und Fachbestimmungen ist das Ergebnis in der Regel ein unbefriedigendes", so scheint er hiermit einen Tadel auszusprechen, den ich, wenn er gegen mich gerichtet sein sollte, damit abzulehnen hätte, dass ich auf meinen Vortrag „Philologie, Geschichte und Psychologie" verweise, wo ich nach einer Kritik der entgegenstehenden Ansicht (von S. 16—28) die Eigentümlichkeit des geschichtlichen Wesens der Sprache (von S. 28—47) eingehend darzulegen versucht habe. — Der Kern des Streitpunktes ist nicht der, ob die Sprache ein Werden habe und zu den im Laufe der Zeit sich verändernden Objecten gehöre; sondern man wollte das geistige Wesen der Sprache leugnen und dieselbe zu den Natur-Objecten rechnen. Dagegen war anzukämpfen, und auch in dieser Beziehung steht der Verf. zu uns. Nur scheint er mir hier die Sache nicht eindringlich genug erfasst zu haben. Er sagt: „Wer kann leugnen, dass die Methode, welcher sich die heutige Sprachwissenschaft bedient, eine der naturwissenschaftlichen ähnliche ist?" Ehrlich gesprochen: ich kann diesem, zwar oft

ausgesprochenen Satze doch gar keine Bedeutung beimessen. Ich frage: wer hat ihn bewiesen? Wer hat die Methode der Sprachwissenschaft in Vergleich mit der naturwissenschaftlichen dargestellt? Die Aehnlichkeit wird nicht größer sein, als die zwischen den Methoden aller heutigen Wissenschaften. „Naturforscher fühlen sich angeheimelt", sagt der Verf., „wenn wir ihnen Gelegenheit bieten, einen Blick in die Werkstätte der Sprachwissenschaft zu tun" — ich will's glauben; und wenn
342 der Fall günstig ist, so mag der Naturforscher denken: das ist Geist von unserm Geist. Darin irrt er aber; denn es ist Geist von dem Zeitgeist, wie der seinige auch. Die Methoden werden gebildet von der allgemeinen Strömung, welche gemeinsam alle Denker derselben Zeit erfasst, und von den Eigentümlichkeiten der speciellen Aufgaben. Unsere heutigen Sprachforscher werden sich zu Bopp und Grimm gerade so verhalten, wie die heutigen Physiologen zu Johannes Müller, und ihrer beiderseitigen Methode wird die der heutigen Historiker so ähnlich sein, als der Gegenstand erlaubt. Ein „tastend synthetisches Verfahren" ist nicht ausschließliches Eigentum des Historikers, sondern nach Gelegenheit auch jedes Naturforschers.

Der Verf. hebt zwei Eigentümlichkeiten der Sprachforschung oder ihres Gegenstandes hervor. Er sagt: „Bei keiner Betrachtung der Sprache, selbst bei der Analyse der Formen, ja bei der Feststellung von Lautgesetzen kann man des Begriffs der Analogie entraten, die etwas rein geistiges und, so weit ich sehe, dem Naturleben fremdes ist. Der Acc. Pl. πόλεις wird sich aus den Grundformen πολι-νς oder πολι-ας schwerlich, sondern nur aus der trägen Gewohnheit erklären lassen, den Acc. Pl. dem Nom. Pl. gleich zu bilden." Nach dieser Stelle könnte man meinen, der Verf. pflichte Schleicher bei, wenn dieser (Die deutsche Sprache S. 60) unter Analogie „bequeme Uniformirung" versteht. Das ist aber nicht der Fall; sondern der Verf. versteht unter Analogie das allgemeine Princip aller Formbildung der Sprache; er nimmt dieses Wort wesentlich im Sinne Aristarch's. Aber in dem einen, wie in dem andern Falle sehe ich in der Analogie nichts eigentümlich Geistiges, sondern nur einen alten Sprachgebrauch, der (freilich nicht ohne Grund) von dem der Naturforscher abweicht. Dieser könnte z. B. sagen, die Stimmbänder des menschlichen Kehlkopfes verhalten sich

in Bezug auf Höhe oder Tiefe der durch sie erzeugten Töne analog den Saiten, während er wohl gewöhnlich sagt, sie folgen denselben Gesetzen wie die Saiten. Ebenso könnte der Sprachforscher sagen, das Wort εἶδος folge in der Declination denselben Gesetzen wie γένος, obwohl er gewöhnlich sagt, es werde diesem analog declinirt. Ist das mehr als Sprachgebrauch? Man vergesse eben nicht, dass die Analogie der Formen nichts Anderes ist, als die gleichmäßige Wirkung des Gesetzes. Der Nom. Pl. von εἶδος lautet εἴδη nicht darum, weil derselbe Casus von γένος: γένη lautet; und nicht darum entspricht dem Anlaut des englischen Zahlwortes *ten* im deutschen *zehn* ein *z*, weil dasselbe ganz analog beim Zahlworte *two*: *zwei* der Fall ist; sondern das Gesetz, welches die Form γένη geschaffen hat, dasselbe hat auch die Form εἴδη geschaffen; und aus derselben Ursache, weswegen wir *zehn* mit *z* sprechen, sprechen wir auch *zwei* mit *z*. Wir würden auch gewiss den von den alten Grammatikern überlieferten Terminus „Analogie, *proportio*“ längst haben fahren lassen, wenn nicht auch heute noch die Aufstellung von Proportionen in der Tat die Beweisform für die vom Sprachforscher inductorisch gefundenen Gesetze wäre und wohl für immer bleiben wird.

Kein Gesetz aber, kein Stoß wirkt in der Natur absolut, ausschließlich; immer sind andere Gesetze und Stöße da, welche beschränken, die Richtung ändern. Das geschieht auch im Geiste. Es gibt sogar Missgeburten hier wie dort; d. h. es hat sich ein Gesetz geltend gemacht, das der allgemeinen Anlage, dem Zwecke nicht günstig ist; das heißt in der Sprache z. B. es ist eine Form einer schlechten Analogie, „träger Gewohnheit“ gefolgt; sie ist unorganisch.

Einerseits also, insofern der Sprachforscher in dem Werden der Sprachgebilde Gesetze walten sieht, sollte er sich immer vergegenwärtigen, dass die Analogien, die er aufstellt, nur der tatsächliche Ausdruck und Nachweis eines wirkenden Gesetzes sind; andererseits aber, wo er ungesetzmäßige, unorganische, anomale Formen findet, da ist das Gesetz irgend einem psychisch-mechanischen Verhalten, irgend einer unzweckmäßigen Association unterlegen; aber diese Association ist auch gesetzmäßig und wirkt mit Notwendigkeit. Wie in der leiblichen Krankheit der Zweck des Lebens und das diesem Zwecke gemäß

waltende Gesetz verletzt ist durch chemische Affinitäten oder mechanische Stöße: so hat sich bei schlechten Sprachformen ebenfalls der Mechanismus des Bewusstseins gegen das organische Bedürfnis gewant; aber das Falsche und Kranke ist, rein mechanisch genommen, eben so gesetzlich wie das Wahre und Ge-
344 sunde, nur nach andern Gesetzen verwirklicht, als dieses. Wie sich das organische Leben zum unorganischen Mechanismus verhält, gerade so auch die organische Sprachform zum psychischen Mechanismus. Also selbst wenn man Analogie in dem beschränkten Sinne nimmt, wie Schleicher tut, ist hier nichts, was besonders den geistigen Erzeugnissen zukäme. Das organische Leben wird von Mechanismus und Chemismus getragen und getötet — getragen, wenn diese so combinirt sind, wie der Zweck des Lebens es fordert; getötet, wenn jedes Element außerhalb der Combination seinen isolirten Gesetzen folgt. So wird die organische, wie die anomale Sprachform vom psychischen Mechanismus erzeugt: jene, wenn derselbe vom Zwecke beherscht wird, diese, wenn er sich ihr entzieht, und das betreffende Element des Bewusstseins seiner eigenen Schwere und Affinität rücksichtslos folgt.

Besonders „geistig“ soll ferner sein „der Trieb der Differenzirung. Ihm verdanken wir es, dass aus der gemeinsamen Wurzel *ar* im Griechischen drei nach Laut und Bedeutung geschiedene ἀρ ἐρ ὀρ hervorgingen“. Fehlt der Natur solch' ein Trieb? Ich dächte, die Entwickelungsgeschichte der Tiere und Pflanzen biete mannigfache Analogien hierzu. Ein einfacher Herzschlauch des Embryo der Säugetiere z. B. entwickelt sich zu zwei Herzkammern mit zwei Vorkammern, u. s. w.

Also: die Erforschung der geistigen Erscheinungen, auch der sprachlichen, zeigt eine umfassende und tiefgehende Analogie mit der Erforschung der Natur; aber dies hindert nicht die wesenhafte Verschiedenheit beider. Ihre Gleichheit beruht auf der Einheit unseres Denkens, das überall Vernunft und Gesetz zu erkennen sucht; ihre Ungleichheit liegt in den Objecten und demgemäß in dem Inhalte der beiderseitigen Gesetze.

Der Verf. zeigt umständlich an gut gewählten Beispielen die Ausführbarkeit oder Notwendigkeit einer chronologischen Betrachtung der Laute und der Formen. Es genügt nicht, sagt er, zu sagen: $x$ wird zu $y$, aber nie $y$ zu $x$, d. h. $x$ ist, wo es

mit *y* im Austausch steht, früher als *y*; sondern man hat Formeln zu suchen wie: *a* wird eher zu *b* als zu *c*, oder *a* wird eher zu *b* als *c* zu *d*. In welcher Reihenfolge gingen z. B. im Griechischen anlautendes *s* vor Vocalen, *y* und *v* in den bloßen 345
Hauch auf? — Dass es jüngere und ältere Formen gibt, ist bekannt. Der Verf. aber verfolgt dies noch weiter. Ueberraschend wirkt es, wenn er die Gleichung ansetzt: ὁδός : ἐδ = ποδός : πεδ, und wenn er damit auf die Gleichheit der Elemente und der Form von ὁδός und ποδός hinweist, von denen doch trotz dieser Gleichheit das erstere der Nom. Sg., das andere der Gen. Sg. ist; man wird dabei an die alten Anomalisten erinnert: *dissimiles res similibus vocabulis esse notatas.* Der Verf. fügt nun aber hinzu, jenes Verhältnis wäre unbegreiflich (anomal), „wenn wir nicht annähmen, dass diese Formen Producte durchaus verschiedener Zeit wären, dass die Sprache dieselben Mittel zu verschiedenen Zeiten in ganz verschiedener Weise verwendete.“ — Eben so tritt die Reduplication mit sehr verschiedener Bedeutung auf; sie charakterisirt das Präsens δι-δά-σκω, das Perfectum δέ-δα-α und den Aorist δέ-δα-ο-ν. „Ist es denkbar, dass dasselbe Mittel gleich von Anfang an so verschiedenen Zwecken diente? Gewiss nicht. Offenbar war die Intention der Sprache bei der Verwendung der Reduplication von Anfang an nur auf Hervorhebung der betreffenden Sylbe gerichtet. Die besondere Art dieser Hervorhebung befestigte sich erst später durch das Geschiebe der mannigfaltigen Formen zu einem vielgegliederten System. Denn noch in weit höherm Grade als die einzelnen Seiten des Lautsystems aufeinander Einfluss üben, wirken die verschiedenen Formen der Sprache aufeinander ein, begränzen und bestimmen sie sich wechselseitig durch ihren Gebrauch.“

Diese letztere Bemerkung ist gewiss von größtem Gewicht für die Beurteilung der Sprachformen, ich meine, um aus den Elementen einer Form ihre Bedeutung zu erklären. Solche Erklärung kann in vielen Fällen nicht gelingen, wenn man die Form vereinzelt, bloß an sich nach den Elementen, aus denen sie zusammengesetzt ist, betrachtet. Dieselbe erhält ihre nähere Bestimmtheit erst durch die Beziehung auf einen ganzen Kreis von Formen; und diese Beziehung, meint der Verf., hat nicht bloß eine systematische Bedeutung, sie beruht nicht bloß auf

einer bestimmten Stellung im System der Formen, sondern sie
346 hat zugleich einen chronologischen Grund. Es kann also aus gleichen Elementen Verschiedenes werden, durch verschiedene Beziehung in verschiedener Zeit. — Da ich oben gelegentlich darauf ausging, Analogien zwischen Natur- und Sprach-Forschung aufzustellen, so will ich hier die Bemerkung hinzufügen, dass auch dem hier berührten Verhältnis, welches auf Systematik und Chronologie beruht, und welches demnach so eigentlich geistig, der Natur fremd erscheint, dennoch ein Analogon in der Naturbetrachtung nicht fehlt. Der vergleichende Anatom weiß z. B. sehr gut, wie ein Knöchelchen, das in der gleichen embryonischen Anlage des Kopfes bei Vögeln und Säugetieren ganz gleich ist, doch bei jeder dieser Tierclassen in der spätern Ausbildung durchaus verschieden verwendet wird. Es ist auch hier die Beziehung auf den ganzen Organismus, wodurch das Gleiche ungleich wird.

Der Verf. erinnert endlich daran, wie auch in der Syntax alles, z. B. der Gebrauch der Casus, Tempora, Modi, auf allmählicher Entwickelung beruht. Er verwirft mit Recht die frühere Weise, den Gebrauch eines Casus oder Modus aus einem Grundbegriff abzuleiten, da solche Grundbegriffe nur Formeln seien, die man aus der ganzen Fülle des zu feinster Verwendung ausgeprägten Gebrauches abstrahirt hat.

Hieraus ergibt sich dem Verf. die Notwendigkeit, die Geschichte der indogermanischen Sprachen als Ganzes chronologisch zu ordnen, sie in Perioden zu gliedern. Dies ist auch nach unserer Ansicht entschieden das Ziel, dem unsere Sprachforschung nachzustreben hat, das sie nicht aus dem Auge verlieren darf. Freuen wir uns, dass wir so weit gelangt sind, um uns eine so hohe Aufgabe zu stellen, die man vor fünfzig Jahren noch nicht ahnen konnte; und freuen wir uns, dass ein Mann wie Curtius sie in Angriff genommen hat. „Denn schließlich hat doch jede einzelne Behauptung erst dann ihre Probe bestanden, wenn sie sich einer großen Reihe unter sich zusammenhängender Wahrheiten anschließt — eine historische Behauptung (und jede sprachwissenschaftliche ist in gewissem Sinne eine solche), wenn sie in einem befriedigenden Gesammtbilde der Entwickelung des
347 betreffenden Objects ihren rechten Platz findet.“ Denen, welche solche zusammenfassende Gesammtbetrachtungen nach beliebter

Weise für „verfrüht“ halten, sagen wir, dass dieselben, wenn sie auch weiter nichts zeigen, als wie weit wir noch vom Ziele entfernt sind, schon einen nicht geringen Vorteil bewirken, indem sie genau dartun, wie sehr und in wie weit sie verfrüht sind, indem sie also eine vage Anschauung, einen ungefähren Ueberschlag zu einer bestimmten Messung und Beurteilung erheben, eine Phrase zu bestimmten Sätzen umgestalten. Dadurch werden sie fruchtbar für die Specialforschung; denn sie decken die Desiderata auf, und der Specialforscher braucht sich nicht mehr zufällig zur Betrachtung dieser oder jener Einzelheit treiben zu lassen, sondern er kann mit Bewusstsein an die Gesammtarbeit seiner Wissenschaft herantreten und sich die specielle Aufgabe wählen, durch deren Lösung er in das Ganze wirken will. Auch bemerkt der Verf. von seinem Problem mit Recht (S. 261): „Es sind Fragen, bei deren Behandlung ein kühneres constructives Verfahren unumgänglich ist. Aber davon abzusehen und die Stufen der Sprachgestaltung zu ignoriren, ist im Grunde noch kühner.“

Sehen wir uns nun des Verf. Periodisirung an. Die Haupteinteilung ist die: Periode der Einheit, in welcher das indogermanische Urvolk und die indogermanische Ursprache lebte, und die Periode der Vielheit, d. i. die Zeit von der Sprach- und Völkertrennung an. Die letztere Periode würde sich weiter teilen je nach den vollzogenen weiteren Spaltungen. Hierauf geht der Verf. diesmal nicht näher ein, indem er bloß auf die Teilung in zwei große Hälften hinweist, die asiatische und die europäische.

Von einem andern, dem genetischen Princip ausgehend, stellt der Verf. folgende Perioden auf: die erste Hauptperiode ist die, in welcher der Bau der Sprache seine wesentliche Gestalt gewinnt, die Periode der Organisation, wie W. v. Humboldt sie nennt; die zweite, in der nach Vollendung dieses Baues, nachdem für ihn ein Congelationspunkt oder eine Krystallisation eingetreten war, die feinere Durchbildung des Charakters zugleich mit der Abnahme des Lautbestandes sich erkennen lässt, die Periode der Ausbildung. Die Typen aller wesentlichen Sprachformen müssen in der ersten Periode ge- 348
schaffen sein; denn sie sind in allen verwanten Sprachen dieselben. Die spätere Periode lieferte nur noch neue Abdrücke

dieser Typen mit kleinen Abweichungen und zu eigentümlicher Verwendung, aber nichts unbedingt Neues von Grundformen. Die erste Periode, meint der Verf., könnte auch die des Wachstums heißen; aber es wäre falsch, die zweite, obwohl ein hauptsächliches Merkmal derselben die allmähliche Abnahme des äußeren Lautbestandes ist, die Periode des Verfalles zu nennen. Denn so wenig nach Beendigung des Wachstums das Greisenalter, so wenig tritt hier sogleich eine wirkliche Zerstörung des Organismus ein. Die Anfänge der Lautverwitterung sind mit der regsten Verwendung des früher Geschaffenen verbunden. Die eigentümlichen Vorzüge, durch die sich z. B. das Griechische vom Sanskrit unterscheidet, gehören dieser Periode an. Man sieht, der Verf. betrachtet die Lautschwächung ganz anders als Max Müller.

Es ist unmittelbar klar, dass diese genetischen Hauptperioden mit den zuvor aufgestellten ethnographischen wesentlich zusammenfallen; nur muss die Periode der Einheit länger gedauert haben als die der Organisation. Verluste und Trübungen des Sprachgutes, wie sie der zweiten genetischen Periode angehören, kommen schon vielfach in der ersten ethnographischen, der Periode der Einheit vor. Die Periode der Ausbildung beginnt also schon in der Zeit der Einheit. Der Verf. legt alles dies mit der an ihm gewohnten Besonnenheit dar, indem er namentlich doch den Unterschied der Lautschwächung in der Zeit der Einheit gegen die der späteren Zeiten stark betont.

Der Verf. hat die von ihm aufgestellte genetische Periodisirung, wie bemerkt, an Humboldt angelehnt und hat selbst auf dessen Abhandlung „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“ (Ges. W. III, S. 241 ff.) verwiesen. Hierbei ist nur zu bemerken, dass Humboldt den Namen Periode der Ausbildung keinesweges für die zweite Periode angewant hat, sondern für die dritte, welche die Zeit der literarischen Entwicklung einer Sprache umfasst, die Zeit, in der die Sprache den Bedürfnissen
349 des cultivirten Geistes angepasst wird. Diese Zeit wollte der Verf. bei seiner Periodik gar nicht in Betracht ziehen. Die beiden Perioden, die er unterscheidet, finden sich zwar bei Humboldt bestimmt angedeutet; aber er, vor fast einem halben

Jahrhundert, musste erklären: „Die beiden ersten lassen sich nicht mit Sicherheit von einander absondern“ (das. S. 246). Gerade darauf ist das Streben des Verfassers gerichtet. In der vorliegenden Abhandlung jedoch beschränkt er sich auf die erste Periode, die der Organisation.

Innerhalb dieser nimmt er sieben Abschnitte an: 1. Wurzelperiode, 2. Determinativperiode, 3. primäre Verbalperiode, 4. Periode der Themenbildung, 5. Periode der zusammengesetzten Verbalformen, mit folgenden Unterperioden: a) zusammengesetzte Tempusstämme aus ungeformten Nominalstämmen, b) Zusammensetzung mit geformten Nominalstämmen, 6. Periode der Casusbildung, 7. Adverbialperiode.

Ich vermute, dass sich diese Periodisirung jedem Leser, der nicht durch irgend eine absonderliche Theorie schon seine Unbefangenheit verloren hat, unmittelbar als höchst annehmlich darstellen wird — bis auf einen Punkt, der mir wenigstens sehr paradox vorkam, nämlich das späte Auftreten der Nominalflexion. Der Verf. behauptet „die wichtige Tatsache, dass die Casusbildung als solche eine der Entstehung selbst der jüngsten Verbalschicht, folglich der Ausprägung des gesammten Verbalbaues nachfolgende Erscheinung ist“. Während die Darlegung des Verf. sonst in den wesentlichsten Punkten mit meiner Skizze des indogermanischen Sprachstammes (in meinen „Typen des Sprachbaues“) übereinstimmt, zeigt sich hier ein Widerspruch.

Ich will zunächst angeben, was mich zu meiner Ansicht bestimmte. Wenn ich bei der Beurteilung und Classificirung der Sprachen das erste Gewicht darauf lege, ob sie überhaupt rein formale Elemente besitzen, die ausschließlich dem Dienste des Ausdruckes grammatischer Kategorien und Beziehungen gewidmet sind, oder anders ausgedrückt, ob sie reine Formen haben: so ist das Nächste, was in Betracht kommt, die Unterscheidung zwischen Verbum und Nomen. Diese beiden Kategorien bilden einen Gegensatz zu einander, so dass sie beide nur zugleich gedacht werden können, weil eben jedes nur in 350
Bezug auf das andere. Das gilt nicht bloß für den Grammatiker, sondern eben so sehr für den Sprachgeist der Völker selbst. Hieraus folgt nun allerdings nicht, dass auch die lautliche Bezeichnung beider Kategorien durchaus gleichzeitig erfolgen müsse; es konnte anfänglich genügen, nur die eine Seite

des Gegensatzes zu kennzeichnen, und es liegen Gründe genug zu der Annahme vor, dass in der Tat ursprünglich nur das Verbum als solches lautlich bezeichnet war. Aber wie lange andauernd kann man sich solchen Zustand einseitiger Charakterisirung denken? Der Verf. bemerkt, sogleich nachdem er die dritte Unterperiode, die der primären Verbalbildung besprochen hat, folgendes: „Der Zustand der Sprache, welchen wir für die vorige Periode vermuteten, ließ eine gewisse Ungleichheit bestehen zwischen dem Verbum und dem Nomen. Jenes durch mannichfaltige Endungen zu vielsylbigen Wörtern gegliedert“ (denn hier gibt es schon ein Präsens und Präteritum im Activum und Medium und zwar schon in einfacher und in reduplicirter Form), „dies einsylbig und weiterer Modification unfähig. Ein solcher Zustand konnte kaum lange bestehen.“ Wenn nun aber der Verf. hier zugesteht, dass also doch wohl schon gleichzeitig mit der Ausbildung des Mediums auch Ansätze zur nominalen Gestaltung gemacht worden sein konnten, so behauptet er doch, dass sich die Entwicklung der Nominalform auf die Bildung von Themen beschränkte. Ausgehend von der Anfügung bloßer Vocale *a, i, u* sei man vorgeschritten zur Suffigirung von Sylben wie *an, as, ma, ta.* Daher erkläre sich, wie *dā-ta* ursprünglich „er gibt“ auch „gegeben“ bedeuten konnte, letzteres nämlich erst zu einer Zeit, wo längst *dā-ta* er gibt zu *dāti* geschwächt und gar nicht mehr nach den einzelnen Elementen, aus denen es zusammengesetzt ist, gewusst war; da konnte die Combination ganz derselben Elemente zu neuem Zwecke vollzogen werden. So nimmt der Verf. eine Periode an, in der zwar mannichfaltige Stammbildung, aber noch keine Casusbildung stattfand. Und diese Periode, welche doch schon in der ersten Verbalperiode beginnt, dauert so lange, dass darüber für das Verbum außer der ersten noch zwei oder drei andere Perioden vorüber-
351 gehen. Die Nominalthemen entstehen also verhältnismäßig später, und beharren dann als nackte Themata lange Zeit als solche, während welcher sie sogar das Suffix vielfach durch Abwerfung der Endvocale schwächen. Stimmt dies mit des Verf. Ansicht von einem Streben nach Gleichgewicht aller Elemente, das die Sprache durchdringe?

Das Verbum aber zweitens hatte bisher noch keine besondere Themen. Es war als Verbum nur durch die Personal-

endung und das Augment charakterisirt. Entsprechen sich nun wohl Personalflexion des Verbum und Themenbildung des Nomen derartig, dass man sagen kann, „das Streben der Sprache nach wechselseitigem Ausgleich, nach Gleichgewicht", welches der Verf. anerkennt, habe nach der Gestaltung der primitiven Verbal-Formen zur Bildung von Nominal-Themen gedrängt? Zeigen *dāti* er gibt und *dāta* gegeben die Herstellung solches Gleichgewichts? Aeußerlich, lautlich allerdings; aber auch innerlich in der Gestaltung der Kategorien oder Formen der Vorstellung?

Drittens aber, wenn nun Nominalthemen als Verbalstämme benutzt wurden, wie nach dem Verf. geschehen sein soll, und wie ich ebenfalls angenommen habe, ist es dann nicht ein auffallender Mangel an Gleichgewicht, wenn *bhara* Träger und *bhara-ti* er trägt neben einander bestanden? Diesen Mangel übersehen könnten wir nur, wenn wir uns von der Ansicht lossagen wollten, welche meines Wissens alle Sprachforscher beherscht, welche auch Schleicher teilt, dass, wie das Verbum sein Wesen in der Personalflexion hat, so das Nomen das seinige in der Casusbildung. Zu *bharati* er trägt scheint als Gegensatz notwendig ein Nominativ *bharasa* zu gehören. Gerade weil in der ältesten Zeit, und noch im Vedadialekt, das Nomen wie das Verbum regierende Kraft hat und ein unmittelbar abhängiges Object haben kann, musste um so entschiedener für die Trennung des Nomens vom Verbum gesorgt werden, was nur durch ein Suffix genügend geschehen konnte, welches den Nominativ bezeichnete. Der Verf. meint freilich (S. 224), wegen der Rectionskraft des Nomens „musste sich das Gefühl ausbilden, dass das Nomen gewissermaßen nur ein Verbalstamm ohne Subjectszeichen sei". Wenn aber Nominalstämme als 352
Verbalstämme benutzt wurden, so hätte sich noch leichter das Gefühl ausbilden können oder müssen, der Verbalstamm sei nur ein Nominalstamm mit Subjectszeichen. Wäre aber dieses Gefühl wirklich herschend gewesen, so wäre das Verbum sicherlich nicht so rein entwickelt und so bestimmt vom Nomen geschieden worden, als im Indogermanischen zum großen Vorzuge dieses Sprachstammes geschehen ist. Wollte z. B. der Urindogermane ausdrücken: der Wolf kommt, und hätte er etwa gesagt *ga-ta vark-a*, so hätte dies wohl bedeutet kommen-er zer-

reißen-er, d. h. er kommt zerreißend, oder er kommt und zerreißt. Sollte aber bedeutet werden: der Zerreißer kommt, so musste er sagen: *ga-ta vark-a-sa* etwa: kommen-er zerreiß-end-der. Es musste, wenn der Wolf gemeint war, das Merkmal, womit er bezeichnet ward, mit einem Zeichen versehen sein, wodurch es als Darstellung eines tätigen Wesens charakterisirt ward. Dies geschah durch das Casussuffix *sa*.

Also: weil mir Verbum und Nomen als die beiden Pfeiler des Sprachbaues erschienen; und weil es mir unwahrscheinlich vorkam, dass der Sprachgeist zuerst den einen völlig ausgestaltet haben sollte, während sie den andern immer noch völlig nackt ließ; und weil der Ausbau des Nomens wesentlich in der Casusbildung und so wenig in der bloßen Themenbildung lag, dass sogar Nominalstämme als Verbalstämme verwendet wurden: darum hatte ich angenommen, dass Verbum und Nomen sich so weit als möglich parallel entwickelt hatten, dass also erstlich Verbal- und Nominalthemen gleichzeitig gebildet waren (Typen des Sprachbaues S. 286), und dass zweitens, als die Nominalthemen verbal verwendet wurden, sie auch im Gegensatze hierzu mit Casuszeichen verbunden wurden (das. S. 300).

Sehen wir nun, was den Verfasser zu seiner Ansicht bestimmte.

Dass erstlich die Personalflexion des Verbums, was ich zugebe, älter ist als irgend eine Nominalform, wird dem Verf. durch den gänzlichen Mangel an Geschlechtsunterscheidung im Verbum finitum und durch die verschiedene Bildung des Plurals erwiesen (S. 222). Dieser Satz scheint aber mehr zu beweisen,
353 als er soll. Denn da der Plural am Verbum nicht nur von dem des Nomens, sondern auch des Pronomen personale abweicht, da wir, ihr, sie am Verbum „total verschieden“ ist von dem selbständigen Pronomen, so könnte hieraus gefolgert werden, dass die Personalflexion auch älter ist als das selbständige Pronomen. Das aber ist nicht des Verfs. Meinung. Indessen eine Schwierigkeit scheint mir hier wirklich vorzuliegen, die sich nur durch die Annahme zu lösen scheint, dass die Personalflexion nicht auf rein mechanischem Wege dadurch entstanden sei, dass das ursprünglich selbständig hinter der Verbalwurzel stehende persönliche Pronomen durch bloße Enklise und dann durch immer engere Verbindung mit der Verbalwurzel zur

unlöslichen Worteinheit verschmolz, sondern dass durch einen primitiv schöpferischen Act die Verbalwurzel zum Behuf der Bezeichnung der Personal-Beziehung mit einem Suffix für jede der sechs Personen bekleidet ward. Wenn ich hier von einer primitiven Schöpfung rede, so meine ich doch nicht, dass dieser Act ohne Zusammenhang mit dem schon vorhandenen persönlichen Pronomen vor sich gegangen sei: die Schöpfung der Personal-Suffixe war wesentlich durch die Personalia bedingt. Wie die Bedeutung eine verwante ist, so griff der Sprach-Instinct auch nach verwanten Lauten. Aber nur nahe verwant, nicht unmittelbar identisch sind Verbal-Suffix und Pronomen, innerlich wie lautlich. Dass das Plural-Suffix der Verba „total verschieden sei" vom Pronomen, scheint mir eine Uebertreibung des Verfs. Oder wäre die Erklärung der ältesten überlieferten Form des Plurals der ersten Person, das vedische *asma*, aus *ma-sma*, worin der Sg. *ma* deutlich vorliegt, so ganz unwahrscheinlich? Und dann stünde dem Pron. I. Prs. Pl. *ma-sma* das Suffix I. Pl. *ma-si* so nahe und so fern, als die Gleichheit und Verschiedenheit der beiderseitigen Bedeutungen zu fordern scheint. Allerdings bin ich dann auch geneigt, die Suffixe der 1. und 3. Sg. *mi* und *ti* als ursprünglich schon von den Fürwörtern *ma* und *ta* verschiedene Formen anzusehen. Denn dass in so früher Zeit, wie die wo *ma*, *ta* in *mi*, *ti* übergegangen sein müsste, aus bloßer Mechanik der Vocal *a* sich zu *i* geschwächt haben sollte (wie man doch annehmen muss, 354
wenn man die Personal-Flexion durch mechanischen Antritt der Pronomina *ma*, *ta* an die Verbalwurzel entstehen lässt), ist mir wenig wahrscheinlich. — Die II. Prs. Sg. und Pl. bietet größere Schwierigkeiten. Wer wird sich anheischig machen, alle Rätsel der ältesten Formen zu lösen!

Auf vorstehende Erörterung waren wir nur beiläufig gelangt. Wir fragten aber nach den Gründen für den späten Ursprung der Casus. Der erste Grund ist die Verkürzung des Nominal-Thema (S. 223). So lassen z. B. „zwei der häufigsten Nominal-Suffixe, beide entschieden älter als die Sprachtrennung, die Suffixe *ant* und *tar* nur so eine Erklärung aus Pronominalstämmen zu", dass man sie als Zusammensetzungen aus *an*+*ta*, *ta*+*ra* ansieht, welche später das schließende *a* abwarfen. „Zu einer Zeit aber, da bereits die Casusformen existirten, wäre eine

derartige Abwerfung der Schlussvocale kaum begreiflich. Die Casusendung bildet eine Schutzmauer gegen Entstellungen und Abschleifungen des Stammes.“

Wäre das unbestreitbar, so wäre damit immer nur erst erwiesen, dass die Nominal-Themen längere Zeit ohne Casusendung im Gebrauch gewesen seien. Aber warum sollte dieser nackte Zustand der Nominal-Themen länger gedauert haben als die Bildung der zusammengesetzten Verbalformen? Eben darum, weil jene Tatsachen wenig beweisen, kann es genügen, daran zu erinnern, dass die Annahme, die Suffixe *ant* und *tar* müssten ein *a* am Schlusse verloren haben, nicht so sicher ist, um viel Rücksicht zu verdienen; ja dass, selbst wenn man es für sicher nimmt, der Abfall des *a* auch bei Casus-Suffixen nicht so unerklärlich wäre. Indessen wir haben entscheidendere Gründe vom Verf. entgegenzunehmen.

Die zusammengesetzten Verbalformen sind dadurch entstanden, dass ein flectirtes Hülfsverbum entweder an die Wurzel oder an ein Thema tritt; in ersterem Falle dient die Wurzel als ursprünglichstes Nominal-Thema, im andern ist die Wurzel durch ein Suffix zum Nominal-Thema gebildet. Ein Beispiel für den ersten Fall ist die Urform *a-dik-sa-t*, gr. ἔ-δειχ-σε eig. zeigend-war-er, *a-dik-sa-nt*, ἔ-δειχ-σα-ν zeigend-waren-sie; für den zweiten *kāma-yā-mi* ich liebe, eig. (in) Liebe-gehen-ich;
355 *kāma* ist ein Nominalthema, Liebe, von *kam* lieben. Hätte nun zu jener Zeit schon die Pluralform und der Accusativ des Nomens bestanden, so wären, meint der Verf., jene Formen unmöglich gewesen. Denn sobald das Bewusstsein der Casus auch nur in den allerersten Anfängen vorhanden war, forderte das Verhältnis, in welchem der Begriff des Nomens zu dem des Verbums stand, unweigerlich seinen Ausdruck. Dann hätte also in *adiksant* das Nomen *dik* ein Plural-Affix erhalten müssen: „zeigende waren sie“; und man hätte sagen müssen *kāmam yāmi*, denn „Liebe“ musste ein Accusativ werden, wie im Lat. *amatum ire*.

Hier, wo der Verf. seinen Hauptgrund gegeben haben will, kann ich ihm am wenigsten folgen. Warum will der Verf. die zusammengesetzten Verbalformen nach Analogie der periphrastischen Formen beurteilen und nicht nach dem Maße der Composita? Oder vielmehr, ich kann des Verfs. Ansicht von den

Composita nicht beipflichten. Er meint, eine Bildung, wie λογο-γράφος sei vom Standpunkte der spätern Sprache, d. h. der Sprache, welche Casusflexion hat, eigentlich gar nicht zu begreifen. Das erste Glied dieser Begriffsverbindung müsse notwendig ein Accusativ- und ein Plural-Zeichen haben. Nur daraus solle λογο- und Aehnliches sich erklären lassen, „dass es vor der Casusperiode zahlreiche Composita gegeben habe, die dann die Muster für alle späteren Bildungen der Art abgaben". Vor der Casusbildung soll die Composition den Mangel der Casus ersetzt haben; und λογο- u. s. w. solle ein Anachronismus sein; denn „das Bewusstsein des Nominalstammes ging ja nach Ausbildung der Nominalflexion völlig verloren". Und das sagt der Mann, der der griechischen Sprache Wurzeln zugesteht.

Das alles leuchtet mir nicht ein, weil ich der Ansicht bin, Zusammensetzung sei nur möglich, wenn Flexion daneben besteht. Dann ist jene selbst eine Flexionsform, lautlich nur negativ, aber innerlich mit bestimmter Bedeutung. Sie hat nur Sinn im Gegensatze zur Flexion. Sie wird gerade so alt sein wie diese und hat sich überliefert durch die Geschlechter, wie diese*). Freilich um zusammengesetzte Verbalformen zu 356
bilden, musste das Sprachbewusstsein noch ziemlich lebendig sein; daher mögen die periphrastischen Formen schon vor der historischen Zeit auftreten und bekunden einen geschwächten Sprachsinn.

Ich hatte oben die Gründe angegeben, welche mich veranlassten, die Entwicklung des Nomens als neben der des Verbums hergehend, nur vielleicht etwas nachfolgend, anzusehen. Es

*) Wenn vom Standpunkte des Orestes aus Aegisthos in der Odyssee πατροφονεύς genannt wird, so ist das freilich auffallend, denn wer meinen Vater erschlug, den werde ich nicht „Vatermörder" nennen. Aber daraus zu schließen, es habe eine Periode gegeben, wo man gesetzmäßig gesagt habe: dies ist mein Vatermörder, für: Mörder meines Vaters, scheint mir sehr gewagt. Sollte nicht πατροφονεύς als stehendes Epitheton des Aegisthos den Sinn von *parricida* gehabt haben? Ein *parricida* würde wohl passend der heißen, der seinen Bruder und König gemordet hat. Es mag nicht gleichgültig sein, dass in den Stellen der Odyssee ein Pronomen personale, das zu πατρο- gehörte „seines Vaters", nicht vorhanden ist. Aegisthos war eben nicht nur für Orestes, sondern für jeden Menschen, weil an sich selbst, ein *Parricida*.

waren dies apriorische Gründe, Hypothesen. Würden mir unumstößliche Tatsachen nachgewiesen, welche gegen dieselben sprechen, ich würde meine Hypothesen fahren lassen müssen. Was aber der Verf. anführt, schien mir nicht zwingend. Ich will jetzt noch bemerken, dass sogar Tatsächliches für meine Ansicht spricht.

Die Formen sind im Allgemeinen in Bezug auf die Elemente, aus denen sie zusammengesetzt sind, um so dunkler je älter, und um so klarer je jünger sie sind. Dies verstehe ich in dem doppelten Sinne, dass es erstlich bei den letztern leichter gelingt, sie in ihre Elemente aufzulösen und den Nachweis dieser Elemente in ihrem selbständigen Dasein zu geben, und zweitens dass es auch bei den jüngern Formen leichter wird, aus der Bedeutung der Elemente an sich den Sinn der ganzen Form zu begreifen. Nun aber beginnt der Verf. seine Betrachtung der Casusbildung mit dem Ausspruche: „Die Entstehung der Casus ist wohl das allerdunkelste im weiten Bereich des indo-
357 germanischen Formensystems“. Hieraus will ich nun nicht geschlossen haben, dass die Casus die ältesten Formen sind, aber doch wohl, dass sie alt, recht alt sind. Auf hohes Altertum weist auch ihre Verstümmelung. Wenn z. B. die Suffixe des Nominativs und Accusativs *s*, *t*, *m*, auf *sa*, *ta*, *ama* zurückgehen, so sind sie schon in der Ursprache mehr verkürzt als die Personalflexion. Das scheint unerklärlich, wenn die Bildung der Casus so jung wäre, wie der Verf. will. Ferner bedenke man, dass Partikeln wie παρά, παραί, osk. *perum*, πάρος und ἀνά, ἐνί u. s. w., welche der Zeit der Einheit angehören, schon erstarrte Casusformen sind. Der Infinitiv, der ebenfalls ein erstarrter Casus ist, aber allerdings jüngerer Bildung, unterscheidet sich durch den Mangel an Uebereinstimmung der Sprachen sehr von jenen Partikeln. Wären diese eben so jung, und nach dem Verf. könnten sie nur wenig älter sein, so wäre ihre gleichmäßige Erstarrung in mehreren Sprachen des Stammes unerklärlich. Sie müssen sehr alt sein. Ja die große Uebereinstimmung der Sprachen in der Declination wäre mir schwer erklärbar, wenn sie jünger als die jüngsten zusammengesetzten Verbalformen wäre, da diese Formen doch wohl verhältnismäßig nicht viel älter als die Zeit der Trennung sind. Da hätten sich die Casusformen nicht so fest setzen können, wie

sie getan. Ihr gleicher Bestand in den Sprachen scheint für ein hohes Altertum zu sprechen.

Endlich sei an die Casus des persönlichen Pronomens erinnert, die, wenn sie auch jünger sein mögen als die Bildung des Mediums, doch aus sehr früher Epoche stammen müssen.

Nachdem ich mich im Eingange mit dem Grundgedanken, der dem Verf. die vorliegende Arbeit eingab, einverstanden erklärt hatte, schien es mir das nötigste und fruchtbringendste, in einem wichtigen Punkte meine abweichende Ansicht geltend zu machen. Nun habe ich noch hinzuzufügen, dass mir, abgesehen von der besprochenen Frage, die Darlegung, welche der Verf. von der Entwicklung der Verbalformen und der Casusformen aus teils Bekanntem, teils Neuem in eigener Combination zusammengewoben hat, höchst ansprechend erschienen ist. Von neuen Einzelheiten hebe ich hervor seine Erklärung des Con- 358
junctivs und des Genitivs. So denn schließlich nur noch Weniges zur allgemeinen Charakteristik der wissenschaftlichen Anschauungsweise des Verfassers.

Wer sich ausschließlich oder vorzugsweise mit der Analyse der Lautformen und dem lautlichen Wandel der Sprachen beschäftigt, wird stets von Verlockungen zu einer rein mechanischen Erklärungsweise der Sprachgebilde umgeben; wer dagegen ausschließlich oder vorzugsweise die innere Entwicklung der Sprachgebilde verfolgt, die Entstehung und den Gang der Bedeutung der Wörter und Wortformen aufsucht, der erkennt gern überall ein dynamisches Wirken; jener sieht mehr ein Werden, dieser ein Schaffen. Der Verf. ist durch innere Neigung wie äußern Beruf in eine glückliche Mitte zwischen den bezeichneten entgegengesetzten Richtungen gestellt. Doch gerade darum dürfte er die Stöße von beiden Seiten in nicht geringem Grade fühlen. Starres Festhalten an einmal gefassten Ansichten wird ihm nicht im mindesten zur Last fallen. In der angezeigten Abhandlung äußert er sich über einige Punkte, wie die Bildung des Mediums, den sogenannten Bindevocal, anders als früher, indem er hier die mechanische Ansicht gegen die dynamische, dort diese gegen jene vertauscht. Solche Wandlungen und Schwankungen sind unvermeidlich, und darum rühme ich an ihm im ganzen gerade ein gewisses Gleichgewicht, das er innerhalb der entgegengesetzt treibenden Parteien festzuhalten

weiß. Dies bemerke ich z. B. in seiner Ansicht über den verschiedenen Charakter des Lautwandels in der älteren und in der späteren Zeit.

Doch genug. Die Arbeit des Verfassers verbreitet nach manchen Seiten neues Licht und wird nicht verfehlen, vielfach fruchtbare Anregung zu gewähren, ganz wie es ihr Zweck war.

---

Wilhelm Scherer. Zur Geschichte der deutschen Sprache. 1868.

464 Nach des Verfassers eigener Erklärung in der Widmung an Carl Müllenhoff wollte er hier „die Hauptprobleme der germanischen Grammatik einer neuen Behandlung unterziehen und für die flexivische Form des arischen“ (d. h. indo-germanischen) „Sprachstammes eine einheitliche Erklärung versuchen“. Also: „die Entstehung unserer Nation, von einer besonderen Seite“ (nämlich der sprachlichen) „angesehen, macht den Hauptvorwurf des gegenwärtigen Buches aus. Durch physiologische Analyse und einheitliche Charakteristik bin ich zu einer Erklärung der Lautform unserer Sprache gelangt, welche in das
465 Ganze der menschlichen Persönlichkeit einführte, moralische Motive als wirksam aufzeigte und die unbedingte leidenschaftliche Hingebung an ideale Ziele als das gewaltige Fundament erscheinen ließ, das unserer Nation und Sprache den ersten individuellen Bestand verlieh.“

Der Verf. deutet den Zusammenhang dieser Bestrebungen mit denen der deutschen Altertumskunde an, und wiederum bringt er letztere in die noch höhere Verbindung mit unserer nationalen Aufgabe. „Warum sollte es nicht eine Wissenschaft geben“, sagt er, „welche das, was den innersten aufquellenden Lebenskern unserer neuesten Geschichte ausmacht, zu ihrem eigentlichen Gegenstande wählte, welche zugleich ganz universell und ganz momentan, ganz umfassend theoretisch und zugleich ganz praktisch, das kühne Unternehmen wagte, ein System der nationalen Ethik aufzustellen, welches alle Ideale der Gegenwart in sich beschlösse und, indem es sie läuterte, indem es ihre Berechtigung und Möglichkeit untersuchte, uns ein herzerhebendes Gemälde der Zukunft mit vielfältigem Trost für manche Unvollkommenheiten der Gegenwart und manchen

lastenden Schaden der Vergangenheit als untrüglichen Wegweiser des edelsten Wollens in die Seele pflanzte."

Solcher Absicht und solchem Bewusstsein muss ich das höchste Lob spenden. Ich brauche es nicht zu sagen, dass ich meine, wer ein solches System der nationalen Ethik unternähme, müsste auch wirklich alle unsere Ideale im Herzen tragen und dürfte z. B. nicht, wie der eine, jeden Deutschen zwingen wollen, lediglich zu politisiren, aber ja niemals zu dichten; noch auch dürfte er, wie der andere, das Gesetz geben, jeder solle sich ausschließlich mit Tatsachen und zwar nur auf einem einzelnen, möglichst beschränkten Gebiete beschäftigen, aber *nunquam philosophum audire*. Der Verf. meint es wie ich (S. 35): „Reine Arbeitsteilung ist am wenigsten auf den Grenzgebieten der Wissenschaft zulässig und führt nur dazu, dass gerade die tiefsten Fragen unbeantwortet bleiben. Denn alle Untersuchung der letzten Ursprünge liegt auf diesen Grenzen und das Princip der Arbeitsvereinigung bildet hier wie in der öconomischen Welt die notwendige und unerlässliche Ergänzung der Arbeitsteilung. 466
Die sogenannte Besonnenheit kann unter Umständen zur Geistlosigkeit oder Feigheit werden. Wenn irgendwo, so gilt hier das große Wort Jacob Grimm's: „„Man muss auch den Mut des Fehlens haben"" — d. h. man muss der Gefahr des Fehlens trotzen und sie zu überwinden suchen.

Soweit lobe ich den Verf. unbedingt. Freilich von hier bis zum Ziele, zur Durcharbeitung des vorliegenden Stoffes in Gemäßheit solcher Gesichtspunkte, ist noch weit, sehr weit. Dazwischen liegt die lange schwanke Leiter vielfach abgestufter Principien, über deren Sinn und Anwendung die Ansichten auseinandergehen. Eine Strecke gehen der Verf. und ich doch noch zusammen. Er erkennt wie ich, „dass wir es zunächst mit psychologischen Tatsachen in der Sprache zu tun haben" (S. 156). Und weiter (S. VII.) im Anschluss an das bezeichnete System der nationalen Ethik: „Der Verlauf einer ruhmvollen glänzenden Geschichte stünde uns zu Gebote, um ein Gesammtbild dessen, was wir sind und bedeuten, zu entwerfen; auf diesem Inventar aller unserer Kräfte würde sich eine nationale Güter- und Pflichtenlehre aufbauen, woraus den Volksgenossen ihr Vaterland gleichsam in atmender Gestalt ebenso strenge heischend wie liebreich spendend entgegenträte. — Unentbehrlich

aber wären dem, der das Werk versuchte, festbegründete wissenschaftliche Ansichten von der Natur, Bildung, Stärke, Richtung, Wirkungsweise historischer Kräfte überhaupt. — Ob man die einheitliche, zusammenhängende Betrachtung dieses Gegenstandes mit Vico die Wissenschaft von der gemeinschaftlichen Natur der Völker, mit Neueren Völkerpsychologie oder passender Mechanik der Gesellschaft nennen will, ist ziemlich gleichgiltig."

Nun, wenn der Name so gleichgiltig ist, warum will man denn denjenigen, der einmal gewählt ist, nicht gelten lassen und mäkelt immer wieder an ihm herum? Oder ist er doch nicht so gleichgiltig? Vielleicht nicht so, dass man nicht gern einen recht passenden Namen hätte. Der Verf. fährt mit folgendem Vorschlage fort: „Allgemeine vergleichende Geschichtswissenschaft (im Verhältnis zur bisherigen Historiographie ungefähr das, was Ritter aus der Geographie gemacht hat)
467 würde dasselbe besagen: denn" — jetzt kommt der Grund — „das Wesentliche dabei wird sein, dass ein systematischer Kopf mit ausgebreitetem Wissen, bei allen Völkern, in allen Zeiten, auf allen menschlichen Lebensgebieten heimisch, seine Kenntnisse unter dem Gesichtspunkte der Causalität zu ordnen unternähme". Ist wirklich „allgemein vergleichend" ein passender Name für den „Gesichtspunkt der Causalität"? Dieser Name könnte von jemand herzurühren scheinen, dem vor der Causalität bange wird, und der sich damit zu beruhigen sucht, dass er sich vorsagt: Causalität ist ja bloß allgemeine Vergleichung. Wie dem auch sei, der Name scheint gar nicht so gleichgiltig; und nur darum sucht man ihn dorthin und dorthin zu zerren, um die Geister von dem Ziele abzulenken, das in diesen Blättern abgesteckt ist. „Was wir wollen", sagt der Verf., „ist nichts absolut Neues" (Nein; wo und wann hätte ein Mensch gelebt, der etwas absolut Neues gewollt hätte!) „es ist durch die Entwickelung unserer Historiographie seit Möser, Herder, Göthe für jeden, der sehen will, unzweifelhaft angedeutet." Was aber nur erst unzweifelhaft angedeutet ist, das ist noch fern davon, als bestimmter Begriff hingestellt zu sein. Und nicht einen Namen, nein, den Begriff, der in diesen Blättern so klar und deutlich wie sonst nirgends ausgesprochen ist, will man jetzt immer noch wieder verwischen.

Was ist Nacht? was ist Dämmerung? was helles Licht?

was blendendes Licht? Fragt die Eule: sie wird anders antworten als der Mensch. Solche Urteile hängen von der Organisation des Auges ab. Es ist in Bezug auf Helligkeit der Begriffe nicht anders. In der Welt der principiellen Begriffe vertragen die Wenigsten das ruhige weiße Licht. Aus der Nacht streben Viele; aber teils behagt ihnen matte Dämmerung, teils reizt sie blendender Glanz. Der Verf. sagt weiter: „Göthes Selbstbiographie als Causalerklärung der Genialität einerseits, die politische Oeconomie als Volkswirtschaftslehre nach historisch-physiologischer Methode andererseits zeichnen die Richtung vor, die wir für den ganzen Umfang der Weltgeschichte einzuhalten streben". Dämmerung einerseits und blendender Glanz andererseits. Nicht in Göthes Dichtung und Wahrheit herscht Dämme- 468
rung, aber um den, welcher in der Causalerklärung, die dort für einen individuellen Fall gegeben ist, eine Richtung vorgezeichnet sieht, die für die Weltgeschichte einzuhalten sei. Kann solche Zeichnung anders als matt sein? So bin ich auch fern davon, der Volkswirtschaftslehre blendenden Glanz vorzuwerfen; ich meine nur den, der in ihr historisch-physiologische Methode erkennt. Wäre es passend, die Sache rücksichtslos beim rechten Namen zu benennen, so würde ich den sein sollenden Begriff „historisch-physiologisch als Wortkleisterei bezeichnen".

Wenn jemandes Auge noch so wenig in das helle Licht zu schauen vermag, wie hier das des Verfassers, so ist es natürlich, wenn fortgefahren wird: „Denn wir glauben mit Buckle, dass der Determinismus, das demokratische Dogma vom unfreien Willen, diese Centrallehre vom Protestantismus, der Eckstein aller wahren Erfassung der Geschichte sei." Da möchte man katholisch werden — mit Kant und Fichte. Und der Verf.? wie denn? Ist ihm der Determinismus, der unfreie Wille der Eckstein der Geschichte, ruht alles Geschehene auf Schicksal, nicht auf Vorsehung, wie er sich später ausdrückt? Und er verlangt dennoch ein System der nationalen Ethik als Wegweiser, spricht von Wahl und selbstgesteckten Zielen und Pflichten? Ihm steckt, wie es scheint, neben Buckle der Plato noch im Leibe. Wenn dem Buckle-Gläubigen solch ein platonisches Ding wie das Vaterland in atmender Gestalt mit Heischungen und Spenden entgegenträte, sollte er nicht antworten müssen: Du Liebste, spare dir doch deine Imperative; denn ich werde

unfehlbar tun, was mir determinirt ist, und werde ebenso gewiss unterlassen, wozu mich das Schicksal nicht treibt, gleichviel ob du es forderst oder nicht. Noch auch halte mich für so kindisch, dass du meinst, ich würde dir für Liebe und Gaben danken. Denn ich bin weise geworden und weiß, dass du mir gibst, was du mir nicht vorenthalten kannst, und dass ich nur tue, dies aber vollkommen, was ich nicht unterlassen kann. So lerne auch du, dass du so wenig aus Liebe handelst, wie du Liebe fordern kannst. Oder, verehrter Leser, kann er anders antworten? Und, was meinst du? wird er seine Antwort mit Wohl-
469 wollen belehrend oder höhnisch lächelnd geben? oder wird er eine Sprache reden, die gar keinen Affect verrät, so ganz und gar bloß objectiv und der Sache adäquat? — Statt mit deinen Lesern zu plaudern, lies weiter, ruft uns vielleicht der Verf. in erhobenem Tone zu. Und ich lese weiter mit lauter Stimme: „Wir glauben mit Buckle, dass die Ziele der historischen Wissenschaft mit denen der Naturwissenschaft insofern wesentlich verwant seien, als wir die Erkenntnis der Geistesmächte suchen, um sie zu beherschen, wie mit Hülfe der Naturwissenschaften die physischen Kräfte in menschlichen Dienst gezwungen werden. Wir sind nicht zufrieden, den zuckenden Strahl zu bewundern, wie er aus des Gottes Faust fährt, sondern es verlangt uns einzudringen in die Tiefen der Berge, wo Vulcan und seine Cyclopen die Blitze schmieden, und wir wollen, dass ihre kunstreiche Hand fortan die Menschen, wie einst den Thetissohn, bewaffne.“ — Nun ich gelesen habe, plaudere ich weiter mit meinem lieben Leser. Hat das nicht schön geklungen? Sieht man da nicht den glücklichen Erfolg der Schule des großen Protagoras? Aber kannst du nun zusammenreimen, was uns vorhin einander widersprechend schien: Determinismus und nationale Ethik? oder kommt es dir eben so vor wie mir, nämlich dass hier ein drittes ausgesprochen ist, was wiederum mit keinem von jenem beiden zusammen passt? Und darf ich dir gestehen, dass ich fürchte, mir würde grauen vor dem, was die Buckle-Gläubigen gelüstet und was sie wollen, wenn ich wüsste, was das ist, was sie wollen? Oder weißt du es, lieber Leser? Ist es so gemeint: sie geben sich nicht damit zufrieden, die Geistesmächte, das Genie zu bewundern, wie es die Vorsehung schickt, sondern es verlangt dieses moderne Titanengeschlecht,

einzudringen in die Tiefen, wo das Genie geschaffen wird, um nicht zu warten, bis es Gott dem Herrn gefällt, es zu schicken, sondern es nach Bedürfnis zu schaffen und dieses ihr Geschöpf zu beherschen und den eigengemachten Pegasus in menschlichen Dienst zu zwingen? Wenn es nun so gemeint wäre, sollten wir vielleicht jubeln? Mag Perikles sterben: wir werden nach seinem Tode nicht in Verlegenheit geraten; der andere Perikles ist schon gemacht oder wird bald fertig sein. Aber lieber Leser, ich müsste dich nicht für einen wohlgebornen Athener halten, 470
wenn ich nicht glaubte, dass dir davor graut, wie diese Titanen ihren Perikles und dich und mich, uns alle, in ihren Dienst zwingen werden. Beherschen werden sie uns schlimmer als die Pisistratiden, denn sie werden ja nicht unsere physischen, sondern unsere geistigen Kräfte beherschen; wir werden gefesselte Sclaven sein, die nicht einmal daran denken können, an ihren Ketten zu rütteln. Recht gruselig also könnte mir werden, wenn es mir nicht völlig rätselhaft wäre, wie Schicksalsgläubige der eisernen Faust des Schicksals das Scepter entreißen wollen. Und so lass uns gleichmütig bleiben, bis wir die neue Lehre verstehen gelernt haben.

Ich aber meine alles Ernstes, Buckle's und Comte's Weisheit haben wir uns schon an den Schuhsohlen abgetreten. Dergleichen Lehren predige man dort, wo man noch die wunderlichen Vorstellungen früherer Jahrhunderte hegt vom kleinlichen Machen der Geschichte durch Minister oder Lakaien. Da kann die Bekämpfung eines Extrems durch das andere vorteilhaft wirken. Besser aber wird es allemal sein, dem Irrtum sogleich das Richtige entgegenzustellen, soweit das Richtige schon zu erfassen ist; um wie viel mehr bei uns, wo wenigstens das Richtigere schon gefunden ist. Die Früh-Dämmerung ist vorüber. Das muss ich auch behaupten gegenüber dem Ausspruche des Verfassers: „Auch die verschiedenen zum Teil tiefsinnigen Theorien, in denen das Stichwort der Ideen als der Stern über Bethlehem erscheint, haben für uns wenig Anziehungskraft.“ So sollte doch heute Niemand mehr über die Ideen in der Geschichte reden: oder er bekundet, dass er ihr Wesen und ihr Verhältnis zur Causalität nicht klar erkannt hat, nicht so klar, wie es innerhalb der Völkerpsychologie schon erkannt ist.

Ueber die Geschichte der Sprache insbesondere äußert sich

der Verf. folgendermaßen (S. 360: „Die volle Einsicht (soweit sie überhaupt erreichbar) in die innern Motive der Entwickelung kann nur erst durch eine Betrachtung gewonnen werden, welche von den Formen zu den Sachen übergeht und von den einfachsten Lautelementen, von dem Acte der Sprachschöpfung an, die ganze Ausbildung alt-arischer Wurzeln und Stämme, alt-
471 arischer Vorstellungen und Ideen bis zu dem Punkte verfolgt, wo die Entstehungsgeschichte der Einzelsprache sich anschließt. Den ganzen Wort- und Gedankenschatz des arischen Urvolks müssen wir historisch ansehen gelernt haben, damit wir auch in diesen dunkeln Epochen erkennen, was uns in aller Geschichte als Hauptsache gilt: die Art und Beschaffenheit, die Richtung und Tragweite der wirkenden Kräfte, die eigentlich herschenden Natur- und Geistesmächte, welche das ausmachen, was wir (sollen einmal mythologische Begriffe gebraucht werden) lieber Schicksal als Vorsehung nennen wollen.“ Das ist klar und tief; solche Sätze begründen unsere Hochschätzung des Verfassers.

Er fährt fort: „Dann erst (wenn wir so weit vorgedrungen sind) dürfen wir die Frage wieder aufwerfen: worin denn die charakteristischen Unterschiede des arischen Volkes und der arischen Sprache von anderen Völkern und Sprachen (ich denke an die tatarischen und semitischen zunächst) bestehen.“ Dann erst! Und vorher? Durchaus nicht! Ist es aber vielleicht zwar verboten, die Frage zu beantworten, indessen doch gestattet, sie in nähere Erwägung zu ziehen? Nein, nicht einmal aufwerfen sollst du sie. So verlangt es das Dreißig-Männer-System der nationalen Ethik. Wenn nun aber Jemand meinte, die Erforschung der geschichtlichen Causalität ist ja doch, wie auch der Verf. bemerkt hat, ohne allgemeine vergleichende Geschichtswissenschaft nicht möglich; also muss ich doch die arischen Sprachen, wenn ich die in ihnen herschenden Mächte erkennen soll, mit den semitischen und tatarischen vergleichen und die charakteristischen Unterschiede zu erkennen suchen? wie soll ich mit dieser Erkenntnis warten, bis jene vollendet ist, wenn jene erst durch diese zu erlangen ist? Der Verf. antwortet: „Bis dahin bleiben wir auf sorgfältiges Vergleichen der offen liegenden Tatsachen beschränkt, vielfach belehrend und Aufschluss gebend im Einzelnen, für die Grundfrage aber nicht

entscheidend". Hält man uns für Kinder, denen man, wenn sie Goldstücke haben wollen, Rechenpfennige gibt? Vergleichen willst du? Hier, mein Sohn, vergleiche offen liegende Tatsachen! Ist vielfach belehrend. „Denn das Problem mit den Kategorien der Agglutination und Flexion, der unvollkommenen und voll- 472
kommenen Flexion erschöpfen zu wollen", sagt der Verf., „dies Wagnis ist mir zu kühn". Also Agglutination und Flexion sind nicht offen liegende Tatsachen, wofür auch wohl Pott und Schleicher sie nicht gehalten haben werden. Aber sind es denn offen liegende Kategorien, welche man nur so nimmt, um ein Problem zu lösen? Und, wenn man das täte, wo läge dann das kühne Wagnis? Und wäre es noch so gewagt, es könnte ja doch wohl einmal gelingen! — Was hat der Verf. für wunderliche Vorstellungen von erkenntnis-theoretischen Dingen! Pott, Schleicher, Max Müller und auch ich, wir haben uns an ein Problem gewagt, das uns von Friedrich Schlegel und Humboldt unter dem Namen Agglutination und Flexion überliefert war. Keiner von uns hat geglaubt, die Sache ergründet zu haben. Ueber kurz oder lang wird wieder jemand das Problem aufnehmen und es wiederum mehr oder weniger fördern — unbekümmert um des Verfassers despotisches „Dann erst".

Noch einen Wink gibt der Verf.: „Das Ziel kann nur durch rein geschichtliche Betrachtung erreicht werden". Pott, Schleicher und Max Müller werden staunen über diese sublime Weisheit des Verfassers. Doch ihnen gilt der Wink nicht; denn es heißt weiter: „(rein geschichtliche Betrachtung), zu welcher in der sogen. Völkerpsychologie ein geheimer, kaum merklicher, aber darum nicht minder entscheidender Gegensatz liegt". Das also war das Ziel dieser Expectoration des Verfassers, die den Columnentitel „Völkerpsychologie?" trägt. Was im Text buchstäblich „sogenannt" lautet, ist dort algebraisch durch ? wiedergegeben.

Also nun wissen wir es: in „entscheidendem Gegensatze" zur Völkerpsychologie befindet sich des Verfassers historische Richtung. Und warum tat denn der Verf. in der Widmung, wie wir gesehen haben, so, als wäre Völkerpsychologie nur ein Name, den man wohl dulden könnte, obwohl es einen passenderen gäbe, weil er gleichgültig wäre? Mag das auf sich beruhen.

Aber, fragen wir, was meint wohl der Verf.? Meint er,
473 wir, Leser, Mitarbeiter und Herausgeber dieser Zeitschrift, wüssten nicht, dass die Völkerpsychologie zur Geschichte in entscheidendem Gegensatze stehe, oder meint er, wir wüssten es und wollten es so? Wir haben aber auf das häufigste und ausführlichste gezeigt, wie nach unserer Ansicht die allgemein anerkannten und vielfach ausgesprochenen Forderungen der Geschichtswissenschaft die Völkerpsychologie als unentbehrliche Voraussetzung verlangen. Wenn nun der Verf. meinte, wir wollten den Gegensatz zur Geschichte: so kann er uns nicht gelesen haben, und er spricht dann in der Tat von einer „sogenannten" Völkerpsychologie, von der ich freilich nie gehört und gelesen habe, und die vermutlich nur das Hirngespinnst des Verfassers ist. Dass er nicht von uns spricht, zeigt auch die Anmerkung, die er hinzufügt. Sie enthält zunächst folgendes Citat aus Jahn, Volkstum, S. 5: „Die vergleichende Zergliederung entdeckte eine bleibende nachartende Schädelbildung einzelner Völker; die vergleichende Völkergeschichte kam auf leibliche, geistige, sittliche ins ganze Völkerleben verwebte Besonderheiten. Solche geschichtliche Warzeichen, zu völkerweltlichen Merkmalen geordnet, würden eine eigene Wissenschaft ausmachen, eine Erfahrungsseelenlehre der Völker." Zwar hätte diese Stelle Jahns wohl verdient, in unserm einleitenden Aufsatze über Völkerpsychologie angeführt zu werden; aber der kann uns nicht gelesen haben, der Jahns Erfahrungsseelenlehre der Völker für identisch mit unserer Völkerpsychologie nimmt.

Des Verfassers Anmerkung gibt zu diesem Citate aus Jahn noch einen Zusatz als Kritik: „Eben vollzieht sich in der vergleichenden Anatomie der Uebergang zur historischen Ansicht mit der Ausbildung des Darwinismus: die Naturgeschichte wird Naturgeschichte." Wer da glaubt, mir dies sagen zu müssen, der kann meine Abhandlung „Philologie, Geschichte und Psychologie" nicht gelesen haben, da ich dort S. 23 gerade mit Hinweisung auf Darwin die Umgestaltung der beschreibenden Sprachwissenschaft zur geschichtlichen fordere, und ich S. 48 bis 72 zeige, wie ganz und gar historisch die Psychologie in Wahrheit ist und werden muss, weil die bisherige unpsychologische
474 Geschichte zugleich ungeschichtliche Psychologie und in sich mangelhaft ist.

Sollte aber der Verf. uns und viele andere Ausführungen gelesen haben und dennoch meinen, die Völkerpsychologie stehe in entscheidendem Gegensatz zur Geschichte, wir aber hätten dies noch nicht bemerkt: so hätte er die Aufgabe gehabt, dies nicht so obenhin auszusprechen, sondern ausführlich zu beweisen.

Diese Mühe habe ich nun, wie ich mir einbilde, dem Verf. erspart, indem ich im Vorstehenden gezeigt habe, wie schlecht sich der Buckle-Gläubige auf die Theorie der Erkenntnis versteht. Ihm und allen Gegnern unsrer Psychologie bleibt noch übrig, gründlich zu prüfen, ob nicht die „sogenannte“ Völkerpsychologie sich überall bei der mangelhaften Geschichte zeigt; und ob nicht die durch alle großen Geister der deutschen Nation und alle wahre Geschichte „unzweifelhaft angedeutete“ Richtung gerade unsere völkerpsychologische ist. Die Dämmerung ist das sogenannte Licht, die Halbheit ist die sogenannte Objectivität u. s. w. Diese sogenannten Tugenden finden sich weit verbreitet, und wo wir denselben auf unserem Wege begegnen, haben wir sie zu bekämpfen. Denn die Vögel der Athene sind voll sogenannter Weisheit und dünken sich die besseren Geschwister des Schwans und des Adlers.

---

Wir kommen jetzt dem eigentlichen Gegenstande des angezeigten Werkes näher. Wie steht es mit dem Begriffe der Geschichte der Sprache? Der Verf. bemerkt (S. X.): „Man wird sich der Einsicht kaum mehr lange verschließen können, dass die Unterscheidung zwischen Entwicklung und Verfall oder (wie man sich auch wohl ausdrückte) zwischen Natur und Geschichte der Sprache auf einem Irrthum beruhe. Ich meinerseits habe überall nur Entwicklung, nur Geschichte wargenommen. Ich kann mich unmöglich entschließen, eine Sprache als fertiges Resultat vorhistorischer, unenthüllbarer Ereignisse gelten zu lassen. Ich vermag keinen anderen Unterschied zwischen Vorhistorisch und Historisch zu erkennen, als die wesentlich andere Beschaffenheit der Quellen und die entsprechende stärkere oder geringere Beteiligung des combinirenden, construirenden Subjects.“ 475
Wenn der Verf. meint, der hier berührte Unterschied werde sehr bald von Schleicher aufgegeben werden, so dürfte wohl

dieser Sprachforscher hoffen, die noch blöden Augen des Verfassers werden bald den großen Unterschied einsehen lernen. Dass vorhistorische Ereignisse „unenthüllbar“ seien, behauptet niemand, und wenn der Verf. überall, wo Entwicklung ist, Geschichte warnimmt, so wird er wahrscheinlich die Entwicklung dieses Getreidekorns, welches dieser Landmann in diesem Augenblicke dem Boden anvertraut, ebensowohl Geschichte nennen, wie die Entwicklung der griechischen Philosophie. Was aber den Charakter des Vorhistorischen und Historischen betrifft, so sollte dieser Unterschied einem Schüler und Verehrer Müllenhoffs wohl klar werden, wenn er nur einmal seines Lehrers Ansicht vom Geiste der ältesten Deutschen im Gegensatze zu dem der späteren, ja wenn der Verf. nur einmal das, was er selbst über die Nibelungen gesagt hat, zu generalisiren suchte. Unser Leser aber beachte wohl, wie schwer es ist, das, was man als geistige Substanz und Macht in sich trägt, zu einem Reflexionsbegriff umzuwandeln und in wissenschaftliche Klarheit zu erheben. Ja, man sollte meinen, selbst hier stoße der Verf. auf den fraglichen Unterschied. Denn wenn die Quellen des Historischen und die des Vorhistorischen eine „wesentlich andere Beschaffenheit“ tragen, so muss man sich doch fragen, woher dies? Und ist nun hierauf anders zu antworten, als: wegen des wesentlich verschiedenen Geistes, aus dem sie stammen, und der nun aus ihnen erkannt werden soll. Hören wir noch den Schluss: „Ich suche jede Sprache aufzulösen in eine Reihe auf einander folgender Entstehungsacte, deren jeder durch die Stelle, die er in dem Verlauf einnimmt, seine individuelle Farbe und eigentümliche Bestimmtheit erhält.“ Nun sollte der Verf. zusehen, ob nicht jeder vorhistorische Act seine von der jedes historischen verschiedene Färbung und Bestimmtheit zeigt. Diese entsteht „durch die Stelle, die er in dem Verlauf einnimmt“, weil der Verlauf selbst hier und dort ein verschiedener ist. Der Verf. aber hält den Blick so fest an dem einzelnen Acte, an jedem für sich, von einem zum andern abspringend, dass ihm dabei die qualitative Bestimmtheit der Reihe, des Verlaufs, als eines
176 Ganzen völlig entgeht; Reihe, Verlauf ist ihm nicht mehr als die abstract logische Zusammenfassung der einzelnen Acte, also noch nicht einmal eine Linie, weil diese mehr ist als die bloße Zusammenfassung von Punkten, nämlich eine mathematische Tat,

die sich durch Punkte bewegt. Weil es der Verf. nicht versteht, platonisch zusammenzuschauen, zu generalisiren, so entgeht ihm nicht bloß eine allgemeine Anschauung, sondern, da jeder Erkenntnisact auf einer ineinandergreifenden Generalisirung und Individualisirung beruht, so entgeht ihm auch die Anschauung der Besonderheit, des Unterschiedes, und er unterscheidet schließlich nicht mehr ein Gerstenkorn von Aristoteles.

---

Aus dem Dargelegten ergibt sich nach meinem Urteil, dass sich der Verf. auf principielle Fragen nicht versteht. Wir kommen jetzt zu seinen geschichtlichen Erörterungen. Seine Arbeit behandelt im Grunde dieselbe Aufgabe, wie Curtius in seiner Chronologie der indogermanischen Sprachforschung, die wir im vorigen Hefte besprochen haben, gelangt aber zu ganz andern Ergebnissen. Während sich Curtius der Hauptsache nach zum *sensuum communium interpres* gemacht hatte, bringt der Verf. fast für jeden Punkt, den er berührt, eine eigentümliche Ansicht vor. [Vergl. oben S. 296—314.]

Denken wir uns zwei Köpfe, in deren jedem bloß die Vorstellungen *a* und *b* wären, so könnte trotzdem zwischen beiden, obwohl sie ganz denselben Inhalt zu haben scheinen, ein bedeutender Unterschied stattfinden, der in dem einen Falle eine Combination von *a* und *b* möglich oder notwendig machte, die im andern unmöglich wäre. Der bloße Umstand z. B., dass dort *b* auf *a* gefolgt, hier aber *b* dem *a* vorangegegangen oder gleichzeitig eingetreten wäre, würde meines Erachtens schon den Tatbestand, der jetzt hier wie dort als $a + b$ erscheint, abändern. So ist es mir sehr erklärlich, dass der Verf., der, wenn ich nicht irre, aus der Müllenhoff-Lachmann'schen Schule hervorgegangen, an die vergleichende Sprachwissenschaft herantritt, dieser gegenüber eine ganz andere Stellung einnimmt, als wer gleich von Anfang in derselben erzogen ist. Wer, wie der Verf., Curtius' Büchern „die ersten verführerischen Ahnungen grammatischer Wissenschaft verdankt", hat eine ganz andere Fähigkeit, an 477
Curtius' Sätzen zu zweifeln, als ein Schüler von Kuhn und Schleicher.

Die Perioden, welche Curtius aufstellt, konnten kurzweg

benannt werden und jeder Leser verstand augenblicklich, was gemeint war. Wenn ich aber mitteile, dass der Verf. vier Perioden annimmt, „die erste nach der Reduplication, die zweite nach den Superlativsuffixen *ma*, *va*, die dritte nach dem Element *a*, die vierte nach der Befreiung der Wortfolge benennt“: so versteht man ohne weitere Erläuterung davon gar nichts. Curtius spricht eben aus dem allgemeinen Bewusstsein heraus, der Verf. aus seinem individuellen.

Der Leser weiß, wie gern ich Zweifel angeregt sehe, und wäre es an dem scheinbar Festesten und an den Grundlagen — um wie viel mehr, wenn sie von so ausgedehnter Belesenheit und so viel Geist getragen werden, wie beim Verf. geschieht. Könnten alle seine Bedenken bis auf den letzten Scrupel zurückgewiesen werden, so würde auch eben dies lehrreich sein. Hören wir zuerst, was er gegen Curtius vorbringt.

Der Verf. will nicht zugestehen (S. 347), dass Formen wie *a-dik-sa-m* ε-δειχ-σα verhältnismäßig jung seien, wenigstens nicht der „syntaktischen Anlage“ nach. Noch in der Wurzelperiode hatte man die Satzformel gebildet *a dik as ma* da zeigen sein ich, d. h. damals zeigend war ich, ich zeigte, neben ganz gleichbedeutenden Formeln ohne das Verbum substantivum *as*, wie *a da ma* ε-δω-ν ich gab, eig. da geben ich. Er hat von den zusammengesetzten Wörtern ganz die Ansicht wie Curtius. „Die Zusammensetzung als sprachliches Mittel beruht darauf, dass in der Epoche der bloßen Juxtaposition materieller Wurzeln feste, formelhafte Verbindungen von solcher Macht und Bedeutung entstanden, dass sie beibehalten wurden, als jene Epoche ihr Ende nahm und dergestalt innerhalb einer Sprachentwicklung, die von ganz anderen Mächten bewegt wurde, das Vorbild und Muster für neue Formationen abgaben.“ Er gesteht also zu, dass „die Grundform“ jener Aoriste, d. h. ihre „syntaktische Anlage“, älter sei als die Flexion der Nomina, aber nur weil
478 sie älter sei als alle Flexion, und wenn auch nicht eben so alt wie der einfache Aorist ἔδων nach seiner „syntaktischen Anlage“, so doch so alt wie das Verbum substantivum (S. 353). „Es unterliegt jetzt wohl keinem Zweifel mehr, dass diese Construction“ (mit dem Verbum substantivum zwischen Prädicat und Subject als Copula) „zwar nicht so alt als die Sprache selbst, aber doch so alt als das Verbum substantivum sein muss. Beides fällt

keineswegs zusammen. Ob wir der Wurzel *as* mit Curtius u. A. die Grundbedeutung des Atmens oder (mir wahrscheinlicher) mit Ascoli die des Sitzens, Beharrens zuweisen: einige Zeit muss jedenfalls verflossen sein, bis sie sich zur farblosen Copula abschwächte."

Hier hat aber der Verf. unbeachtet gelassen, dass zwar der einfache Aorist ἔδων unmittelbar auf die drei Wurzeln *a da ma* zurückgeht und nur die Zusammenfassung derselben unter einem Accent ist; ἔδειξα *adiksam* aber ist nicht unmittelbare Zusammenfassung der Wurzeln *a dik as ma*, noch auch der Aorist eines etwaigen componirten Verbums *dikas*, sondern die Verbindung einer wirklichen Tempusform der Wurzel *as*, nämlich *āsa*, mit der Wurzel *dik*. Der zusammengesetzte Aorist setzt also einfache Präteritalformen und Composition als eigentümliche Wortbildungsprocesse voraus, und also ist er verhältnismäßig jung und steht keineswegs als Ueberrest aus der Wurzelperiode da.

Scheint uns also sein Einwand gegen Curtius völlig unzulänglich, so haben wir nun zu sehen, was ihn zu seiner Periodisirung bestimmt hat. Dass seine Anschauung von der Sache eine viel verwickeltere ist, kann ihr nicht zum Vorwurf gereichen; ja, ich muss gestehen, das nimmt mich zu ihren Gunsten ein. Nur bedauere ich, dass er nicht ausgeführtere Bilder seiner Perioden geliefert hat. Was S. 353—359 gesagt ist, gibt nur einen Anhalt zur Ausführung, die doch wohl jedem Leser sehr schwer fallen wird.

Auch der Verf. setzt zuerst eine Wurzelperiode. Alle Grammatik liegt hier in der Wortfolge und im Accent. Ob sich Näheres über diese Redeweise ausmachen lässt? Jedenfalls scheint mir dies bedenklicher als dem Verf. Er erschließt aus den Compositen die alt-arische Wortfolge (S. 353): Object, Prä- 479
dicat, Subject, weil das Pronomen als Subject Suffix geworden ist, und weil man Composita bildet wie: Pflicht-kennend, *armiger*, gott-gleich, Gottlieb. Der Verf. hat aber ganz übersehen die Formen: Störefried, φιλόλογος, ἰσόθεος u. s. w., welche entschiedenen Anspruch auf höheres Altertum haben. Auch scheint sich der Verf. selbst zu widersprechen. Denn S. 218 sagt er, um den Ursprung des Passivums zu zeigen, *dvik tva* habe bedeutet: hassen du, du hassest, dagegen *dvik tvá* (man) hassen dich, du wirst gehasst. Also stünde hier das Object hinten.

An einer dritten Stelle (S. 259) aber heißt es, *dvik tva* bedeute eig. dein hassen, wobei „dein“ einmal als subjectiver, einmal als objectiver Genitiv zu nehmen sei. Dann würde, da *tva* Genitiv, also abhängig sein soll, das Stellungsgesetz beide Male verletzt, da der Genitiv vor dem regierenden Worte stehen soll. Sollte aber das Pronomen wegen seiner enklitischen Natur in der Stellung eine Ausnahme bilden, so beweist auch das Personalsuffix des Verbums nichts für die Stellung des Subjects.

Dies führt nun unmittelbar zu einer weitern Vergleichung. Ein ursprüngliches *dā ma*, die Grundform von (δί) δωμι, könne heißen „mein Geben“ oder „Geber (bin) ich“. Garnett und vor ihm Bock haben die Erklärung aus der possessiven Wendung bevorzugt; und wenn auch der Verf. im ersten Augenblick den Anschluss an diese Auffassung jedem noch frei stellt, so fährt er doch ganz kategorisch fort: „Man sieht, die arischen Sprachen gehen hier von Verhältnissen aus, welche der Anlage nach mit denen der tatarischen Sprachen gänzlich zusammenfallen. Zwischen ungarisch *apá-m* „mein Vater“ und mhd. *vater mīn* (wenn ich es auf die reine arische Wurzelform reducire, *pa ma*) kann ich einen sonderlichen Unterschied nicht finden. Dort hat sich eine Verschmelzung im Nomen und Verbum vollzogen, die im Arischen dem Verbum vorbehalten blieb: das ist Alles. Für den Gesammtcharakter der Sprache freilich etwas außerordentlich Entscheidendes.“ Heißt das Reden? frage ich. Also das ist „kein sonderlicher Unterschied“, es ist Nichts, „aber freilich . . .!“
480 — Herakliteer reden so. Und das soll wohl „sorgfältiges Vergleichen der offen liegenden Tatsachen“ sein? Möglich, dass es das ist; aber es ist in nichts belehrend und gibt gar keinen Aufschluss; denn die Behauptung, dass die arischen Sprachen von Verhältnissen ausgehen, welche der Anlage nach mit denen der tatarischen gänzlich zusammenfallen, hätte der Verf. besser verspart bis auf sein „Dann erst“.

Verfolgen wir jetzt die Entstehung der grammatischen Formen. „Für das älteste grammatische Mittel nächst der geordneten Nebeneinanderstellung im Satz“ hält auch der Verf., wie andre vor ihm, die Reduplication (S. 354). Mit ihrer Anwendung beginnt also die erste Periode der Flexion. „Ihre Bedeutung ist teils imitativ, teils intensiv. In der Intensität liegt aber . . . auch die Menge (mhd. Kraft, lat. *vis* Kraft und

Menge), der Plural (*mama* soll Urform der 1. *pl.* sein). Die Menge ist das ausgedehnte. Stelle ich mir die Ausdehnung vor als einen großen Kreis um mich her, so kann ich von der Fläche abstrahiren und nur die Peripherie in's Auge fassen: sie ist entfernt. Unser weit enthält beides, das Ausgedehnte und das Entfernte. Wir finden die Reduplication ebenso zum Ausdruck des Ausgedehnten in der Zeit, der Dauer (im Präsens), wie zum Ausdruck des Entfernten verwendet, aber mit merkwürdiger Einschränkung auf das Entfernte nach rückwärts, nicht nach vorwärts: auf die Vergangenheit im Verbum, auf den Ablativ-Genitiv in der Declination (*mama*). Umgekehrt machen malayische Sprachen von der Reduplication zur Charakteristik des Futurums Gebrauch."

In dieser Darlegung vermag ich nichts von „rein geschichtlicher Betrachtung" zu erkennen; ich sehe im Gegenteil nur formale Logik neben unverstandenen Tatsachen. Der Verf. sagt uns, wie er abstrahiren könne. Ob die Urbildner der indogermanischen Sprache so abstrahiren konnten, bleibt unberührt. Was das Tatsächliche betrifft, nur dies. Reduplication ist Charakter des Perfects; bezeichnet denn aber das Perfectum die nach rückwärts entfernte Handlung? Wie fern steht denn dem Redner die Rede, die er mit *dixi* beschließt? Dicht hinter ihm, denke ich. Ich habe dem Verf. nicht erst zu sagen, dass Perfectum Vollendung bedeutet und nicht Vergangenheit. Unverständlich aber ist mir, was mit der Reduplication erreicht 181
sein soll, wenn sie sowohl das Präsens als das Präteritum, sowohl den Plural, als den Genitiv-Ablativ bedeutet? Richtig ist es freilich, dass hiernach, wenn die Reduplication beim Nomen den Plural und den Genitiv, beim Verbum die Dauer und die Vergangenheit bedeutet, „die Anfänge der Nominal- und Verbalflexion dicht neben einander liegen" — nur ein wenig zu dicht. „Derselbe Trieb waltet in beiden". Und wie kann derselbe Trieb Verschiedenes schaffen? Bilden wir ein Beispiel: *pa pa ma* könnte also wohl heißen: Väter meine? Vaters meines? ich schütze oder zeuge? ich habe gezeugt?

Es ist hier des Plurals gedacht worden. Hören wir hierüber den Verf. Er sagt (S. 260): „Ich kenne acht verschiedene Arten des Pluralausdrucks, welche der arischen Sprache zugeschrieben werden müssen." In der ersten Periode hatte die

Reduplication gedient, in der zweiten wird die Partikel *sma* als Pluralsuffix verwant, wie wir sie noch in den Stammformen *a-sma* wir, *yu-sma* ihr vorfinden. In der dritten Periode tritt das Pluralzeichen *a* auf oder wird herschend und verdrängt die Plurale auf *sma;* in der vierten endlich, wo das Neutrum gebildet wird, beschränkt sich *a* auf die Plurale der Neutra und bezeichnet von nun ab nur den Dual; im Masc. und Fem. wird es ersetzt durch *as.* Anderes übergehend erwähne ich nur noch die Pluralbildung auf *i.* Nun bemerkt der Verf. (S. 267, 313), dass wie die Reduplication zugleich Casuszeichen war, so auch die Pluralsuffixe *sma, a, i, as* zugleich ursprüngliche Locativ-Suffixe seien. Bekannt ist, was nämlich zuerst *sma* betrifft, dass die geschlechtigen Pronomina dem Stamm im Dativ, Ablativ und Locativ Sg. vor der eigentlichen Casus-Endung *sma* beifügen. So bildet der Relativ-Stamm *ya* im Masc. den Dativ *yá-smā-i,* den Abl. *yá-smā-t,* den Locativ *yá-sm-in.* Das Femininum verfährt ganz ebenso, nur dass es die weibliche Form *smī* anfügt, und für Dat. *ya-smyāi* u. s. w. sagt man mit Ausstoßung des *m* zur Erleichterung der Aussprache Dat. *ya-syāi,* Abl. *yasyās,* Loc. *yasyām.* Wenn Pott dieses eingeschobene *sma* als ein verstärkendes „selbst" deutet, ähnlich dem Lat. *met,* so
482 erhebt der Verf. dagegen den Einwand, dass man dann nicht einsehe, warum es auf die genannten Casus beschränkt sei, niemals aber im Genitiv, Accusativ und Nominativ erscheine. Was hindert denn aber zur Unterstützung der Ansicht Potts die Annahme, dass die verstärkende Kraft schon durch häufigen Gebrauch abgeschwächt gewesen, dass dieses *sma* schon bedeutungslos geworden und nur zufällig in jenen drei Casus haften geblieben sei? Das ist doch wohl nicht so unwahrscheinlich. Der Verf. nimmt aber *sma* für den ursprünglichen Ausdruck des Dativs, Ablativs und Locativs; es habe eigentlich das Beisammen bedeutet, welche Vorstellung diesen Casus derartig zu Grunde liege, dass sie sich im Locativ als Verweilen in, im Dativ als Wendung zu, im Ablativ als Ablösung aus der Gemeinschaft differenzire. Dazu könnte man meine „Mande-Sprachen" § 366 vergleichen, und, was im vorliegenden Falle für mich viel wichtiger ist, auch das Chinesische (Endlicher's Grammat. §§ 172, 173). Was mich aber hindert, dem Verfasser beizutreten, ist der Grundsatz, den ich aufzugeben noch

keine Veranlassung gefunden habe, dass das breitere, zusammengesetzte Suffix jünger ist als das kürzere, einfachere. Ein Suffix *i* oder *in* kann nicht jünger sein als *sma*, das aus *sama* verkürzt sein mag. Andererseits aber kann recht wohl ein Pronominal-Stamm *sma* an einen andern antreten, wie auch wir noch für einfaches „der“ sagen „der da“. Ferner aber, wenn Neger und Chinesen sich begnügen mit dem allgemeinen Locativ ohne Unterscheidung der Ruhe und des Woher und Wohin, so sind sie auch bis heute noch in dieser Unbestimmtheit stecken geblieben. Was hat die Indogermanen, wenn sie eine ganze Periode hindurch in so unbestimmter Ausdrucksweise verblieben sein sollten, plötzlich oder allmählich veranlasst, eine Bestimmtheit hineinzutragen, die practisch doch nicht notwendig erfordert war? Wenn es dem Verf. vor allem darauf ankommt, „den Process der Casusvermehrung für die alte Sprache, sowie den Process der Casusverminderung für die neueren Sprachen in seinen innersten Motiven, soweit diese irgend erreichbar, aufzudecken“, so kann ich zunächst, so lange vom Verf. oder überhaupt eine Vermehrung der Casus nicht besser nachgewiesen ist, nur bei der Ansicht beharren: im Anfang war der Reichtum. 483
Es soll schwer halten, das Wachsen der Anzahl der Casus nachzuweisen, denn sie werden plötzlich in Masse da sein, sobald der Trieb, der sie erzeugt, erwacht ist. Um in eine beliebte Redeweise einzulenken: auch innerhalb der Casus hat der Kampf um das Dasein geherscht. Von vielen Möglichkeiten haben immer weniger die Wirklichkeit behauptet.

Der Verf. aber gibt seinem Grundgedanken in Betreff des *sma* noch eine viel weitere Ausdehnung. Im Suffix des Dativs, Ablativs und Instrumentalis zeigt sich ein beharrliches Element *bhi*, das für jeden besondern Fall durch Endungen besonders gestaltet wird. Nun meint der Verf. (S. 281): „Diese Endungen können nur die Aufgabe haben, dem *bhi* eine grammatische Form zu verleihen, die es auf eine Linie mit Adverbien ähnlichen Ausganges stellt. Das Charakteristische aber für die Bedeutung des Casussuffixes steckt ohne Zweifel bloß in *bhi*“. Und diese Bedeutung wird „offenbar wieder“ keine andere sein, „als die wir oben in *sma* fanden, das Beisammen“. Während bei Gelegenheit des *sma* (d. h. *sa* + *ma*) aus dem Beisammen die Vereinigung und Einheit (ξυ, lat. *sem-ol*) abgeleitet wird

(S. 269), wird hier die Zweiheit als das Ursprüngliche gesetzt, woraus sich „Vereinigung und Trennung“ ergebe und *bhi* wird zurückgeführt auf *dvi*. Der Leser sei nicht allzu begierig, den Beweis dafür zu lesen, dass in der Zweiheit auch die Vereinigung liege. Wofür gäbe es nicht Tatsachen als Beweis? Liegt nicht *bha*, und das ist identisch mit *bhi*, in Skr. *ubh* zusammenhalten und in unserem binden, band.

Ich will nun die Kühnheit haben, diesen Tatsachen (?) gegenüber das Gesetz *a priori* auszusprechen: die Grundanschauung der Zweiheit kann zwar dazu dienen, die Tätigkeit des Scheidens, Trennens u. s. w., aber niemals die der Einigung zu appercipiren; denn der angeschaute Zustand der Zweiheit kann zwar und wird meistenteils die Vorstellung derjenigen Tätigkeit reproduciren, durch welche dieser Zustand verursacht ist, aber nicht, wenigstens nicht so unmittelbar, die Vorstellung
484 weder der ursprünglichen, noch der wieder herzustellenden Einheit und noch weniger der Tätigkeit, welche die Einheit wieder herstellt. Allgemein ausgedrückt: man appercipirt einen Zustand durch die veranlassende Tätigkeit, aber nicht durch den gewünschten oder nicht gewünschten Gegensatz dieses Zustandes, noch auch durch die den Zustand aufhebende, den Gegensatz herbeiführende Tätigkeit. Denn die Reproduction der Vorstellung des Entgegengesetzten, wenn dieses gewünscht wird, kann zwar so schnell eintreten, dass sie die der Ursache des Vorliegenden, wenn (wie oft) an ihr nichts liegt, gar nicht aufkommen lässt; aber, da sie eine Negation, eine Aufhebung des Vorliegenden enthält, so kann sie keine positive Apperception veranlassen, wie die einfache Wortbildung sie erfordert. „Binden“ von „zwei“ ableiten ist vollständig *lucus a non lucendo.*

Um nicht Misverständnisse zu veranlassen, soll hier noch Folgendes hinzugefügt werden. Ich teile vollkommen Lessings Mistrauen gegen strictes Raisonnement. Und also: entweder in der eben gegebenen apriorischen Darlegung, so strict sie scheint, steckt dennoch ein logischer Fehler, der nachzuweisen ist: das wäre directe Widerlegung; oder es werden derselben Tatsachen entgegengestellt von unmittelbarer Evidenz und allgemeiner Anerkennung, gegen welche sich zu sträuben Torheit wäre: das wäre indirecte Widerlegung; — oder aber das auf-

gestellte Gesetz behält seine Gültigkeit und erklärt alle ihr widersprechenden Tatsachen als „sogenannte“ Tatsachen.

Auf die Lautwandlungen gehen wir in diesen Blättern nur auf besondere Veranlassung ein, und so wollen wir auf des Verfassers Frage (S. 284), „ob nicht das lat. *bis* aus *dvis* einen Lautwandel wiederhole, den schon die arische Ursprache kannte“, unsere Antwort geben, weil es sich um ein Princip handelt. Die Bejahung jener Frage, so lange sie nicht durch eine lange Liste analoger Fälle begründet ist, müsste uns als ein Anachronismus der schlimmsten Art erscheinen. Denn wenn sich auch der Lautwandel „physiologisch leicht genug erklärt“, so ist doch dies kein Grund für ein hohes Altertum, am wenigsten ein Grund, um diesen Wandel schon der Ursprache zuzuschreiben, und wir hätten damit den Fehler begangen, Historisches und 485
Vorhistorisches mit einander zu verwirren, d. h. die weitesten Grenzen der Geschichte zu verwischen.

Es ist also unerwiesen, dass das Casus-Element *bhi* mit dem Worte für die Zweiheit zusammenhänge, und da sein Gebrauch als Locativ nicht gesichert ist, so ist es nicht nur zweifelhaft, ob es „zusammen“ bedeute, sondern ob überhaupt locale Bedeutung darin liegt, zumal selbst *sma* nicht als sichere Analogie dienen kann.

Wir kommen zum Suffix des Instrumentalis *ā*. Hier zeigt sich des Verfassers wunderlicher Drang nach Einheit mit noch größerer Kraft; als käme er unmittelbar aus der Identitäts-Philosophie. Zuerst wird nun dieses instrumentale *ā* zum Affix des Locativs gemacht; ich weiß nicht, worauf sich hierbei der Verf. stützt, wenn nicht auf seine Voraussetzung, dass Dativ, Abl., Instrumentalis und Loc. ursprünglich Eins gewesen seien. Da nun ferner im Zend dieses *ā* zu *a* gekürzt ist, was auch im Sanskrit vorkommt, so gilt dem Verf. ohne Weiteres *ā* und *a* gleich, ja, es scheint, als gelte ihm *a* als das Ursprüngliche (S. 285): „Ich sehe in *ā* zunächst nichts als ein verstärktes, gedoppeltes *a*. Und in *a* scheint mir ganz einfach die Raumanschauung der Nähe, das Hier, zu liegen.“ So fasst nun der Verf. manches *a*, das bisher anders genommen wurde, als Locativ-Zeichen. Erstlich das *a* im Pl. der Neutra, das er auch für die beiden andern Geschlechter als ursprünglich setzt und das ursprünglich kurzes *a* gewesen sei (S. 261). Als Grundbe-

deutung von *ā* oder *a* bestimmt er wieder, wie bei *sma*, „in der Nähe, beisammen“ (S. 285). Wenn aber *a* eigentlich „hier“ bedeutet, so ist es doch noch fern von „beisammen“. Zweitens findet sich dasselbe *a* als Zeichen des Conjunctivs, wo *a*, gr. ο, aus dem Verbal-Stamm einen Locativ des Ziels bilden soll; also ἴ-ο-μεν gehen-zu-wir, wir haben zu gehen, lasst uns gehen. Drittens ist auch das *a* (gr. ε, ο) der Verbalstämme *bhár-a-t'a* φέρ-ε-τε und *tud-á-ti* und (soll ich sagen: viertens?) auch das *a* der Nomina Actionis und Agentis τρόχ-ο-ς Lauf, τροχ-ό-ς Läufer „nichts anderes als das locative *a*“ (S. 331). Und fünftens ist der sogenannte Compositionsvocal (*a*, *ā*, *i*) wiederum Locativendung.

486 Wie denkt sich nun das der Verf.? Er nimmt das Recht in Anspruch (S. 329), auch „in der Prüfung der Casussuffixe zu verfahren wie überall sonst: aus der nachweislichen Identität des Lautes und der Bedeutung auf ursprüngliche Identität der Wörter im sprachschaffenden Geiste zu schließen“. Er beruft sich auf Curtius, welcher sage: (Zur Chron. S. 244): „Wenn das, was lautlich gleich ist, auch der Bedeutung nach zusammengebracht werden kann, so haben wir alle Ursache, es für identisch zu halten.“ — Wer möchte das bestreiten? Nur muss gerade je höher die Verallgemeinerungen wachsen, zu denen wir uns erheben sollen, um so sicherer der Beweis für die Identitäten des Lautes und der Bedeutung geliefert sein. Diesen Beweis hat der Verf. bei weitem nicht mit der Umsicht geführt, als nötig wäre, um Anerkennung seiner Sätze fordern zu können. Wir überlassen es andern, zu prüfen, welche Berechtigung seine Combinationen in rein lautlicher Beziehung haben. Sehen wir uns hier die behaupteten Identitäten in Bezug auf die Bedeutung an.

Von allgemeinerer Wichtigkeit ist Folgendes (S. 351): „Das Hintereinandersprechen der Wurzeln, so dass sie durch Accent und Tonfall, kurz durch musikalische Mittel eine Einheit ausmachen, ist die älteste und ursprünglichste Weise, ihre Verbindung, ihre Zusammengehörigkeit auszudrücken. Die Verbindung ist nichts anderes als das Verhältnis überhaupt; der specielle Charakter desselben wird erraten. Wie merkwürdig nun, dass auch die obliquen Casussuffixe nur das Zusammen, die Nähe, die Verbindung bedeuten. Bloß dadurch, dass die

Sprache immer neue Suffixe desselben Sinnes schafft und lautliche Umwandlungen der alten sich zu Nutze macht, erlangt sie die Möglichkeit der Differenzirung, und so präciseren Gehalt der einzelnen. — Die Präcision der Sprache beruht mithin wesentlich auf dem Reichtum der Phantasie, aus welchem sie ihre Schöpfungen holt und auf der Gründlichkeit des Sinnes, die sich so leicht nicht genug tut, über dem scheinbar erlangten nicht beruhigt inne hält.“

„Wie merkwürdig!“ nein, vielmehr wie seltsam! Die reiche Phantasie hat eine Fülle von Wörtern, welche alle „beisammen“ bedeuten; und die Gründlichkeit holt eins nach dem andern 487
derselben heraus und ist immer noch nicht befriedigt! Welcher Reichtum und welche Gründlichkeit! Vielmehr welcher Luxus und welche Kritik! Oder ist das nicht ein Luxuriren der Phantasie, für denselben Begriff des „beisammen“, immer wieder ein neues Laut-Gebilde zu schaffen, während schon das erste ganz überflüssig war, da dieser Begriff schon in der Wortfolge völlig ausreichend angedeutet war! und ist es nicht eine einsichtsvolle und gerechte Verurteilung dieses Luxurirens, wenn die Präcision all das so erlangte für „scheinbar“ erklärt? Nur ihre Geduld bewundre ich, es doch immer wieder mit dieser Phantasie zu versuchen. Der Lohn dieser Geduld war nun freilich glänzend. Denn, wie im Märchen, ward das, was Mist schien, über Nacht zu Gold. Wunderbar ist dies in unsern Augen; denn aus solchem Haufen „Beisammen“ ward die reiche indogermanische Grammatik, obwohl doch in demselben so gar kein Keim war, dessen Aufgehen zu hoffen gewesen wäre; so gar keine Anlage, deren Hervorbrechen in Aussicht gestanden hätte.

So schien es uns. Wie ganz anders vor Darwinschen Augen! Strengen wir uns an, ob wir es diesen nachtun können. Die Wörter, welche beisammen bedeuten, haben doch ursprünglich nur die Bedeutung „hier“. Also erklärt sich der Plural folgendermaßen (S. 314): „Das Wort an sich, der reine Stamm, bezeichnet weder den Einzelnen, noch Einige, noch Alle. Die sprachlichen Kategorien des Numerus fallen keineswegs mit den logischen Kategorien der Quantität zusammen. Der Singular umschließt gleich dem Stamm selbst, der in ihr keine Modification erfährt, ebensowohl das Individuum wie die Gattung.

Der Plural ist weniger der Ausdruck der Gesammtheit, als der Ausdruck einer unbestimmten Menge. Nun bezeichnet der Locativ einen gewissen, seiner Lage, Beschaffenheit, Ausdehnung nach ungewissen Punkt innerhalb der Sphäre des benannten Gegenstandes. Der Punkt kann einen beliebigen Teil der Gesammtmasse des Gegenstandes ausmachen.“ (Ein merkwürdiger Punkt!) „Wird daher irgend ein Locativ als Subject oder Ob-
488 ject gesetzt, so sieht sich der Hörer genötigt, die Benennung des Gegenstandes im Sinne der Gattung zu verstehen, und so wird der beliebige Teil von selbst zum Ausdruck der unbestimmten Menge, der Locativ zum Plural.“ Bei meiner Vorstellung von „Punkt“ und von „Tier“ wäre es mir nach dieser Bemerkung leichter begreiflich, wie der Locativ den Singular bezeichnet, ein Individuum aus der Gattung heraushebt als Einzelnes.

Leichter ist es, den Locativ als Bindemittel der Glieder der Composition zu begreifen (S. 332): „Der erste Compositionsteil ist der Ort, die Sphäre, in welche der zweite versetzt wird.“ — Leicht ist das Nomen agentis: τροχ-ό-ς, Läufer, ein im Laufen seiender. „Das Participium Präs. des Verbum subst. fehlt“ (das.). Wie aber τρόχος der Lauf? eigentlich: im Laufen? oder wohl mit Ergänzung des Infinitivs von Sein: das im Laufen Sein. Wie klar! Nun aber der Verbalstamm (S. 331): „Wie kann am einfachsten und sinnlichsten der Besitzer und Vollbringer einer Eigenschaft, eines Zustandes, einer Handlung ausgedrückt werden? Wie anders, als wenn gesagt wird, er befinde sich in dieser Eigenschaft, diesem Zustande, dieser Handlung, er sei mit ihnen verbunden.“ Aristoteles freilich, weder einfach, noch sinnlich, dachte umgekehrt die Eigenschaft oder Handlung im Subject.

Und nun sind wir immer noch nicht fertig. Denn was ist das *t* oder *ti* der 3. Person? Dass hierin „das Demonstrativum *ta* stecke, hat man bisher einstimmig angenommen. Ich will nicht erst untersuchen, was man bei dieser Erklärung stillschweigend voraussetzte und was man zu erwägen und zu bedenken sich ersparte. Selbst wenn man als bewiesen annimmt, dass der prädicative Verbalteil ein Nomen Actionis sei, so muss man von den dritten Personen des Participial-Futurums lernen, dass die Sprache hier keines Personalausdrucks bedurfte.“ Ah!

Das nenne ich doch einmal mit Autorität geredet! Meinen Wunsch aber: ich wollte, der Verf. hätte, was alle Andere zu erwägen und zu bedenken sich ersparten, untersucht, soll ich ihn aussprechen? Man wagt es kaum nach solchem Donner und Blitz. Etwas aber hat er uns schon vorher zu verraten die Güte gehabt. Er bemerkt vom *a* der Nomina agentis (S. 331): 489
„Wenn man sagt, *a* verleihe der Wurzel den substantiellen Sinn, es sei das allgemeine Das oder in Bezug auf Personen das allgemeine Er: so bewegt man sich in einer schwindelnden Höhe der Abstraction, auf die ich nicht zu folgen vermag. Alle meine Begriffe von Sprache sträuben sich dagegen.“ Wir kennen jetzt des Verfassers Begriffe von Sprache gut genug, um uns zu verwundern, dass er nicht bei der Lesung Bopp's zum Stacheligel wird. Ich aber kann nur sagen, dass mir „der, die, das“ als Demonstrativum sehr concret und mindestens nicht weniger concret als „hier“ erscheint.

Doch wie verhält es sich mit der 3. Person? Nackt steht sie da, ohne Personal-Zeichen, sich selbst genug, wie früher die reine Wurzel; *bódha* ist ein Locativ von der Wurzel *budh*, bedeutet aber nichts mehr als *budh*, und dazu tritt *ti* oder *t*, wiederum ein Locativ! Erst hier gelangt des Verfassers Identitätsprincip zur vollen Energie. Location der Location und doch kein Locativ, nur Wurzel; doppelt bekleidet und doch nackt. „Einfach und sinnlich!“ Vor lauter Sinnlichkeit aber vergehen mir die Sinne.

---

Ich brauche nicht weiter zu gehen. Der Leser aber fragt: wie stehen wir also?

Wir können in des Verfassers Werk gewissermaßen das Programm eines sprachwissenschaftlichen Lebens sehen. Es zeigt eine staunenswerte Belesenheit, viel Geist, scharfes Urteil, große Energie des Denkens, hohe Ziele. Die einzelnen Mächte seines Bewusstseins aber stehen teils nicht in der gehörigen Uebereinstimmung, teils wirken sie in falscher Richtung.

Auch über die Darstellung ein Wort; Sie gefällt mir gar nicht. Dem vornehmen Lakonismus des gelehrten Adnotationes-Styls kommt ein eleganter, in kurzen leichten Schritten vorgehender Satzbau entgegen, um nicht eine Ehe, sondern ein

Concubinat einzugehen. Da fehlt jede Behaglichkeit ruhiger Umschau, und wo sich der Ton hebt, da ist meistenteils nicht ein breiter machtvoller Schwung, der den Leser erfasst und mit continuirlicher Kraft emporzieht, sondern in abgebrochenen
490 kurzen Schwingungen wird man etwas steil in die Höhe gestoßen. Der Verf. scheint seinen eignen Styl noch nicht gefunden zu haben. Jene zierliche Eleganz ist nur wenigen Geistern eingeboren, und weil sie dann zu deren Eigenartigkeit passt, so kann sie, wenn auch der rechte Stoff ergriffen ist, sehr gut wirken. Des Verfassers Geist scheint doch für diesen kleinattischen Styl zu breit. Er wird aber wohl die rechte Form noch — nicht lernen, aber ungesucht finden.

Habe ich ein Wort gesagt, das den Verf. persönlich verletzen könnte, ich nehme es zurück, es sei ungesagt. Dass ich ihn abgeschreckt hätte, fürchte ich gar nicht. Ihm gegenüber schien mir Aufgabe der Kritik: *et frenis et calcaribus.*

---

## Zur Physiologie der Sprachlaute.

82 F. H. du Bois-Reymond, „Kadmus oder allgemeine Alphabetik vom physikalischen, physiologischen und graphischen Standpunkt". 1862.

M. Thausing, Dr., „Das natürliche Lautsystem der menschlichen Sprache". 1863.

C. L. Merkel, Prof. Dr., „Physiologie der menschlichen Sprache". 1866.

Die Physiologie der Sprachlaute ist ganz und gar ein Kapitel der Physiologie, d. h. der Lehre vom Mechanismus der animalisch-organischen Vorgänge und Bewegungen, und steht insofern ganz außerhalb der Sprachwissenschaft, d. h. der Lehre von der Vorstellung der Gedanken. Ich meine, selbst die grammatische Lautlehre ist verschieden von der Laut-Physiologie.

Andererseits freilich ist anerkannt, dass alle Gesetze des Lautwandels so lange auf den Namen Gesetz nicht den ge-

ringsten Anspruch haben, nur durchaus empirische, begriffslose Regeln bilden, als nicht die beobachteten Tatsachen des Lautwandels auf die Physiologie der Sprachorgane zurückgeführt werden.

Hieraus ergibt sich das Verhältnis des wissenschaftlichen Sprachforschers zum Physiologen: er geht bei ihm zu Lehen. Die Physiologie der Sprachorgane ist eine unentbehrliche Hülfsdisciplin der Sprachwissenschaft. Der Grammatiker als solcher kann sich hier nur aufnehmend, lernend verhalten, aber nicht mitforschend und nicht urteilend: er kann mitreden, aber er darf nicht dreinreden.

Das Aufnehmen, das Borgen ist nicht leicht: man kann nicht aufnehmen, wovon man nichts versteht. Niemand aber kann sagen, er verstehe etwas von Anatomie, der nicht mindestens ein Semester gehört hat. Wie viele Grammatiker aber hatten wohl dazu die Gelegenheit? Ich nicht; und so darf ich bekennen, trotz vieler Bemühungen verstehe ich nicht Anatomie.

Jedoch auch so glaube ich mit Sicherheit folgendes bemerken und aussprechen zu dürfen. Jedes von den in der Ueberschrift dieses Aufsatzes genannten Büchern hat seine Verdienste, und die notwendigsten Grundbegriffe der Physik und der Physiologie der Laute kann man aus jedem von ihnen erlernen, vielleicht aus den erstgenannten beiden noch besser als aus dem dritten, und wohl am leichtesten aus dem ersten. An Bedeutung aber überragt beide das Werk von Merkel so sehr, dass eine Vergleichung kaum noch möglich ist. Jene sind dilettantisch, dieses ist streng wissenschaftlich, sehr streng. Auch bearbeitet Merkel die lautliche Seite der Sprache in so weitem Umfange wie vor ihm wohl niemand. Namentlich betrachtet er die Sprachlaute nicht bloß in ihrer Vereinzelung, sondern auch in ihrer Verbindung zu Sylben und Wörtern. Zugleich gibt er eine Kritik seiner Vorgänger, unter denen wohl Brücke und Helmholtz die bedeutendsten sind. Du Bois-Reymond nämlich ist nicht der berühmte Physiologe, sondern dessen Vater. Er hat die Entdeckung gemacht, dass die Verschiedenheit der Vocale auf der Verschiedenheit des Klanges (Timbre) im Gegensatze zum Tone beruhe, dass sich also *a i u*, auf gleicher Höhe des Tones gesungen, aus wesentlich gleichen Gründen unterscheiden, aus welchen sich derselbe Ton von verschiedenen In-

84 strumenten (Klavier, Violine, Trompete) unterscheidet. Hierin trifft er mit Helmholtz zusammen; nur dass, was bei ihm kaum mehr als eine Hypothese ist, von Helmholtz durch Experimente bewiesen wird.

Wir werden uns also hier vorzüglich an Merkel halten. Wo nun aber dieser mit seinen Vorgängern in Streit liegt? Nun, solche Punkte lassen wir entweder unberührt, wie ja noch so manches in der Physiologie der Laute anerkanntermaßen im Dunkel liegt; oder wir entscheiden uns nach sprachwissenschaftlicher Rücksicht.

Denn das Mitreden, wie gesagt, ist uns gestattet, und das können wir uns nicht nehmen lassen. Unser Gesichtspunkt ist ein anderer als der des Physiologen, nämlich der historische, und hier sind wir die Herren, und der Physiolog darf zwar mitreden, aber nicht dreinreden. Ein Beispiel für den Zwiespalt der grammatisch-historischen und der physiologischen Betrachtung kann der Laut unseres *sch* bieten. Die Schreibweisen *sch*, *ch*, *sc* mögen immerhin, wie Merkel meint, jeder physiologischen Begründung entbehren — da in der Schrift ihrem Wesen nach etwas Conservatives liegt, so ist sie etymologisch, und etymologisch ist jener Laut aus *k (c)* und *sk* entstanden. Die Aussprache desselben aber als *s* + *ch* (genauer: den Eintritt von *s* + *ch* für *sch*, wie er im Munde des Westfalen stattfindet) als einen „Misbrauch“ bezeichnen: das können wir durchaus nicht gestatten, da nicht der Westfale *sch* in *s* + *ch* zerlegt hat, sondern wir *s* + *ch* in *sch* zusammengezogen haben.

Ich kann, bevor wir weiter gehen, auch folgende Bemerkung nicht unterdrücken. Jeder Physiologe bestimmt die Erzeugung der Laute nach seiner eigenen Aussprache. Der Nord-, Süd-, Mittel-, West-, Ost-Deutsche aber sprechen vielfach den wesentlich identischen Laut verschieden aus. Genau genommen, d. h. gerade: physiologisch genommen, sprechen sie in solchem Falle gar nicht denselben Laut; nur haben ihre Laute sprachlich denselben Wert. Aber natürlich werden in solchem Falle die Physiologen nicht übereinstimmen. So scheint mir Merkel's Polemik gegen Lepsius in Betreff des *v* und *w* falsch gerichtet.

85 Das *w*, von welchem Merkel spricht, bei welchem „die Zähne nicht das Geringste zu tun haben“, ist ein anderes, als von dem Lepsius spricht; jenes ist rein labial, dieses labio-dental,

und Lepsius irrt nur darin, dass er meint, jenes sei bloß provinziell. Es liegt aber vor, wie ich mich überzeugt halte, in dem spanischen *b*, dem neugriechischen *β*, während unser deutsches *w*, wie ich meine, allerdings labio-dental ist. Ich habe das rein labiale *w* von einem Deutschen nie gehört. Und wenn auch beim deutschen *f* die Oberlippe mitwirkt, so kann ich doch nach meiner Aussprache die wesentliche Mitwirkung der vorderen Oberzähne nicht leugnen lassen.

Daher ist mir manche Bemerkung, die Merkel macht, ganz unverständlich, weil ich nicht weiß, wie er spricht: z. B. soll das *sch* in „scharren, schämen, Schock" adspirirt sein; oft höre man es auch in „schimpfen, geschah, geschehen" adspirirt. Ich habe nie ein adspirirtes *sch* gehört.

Es wäre also wünschenswert, dass etwa auf einer Versammlung der Naturforscher die Physiologen aus allen Gegenden Deutschlands, ja wo möglich aus allen Ländern Europas sich über die Physiologie der Laute zu vereinigen suchten. So viel steht mir fest, Brücke wird Merkel nicht widerlegen, nicht würdigen können, wenn er ihn nicht sprechen gehört hat. Ohne persönliches Begegnen der Forscher wird die Physiologie der Laute nicht begründet werden. Ja, wenn es sich um Laute handelt, deren Dasein in den Sprachen anderer Erdteile behauptet wird, so hat kein Physiologe das Recht, durch einen Machtspruch dieselben als nicht vorhanden zu beseitigen. Merkel folgt Brücke in der Behauptung, die Media aspirata (*bh*, *gh*, *dh*) sei unmöglich. Es sind ihm Arendt's „Phonetische Bemerkungen" im zweiten Bande der „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung von Kuhn und Schleicher" S. 283 ff. entgangen. Arendt behauptet, sich davon überzeugt zu haben, dass die Media aspirata im Hindostanischen, also überhaupt in den mehr als zwanzig lebenden Töchtern des Sanskrit, wirklich vorkomme, dass sich nämlich in den betreffenden Fällen zwischen die Media und den Hauch kein Vocal einschiebe, vielmehr die Media unmittelbar mit dem *h* verbunden werde. Auch bleibe dabei die Media ganz rein und deutlich und neige nicht im geringsten zur Tenuis, oft habe er dabei den sogenannten Blählaut, das eigentliche Charakteristicum der Media, vernehmlich bemerkt. Ein Physiologe würde, wäre ihm die Beobachtung gegönnt, die Aussprache solcher Laute oder Lautverbindungen wie *gh*, *ghn*,

genauer bestimmen, da er sie nicht bloß hört, sondern auch sieht; aber an Arendt's Angaben zu zweifeln, finde ich nicht den mindesten Grund. Und so möge der Physiologe öfter fürchten, dass Laute, welche er für unmöglich hält, nur ihm und uns unmöglich seien, weil wir nicht darin geübt sind, dass sie aber bei anderen Völkern vorkommen.

Kommen wir auf das *sch* zurück. Es war dem Sprachforscher angenehm, von Brücke zu hören, dass dieser Laut durch zwei Verengungen in der Mundhöhle gebildet werde, durch eine Combination des *s*-Mechanismus mit dem Mechanismus des deutschen hinteren ch in „ach". Denn so war die historische Entstehung des *sch* aus *s* + *ch* physiologisch begriffen. Der Sprachforscher kann nicht entscheiden, ob Brücke Recht hat. Wenn nun Merkel Recht hätte, der den Laut *sch* für durchaus einfach erklärt? — In jedem Falle darf der Sprachforscher nicht vergessen, dass, wenn Brücke's Auffassung die Entstehung des deutschen *sch* leicht erklärt, doch auch noch z. B. das französische *ch* zu erklären bleibt, das aus lateinischem *c* (d. h. *k*) ohne Mitwirkung eines *s* entstanden ist. Für diesen Lautwandel scheint mir Merkel's Darlegung des *sch*-Mechanismus beachtenswert. Zwar muss ich es dahingestellt sein lassen, ob es für diesen Wandel überhaupt, des *k* in *sch*, genügt, wenn ich bemerke, dass bei *k* das wesentlichste Moment der Articulation die Hebung des Hinterteils der Zunge bildet, und dass bei *sch* dasselbe nur in geringem Maße geschieht; es hätte also jener Wandel seinen Grund in einer Schwächung der Articulation, in einer mangelnden Energie der Aussprache. Das Ungenügende dieser Erklärung liegt darin, dass nach Merkel die Stellung der Lippen, die bei *k* ganz indifferent ist, beim *sch* das wesentlichste Moment ausmacht. Bei der Aussprache des *sch* werden die Lippen, ohne wie bei *o*, *u* verkürzt zu werden, nach auswärts gestülpt und dadurch von den beiderseitigen
87 Schneidezähnen und deren Zahnfleisch abgezogen. Dabei werden auch beide Mundwinkel etwas gehoben und überhaupt die ganze Mundspalte etwas höher gestellt, als sie im Indifferenzzustande steht. Durch diese Lippenbewegungen wird vor den Schneidezähnen und dem Zahnfleisch ein nach Länge und Breite ziemlich umfänglicher aber wenig tiefer, senkrecht gestellter Hohlraum gebildet. Wird nun bei dieser Stellung ein nicht

tönender Luftstrom durch den Mund geführt, so entsteht zwischen den beiden Zahnreihen ein zischendes Geräusch, das, w eiles in einen ziemlich weiten Vorraum zur Resonanz gebracht wird, eine große Vollheit oder Breite darbietet und in dieser Hinsicht zum dünnen Sibilus *s* stark contrastirt. — Wenn nun dies richtig wäre, so bliebe es freilich fraglich, warum der Franzose bei der Aussprache des *c* solche Lippenstellung annahm, und darum deutete ich schon an, dass auch bei Merkel's Ansicht der Uebergang von *c* (*k*) in *ch* (*sch*) unerklärt bleibe. Dagegen könnte uns Merkel sehr zu Hülfe kommen dafür, dass das lateinische *c* weder vor *o* und *u*, noch vor *e* und *i* zu *sch* ward, sondern nur vor *a*. Denn die Lippenbewegung bei *o* und *u* bildet nach dem Obigen einen gewissen Gegensatz zu der von *sch*, und wir können zwar *scho*, *schu* sprechen, aber es ist kein Reiz vorhanden *co* in *scho* zu wandeln. Noch schärfer ist der Gegensatz des *sch* in der Lippenbewegung zu *e* und *i*; denn bei diesen Vocalen werden die Lippen in die Breite gezogen und also den Zähnen genähert. Nur bei *a*, wo gar keine Lippenbewegung stattfindet, konnte die Vorstülpung eintreten.

Wie viel Wert diese Bemerkung hat, bleibe dahingestellt. Ich habe jedoch noch folgende Bemerkung gegen Merkel zu machen. Gerade beim *sch* habe ich öfter bemerkt, wie dieser Laut aus dem Munde mancher Personen anders lautet als aus dem Munde Anderer. Ferner: nachdem ich Merkel's Erklärung gelesen hatte, trat ich vor den Spiegel und sprach *sch*. Dabei bemerkte ich ungefähr solche Lippenbewegung wie Merkel sie angibt; namentlich deutlich war das Abziehen der Unterlippe von den Zähnen, überhaupt die Bildung eines Hohlraums zwischen den Lippen und Zähnen. Aber dabei ertappte ich mich auf einer Täuschung: die Bewegung meiner Lippen war, 88
wie mir scheint, reine Reflexbewegung. Weil ich solche Bewegung im Sinne trug, sie erwartete, darum führte ich sie aus. Dabei überzeugte ich mich, dass man wirklich in der vorgeschriebenen Weise ein recht dickes *sch* ausspricht; aber ich spreche dasselbe keineswegs gewöhnlich so. Weder ist bei meiner gewöhnlichen Sprache der Spalt zwischen den Zähnen bei *s* weiter als bei *sch*, noch bewege ich die Lippen beim *sch* oder beim Uebergang von *s* zu *sch* auch nur im mindesten. Wenn ich *s* und *sch* hinter einander spreche, so merke ich

durchaus keine andere Bewegung der Lautorgane, als die der Zungenspitze, welche sich bei *sch* ein wenig zurückzieht. Auch kann ich die Unterlippe fest gegen die Zähne drücken, das *sch* bleibt, so lange ich nur nicht mit der Unterlippe die oberen Schneidezähne berühre, welche bei meinem *sch* wie beim *s* ein wenig über den Unterzähnen stehen und also einen Spalt von vorn nach hinten lassen. So lange die Unterlippe diesen Spalt nicht einengt, lautet das *sch*.

Ich möchte mich nicht lächerlich machen, noch weniger dem Physiologen gegenüber unbescheiden sein; aber ich möchte ganz leise meine Befürchtung andeuten, ob er nicht bei der Angabe der Bewegungen, welche die Sprachorgane für die Erzeugung jedes Lautes zu vollziehen haben, gelegentlich eine Bewegung mit aufführe, welche wohl vorzukommen pflegt, vorkommen kann, welche vielleicht den Laut verstärkt, keineswegs aber nötig, vielleicht nur eine zwecklos associirte Bewegung ist. So dürfte wohl z. B. der Raum zwischen den Lippen und Zähnen, wie er im Indifferenzzustande der Organe vorhanden ist, zur Erzeugung des *sch* genügen, das Vorstülpen der Lippen dagegen überflüssig sein. Durch solche associirte Bewegungen wird der Laut modificirt, und sie könnten national oder dialektisch sein, und dann grammatisch wichtig werden. Hieran knüpfe ich drei Bemerkungen.

Erstlich: Man hat also zu scheiden, wie die Laute gesprochen werden können, und wie sie wirklich von diesem und jenem Volke gesprochen werden. Das *k* mag immerhin, wie Merkel nach seiner Beobachtung an sich selbst behauptet, mit jedem Vocale an derselben Stelle des Gaumens gesprochen
89 werden können; aber wird es wirklich überall in allen Fällen an dieser Stelle gesprochen? Die semitischen Laute *k* und *q* sind unzweifelhaft zwei an verschiedenen Stellen gesprochene *k*-Laute; selbst wenn *q*, wie Merkel meint, ein am weichen Gaumen gesprochenes *kch* sein sollte, so hätten wir immerhin ein vorderes und ein hinteres *k*.

Ferner aber kann der Grammatiker zuweilen aus dem Wandel eines Lautes, wie ich meine, mit absoluter Gewissheit auf die Stellung der Organe bei Aussprache desselben schließen, also die Articulation vergangener Jahrhunderte bestimmen. Der alte Römer sprach vielleicht sein *k* in *ca* und *ci* an ganz gleicher

Stelle des Mundes. Da aber die romanischen Völker das *c* in *ca* und *ci* verschieden aussprechen, so muss notwendig angenommen werden, dass eine mehr oder weniger lange Zeit vom späteren Römer das *c* in *ca* und *ci* nicht an derselben Stelle gesprochen wurde. Hiermit will ich in Bezug auf das *k* noch nicht gegen Merkel gestritten haben. Denn ich meine, Merkel könnte darin Recht haben, dass ein *k* niemals weiter nach vorn gebildet werden kann als an der Grenze des harten und weichen Gaumens. Wenn er aber erklärt, dass beim *k* die Zunge an das Gaumsegel anlagert, eben so auch beim *g*, nur lockerer und in geringerer Ausdehnung: so frage ich, könnte nicht auch in derselben Zungenlage, welche *g* hat, ebenfalls (nur durch festeres Anlegen der Zunge) ein *k* erzeugt worden sein? Die geringere Ausdehnung aber, in welcher die Zunge den weichen Gaumen berührt, versteht doch Merkel gewiss so, dass die Zunge nur den vorderen (nicht etwa nur den hinteren) Teil des Gaumsegels berührt. Also hätten wir hier eine vordere Bildung des *k*. Und wenn diese unbequem war, so wäre es ja recht begreiflich, dass dieses *k* immer mehr nach vorn geschoben, d. h. der Dentalis genähert wurde, bis es endlich reiner Sauselaut wurde, wie dies im Französischen geschehen ist. Dass aber der Raum, in welchem bei *k* die Zunge an dem Gaumsegel lagert, gerade bei den Vocalen *e* und *i*, nicht aber bei *a*, *o*, *u*, hinten verkürzt wird, erklärt sich leicht aus der Lage, welche die Zunge bei *i* einnimmt; diese ist bei dem *i*-Mechanismus gewölbter, also ist es nur Assimilation des *k* an das *i*, wenn die Zunge schon beim *k* sich mehr wölbt, als sie bei *k* 90
vor *a* tut; und ist sie gewölbter, so kann sie einen kleineren weniger nach hinten reichenden Raum berühren. Vielleicht geschieht beim semitischen *q* das Gegenteil, dass hier die Zunge, platter, einen kürzeren, aber den hinteren Teil desjenigen Raumes berührt, den bei der Bildung des *k* die Zunge berühren kann.

Drittens: Die associirten Bewegungen, wenn sie zwecklos sind, sind allemal eine Ungezogenheit. Aber die Völker haben ihre Ungezogenheiten, liebenswürdige und unliebenswürdige. Eine Tätigkeit, die mit bloß zweckmäßigen Bewegungen vollzogen wird, ist meist nur Erzeugung der Zucht. Aus solchen zwecklosen Associations-Bewegungen erklären sich vielleicht alle Mouillirungen (wie *kj*, *tj*, *tsch* u. s. w.) und alle labialen Af-

fectionen des *k* und *g* (*qu* = *kw*), insofern sie nicht durch die assimilirende Kraft eines folgenden Lautes bewirkt werden, also rein mechanisch sind, weder vom Zwecke, d. h. der Bedeutung, noch von dem Wohllaut erfordert werden, wie wenn aus der Urform für das Zahlwort fünf, *kankan*, allmählich in verschiedenen Sprachen *pankan*, *quinque*, πέμπε, πέντε wird. Das *k* ist „an sich“ nicht *k*, nicht τ, nicht *qu*, nicht *p*, sondern an sich ist es eben *k*, und bloß *k*. Treten aber neue Bedingungen hinzu, z. B. Associationsbewegungen der Lautorgane, so wird aus *k* + *x* irgend ein anderer Laut als *k*.

Grundlos sind auch die Associationsbewegungen nicht; sie stehen zum Teil unter dem Gesetze der Trägheit. So ist z. B. die Verbindung des *k* mit folgendem *a*, also die Aussprache der Sylbe *ka* eine sehr schwierige, große Energie der Sprachorgane voraussetzende; denn um vom *k* zum *a* zu gelangen, liegt ein weiter Weg, den die Organe mit augenblicklicher Geschwindigkeit durchlaufen müssen. Nämlich um anlautendes *k* zu sprechen, wird die Zunge nebst Mundhöhlenboden, Zungenbein und Kehlkopf, bei geöffnetem Munde mehrere Linien hoch gehoben, noch etwas höher als für den Vocal *i*: dagegen sinkt bei *a* der Kehlkopf nebst dem Zungenbein einige Linien unter den Indifferenzpunkt und die Zunge liegt ruhig auf dem Boden der Mundhöhle; ferner wird die Zunge beim *k* verkürzt, was
91 bei *a* nicht geschieht. Auf diesem Wege zwischen *k* und *a* liegt die Station von *i*, wo dann zunächst vorübergehend ein kurzer Halt gemacht wird. Denn wenn der Kehlkopf von *k* zu *a* herabsinken soll, durchläuft er *i*; eben so tut es die Zunge. So ist die Mouillirung leicht begreiflich. Anders, scheint es, verhält es sich mit der labialen Affection. Zwar die Zunge steht auch beim *u* mit ihrem Mittelteile ziemlich hoch; dagegen der Kehlkopf sinkt noch tiefer als bei *a*. Hier erinnere ich nun aber daran, dass die ungeschickten Associationsbewegungen meist darauf beruhen, dass eine viel größere Kraft und mehr Muskeln eingesetzt werden, als die gewollte Wirkung erfordert. So machen es die Völker auch bei *ka*: sie geben der Mundhöhle voreilig und überflüssig noch ehe sie *k* sprechen, mit Rücksicht auf das folgende *a*, schon die jenseit des Ziels liegende Stellung von *u*; und da sie gewohnt sind, mit solcher Stellung des Kehlkopfes die Lippen vorzuschieben, so tun sie es auch

in diesem Falle, und indem sie dann, so gut es geht, das *k* erzeugen, entsteht *kua*, *kwa**).

Wie dem auch sei, so dürfte vielleicht die Verwandlung des *ka* in *kua*, *kwa* (*qua*) dieselbe Ursache haben, wie der französische Uebergang des lateinischen *ca* in *cha* d. h. *scha*, wenn nämlich bei *sch* die Mitwirkung der Lippen so charakteristisch ist, wie für *qua*.

Kommen wir zu den Lautstufen. In Betreff der Media stimmt Merkel mit Brücke darin überein, dass der Verschluss der Stimmritze wesentlich ist; doch will er, und daran tut er wohl Recht, die Media nicht zu den eigentlich tönenden Consonanten, den Halbvocalen, rechnen, weil dabei für den Ton kein offener Resonanz-Raum vorhanden ist, der Ton also nur als Vorton erscheint, als sogenannter Blählaut. Immerhin wird 92
dadurch begreiflich, wie die romanischen Völker, welche die tönende Sprache so lieben, häufig die lateinische Tenuis in die Media wandeln und in allen Sprachen die Tenuis zwischen zwei Vocalen der Gefahr dieses Wandels ausgesetzt ist.

Für die Tenuis unterscheidet Merkel eine halbharte oder implosive von der harten explosiven. Erstere wird mit fest und in ihrer ganzen Länge geschlossener Stimmritze gesprochen, ohne dass jedoch die Stimmbänder tönten, welche erst für den sich unmittelbar anschließenden Vocal zum Tönen gebracht werden. Dieser Laut scheint die echte Tenuis zu sein, welche nicht nur die Orientalen, sondern auch die Slaven und Obersachsen (aber nicht die Nord- und Süddeutschen) sprechen. Er wird besonders im Anlaut gehört. Dagegen wird die explosive Tenuis bei offener Stimmritze gesprochen. Die adspirirte Tenuis (oder Adspirata) unterscheidet sich von dieser dadurch, dass beim Durchbruch der Luft durch die Verschlussstelle durch Contraction der Bauchmuskeln der Luftstrom stoßweise und momentan beschleunigt wird.

*) Diese Erklärung des *kw* kann zu künstlich, zu verwickelt erscheinen. Dass man aber nicht bloß *qua*, sondern auch *quis*, *quinque* sagt, dürfte wohl kein Einwand sein; denn es ist doch wohl anzunehmen, dass man früher *quas*, *quanqua* sprach. Merkel's einfachere Erklärung: „die nach Losreißung der Zunge vom Gaumen explodirende Luft wird unterwegs von den Lippen zurückgehalten, eingeengt und zum Wehen gebracht" betrifft unsere deutsche Aussprache des *kw*. Dies ist aber erst aus dem Laute des lateinischen *qu*, engl. *qu*, entstanden.

Demnach ist das System der Consonanten bei Merkel folgendes:

*A. Occlusivae*, Verschlusslaute:

1) *velo-linguales: media g, tenuis implosiva k, tenuis explosiva k, tenuis adspirata k;*

2) *maxillo-linguales: d*, implosives, explosives und adspirirtes *t*;

3) *labiales: b*, implosives, explosives und adspirirtes *p*.

*B. Fricativae* und *strepentes*, Reib- oder Blasgeräuschlaute:

1) *velo-linguales:* hinteres ch (in unserm ach) mit Unterabteilungen;

2) *palato-linguales*: vorderes ch (in unserm ich) mit Unterabteilungen, namentlich unserm j;

3) *Sibilantes*: *s* mit Unterabteilungen, namentlich dem weichen s und gelispelten s, ts (unserm z), ds;

93 4) *Stridulae:* sch, französisch j, tsch, dsch;

5) *Labiales: f, w, pf.*

*C. L*-Laute.

*D. R*-Laute (2 Genera).

*E. Nasales* (3 Genera).

In Summa 5 Familien, 14 Genera, 72 Species von Consonanten. Hierzu käme noch die Familie Gutturales, namentlich unser *h*. Merkel sieht in den letztern Lauten nur verschiedene Weisen, den Vocal einzusetzen, aber keine selbständigen Laute, da ihnen der volle akustische Gehalt fehlt. Dass Merkel zwischen den mit unserm *h* eingesetzten Vocal und den ganz hauchlos eingesetzten noch das französische lautbare *h* einschiebt, kann wohl nur Billigung finden. Aber wie verhält es sich mit dem russischen *h*? Es ist vom unsrigen verschieden und nähert sich unserm ch.

Unter den Sprachforschern ist die Vorstellung vom Gewicht der Laute schon längst sehr geläufig. Als hierauf bezüglich hebe ich folgende Stelle aus Merkel's Werk heraus; denn der Umsicht dieses Physiologen ist, vielleicht ohne dass er die Wichtigkeit desselben für den Grammatiker kannte, dieser Punkt nicht entgangen. Er bemerkt (S. 305) im Uebergange zur Sylbenbildung, dass sich die Laute nach ihrer Articulationsintensität unterscheiden, welche mit dem Grade der Verengung oder Verkleinerung des Ansatzrohrs (der Mund- und Kehlhöhle)

und der Schallritze, besonders aber mit der Abnahme der Exspirationsluft und mit der Zunahme der articulatorischen Muskeltätigkeit in geradem Verhältnis steht. Merkel stellt demnach folgende Stufenleiter von der geringsten zur größten Intensität der Laute auf: *h a ä e o ö u i ü l w sch s ch* (vorderes) *j r ch* (hinteres) *f ng n m k t p* (implosive und explosive), endlich *d b g*. Die Sylbe *ba* verbindet also Laute von großer Articulationsdifferenz, die Sylbe *li* Laute von geringer Differenz; erstere erfordert also eine viel größere Tätigkeit der Lautorgane, als letztere. — Hierzu kommt aber noch eine andere Rücksicht. Bei jeder Articulation, am meisten gerade bei der völligen Schließung des Mundcanals, strebt das Sprachorgan vermöge des Gesetzes der Trägheit nach seinem Indifferenzzustande zurück, trotzdem dass mehr Muskeln dabei in Bewegung sein mögen, 94
als bei der bloßen Tonbildung im Kehlkopfe, dass dagegen gerade bei einigen Vocalen, namentlich beim *a*, das Sprachorgan am weitesten von seinem Indifferenzzustande entfernt ist.

Hier hat Merkel zwei Gesichtspunkte zusammengestellt, die er besser ganz gesondert und an verschiedenen Orten aufzuführen gehabt hätte, die wenigstens der Sprachforscher trennen wird. Dieser unterscheidet einen Lautwandel, der durch die Berührung der Laute hervorgebracht wird (Assimilation und Dissimilation), von einem andern, den der Laut an sich ohne Rücksicht auf den nebenstehenden Laut erfährt. Für den erstern kommt das Gesetz der Trägheit in Betracht, wie es Merkel ausspricht, für den letztern die Intensität der Laute. Etwas andres ist es, wenn das *g* von *ago* zu *c* in *actum* wird, und etwas andres, wenn der Grieche μίσγω für das lat. *misceo* sprach. Ferner aber kann der Sprachforscher der Bestimmung des Intensitätsgrades der einzelnen Laute, wie Merkel sie gibt, nicht beipflichten; d. h. er urteilt nach andrer Rücksicht, denn er leugnet nicht, dass bei *i* und *u* der Mundcanal mehr verengt ist als bei *a*; aber er behauptet dennoch, dass *a* der schwerere Vocal ist. Es scheint, als wenn das, was der Grammatiker das Gewicht der Laute nennt, auf einer Zusammenfassung der beiden von Merkel aufgestellten Gesichtspunkte beruhete. Näheres hierüber zu sagen, vermag ich nicht. Nur noch dies. Wenn Merkel aus dem Gesetze der Trägheit erklärt, warum nur mit *a* ansetzende und auf *i* und *u* endende

Diphthonge echt heißen können: so stimmt dies ganz zu den Ergebnissen der Grammatik. Wenn er dagegen behauptet, mit dem Vocal anlautende und mit dem Consonanten auslautende Sylben wie *ad*, *ek*, *it*, *ob* seien leichter zu sprechen, als die umgekehrt gebildeten, consonantisch an- und vocalisch auslautenden Sylben, so mögen immerhin die Stotternden dies bestätigen, der Grammatiker wird eher das Gegenteil behaupten, oder doch mit dieser Bemerkung schwerlich etwas anzufangen wissen. Nur eine Erscheinung wüsste ich hierher zu ziehen, dass nämlich eine geringe Anzahl von Wurzeln, welche, wie es scheint, ursprünglich aus einem Consonanten mit dem Vocal *a* bestanden, umgestaltet werden: aus *ka* wird *ak*, aus *ga* wird *gan* u. s. w.

Schließlich muss auch hier wieder der verschiedene Standpunkt des Physiologen und des Grammatikers in Erwägung gezogen werden. Der Physiologe legt uns die Statik und Mechanik der Lautorgane dar. Diese Physik der Laute ist wahrlich nicht ohne Einfluss auf die Gestaltung der Sprache. Aber häufig setzt sich der Geist durch trotz der Natur. Nur die sterbende Sprache, die Sprache in ihrer Desorganisirung folgt der Mechanik der Laute. So weit dagegen Vitalität in der Sprache bemerkbar ist, trotzt sie der Trägheit der Organe. Das Princip der Analogie des Formenbaues macht sich geltend und überwindet die Neigungen der Organe, wenn es sich mit denselben nicht versöhnen kann. So soll nach Merkel *ik* leichter zu sprechen sein als *ich*; dennoch ist unser hochdeutsches *ich* aus *ik* entstanden, und wir sagen „nicht“, wie schwer auch dieses Wort auszusprechen sein mag.

---

## Lautsymbolik.

B. Wernеke, Ueber die Bedeutung des Lautes in der Sprache. 1864.

Gesetzt, ein Dichter stelle uns an einen Ort, wo den Beschauer „bleiches Entsetzen erfasst“ (Od. 11, 43); es ist ein Ort „schrecklicher Drangsal“. Da ist ein Verdammter, der einen ungeheuren Felsblock bergauf schiebt. Jetzt, denkt er,

hat er ihn auf den Gipfel gebracht — da stürzt die überwältigende Last tückisch um und rollt wieder herab:

*autis epeita pedonde kŭlindeto lāas anaidēs*,

mit diesen Lauten werde das Herabrollen vom Dichter dargestellt. Wie ungeschickt! würden wir sagen. Kieselgeröll ist das, den wir beim Spaziergange auf die Anhöhe des Parks mit unsern Füßen veranlassen. Wie ganz anders Voss:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Der Verf. rühmt Homer's Vers, er sei „außerordentlich leicht und weich; er malt die leichte, hüpfende Bewegung des Steines" — kaum glaublich, dass damit ein Lob ausgesprochen sein soll; doch der Zusatz erklärt des Verfs. Ansicht: — „der mit dem Unglücklichen gleichsam spielt, seine Anstrengungen verhöhnt". Wenn dem Sisyphos ein Ball wegen seiner Glätte entfiele, wäre das ganz richtig. So aber tat Voss, als Dichter, wohl daran, etwas in das Original hineinzutragen, was ihm widerspricht. Aber Voss über Homer? welche Ketzerei!

---

## Doppelung.

A. F. Pott, Doppelung (Reduplication, Gemination). 1862.

Die Doppelung, wie sie sich in den verschiedenartigsten 245
Sprachen bald vollständig, bald in den mannichfachsten Formen verkürzt oder auch nur angedeutet, bald mehr bald minder häufig, in vielfältiger Bedeutung vorfindet, wird hier von einigen wenigen allgemeinen Gesichtspunkten aus umfassend und dem Kerne ihres Wesens und sprachlichen Wertes nach vor jedermanns Augen offen dargelegt. Der Streit, in dem ich mich mit dem Verfasser befinde (vgl. Ztschr. I, 294 ff. II, 252 ff. oben S. 190—238. 286 f.), ruht für die vorliegende Arbeit gänzlich. Denn ganz ohne Widerrede ist die Doppelung ein echt sprachliches Wesen, von welchem als von einer festen Kategorie auszugehen, und welches in jeder Sprache, ob und wie es sich finde, aufzusuchen, unbedingt gestattet sein muss. Auch bedarf 246
es kaum der ausdrücklichen Bemerkung, dass das vorliegende

Buch wieder alle die Eigenschaften besitzt, wegen deren uns sämmtliche Arbeiten des Verfassers so wertvoll sind. Die Uebereinstimmung im Princip schließt aber widersprechende Auffassungen im Einzelnen nicht aus; und wenn ich im folgenden einiges heraushebe, wovon ich eine abweichende Ansicht geltend machen möchte, so geschieht es in dem Glauben, so am besten den Dank zu bekunden, den ich dem Verfasser gern zolle, und ihm die Ehre zu erweisen, die ihm in hohem Grade gebührt.

Im vorbereitenden Eingange (S. 1—12) bespricht der Verfasser mancherlei, was dahin nur gehörte, um es von der Doppelung auszuschließen. Nach meiner Ansicht wäre scharf auszusprechen gewesen, Doppelung ist so wenig Wiederholung wie Zusammensetzung. Der Verfasser hat das Wesen der Doppelung treffend und schön bestimmt als „Wiedergebärung aus dem Schoße des schon einmal Gesetzten", im Gegensatze zu den sprachlichen Bildungen „mittelst Zuwachses durch Ansichreißen nicht sowohl gleichen, als vielmehr ungleichen, ja in manchem Betracht polarisch entgegengesetzten Stoffes"; und die Doppelung ist vor allem ein Process von innerer Bedeutung. Schon des letzteren Umstandes wegen können die rein phonetischen Verhältnisse des Reimes, der Assonanz und Alliteration, des Metrum nicht hierher gehören, und ebenso wenig die Vocalharmonie in den tartarischen Sprachen, der gemäß der Wurzelvocal den Vocal der Flexions-Endung bestimmt; denn auch sie ist rein phonetisch. Man kann aber auch nicht sagen, dass sich hier eins im andern wiedergebiert; sondern es übt etwas auf andres, ihm folgendes, einen bestimmenden Einfluss, etwas gebiert hier etwas andres ihm ähnliches oder weist das unähnliche zurück. Ueberall also liegt in diesen Fällen ein Uebergang von einem zu andrem vor, also ein Fortschritt. Dasselbe gilt auch von dem Gedanken-Parallelismus. Der Refrain ist eine Wiederholung, d. h. Wiederkehr desselben in verschiedenen Zeitmomenten. Dasselbe tritt auf und tritt wieder auf; aber es bleibt Eins. Die Doppelung ist ein Sich-aus-sich-heraussetzen und zugleich Sich-mit-sich-zusammenfassen, so dass sie eine Einheit
247 gibt, eine Doppel-Eins, aber nicht eine Zweiheit oder Mehrheit, noch auch eine bloß wiederkehrende Einheit. Die Congruenz als Bezeichnung des Attributs, ist „Folge einer gewissen

Mitleidenschaft“ (S. 5), also nicht Doppelung, sondern ebenfalls Wiederholung und Wiederkehr. Dieser Fall ist aber meiner Ansicht nach (vgl. Kuhn's Beiträge I, 301) wesentlich gleich dem der correlativen Pronomina und Partikeln τε — τε, *et — et, alius — alius*. Hier ist noch weniger Doppelung, noch auch Wiederholung, sondern Gleich- oder Entgegen-Stellung zweier gesonderter Wesen, wie „*manus manum lavat,* eine Hand wäscht die andere“ klar zeigen. Ferner schließt sich hier an (also aus, nach meiner Ansicht) „Mann gegen Mann, Mann für Mann u. s. w.“

Doppelung fällt aber auch nicht unter die allgemeine Form der Zusammensetzung. Denn diese ist ja nicht Wiedergebärung desselben aus sich, sondern ein Zusammenfassen von Verschiedenem. „Idiopathische Composition“, wie der Verfasser die Doppelung nennt, ist geistreich, aber eine *contradictio in adjecto.* Daher lässt sich die Doppelung weder als Art unter die (S. 13 bis 16) Arten der Composition stellen, noch auch lässt sie sich der Composition parallel in Arten teilen.

Die Doppelung scheint mir durchaus onomatopoetischer oder pathognomischer Natur, als aus der Subjectivität hervorgehend; Wiederholung und Zusammensetzung ruhen auf der Objectivität. Aus diesem Unterschiede geht der oben dargelegte erst hervor. Wo dieselbe Erscheinung mehrfach auftritt, muss sich auch die sprachliche Bezeichnung wiederholen; und auch wo dieselbe Grundstimmung gewissermaßen als Thema durch mannichfache Variationen dringt, ergibt sich der wiederholte Ausdruck dieser Stimmung, wie im Refrain: Doppelung dagegen tritt ein, wo es sich um den einmaligen Ausdruck einer als Einheit erfassten Erscheinung oder Stimmung handelt, das Gemüt aber sich dennoch nicht mit dem einfachen Ausbruche genügt, sondern erst nach doppelter Verlautlichung zur Ruhe kommt. Demnach würde ich auch zwischen der Anaphora und der Epiphora unterscheiden. Die Anaphora, z. B. „Vergessen sollte ich diese Fluren, wo mir der Frühling des Lebens wie ein Morgentau entflohen? vergessen diese Täler u. s. w.“ ist, ähnlich dem Refrain, nur Wiederkehr, Wieder- 248
holung, also Fortschritt; aber die Epiphora, z. B.: „Einsam, einsam, ganz einsam“, „Auferstehen, ja auferstehen“, „*Fuit, fuit* u. s. w.“ enthält eine Doppelung. Diese bezeichnet die

Stimmung nicht objectiv, nicht als etwas Vorhandenes; sondern sie ist nur eine Wirkung der Stimmung, also subjectiver Ausbruch derselben. Darum ist sie auch an sich von so unbestimmter Bedeutung, die erst durch den Sprachgebrauch auf die eine oder die andere Weise fester begränzt wird.

In dieser Bestimmung des Wesens der Doppelung wird mir, hoffe ich, der Verfasser beistimmen; er scheint dieselbe Ansicht gehabt und sie sich nur nicht völlig klar gemacht zu haben. Denn wenn er bei der Darlegung der Bedeutung der Doppelung (S. 21) von der Interjection ausgeht, so soll doch diese wohl nicht bloß einen Anfangspunkt der Reihen-Ordnung abgeben, sondern als Realprincip der Entwicklung gelten, was eben ganz mit dem hier Dargelegten übereinstimmt.

Dass die Doppelung eine Verstärkung des Begriffs bewirkt, scheint sehr natürlich. Es zeigt sich aber auch das Gegenteil, dass Doppelung Schwächung ausdrückt (S. 87. 101). So werden im Hebräischen die Benennungen schwacher Farben wie rötlich, schwärzlich, welche wir also durch Diminutive bilden, durch Reduplication gebildet. Diese Erscheinung ist allerdings auffallend und die Erklärung mag nicht leicht sein. Pott erinnert an unser „so so“. Dies dürfte wohl nicht zutreffen. Denn dieser deutsche Ausdruck bedeutet „so und auch so, also nicht ganz und durchaus so, sondern auch anders.“ Das kann unmöglich in der Doppelung liegen. Mehr sagt mir Bindseils Erklärung zu, dass die Doppelung zur Bezeichnung des Schillerns, nur hin und her schwankenden Herumspielens um eine Farbe herum dient. Denn das Rötlich ist nicht ein einfaches Rot, sondern gewissermaßen ein mehrfaches. Unbestimmte Farben setzen das Gemüt in Unruhe; Doppelung aber ist Ausbruch solcher Unruhe und Bewegung des Gemüts. In besonderen Fällen kann auch wohl eine besondere Erklärung nötig werden. (Vergl. meine Charakteristiken S. 159—162.)

# Die Lehre von den Redeteilen, nach den Alten

von G. F. Schoemann.

Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1862. 244 S. u. VIII S.

Die Jünger der Philologie und der historisch-vergleichenden 99
Sprachforschung seien auf die Tatsache aufmerksam gemacht, dass einer unserer anerkanntesten Philologen die Einsicht in das Wesen und den Begriff der Redeteile für die „unerlässliche Bedingung erklärt, unter welcher allein die Grammatik für die Bildung und Entwicklung des Geistes fruchtbar werden kann." Aber auch dies ist bedeutsam, dass er es für *nötig* hält, die Untersuchung der Lehre von den Redeteilen neu aufzunehmen. Denn wenn der Titel des angezeigten Buches zu der Voraussetzung führt, es handle sich hier bloß um die Ansichten der alten Grammatiker, so zeigt jede Seite desselben, dass der Verf. auf Grundlage der Lehre der Alten eine neue, selbständige Untersuchung führt.

Zu dieser Arbeit hatte er den Beruf, wie Wenige. Außer der gediegenen Kenntnis der klassischen Sprachen und Literaturen und dabei namentlich auch der alten Grammatiker besitzt er Vertrautheit mit den neueren Studien auf dem Gebiete der germanischen und romanischen Sprachen, überhaupt mit der neueren Sprachwissenschaft, sowohl in ihrer geschichtlich-vergleichenden als in ihrer philosophischen Richtung. So bedarf es kaum der ausdrücklichen Bemerkung, dass wohl in jedem Kapitel des Buches der Verf. den behandelten Gegenstand gefördert hat.

Da wir häufig auf das angezeigte Buch werden zurückkommen müssen, so genüge es für diesmal, einen Punkt herauszuheben, der sich an unseren Aufsatz über die Wurzeln (oben S. 265) knüpft, nämlich „die Priorität des Verbum vor dem Nomen". Diese Behauptung trifft auch nach dem Verf. nicht das formell bezeichnete Verbum und Nomen; denn diese gelten auch ihm als gleichzeitig. Er meint nur: „das erste Wort, welches der Mensch sprach, sprach den Eindruck aus, den der Gegenstand auf den Menschen machte; der Eindruck aber war die Wirkung einer Tätigkeit." Wollte er wirklich bloß den

Eindruck, und nicht auch zugleich den Gegenstand aussagen, von dem er den Eindruck erfuhr? Ist es wohl dem Urmenschen natürlich, Eindrücke aufzufassen ohne den Gegenstand, der sie bewirkt hat? Ich kann mir nur denken, dass die Aufmerksamkeit des Urmenschen, wie des Kindes, von dem empfangenen Eindruck, wenn er nicht, wie beim Schmerz, überwältigend ist, unmittelbar zu dem wirkenden Gegenstande, zum Dasein über-
510 springt. Der Eindruck ist ein innerlich Erfahrenes, was die Seele ursprünglich nur im daseienden, wirksamen Gegenstande erfasst. Im Wesen begreift sie dessen Einwirkung auf sie. Der in Folge des empfangenen Eindrucks ausgestoßene Laut bedeutet also allerdings beides, den Gegenstand und seine Wirkung: gemäß der anfänglichen Bildungsstufe des Geistes aber geht der innere Sinn gewiss mehr auf den objectiven, außen verharrenden Ausgangspunkt der Wirkung als auf diese, die vorübergegangen ist und nur im inneren Eindrucke fortdauert. Dennoch hat die Seele von oder an dem Gegenstande weiter nichts als diesen Eindruck. Nach unserer heutigen Betrachtung also begreift der Mensch die Dinge durch ihre Einwirkung auf ihn, das Aeussere durch sein Inneres; der sprachbildende Geist aber meint, die erfahrene Einwirkung aus dem Dinge zu begreifen und das Ding nach seiner objectiven Wirksamkeit zu bestimmen (s. oben S. 276 f.). Es höre also z. B. der Mensch den Laut κρεκ, Kuckuk, so ist keine Veranlassung dazu, dass er, diesen Ruf wiedergebend, ausspreche, der Gegenstand, auf den er hinzeigt, gebe diesen Laut von sich. Sondern, ohne bei dem Gehörten als solchem zu verweilen, wendet er sich nach dem Urheber des Lautes um; und hat er ihn gefunden, so meint er ihn begriffen zu haben, und derselbe gilt ihm als Kuckuk, κρεκ, d. h. das ganze Wesen dieses Gegenstandes geht ihm auf in der Wirksamkeit dieses Rufens, und der Ruf stellt ihm den Gegenstand und seine Tätigkeit zugleich dar. Ursprünglich also benannte jener Laut als Interjection die ganze Erscheinung des rufenden Vogels, und ward in dem Augenblicke Name des Vogels, als man eine andere Tätigkeit von ihm aussagen wollte. Denn so wie demselben Gegenstande noch eine zweite Tätigkeit zugesprochen wird, ist sein Wesen von jeder der beiden Tätigkeiten gesondert. So ist selbst in der wurzelhaften Form die Schöpfung des Sach- und Tätigkeitswortes nur ein Act, weil

Folge einer Zerlegung von Ding und Tätigkeit, welche beide ursprünglich in Einem lagen.

Doch wir brechen ab. Indem wir also unsere Freude über das Erscheinen des angezeigten Buches aussprechen, fügen wir das Versprechen hinzu, auf die Redeteile später in einer größeren Abhandlung zurückzukommen.

---

An Homer hat sich die griechische Grammatik empor- 274
gearbeitet. Demgemäß ist auch kein Ueberrest der grammatischen Arbeiten der Alten von so hoher Bedeutung wie die Scholien zur Ilias, welche die Venetischen genannt werden, weil sie zuerst und vorzüglich aus alten Handschriften der St. Marcus-Bibliothek zu Venedig bekannt wurden. Villoison gab sie heraus 1788, d. h. gerade zu der Zeit, wo Fr. Aug. Wolf an der Begründung einer neuen Ansicht über die Homerischen Gedichte arbeitete. Trotz dieses glücklichen Zusammentreffens, und obwohl die Wichtigkeit jener Scholien, wie von ihrem Herausgeber, so auch allgemein anerkannt war: gewannen dieselben doch nicht sogleich den Einfluss, den sie hätten üben sollen. Einerseits war ihr Verständnis, zumal auch der Text verderbt war, keineswegs leicht, und anderseits scheint man in sonst nicht ungerechtem Selbstgefühl es nicht für nötig gehalten zu haben, bei den Alten in die Schule zu gehen. So kam es, dass erst nachdem Imm. Bekker 1825 eine neue Ausgabe der Scholien besorgt hatte, im Jahre 1833, also fast ein halbes Jahrhundert nach ihrem ersten Erscheinen, K. Lehrs in seinem epochemachenden Werke: De Aristarchi studiis homericis nicht nur den eigentlichen Schlüssel zu ihrem Verständnisse lieferte, sondern damit auch zugleich zeigte, von wie hoher Wichtigkeit sie teils für die Geschichte der Grammatik, teils für das Verständnis Homers sind. Er lehrte uns das Verdienst Aristarchs kennen, so dass nun erst begreiflich wurde, warum dieser Grammatiker von den Alten so hoch geschätzt ward, und zeigte überdies, wie viel auch für die Neuern noch von ihm zu lernen war.

Hier war nur die Wichtigkeit jener Scholien für die Geschichte der Grammatik hervorzuheben. Sie sind nämlich

fast der einzige Ersatz für die verloren gegangenen Werke der älteren griechischen Grammatiker, eines Zenodot, Aristophanes, Aristarch und seiner Schule. Der Historiker hat natürlich jedes Bruchstück aus der Vergangenheit zu beachten. Indem ich hier aber die vorzüglichsten Quellen vorführen will, aus denen die Kenntnis der Grammatik der Alten am reichlichsten zu schöpfen ist, habe ich nur noch den kurzen Abriss der Grammatik von Dionysios Thrax mit den dazu gehörigen Scholien (in Imm. Bekker's Anecdota Bd. II) und die erhaltenen Werke des Apollonios Dyskolos und seines Sohnes Herodian (im 2. Jh. p. Chr.) zu nennen.

Hieraus ergibt sich schon, dass das Material zur Geschichte der Grammatik bei den Griechen nicht gering ist. Doch war Lersch der erste, der in drei kleinen Bänden (1838—1841) den Versuch machte, die „Sprachphilosophie der Alten" in einer gewissen Vollständigkeit darzustellen. Wenn man diesen Versuch auch milde beurteilen will, so muss man ihn doch ungenügend nennen. Lersch verurteilt sich selbst, möchte man sagen, durch die eigene Bemerkung, dass er nichts von Lehrs über Aristarch gelernt habe. Vielfach hat er die einzelnen Tatsachen misverstanden, und, obwohl er geistreich ist und zuweilen glücklich combinirt, so fehlt es ihm doch völlig an historischer Auffassung. — Nach ihm hat Gräfenhan in seiner „Geschichte der classischen Philologie im Altertum" (4 Bde. 1843—1850) natürlich auch die Geschichte der Grammatik bearbeitet. Auch ihm geht häufig im einzelnen die Kritik und das rechte Verständnis ab; nun gar von einer allgemein zusammenfassenden Darstellung, von einem geschichtlichen Zusammenhange, ist hier nichts zu finden. Gräfenhan's Werk ist eine reiche Sammlung von Citaten, d. h. meist nur von Hinweisungen auf Stellen, peinlich schematisirt, nämlich verteilt nach den vielfach gesonderten Disciplinen oder Fächern der modernen Philologie. Daher ist zwischen Umfang und Gehalt des Werkes ein auffallendes Misverhältnis.

Die mancherlei Monographien über Capitel der Geschichte der Grammatik übergehe ich hier, obwohl die meisten nicht ohne größeres oder geringeres Verdienst sind. Ein par indessen scheinen mir so bedeutend, dass ich sie selbst bei dieser flüchtigen Uebersicht nicht ungenannt lassen darf. Der Geist und die Gelehrsamkeit, welche sich in einer Arbeit kund geben, stehen

nicht in ganz gleichem Verhältnisse zur Bedeutsamkeit derselben, da zu letzterer auch der behandelte Gegenstand beiträgt. Bei gleichen Tugenden würde z. B. eine Arbeit über Aristarch bedeutender sein als eine über Chares oder sonst einen unbedeutenden Grammatiker. Für den hier verfolgten Zweck glaube ich keine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn ich nur folgende Abhandlungen nenne. Zuerst diejenige, welche wohl die erste auf unserem Gebiete ist: Classen, de grammaticae graecae primordiis, 1829. Sie bespricht die Grammatik bei den Philosophen. Hieran schließt sich Rudolph Schmidt: Stoicorum grammatica; der genannte Gegenstand wird mit Gelehrsamkeit und eindringendem Verständnis behandelt. Endlich die musterhaften Programme von Skrzeczka (1853, 1855, 1858, 1861), welche die grammatischen Ansichten des Apollonios Dyskolos darlegen.

Wenden wir uns nun zu der neuesten Erscheinung, die wir hier näher betrachten wollen: Schömann, die Lehre von den Redeteilen nach den Alten dargestellt und beurteilt. Berlin, 1862. 244 S. 8. Hierbei kann ich nun freilich nicht umhin mein soeben erschienenes Buch zu berücksichtigen: Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen nnd Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik. Berlin, 1863. 712 S. 8.

Schömann's Buch gibt mehr, als der Titel verspricht; es enthält nicht bloß die Lehre der Alten, sondern auch des Verfassers eigene Ansicht. Meine Arbeit ist rein geschichtlich und 276
bewegt sich nicht bloß um die Redeteile, sondern behandelt alle grammatischen Kategorien und Principien, wie sie nach einander in der Geschichte auftreten. Während es Schömann wesentlich um Erforschung des Wesens der Redeteile zu tun ist, um haltbare, für uns gültige Ergebnisse, die er in historisch-philologischer Form darstellt: war ich lediglich bemüht, die Entwickelung der sprachphilosophischen und grammatischen Ansichten bei den Alten darzulegen. Das Schömann'sche Buch und das meinige berühren sich also nur teilweise. In diesem Aufsatze werde ich mich an Schömann's Bestrebungen anschließen, und es sei mir nur zuvor erlaubt, den Inhalt meines Buches näher zu bezeichnen, den darin befolgten Plan und Gang in Kürze darzulegen. Hierdurch werden wir zugleich für Schömann's Werk den allgemeinen Hintergrund und Rahmen gewinnen.

In der Einleitung ist von den Keimen der Sprachbetrachtung die Rede. Die erste Grundlage ist natürlich die Sprache selbst, und ihre Beschaffenheit bedingt bei jedem Volke, welches aus eigenem Geiste Grammatik erzeugt, sowohl das Gedeihen als auch die Gestaltung derselben. Die hohe Entwickelung der Formenlehre bei den Indern, der entschiedene Vorzug, den man in dieser Beziehung den Brahmanen vor den alexandrinischen Grammatikern unbedingt einräumen muss, beruht wesentlich und wohl lediglich auf dem ursprünglicheren, durchsichtigeren Formenbau des Sanskrit. Die griechische Sprache mit ihren fester gefugten, harmonischer entwickelten, mehr durchgeistigten, aber auch schon erstarrten und abgeschliffenen Wortformen war ein zu schwieriger Gegenstand für beginnende Grammatiker. — Ein Keim zur Etymologie war schon in den Mythen und von den Dichtern gegeben, welche besonders Eigennamen zu deuten suchten. Hieran schlossen sich Orphiker und Pythagoreer, auch Heraklit, welche in Wortbedeutungen Symbole für ihre Theoreme fanden. In dem Anklang z. B., welchen σῶμα an σῆμα bot, fanden sie den Gedanken, dass der „Körper" das „Grab" der Seele sei. Diesen Weg etymologisirender Philosophie wollte Kratylos, der Lehrer Platons vor Sokrates, zur Methode der Erkenntnis machen; und gegen solches Unternehmen ist der Platonische Dialog Kratylos gerichtet. Der Zweck des letzteren ist, zu zeigen, dass was der Etymologie gemäß die Namen der Dinge über das Wesen derselben aussagen, unmöglich Wahrheit sein könne, dass man um letztere zu finden, sich an die Ideen halten müsse. — Einen Keim endlich zur eigentlichen Grammatik bot die Schrift und die Metrik. Der letzteren ist die Physiologie und Einteilung der Laute zu danken. Hier blieben die Griechen unklar wegen mangelhafter Kenntnis des tierischen Leibes. Man kannte die Wirksamkeit der Stimmbänder nicht, und darum ward der Grund des Unterschiedes zwischen den Vocalen, φωνήεντα, und den Mutae, ἄφωνα, nur geahnt, ohne zu klarer Erkenntnis gebracht werden zu können; die Natur der übrigen Consonanten aber entzog sich ihnen völlig.

Abgesehen von der Lautlehre handelt es sich bei der Geschichte der Sprachwissenschaft um drei Hauptpunkte: erstlich um das allgemeine Verhältnis der Sprache zum Erkennen und Denken, zum menschlichen intellectuellen Wesen überhaupt;

zweitens um die Kategorien der inneren Sprachform, um die Einteilung und Anordnung der Sprach-Elemente nach ihrer Bedeutung und Function in der Rede; drittens um die Er- 277
forschung der Lautform, der Gestaltung des Wortes. Der erste Punkt knüpft sich an die angedeutete Untersuchung des Kratylos, der andere an die Logik, der dritte bezeichnet die eigentliche Aufgabe der Alexandrinischen Grammatiker. Betrachten wir jede der drei etwas näher.

Zur Zeit der Sophisten, da man die Fragen aufwarf: hat der Mensch eine wirkliche Erkenntnis vom Wesen der Dinge, φύσει, oder besteht unser vermeintliches Wissen lediglich aus subjectiven Phantasmen, νόμῳ? — und ferner: sind die Forderungen der Sittlichkeit im Wesen des Menschen gegründet, φύσει, oder haben sie bloß durch Convention, νόμῳ, ihre Geltung und sind mit Schlauheit ersonnen? — zu der Zeit, da diese Fragen lebhaft erörtert wurden, entstand auch die Frage: gehört der Name eines Dinges demselben gemäß einem wesentlichen Zusammenhange zwischen beiden, φύσει, oder ist er ein conventioneller Schall, νόμῳ καὶ ξυνθήκῃ, ohne innere Beziehung auf das Ding, also nach Belieben abzuändern, wie er willkürlich gegeben ist? Kratylos hatte sich für φύσει entschieden; der Name, meinte er, lehrt das Wesen der Dinge kennen; die Sophisten stimmten für νόμῳ. Plato billigt weder das eine noch das andere. Einen wesentlichen Zusammenhang läugnet er allerdings nicht, und hierfür beruft er sich auf die Etymologie, schließlich auf die Onomatopöie; aber die Etymologie der meisten Wörter ist nur sehr unsicher anzugeben, und selbst wenn sie sicher wäre, könnte sie doch nicht als Beweis der Wahrheit gelten. Denn jener Zusammenhang beruht keineswegs auf der Natur der Dinge an sich, sondern nur auf der Vorstellung, die sich die Menschen von dieser Natur bilden und wesentlich auf Convention. Da sich die Laute im Laufe der Zeit mannichfach geändert haben, die Namen bald verstümmelt, bald erweitert sind, darum aber doch ebenso gut verstanden werden, als wären sie rein und unverderbt geblieben, so ist hiermit der Beweis gegeben, dass die Namen nur nach Convention verstanden werden. — Es ist ein zweitausendjähriger Irrtum, Plato habe behauptet, die Sprache sei φύσει.

Eine ebenso falsche Ansicht hatte man von Aristoteles,

dem man die fade Ansicht der Sophisten und Skeptiker zuschrieb, um ihn in den beliebten Gegensatz zu Platon zu bringen. In der vorliegenden Frage stimmen sie überein. Aristoteles spricht kurzweg aus, die Wörter seien conventionel, d. h. aber nur, sie sind nicht mit den Dingen zugleich und von ihnen gegeben, sondern Erzeugnisse menschlichen Denkens. Bei Aristoteles aber gilt das Denken nicht wie bei den Sophisten als leeres Einbilden, sondern ist von objectivem Gehalt. φύσει.

Das einzelne Wort kann weder nach Platon, noch nach Aristoteles Wahrheit enthalten; und also ist nach beiden das Wort nicht φύσει Nur in der Verbindung der Wörter zum Satze liegt Wahrheit oder Falsches.

Die Stoiker und Epikur behaupteten allerdings, auch das Wort an sich sei φύσει, d. h. es sei mit natürlicher Notwendigkeit entstanden und nicht mit menschlicher Willkür gemacht. Epikur hat das Sprechen für das dem Menschen natürliche Tönen erklärt, wie dem Hunde das Bellen natürlich sei. Diese Ansicht, der so viel Wahres zu Grunde liegt, ist doch durchaus einseitig. Nur war die Stoa und niemand im Altertum fähig, diese Einseitigkeit zu ergänzen und dadurch zu modificiren.
278 Die Stoa begreift, wie Plato und Aristoteles, dass die Sprache dem menschlichen Geiste, dem menschlichen Leben unentbehrlich ist; aber sie kann die Sprache, auch wie Plato und Aristoteles, nicht anders als mit bewusster Reflexion entstanden sein lassen. Doch bricht hier schon eine tiefere Ahnung durch. Nach der Stoa gibt es natürliche Begriffe, die mancher angeborene Begriffe nennen mochte; so die Vorstellungen des Volkes von der Gottheit, der Sittlichkeit, welche sich in jedem Menschen auch ohne Bildung und Unterricht und daher bei allen Völkern finden, also wahr und φύσει sind. Solche Vorstellungen liegen nun auch im Worte; dasselbe enthält also Wahrheit, ein ἔτυμον, und in der Stoa wird der Terminus ἐτυμολογία gebildet sein. In diesem Sinne, und insoweit die Stoa auf solche allgemeine Volksvorstellungen Gewicht legte, war ihr auch die Etymologie wichtig. So wurde die Deutung der Götter-Namen besonders fleißig betrieben und hochgeschätzt.

Auch die späteren Pythagoreer behaupteten, die Sprache sei φύσει, das Wort enthalte Wahrheit. Wie nun Plato zur Zahlen-Mystik neigte, so schlossen sich jene an ihn an, und sie

schoben ihm die Ansicht unter, die Sprache sei φύσει. So verbreitete sich der Irrtum in Betreff Platons, und alle späteren Griechen, wie auch die Römer, nahmen die von Plato im Kratylos nur sehr hypothetisch aufgestellten Etymologien für volle, feste Wahrheit. Die Neu-Platoniker endlich konnten diesen Irrtum nur bestätigen. Auch die Alexandrinischen Grammatiker teilten ihn. Sie behaupteten freilich, die Sprache sei θέσει, wie die Skeptiker; während aber diese schlossen, also könne das Wort kein κριτήριον der Wahrheit sein, meinten jene, die alten Hellenen, welche die Namen geschaffen haben, seien höchst weise gewesen und haben Wahrheit im Namen ausgedrückt.

Es ist kein Wort darüber zu verlieren, dass es den Alten, namentlich den großen Philosophen, an jeder Grundbedingung für eine wahre Etymologie fehlte; und kein Grammatiker war im Stande, die lächerlichste Etymologie im Kratylos zu widerlegen, noch weniger eine bessere zu machen.

Wir kommen zum zweiten der oben aufgestellten drei Punkte, und hier begegnen wir Schönemann. Sobald Plato, und nach ihm noch klarer Aristoteles, erkannte, dass nicht im Worte, sondern in der Verbindung von Wörtern zum Satze Wahres oder Falsches liege: war die Richtung auf die logische Untersuchung des Urteils und der sprachlichen Form, in der dasselbe ausgedrückt wird, gegeben. Man schied die Elemente des Urteils und bestimmte damit zugleich die Bedeutung der Redeteile. Hiervon werden wir sogleich ausführlich zu reden haben.

Es sei zunächst noch drittens einiges über die Bemühungen der Alexandrinischen Grammatiker bemerkt. Ich habe ausführlich darzulegen versucht, dass in ihrer Zeit der eigentlich hellenische Geist, die echte hellenische Sprache schon abgestorben war. Der Sprachgeist der späteren griechischen Schriftsteller, der κοινοί und Atticisten oder atticisirenden Sophisten, ist durchaus unrein, barbarisirt, und insofern er sich in die classische Redeweise zu setzen bemüht, ganz und gar unlebendig. Denn die grichische Volkssprache jener Zeit hatte überall, nicht bloß in Alexandrien, schon jenen Process begonnen, in welchem sich das Neu-Griechische bildete. Ueber den ganz eigentümlichen Charakter dieses Idioms, der sich weder den romanischen,

279 noch den heutigen deutschen Sprachen gleichstellen lässt, habe ich mich in meinem Buche ausführlich geäußert. Die eigentliche Muttersprache der Grammatiker und Schriftsteller war also ein verwildertes Attisch. Es wird ausdrücklich bezeugt, dass die Unterscheidung der Quantität der Vocale in jener Zeit schon geschwunden war, wie auch schon die Diphthonge zu einfachen Lauten zusammengezogen waren, vielleicht schon ebenso sehr, als im Neu-Griechischen. Wie getrübt muss aber das Sprachgefühl sein, wenn η und ε, ο und ω, ει, οι, ι, υ, auch λλ und λ wenig oder gar nicht mehr unterschieden sind! Beruht doch auf diesen Unterschieden eine Fülle von Casus-, Genus- und Temporal-Bezeichnungen. Den Grammatikern war also das Griechische keine lebendige Muttersprache mehr.

Bedenkt man dies; bedenkt man ferner, dass die Alexandriner Anfänger in der Grammatik waren; nimmt man hinzu, welch eine reiche Fülle von Wortbildungs- und Wortbeugungs-Weisen die hellenische Sprache in allen ihren Dialekten darbietet: so wird man begreifen, welch eine schwierige Aufgabe jenen Männern vorlag, und wird es erklärlich finden, dass Mancher meinte, in diesem Chaos von Formen hersche überhaupt keine Regel und kein Gesetz. Diejenigen, welche dies meinten, behaupteten also, in der Sprache hersche keine Analogie, sondern Anomalie. Und so dauerte lange Zeit ein Kampf zwischen ihnen und denen, welche, Aristarch an der Spitze, die Analogie als Norm der Sprache festhielten. In diesem Kampfe, der ein höchst anziehendes Schauspiel, darbietet, und den ich nach den Quellen ausführlich in seiner Entstehung, in seinem Fortgange und endlichen Beilegung darzustellen bemüht war, bildete sich die Grammatik. Man konnte bisher diesen Kampf nicht verstehen, seine hohe Bedeutung für die Entwickelung der Grammatik nicht ermessen, so lange man das relative Recht der Verteidiger der Anomalie nicht einsah; und dieses konnte man nicht einsehen, weil man sich nicht in die Verhältnisse jener Zeit zu versetzen wusste. Erstlich ist ja die Sprache in der Tat voll von Anomalien; und auch dies ist ja schon eine a priori (ich meine: bevor die Grammatik völlig entwickelt war und auch aus bloßen Begriffen) unbegreifliche Anomalie, dass es nicht eine Declination und eine Conjugation gibt, sondern mehrere. Bedeutet denn nicht der Genitiv der dritten Decli-

nation ganz dasselbe, wie der der zweiten? Woher also die verschiedene Bezeichnungsweise? Ist denn das analog, rational, dass dasselbe grammatische Verhältnis verschieden bezeichnet werde? Nun sagen wir heute, im Griechischen gebe es drei Declinationen. Betrachten wir aber das Verhältnis des Genitivs zum Nominativ, so umschließen ja jene drei Declinationen vielmehr gegen fünfzig. Und ähnlich beim Verbum. Es ist also erstlich wahr, dass die Sprache, wenn man die Lautform mit der inneren Form vergleicht, durchaus anomal ist; und auch wahr, dass die Lautform, bloß an sich betrachtet, vielgestaltig ist, d. h. wiederum anomal. Es ist zweitens wenigstens verzeihlich, wenn man verzweifelte, im Chaos der Sprachformen Ordnung zu schaffen. Drittens aber waren natürlich die Versuche, Regeln der Formbildung aufzustellen, zunächst sehr unvollständig: man begann mit halbwahren, mit zu allgemeinen Regeln, weil man die Tatsachen nicht sogleich überschaute. Gegen diese unvollkommenen Regeln kämpften nun die Anhänger der Anomalie, indem sie die Fälle vorbrachten, auf welche dieselben nicht passten. Dadurch gerade halfen sie die Gram- 280
matik bilden. Denn dadurch wurde der Verteidiger der Analogie gezwungen, die aufgestellte Regel zu beschränken, zu präcisiren, zu vervielfältigen.

Diese allgemeine Uebersicht über die Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen (und über mein angegebenes Buch) möge genügen. Wir kommen jetzt zu dem Gegenstande, den Schömann bearbeitet hat, und dessen Stellung in der Geschichte der Grammatik oben schon bezeichnet worden ist. Es sei im voraus bemerkt, dass die zu besprechende Arbeit alle Erwartungen erfüllt, die man von einem Manne wie Schömann hegen durfte, einem Philologen, der unter den besten zählt, und der auch mit den Ergebnissen und dem Geiste der neuern Sprachwissenschaft vertraut ist. Man konnte von ihm Gutes und Neues erwarten und findet beides. Mit philosophischem Geiste werden die Redeteile definirt, ihre Unterarten bestimmt, und mit großer Feinheit des Sprachgefühles werden einzelne Constructionen der classischen Sprachen gedeutet, wird namentlich der Sinn vieler Partikeln erklärt. Auch die Form der Darstellung endlich, wenn sie so vorzüglich ist, wie in dem besprochenen Buche, kann nicht unerwähnt bleiben.

Schömann beginnt mit einer „vorläufigen Uebersicht“, wo er den Gang zeichnet, in welchem die Redeteile allmählich aufgefunden wurden. Man wünschte, er hätte hieran eine allgemeine Entwickelung der Ableitung der einzelnen Redeteile aus einem allgemeinen Principe geknüpft; man wünschte dies der Uebersichtlichkeit wegen. Denn tatsächlich fehlt eine solche Construction in dem Buche nicht; aber sie ist über die einzelnen Capitel zerstreut. Wir wollen sie zusammenlesen, zuvor aber die geschichtliche Seite betrachten.

Die beiden zuerst gefundenen Redeteile waren die beiden wichtigsten: ὄνομα und ῥῆμα. Man hat bisher Platon für den Entdecker derselben gehalten; ich tue es noch; und wenn Schömann behauptet, dass Plato einerseits diese Terminologie für die beiden Satzteile nicht zuerst angewant, sondern schon vorgefunden, und dass er sie anderseits noch nicht streng gefasst habe: so scheint mir das ein Irrtum.

Es ist erstlich ungenau, wenn Schömann sagt (S. 1), Plato oder schon jemand vor ihm habe bemerkt, „dass einige Wörter zur Bezeichnung der Gegenstände dienen, über die man etwas aussage, andere aber zur Bezeichnung dessen, was man über sie aussage“. Denn dies hat noch nicht einmal Plato bemerkt, sondern erst das Genie des Aristoteles. Die classische Stelle im Sophisten (p. 261$^{e}$) sagt ja nur, das ῥῆμα sei τὸ ἐπὶ ταῖς πράξεσιν ὂν δήλωμα „eine Kundgebung in Betreff der Handlungen“, man möchte sagen „das den Handlungen vorstehende Wort“; ὄνομα aber ist τὸ ἐπ᾽ αὖ τοῖς ἐκεῖνα πράττουσι σημεῖον τῆς φωνῆς. Hier wird nicht bemerkt, dass das ῥῆμα vom ὄνομα ausgesagt werde; sondern jenes wird von Handlungen, dieses von den Handelnden ausgesagt.

Dass nun erst von Platon diese Termini fixirt wurden, geht daraus hervor, dass er sie selbst erst im Sophisten so fixirt hat, aber noch nicht im Kratylos. Dies bestreitet Schömann, aber, wie mir scheint, mit durchaus unzulänglichen Gründen. Dass Demokrit ein Buch über die ὀνόματα, ein ὀνοματικόν, und ein
281 anderes über die ῥήματα geschrieben habe, mag sein. Nur geht aus diesen Titeln nicht im mindesten hervor, was er unter ὄνομα und ῥῆμα verstand. Wenn ferner Protagoras Wunsch, Frage, Antwort, Befehl unterschied, so sind dies rhetorische Verschiedenheiten der Sätze, und hieraus folgt durchaus noch

nicht eine Heraushebung des Verbums mit seinen Modi. So unbestimmte Nachrichten wollen zunächst gar wenig sagen und können nur durch rückbezügliche Schlüsse von Platon aus verstanden werden. Nun setzt aber Plato im Sophisten die Natur der ὀνόματα und ῥήματα in einem Tone auseinander, der keinen Zweifel darüber lässt, dass es sich hier um etwas ganz neues, vorher nicht bekanntes, handeln solle. Schömann meint, nur dem Theätet als einem Jünglinge, der sich mit der Sache noch gar nicht beschäftigt habe, sei die Sache neu. Aber die Jünglinge, mit denen sich Sokrates bei Platon unterhält, sind allemal gebildet genug, um alles zu wissen, was nicht Plato selbst erst als neu darzustellen hat. Uebrigens kommen ja ὄνομα und ῥῆμα schon im Theätet vor, einem Dialoge, der älter ist als der Sophist, und in welchem derselbe Jüngling diese Ausdrücke ohne weitere Erklärung, die ihm zu geben wäre, versteht. Nur haben ὄνομα und ῥῆμα im Theätet sowohl, wie in dem noch früheren Dialoge Kratylos, noch gar nicht den Sinn, den sie erst im Sophisten von Platon neu erhalten. In jenen älteren Dialogen bedeuten sie das, als was sie auch dem Protagoras und Demokrit gegolten haben werden: ὄνομα ein Wort, ῥῆμα eine Phrase, wie wir sagen würden. Folglich lässt sich auch aus der Gebrauchsweise dieser Wörter in jenen älteren Gesprächen nicht beweisen, dass Plato dieselben nicht bestimmt fixirt habe; denn dort waren sie es wirklich noch nicht. Zu beachten bleibt aber auch dies: erstlich, dass ὄνομα durch das ganze Altertum, wie das lat. *verbum*, Wort überhaupt bedeutet neben dem bestimmten terminologischen Sinne; und zweitens, dass, wer wie Plato aus sämmtlichen Elementen der Sprache nur zwei Redeteile heraushebt, notwendig vielfach in Verlegenheit geraten muss, wohin ein gegebenes Wort zu ziehen sei. Wohin sollte denn Plato τί, τοῦτο, die Adjectiva u. s. w. stellen? Das alles aber hindert nicht, dass Plato zwei Redeteile fixirt habe.

Auch Aristoteles ist noch nicht völlig klar über ὄνομα und ῥῆμα. Ich habe die Mängel seiner Definitionen ausführlich dargetan. Das Verbum schließt außer der eigentlichen Bedeutung noch eine Zeitbestimmung in sich, sagt Aristoteles, und ist immer Prädicat. Schömann meint, die Bestimmung, immer Prädicat zu sein, solle einen Gegensatz gegen das Nomen bilden, welches zuweilen Prädicat ist. Das liegt keineswegs in der

Ausdrucksweise des Aristoteles, wie bequem es auch hineingelegt werden kann; nirgends hat Aristoteles diesen Gegensatz von immer und zuweilen hervorgehoben. Es wird festzuhalten sein, dass bei Aristoteles ὄνομα das Subject, ῥῆμα das Prädicat bedeutet. Dann ist aber auch leicht einzusehen, dass der Philosoph mit diesen Termini vielfach in Verlegenheit kommen musste, in noch größere als Plato. — Aristoteles fasste das Nomen und Verbum als φωναὶ σημαντικαί und setzte ihnen die φωναὶ ἄσημοι entgegen, die er als dritten Redeteil ἄρθρα oder σύνδεσμοι nannte. Die völlig zerrüttete Stelle der Poetik gibt keine Berechtigung, Aristoteles eine Unterscheidung von Artikel und Conjunction zuzuschreiben. Die bestimmteste und glaubwürdigste Ueberlieferung der Alten aber geht dahin, dass
282 Aristoteles nur drei Redeteile gekannt habe. Erst die Stoiker, und zwar höchstens seit Chrysippos, schieden die ἄρθρα als declinable Wörter von den indeclinabeln σύνδεσμοι, unterschieden aber auch zwischen ὄνομα und προσηγορία, indem sie unter ersterem das nomen proprium verstanden, unter letzterem die Apellativa.

Die Grammatiker endlich, und zwar ohne Zweifel schon Aristarch, nehmen folgende Redeteile an: 1. ὄνομα, worunter die Eigen- und Gattungsnamen und auch die Adjectiva verstanden wurden; 2. ῥῆμα, das Zeitwort, d. h. das Verbum finitum und der Infinitiv; 3. μετοχή, das Participium, der Redeteil, welcher an nominaler und verbaler Natur „Teil hat“; 4. ἀντωνυμία, das persönliche und demonstrative Pronomen (die interrogativen und indefiniten Pronomina rechneten die Alten zu dem Nomen); 5. ἄρθρον, Artikel, der doppelter Art war: προτακτικόν, unser Artikel, und ὑποτακτικόν, unser Pronomen relativum; 6. ἐπίῤῥημα, das Adverbium, wozu auch die Interjectionen gerechnet wurden, welche erst die Römer als besonderen Redeteil aufstellten; 7. πρόθεσις, Präposition; 8. σύνδεσμος, Conjunction. — Das Adjectivum ward im Altertum nicht als besonderer Redeteil aufgefasst, sondern nur als eine Art Nomen angesehen. — Wir lassen jetzt die Alten und wenden uns zu Schömann's eigener Ansicht.

Zuvor jedoch eine allgemeine Bemerkung, die mir dadurch aufgedrängt wird, dass ich hier vorzugsweise zu Lehrern der Jugend rede. Die bisherige Grammatik, insofern sie, vom

Laute absehend, die Bedeutung der Wortformen bestimmen wollte, war ohne Ausnahme eine logische Disciplin, trug wenigstens einen wesentlich logischen Charakter. Auch Schömann, sein Buch als Lehrer für Schüler schreibend, hält den logischen Gesichtspunkt fest, wie sich z. B. sogleich darin kund gibt, dass er als wesentlichstes Merkmal des Verbums angibt (S. 22): „Die Fähigkeit, einem Subjecte ein Prädicat zuzuteilen". Nach der von mir mehrfach und ausführlich dargelegten Ansicht von der Sprache dagegen ist in der Grammatik noch nicht einmal eine Art Logik, sondern nur eine gewisse Analogie zur Logik anzuerkennen. Gemeinsam ist diesen beiden nur der ganz allgemeine, abstracte Umstand, dass sie eine Formung des Gedankeninhaltes sind. Diese Gleichheit ist darum so bedeutungslos, weil das Princip, wonach die Sprache, und das, wonach die Logik formt, durchaus verschieden sind. Die Sprache steht auf dem Standpunkte der sinnlichen Anschauung, der unmittelbaren Warnehmung, der Phantasie und des Gefühles; die Logik auf dem des Denkens. Die Grammatik ist ein Erzeugnis des Menschen auf der ersten Stufe der Entwickelung menschlichen Bewusstseins; naiver, kindlicher, anfänglicher als die Sprache kann nichts sein von allem, was der Mensch hervorgebracht hat. Logisches Denken dagegen ist die Hervorbringung eines schon hoch cultivirten Geistes. Nur zwei Völker der Erde haben Logik geschaffen, d. h. eine logische Disciplin und logisches Denken: die Inder und die Griechen, deren Schüler die Römer und die modernen Völker wurden. Sehen wir ab von den Indern, deren Geschichte noch dunkel ist: so sehen wir klar, wie Sokrates der erste Mensch war, der logisch dachte; die Eleaten und die Mathematiker waren seine Vorläufer. Sokrates schuf das Denken in der Form des Begriffes, indem er die Induction als bewusste, ab- 283
sichtlich geleitete Denktätigkeit erfand und ihr Ergebnis in der Definition formulirte. Welch ein Unterschied muss also zwischen Grammatik und Logik sein! Im Gegensatze z. B. zu der soeben mitgeteilten von Schömann auf logischem Standpunkte gegebenen Definition des Verbums würde ich folgende aufstellen: das Verbum ist ein Wort, welches eine Tätigkeit als Energie (Kraftausübung) einer Persönlichkeit bedeutet. Man vergegenwärtige sich Sätze wie „der Adler fliegt, der Stein fliegt, die Nacht

kam heran“, und man wird bemerken, dass die Sprache in diesen Fällen sehr verschiedenes in einer und derselben Form ausdrückt, und zwar enthält diese Form nicht eine Zuteilung eines Prädicats an ein Subject, welches eine rein logische Verknüpfung der Begriffe wäre; sondern der Adler, der Stein, die Nacht, alle drei sind in gleicher Weise als Persönlichkeiten vorgestellt, welche eine Tätigkeit üben. Es zeigt sich hier die vielbesprochene naive Belebung und Personificirung von Dingen und bloßen Verhältnissen durch die Sprache. Die Logik setzt einen Begriff als mitgesetzt mit dem andern, als abhängig vom andern, sie verbindet ihn als Prädicat mit dem andern als Subject; unsere denkende Tätigkeit, logisch verfahrend, setzt z. B. den Begriff fliegen abhängig vom Begriff Vogel. Die Sprache dagegen verknüpft nicht in subjectivem Verfahren Begriff mit Begriff, erklärt nicht den einen als Prädicat, den anderen als Subject; sondern eine Warnehmung stellt sie ganz objectiv dar in der Form, dass sie eine Persönlichkeit in bestimmter Kraftäußerung setzt. Die Sprache verfährt gewissermaßen wie die Kunst. Insofern das Bild des Künstlers eine innere Conception ausdrückt: ist auch die Sprache allemal Ausdruck des Innern; der Künstler aber stellt sein Inneres als Object dar, sein Bild soll Darstellung der objectiven Wirklichkeit sein: so stellt auch die Sprache den äußeren oder inneren Vorgang nicht als erst im Denken analysirt und dann durch eine Synthesis der Begriffe verbunden, sondern als Wirklichkeit dar, die von unserem Gedanken unabhängig und gar nicht mit ihm in Verbindung ist. „Der Vogel fliegt“ ist das Lautbild eines fliegenden Vogels, wie der Maler von demselben Vorgange ein Oelbild liefert. Beide Bilder sind freilich durch den menschlichen Geist gegangen; aber die Logik hat an dem einen so wenig Anteil wie an dem anderen. Sie sind beide Schöpfungen der Phantasie.

Wie fest mir nun auch diese Ansicht von der Sprache, von ihrem der Logik durchaus fernen Charakter, steht: so erfordert es doch eine besondere Erwägung, inwiefern sie für den Unterricht geeignet sein mag. Ist die Sprache so durchaus naiv, so wird an die Sprachwissenschaft die unerlässliche Forderung gestellt, sich in diese Naivität zurückzuversetzen. Der Knabe aber, der Grammatik lernt, soll nicht auf eine noch niedrigere Geistesstufe, als er steht, zurückgeführt, er soll im

Gegenteil zum logischen Denken und zur Logik angeleitet werden. — Wie dieser Conflict zwischen der Wissenschaft und dem Bedürfnisse des Unterrichtes zu lösen ist, muss ich dem erfahrenen Pädagogen überlassen, und erlaube mir nur folgende Bemerkung. Gelegentlich mag gerade in den unteren Classen das Hervorheben der logischen Momente der Sprache ratsam sein; in den oberen dagegen wird es meist darauf ankommen, auf die Unzulänglichkeit der Sprachformen für vollständige und genaue logische Formung hinzuweisen. Man wird also gut tun, 284
z. B. für das Verbum Schömann's Definition zu Grunde zu legen. Denn die andere weitherschende Definition, das Verbum bedeute die Tätigkeit, scheint mir gar nicht empfehlenswert, um als Ausgangspunkt dienen zu können. Die Tätigkeit kann auch substantivisch dargestellt werden: der Tanz, der Lauf. Darum hätte Schömann namentlich sich nicht auf diese letztere Definition stützen dürfen, um die Priorität des Verbums vor dem Nomen zu beweisen (S. 31). Nur als Zusatz zu jener ersteren Definition muss bemerkt werden, dass zwar das Prädicat sich auch in anderer Weise als durch ein Verbum ausdrücken lasse, dass dann aber doch allemal wenigstens ein Verbum allgemeiner Bedeutung wie sein den prädicativen Ausdruck vermittelt und dass das Verbum das Prädicat immer als Tätigkeit darstellt. So unterscheiden sich rot sein und erröten, Soldat sein und dienen, *militare*.

Auch Schömann nimmt an (S. 135), dass das Verbum „ein Verhalten, ein Tun oder Leiden", das Adjectivum dagegen „eine Eigenschaft oder Beschaffenheit", also, sollte man meinen, etwas Ruhendes ausdrücke. Vorher (S. 31 Anm.) war freilich behauptet, „dass ruhende Qualitäten gar nicht wargenommen, also auch gar nicht durch das Wort ausgesprochen werden könnten, weil Qualitäten, um wargenommen zu werden, auf den Warnehmenden einen Eindruck machen müssen, folglich nicht ruhende sein können: denn was Eindruck macht, ist eben dadurch tätig". Hierüber wäre viel zu bemerken. Es kann aber genügen, darauf hinzuweisen, dass das gewöhnliche Bewusstsein zwischen Eigenschaft und Tätigkeit streng unterscheidet. Auch Schömann selbst wird wohl mehr Gewicht auf folgenden Satz legen (S. 68): „Das Wesen des Adjectivs besteht darin, dass es die Verbindung eines attributiven Begriffes mit dem Begriff

der Substanz nicht, wie das Verbum, als einen eben jetzt im Geiste vollzogenen Act, sondern, ebenso wie das Participium, als eine unmittelbar angeschaute Tatsache ausspricht.“ Gerade der Unterschied aber dürfte sich wohl am entschiedensten herausstellen, dass die unmittelbar angeschaute Tatsache durch das Verbum als Tätigkeit, durch das Adjectivum als Zustand, Beschaffenheit, Eigenschaft dargestellt wird. Dieser Unterschied aber würde auch dann noch bestehen bleiben, wenn man sagte: „der Vogel ist grau“; denn die attributive oder die prädicative Syntax des Adjectivs ändert an dessen Bedeutung nichts; diese ist im Gegensatze zum Verbum immer eine als im oder am Subjecte ruhend gedachte Eigenschaft. Was der Logiker, der Metaphysiker, der Physiker zu solchen ruhenden Eigenschaften sagt, was er über einen Satz, wie „dieses Papier ist blau“, denkt, kümmert das Sprachbewusstsein des Volkes und des Grammatikers nicht.

Wenn nun die beiden Ausdrucksweisen, die attributive „dieser graue Vogel“ und die prädicative „dieser Vogel ist grau“ dem Inhalte nach ganz gleich sind, wodurch unterscheiden sie sich denn? Lediglich durch die Redeform. Die prädicative Anwendung des Adjectivs enthält eine gegenwärtige, in diesem Acte der Rede selbst erst vollzogene Aussage der Warnehmung. Es könnte auch heißen: „dieser Vogel war grau“ oder „wird
285 grau sein“; so wird die Warnehmung in die Vergangenheit oder in die Zukunft verlegt; aber der Act der Aussage ist in diesem Augenblicke vollzogen. „Dieser graue Vogel“ dagegen, die attributive Form, bezieht sich allemal auf eine wirklich schon vorangegangene oder als vorangegangen stillschweigend vorausgesetzte Aussage, welche nur recapitulirt und an eine neue Aussage angeknüpft wird. Der Verlauf wäre also der: „Es war ein Vogel, der war grau; dieser graue Vogel sang sehr schön.“

Kommen wir nun zum Participium. Die alten Grammatiker hatten von demselben, wie auch vom Infinitiv eine durchaus mangelhafte Erkenntnis. Sie sahen, dass es sowohl ὄνομα als auch ῥῆμα ist, und meinten darum, es sei beides, also vielmehr keines von beiden, sondern ein besonderer Redeteil. Dann war es aber auch inconsequent, den Infinitiv beim Verbum zu lassen. Schömann lässt den völlig falschen Ausdruck ὄνομα πράγματο

für den Infinitiv gelten, was um so mehr zu verwundern ist, als er die richtige Einsicht in dessen Wesen hat. Er sagt hierüber klar und treffend (S. 45): „Der Infinitiv trennt den Begriff der Tätigkeit nicht von dem eines substantiellen Trägers, eines tätigen Subjects (was aber das abstracte Verbalnomen tut): er enthält immer die Andeutung einer Synthesis zwischen Prädicat, der Tätigkeit, und Subject, dem Tätigen, wenn auch dies Subject nur ganz allgemein und unbestimmt angedeutet wird. Bei ὑγίεια denkt man bloß die Gesundheit an sich; bei ὑγιαίνειν denkt man immer, dass Einer gesund sei.“ Wenn es sich nun aber mit dem Infinitiv so verhält; wenn er demnach eine echte Verbalform ist, mit der Kraft begabt, dem Subject ein Prädicat zuzuerteilen oder, wie ich sage, der Person eine Energie; wenn er den definiten Verbalformen nur insofern nachsteht, als er sich nicht auf eine der drei bestimmten Personen bezieht, sondern unbestimmt auf Persönlichkeit überhaupt, die entweder wirklich nur allgemein gedacht werden soll (z. B. essen ist dem Menschen nötig) oder durch den Zusammenhang bestimmt wird (z. B. er will essen): wie sollte es sich mit dem Participium anders verhalten? Auch dieses ist eine echte Verbalform, nur ein infiniter Modus. Allerdings kommt für beide noch etwas hinzu. Weil sie nämlich die Beziehung auf Person überhaupt in sich tragen, bilden sie eine Aussage, einen Satz; weil sie aber die Person, auf welche sie sich beziehen, durch sich selbst unbestimmt lassen, so verlangen sie allemal eine Ergänzung, einen Satz, an den sie sich anlehnen können, durch den sie ihre Bestimmung erhalten. Also bilden sie nur abhängige Sätze. Der Infinitiv bezieht sich auf den andern Satz überhaupt in substantivischer Form, bildet dessen Subject oder Object; das Participium schließt sich in adjectivischer Form an ein Substantivum des anderen Satzes. — Darum kann ich es nicht billigen, wenn Schömann sagt (S. 34): „Das Participium spricht den Tätigkeitsbegriff nicht als Prädicat einem Subjecte zu, sondern es dient nur, um das Subject oder Object irgend einer anderen Tätigkeit näher zu charakterisiren, indem es dasselbe als in der von ihm bezeichneten Tätigkeit befindlich darstellt.“ Das scheint mir keineswegs. Wer z. B. erzählt: „sich erhebend, sprach er“, der erzählt zwei Tätigkeiten, dass er sich erhob und sprach; aber er charakterisirt nicht den, welcher sprach,

indem er ihn als in der Tätigkeit des Aufstehens darstellte. So nehme man den Anfang der Ilias. Das Participium χολωθείς
286 charakterisirt nicht Apollon, von dem nur νοῦσον ὦρσε ausgesagt würde; sondern beides wird von Apollon ausgesagt, erst dass er in Zorn geraten war, dann dass er die Pest sandte. Ebenso heißt es von Chryses ἦλθε λυσόμενος φέρων, er kam und wollte auslösen und brachte u. s. w. An sich tragen diese Participien nur die Beziehung auf irgend eine Person; durch den Zusammenhang werden sie auf Apollon, Chryses bezogen, sind also deren Prädicate. So zeigen denn auch „der grünende Baum“ und „der grüne Baum“ wohl einen merklichen Unterschied, den Schömann (S. 68) mit Unrecht leugnet.

Wenn ich demnach erstlich das Participium völlig zum Verbum rechne (vgl. mein Buch: Grammatik und Psychologie § 131) und also vom Adjectivum streng sondere: so muss ich nun auch ferner das Adjectivum gegen die alten Grammatiker und auch gegen Schömann vom Substantivum trennen und kann dasselbe nicht als eine Art der Nomina neben den Gattungsnamen gelten lassen. Ich weiche hier von Schömann nicht in der Tatsache selbst ab; sondern mir scheint diese nur einen anderen Wert zu haben, als ihr Schömann zugesteht. Auch er unterscheidet ja zwischen Adjectivum und Substantivum; ihm aber erscheint der Unterschied nicht groß genug, um aus denselben zwei Redeteile zu machen. Er sagt (S. 70): „Die Gattungsnamen waren ursprünglich den Adjectiven darin gleich, dass sie Eigenschaften und Beschaffenheiten zugleich mit der Andeutung eines substantiellen Trägers derselben aussprachen, und sind von den Adjectiven nur dadurch unterschieden und zu Gattungsnamen geworden, dass die Eigenschaften und Beschaffenheiten, die sie aussprachen, sich bei gewissen Classen von Dingen als regelmäßiges constantes Merkmal fanden, und deswegen die Wörter, die jene ausdrückten, auch zur ausschließlichen oder vorzugsweisen Bezeichnung solcher Dinge dienten.“ Hier scheint mir Schömann die Kluft zwischen Ding und Eigenschaft, Substanz und Attribut oder Gesammtbegriff und Merkmal völlig zu übersehen. Die Tatsache, dass sämmtliche Substantiva sich auf Wurzeln zurückführen lassen, welche ein Attribut bedeuteten, beweist nur, dass jene Kluft vom sprachbildenden Geiste überbrückt wurde, kann sie selbst aber

nicht aufheben. Ein Wort, welches ein Ding bezeichnet oder benennt, ist völlig verschieden von dem Worte, welches eine Eigenschaft bedeutet, mag auch immerhin in beiden dieselbe Wurzel liegen. Mögen *serpens*, Schlange, ἄκρος, Bergspitze, und unser Spitze vollständig gleichlauten mit dem Partic. von *serpo*, dem fem. adj. *acris*, spitze, sie sind innerlich verschieden wie der Träger, der tätige vom getragenen, anhaftenden, getanen. Schömann will dies leugnen (S. 85): „denn es ist ja augenscheinlich ganz verkehrt, wenn man sagt, die Adjectiva bezeichnen nur Eigenschaften und Beschaffenheiten". Ich finde dies so wenig verkehrt, dass ich es für das einzig richtige halte. Was sollten denn sonst wohl die Adjectiva tun? Schömann meint: „sie bezeichnen vielmehr immer daneben auch ein substanzielles Substrat derselben, nur freilich ganz allgemein und unbestimmt". Das tun sie aber keineswegs. Sie bezeichnen lediglich eine Eigenschaft, natürlich als bezogen auf ein Substantivum, als anhaftend einer Substanz, inhärirend einem Substrat: aber sie bezeichnen nicht dieses Substrat selbst. Das Adjectivum und das Verbum bedeuten beide das Attribut und nur dieses: durch die Flexionsendungen werden sie auf die 237
Substanz bezogen, das Verbum durch die Personalendung in prädicativer Form, das Adjectivum durch Genus- und Casus-Zeichen in attributiver Form, wenn nicht das Verbum substantivum zu Hilfe genommen wird: sie werden bezogen auf die Substanz oder Person, aber tragen sie nicht in sich.

Schömann glaubt ferner (S. 74 ff.), dass Nomina, welche ein gewisses Verhalten der Gegenstände bezeichnen, wie die Nomina agentis, z. B. *orator, rex, dux*, oder die Nomina, welche das Ergebnis einer Tätigkeit darstellen, z. B. ἔργον, ἔπος, *vox, lex*, oder die Nomina abstracta, welche die Tätigkeit selbst bezeichnen, z. B. πρᾶξις, *virtus, motio*, dass diese sämmtlich mit besserem Rechte für eine Art von Adjectiven, als für Gattungsnamen, d. h. gemeinsame Benennungen für gewisse Classen von Dingen, zu erklären seien. Hier geht Schömann über die alten Grammatiker hinaus, welche nur die Nomina agentis für ἐπίθετα, Adjectiva, hielten. Die größere Consequenz ist auf Seiten Schömann's; und er wird auch Wörter wie Vater, Mutter, Kaufmann, Soldat, *Deus* u. s. w. für Adjective halten. Vom logischen Gesichtspunkt aus wüsste ich auch hiergegen nichts einzu-

wenden; aber die Sprache sieht die Sache nicht so an. Für sie ist Vater eine Gattung von Wesen, so gut wie Löwe, Tier u. s. w. Sagt sie „dieses Ding ist weiß“, so will sie einem Gegenstande eine ruhende Qualität beigelegt haben; sagt sie aber „dieser Mann ist ein Soldat“, so meint sie diesen Mann in eine Classe von Wesen versetzt zu haben, gerade wie wenn sie sagt „dieses Tier ist ein Löwe“. *Ordo, jus, verbum, virtus* u. s. w. sind für sie bestimmte Wesen, ebenso wohl wie Stein und Baum. Solche Differenzen zwischen sprachlicher Anschauung und logischer Betrachtungsweise können in den höheren Classen der Schulen hervorgehoben werden; aber sie dürfen die rein grammatische Auffassung der sprachlichen Tatsachen nicht verwirren. *Niger*, *nigredo*, *nigresco* hat die Sprache scharf unterschieden und als drei besondere Redeteile behandelt.

Ich konnte die Verschiedenheit meiner Ansicht von der Schömann's über das Verbum, Substantivum und Adjectivum nicht unberührt lassen, muss aber hier auf ein tieferes Eindringen in die Sache verzichten. Um so mehr freut es mich nun in dem, was Schömann über die übrigen Redeteile sagt, mich fast durchweg und zwar gerade in allem Wesentlichen in Uebereinstimmung zu sehen. So nun erstlich in Bezug auf das Pronomen. Pronomina sind ursprünglich durchaus keine Formwörter. Verhältniswörter, wie Schömann will, möchte ich sie freilich auch nicht nennen, da dieser Name sehr gut für die Präpositionen passt. Sehr treffend aber heißt es bei unserem Verf.: „Die Nomina benennen die Dinge nach ihren Qualitäten, die Pronomina bezeichnen sie nach ihren Verhältnissen; jene geben den Begriff des Dinges an, diese deuten auf das Ding nur hin als auf ein in diesem oder jenem Verhältnisse befindliches und von dem, der dieser Hindeutung folgt, zu erkennendes. Sie können deswegen auch Deutewörter genannt werden.“ Gerade in solcher Rücksicht habe ich in meiner „Classification der Sprachen oder Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ (S. 278) qualitative und demonstrative Wurzeln unterschieden. Aus letzteren entstehen eben zunächst die Pronomina. Schömann lässt nur unerwähnt, dass die Pronomina
288 der neueren Sprachen, welche neben den persönlich abgewandelten Verbalformen nur zur Verdeutlichung der abgestumpften

Personal-Endungen stehen, allerdings zu Formwörtern herabgesunken sind, wie ich anderwärts gezeigt zu haben glaube (Grammatik und Psychologie S. 364. 366).

Der Verf. unterscheidet sehr schön Pronomina substantiva und Pronomina adjectiva. Er sagt nämlich (S. 112): „Nicht bloß die Gegenstände selbst lassen sich ohne Angabe ihrer Beschaffenheit lediglich durch Andeutung des Anschauungsverhältnisses, in welchem sie stehen, kenntlich bezeichnen, sondern dasselbe gilt auch von den Beschaffenheiten der Gegenstände, insofern auch diese nicht durch Benennung, wie die Adjectiva sie enthalten, sondern nur nach dem Anschauungsverhältnis bezeichnet werden, in welchem der Redende sie auffasst und auf sie hindeutet.“ Einige Pronomina, wie αὐτός, ἄλλος können substantivisch und adjectivisch gebraucht werden; substantivisch, „wenn sie für sich allein durch Andeutung des durch sie ausgedrückten Verhältnisses zur Bezeichnung des Gegenstandes dienen; wenn sie dagegen die Identität oder Nichtidentität dem anderweitig bezeichneten Gegenstande nur als eine näher bezeichnende gleichsam attributive Bestimmung hinzufügen, so dürfen wir sie Pronomina adjectiva nennen“. So ist ἀλλοῖος nur adjectivisch. Zu dieser Classe gehören vorzüglich die correlativen Pronomina, durch welche eine Beschaffenheit mittelbar dadurch vergegenwärtigt wird, dass sie als einer schon bekannten entsprechend bezeichnet wird, wie τοῖος — οἷος, *talis* — *qualis*. Auch die Possessiva sind adjectivisch und werden von den Personalia ebenso abgeleitet, wie auch von Eigennamen possessive Adjective gebildet werden: Τελαμώνιος, Νεστορέη ναῦς. Numeral-Pronomina sind ὅσοι, πόστος u. s. w. Die Indefinita und Interrogativa haben substantivische und adjectivische Formen.

Der Verf. wiederholt hier die schon früher von ihm ausgesprochene Ansicht, dass die Interrogativa aus den Indefinita durch scharfe Betonung und Stellung an die Spitze des Satzes entwickelt seien, während nach der herschenden Ansicht der Alten und Neuern das Indefinitum durch Schwächung des Tones und Wegrücken vom Anfange des Satzes abgeleitet sein soll. Wenn der Verf. die Berufung auf die Onomatopöie verwirft, hat er zunächst nicht Unrecht. Das onomatopoetische Wesen der Wörter, selbst wenn wir gewiss wären, in dem betreffenden Falle die Urform zu haben, ist zu unbestimmt, um

irgend etwas beweisen zu können. Aber der psychologische Grund, dass ursprünglich das unbestimmte nur mit dem Verlangen nach Bestimmung ausgedrückt wurde, scheint mir nicht so wertlos, wie der Verf. meint. Dass das unbestimmte durch Demonstration ausgedrückt werden kann, zeigt allerdings das von ihm angeführte Beispiel: „der und der, dieses und jenes". Betrachten wir aber diesen Fall genauer, so sehen wir, wie hier das unbestimmte durch die Gleichgiltigkeit gegen das bestimmte, und diese dadurch ausgedrückt ist, dass zugleich auf verschiedenes hingewiesen wird, während zu bestimmtem Zwecke nur auf eines gewiesen werden dürfte. Hier hebt sich die Demonstration auf, wie sich zwei Negationen aufheben. So aber verhält es sich mit τὶς nicht. Selbst wenn dieses Wort aus den beiden Demonstrativ-Wurzeln τ und ι zusammengesetzt wäre, so könnte es nach der Analogie nur Demonstrativum sein.
289 Hätte nun aber auch τὶς in solcher Weise indefinite Bedeutung erhalten, so könnte es nur die gleichgiltige Unbestimmtheit ausdrücken; und wie sollte man darauf gekommen sein, damit zugleich das Verlangen nach Bestimmtheit zu verbinden, d. h. es als Fragewort zu gebrauchen? Es ist ferner nach dem allgemeinen Gange der Sprache wahrscheinlicher, dass das Starke geschwächt, als dass das Schwache verstärkt werde. Auch zeigen die anderen Sprachen, welche ein so einfaches Mittel der Unterscheidung, wie der griechischen zu Gebote stand, nicht hatten, dass man das Indefinitum durch Prä- oder Suffigirung einer Partikel an das Interrogativum ausdrückt: et-was, *qui-dam*, *ali-quis*. Es ist endlich leichter zu begreifen, dass man das unbestimmte als etwas darstellt, wonach zu fragen bleibt, als umgekehrt, das, wonach man fragt, als unbestimmtes hinzustellen. Wenn man sagt, „es ist wer dagewesen", so heißt das, ein Mann, den ich zu fragen gehabt hätte, wer er sei, ist dagewesen. Sollte aber „wer" ursprünglich ein Demonstrativum gewesen, dann durch Verlust des Tones indefinit geworden sein, so würde dieses Wort durch die wiedergegebene Betonung in das Demonstrativum zurückgefallen sein.

Das Zahlwort bezeichnet „das Verhältnis einer Mehrheit von Dingen zur Einheit". Ich würde lieber sagen: das Verhältnis eines Dinges rücksichtlich seiner Mehrheit. Die Benennung des Gegenstandes selbst oder seiner Beschaffenheit

kann dadurch nicht ersetzt werden, wie durch Pronomina möglich ist; aber das Verhältnis wird bestimmt benannt.

Indem der Verf. nun zum Adverbium kommt, wird zuvor ein umfassender Blick über den ganzen Sprachschatz geworfen (S. 135). „Zur Angabe der Gegenstände selbst genügen die Nomina, zu ihrer andeutenden Bezeichnung die Pronomina, zur Angabe eines tätigen oder leidenden Verhaltens die Verba; und jede andere Art von Attributen, wenn sie nicht durch ein Verbum ausgedrückt werden kann, lässt sich in nominaler Form durch das als Copula fungirende Verbum substantivum als Prädicat mit dem Subjecte verbinden. Aber die Aufgabe der Sprache erstreckt sich weiter: sie muss im Stande sein, dem Subjecte ein Prädicat nicht bloß zuzusprechen, sondern auch abzusprechen; sie muss die verschiedenen Modificationen, unter welchen ein Attribut dem Subjecte zugesprochen oder abgesprochen wird, die schlichte Angabe, die Behauptung und Versicherung, die bloße Möglichkeit, den Zweifel, die Ungewissheit, den Wunsch und Willen, kurz die Modalität der Aussage auszudrücken vermögen.“ Drittens sind die näheren Bestimmungen der Qualität und Quantität der Dinge zu bezeichnen; viertens die Verbindungen und Beziehungen der Begriffe. „Einige dieser Bedürfnisse befriedigt die Sprache, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, durch bloße Formveränderungen der Nomina oder der Verba“ (die Modus- und Tempusformen, die Casus-, die Steigerungsformen und andere Ableitungen, wie die Amplificativa und Deminutiva). Aber diese Mittel reichen nicht aus. Zur Ergänzung dienen die ἐπιρρήματα, Adverbia. — Dieses Capitel über die Adverbia und das darauf folgende über die Conjunctionen, in welchen beiden die feinsten Elemente der Sprache abgehandelt werden, bilden den eigentlichen Glanzteil des Buches und nehmen fast die Hälfte desselben ein (S. 135 bis 238). Hier zeigt sich die volle Herschaft des Verf.'s über das Material und die gedankenreiche Durchdringung desselben am meisten. Wir heben aus dem Reichtum treffendster Be- 290
merkungen hier nur wenig heraus.

Zu den Adverbien rechnet der Verf. auch die Präpositionen. Die Tatsache, dass die Präpositionen ursprünglich Adverbia waren und sich aus letzteren erst im Laufe der Sprachgeschichte in einer Weise entwickelt haben, die wir in den ältesten Denk-

mälern der Literatur noch verfolgen können, kann nicht mehr bezweifelt, noch weniger geleugnet werden. Ich meine aber, dass die Präpositionen, nachdem sie sich nun einmal entwickelt haben, auch als besonderer Redeteil anzusehen sind, wie die Tochter, obwohl sie aus der Mutter entwickelt ist, doch eine selbständige Person geworden ist. Wollten wir diesen Grundsatz nicht festhalten, so dürften wir die Adverbia selbst nicht als besonderen Redeteil aufstellen, da sie fast sämmtlich nur isolirte, nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zusammenhange verstandene Nominal- und Pronominal-Formen sind. Es dürfte nur wenige Adverbien geben, die ursprünglich aus einer Wurzel gebildet sind. Man wird aber gut tun, indem man vollständig anerkennt, dass die Adverbia nur einen secundären, und also die aus ihnen gebildeten Präpositionen nur einen tertiären Redeteil bilden, beide doch eben als besondere Redeteile gelten zu lassen (vgl. Zeitschr. f. Völkerps. und Sprachw. II, S. 482—486, unten S. 446 ff.). Denn sie haben eine specifische Bedeutung und eine besondere syntaktische Verwendung im Gegensatze zu einander und zu den anderen Redeteilen. Man vergegenwärtige sich Sätze, wie „er kam aus dem Hause her-aus, er stieg bis auf das Dach hin-auf“ u. s. w.; wie ganz anders fühlen wir die Bedeutung des ersten „aus, auf“ und die des zweiten. Oder: „er schritt durch das Zimmer, er durchschritt das Zimmer; er ging durch das Zimmer hindurch“. Diese Wörtchen sind eben in der ersten Stellung Präpositionen, in der zweiten Adverbia.

Sehr scharfsinnig und, wie ich meine, treffend erklärt der Verf. die Entstehung der Adverbia aus den verschiedenen Casus der Adjectiva, aus dem Accusativ, Ablativ, Locativ (S. 146 ff.), woran sich auch die Erklärung des Accusativs bei Adjectiven und bei Sein anreiht, den man den frei stehenden oder den Accusativ der Beziehung nennt, und den man gewöhnlich etwas umständlich durch „in Bezug auf“ erklärt, z. B. πόδας ὠκύς u. s. w., was man, wenn ich in des Verf.'s Sinn richtig eingedrungen bin, genauer etwa zu übersetzen hätte: „die Füße schnell machend oder habend“. In diesem Gedankengange vorschreitend, erlaube ich mir noch hinzuzufügen, dass Constructionen wie κάμνω τὴν κεφαλήν so aufzufassen wären: ich habe schmerzhaft den Kopf; in εὖ ἔχομεν τὰ σώματα ist freilich das Nomen nicht unmittelbar Object zu ἔχομεν, aber wohl zu

εὖ ἔχομεν, diese beiden Wörter als einen Begriff genommen: uns wohl befindend (haben wir) den Körper. Denn die Uebersetzung durch „was betrifft“ u. dgl. umschreibt wohl den Gedanken, trifft aber keineswegs den ursprünglichen Wortsinn. — Hieran sei noch folgendes geknüpft. Die Einteilung der Nomina nach Aussonderung der Adjectiva, also die Einteilung der Substantiva in Appellativa, Stoffwörter, Collectiva scheint mir weit mehr logisch als grammatisch zu sein. Grammatischen Wert hat eine Einteilung von Wörtern und Wortclassen nur, insofern sie sich auf Momente der grammatischen Form stützt, also z. B. auf die Bildungssylben, wie τηρ, τις, της, τρον u. s. w. Eine solche Einteilung würde vielfach von den logischen Ver- 291
hältnissen abweichen, dieselben durchkreuzen; hierauf hätte der Lehrer den Schüler in den höheren Classen aufmerksam zu machen. Auch ist jene logische Einteilung nicht ohne Wert für die sprachlichen Erscheinungen selbst, da es z. B. Constructionen nach dem Sinne gibt, und also ein Collectivum in Singular-Form ein Prädicat im Plural erhält u. s. w. Noch anders aber verhält es sich mit der Einteilung der Verba in transitive und intransitive oder in subjective und objective. Wie man auch einteilen und definiren mag, es wird sich weder grammatisch noch logisch etwas haltbares ergeben. Auch findet sich diese Einteilung der Verba weder bei den Stoikern, noch bei den alten Grammatikern. Jedes transitiv oder objectiv sein sollende Verbum kann auch intransitiv sein: „er schlägt, liebt“; und umgekehrt jedes intransitive auch transitiv: „ein schönes Leben leben, glückliche Tage leben, in der Stadt leben“. „Wachen“ ist so subjectiv, dass es sich kaum noch von „wach sein“ unterscheidet; aber Faust sagt: „o Mondenschein den ich so manche Mitternacht an diesem Pult herangewacht“. Und ebenso κάμνειν τὴν κεφαλήν, und sogar das Adjectivum, welches dem intransitiven Verbum gleichgesetzt werden könnte, wie πόδας ὠκύς. Also nicht von den Verben, sondern von den Constructionen muss man sagen, dass sie teils subjectiv, teils objectiv oder intransitiv und transitiv sind, je nachdem das Prädicat, sei es ein Verbum oder ein Adjectivum, sich bloß auf das Subject oder zugleich auch auf ein Object bezieht.

Die Constructionen, wie *vitam solitariam vivere*, χαρὰν μεγάλην χαίρειν, gaben dem Verf. den Ausgangspunkt zur Er-

klärung von μέγα χαίρω, *magnum clamo*. Dass in diesen letzteren Fällen der Accusativ des Neutrums auftritt, rührt daher, dass der dem Verbum inwohnende Objectsbegriff, χαρά, *clamor*, hier nicht ausdrücklich genannt ist. „Großes schreien" ist eben „großes Geschrei erheben". Dieser Hinweis auf das „innere Verbalobject", wie es der Verf. passend nennt, hilft nun weiter auch folgende Constructionen zu verstehen: τί κλαίεις, *quid fles*, was weinst du? Dies würde nach dem Vorstehenden zunächst allerdings nur bedeuten: welches oder was für ein Weinen weinst du? wie *hoc doleo* nur heißt *hunc dolorem doleo*. Aber, wie auch aus unserm was ist das für ein Laufen? hervorgeht, das Wesen einer Tätigkeit, wie des Weinens, des Laufens, liegt in dem Grunde zu derselben, in ihrer Veranlassung. Darum erhält τί κλαίεις, τοῦτο γέγηθα den Sinn von „warum weinst du, darüber freue ich mich". Und so ist denn klar, wie die Neutra des Relativs *quod*, ὅτι Causalconjunctionen werden (S. 178).

Es ist nicht nötig, weitere Mitteilungen aus einem Buche zu machen, dessen sorgfältiges Studium auf's angelegentlichste empfohlen werden muss. Und so schließe ich mit dem innigsten Wunsche, dass ein günstiges Geschick dem Verf. die Muße gewähre, um auch die Lehre von den παρεπόμενα, den Accidenzen der Redeteile, ausarbeiten zu können.

---

## Das Geschlecht.

292 Die Genera des Nomens gehören zu den grammatischen Tatsachen, die am frühesten bemerkt sind. Es mag Protagoras und seine Zeitgenossen nicht wenig erstaunt haben, in dem sprachlichen Abbilde der Welt auch den Gegensatz dargestellt zu finden, welche die ganze Natur und selbst die Olympier durchzieht. Das Wunderliche, auf welches man bei näherer Betrachtung der Geschlechter der Wörter sehr bald stößt, wurde auch schon gleichzeitig aufgefasst und — verspottet. Erst die letzte Zeit hat sich die Aufgabe gestellt, das Genus des

Nomens zu begreifen, indem sie in dem scheinbar Wunderlichen ein interessantes Rätsel fand. Zur Lösung desselben ist seit Grimms Bearbeitung unseres Gegenstandes in seiner Grammatik der allgemeine Standpunkt gewonnen. Auch der hierher gehörige § 203 von Heyse's System der Sprachwissenschaft darf jetzt schon als bekannt vorausgesetzt werden, während er dem Verf. der Monographie über das Genus noch unzugänglich war.

Soeben nämlich erscheint der Artikel „Geschlecht (grammatisches)“ in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, eine Arbeit von Hrn. Pott, etwa 67 Seiten. 4. Sie legt neues Zeugnis ab von all den seltenen Eigenschaften, welche wir längst in den Werken des Hrn. Pott kennen: von seiner unübertroffenen Gelehrsamkeit, seiner Sorgfalt im Auffassen des Einzelnen und seinem entschiedenen Streben, das Einzelne ins Allgemeine zu erheben. Wenn dieses Streben, von solchen Eigenschaften unterstützt, doch zuweilen nur halb gelingt oder gar mislingt, so kann ihm doch niemals unsere vollste Anerkennung fehlen. Sehen wir aber, was uns diesmal geboten wird.

Hr. Pott beginnt mit einer Kritik „verschiedener Meinungen“ über das Genus. Das ist nicht die Kritik, die ich liebe. Was gehen uns die „verschiedenen Meinungen“ an? Nur was seine positive Stelle in der geschichtlichen Entwickelung der Wissen- 293
schaft hat, kann auf Beachtung Anspruch machen.

Nach den kritischen Bemerkungen kommt Hr. Pott zu „unserer Aufgabe und deren Lösung aus der Sprachgeschichte“. Vor allem betont er mit Recht, dass jedes Geschlechtszeichen der Wörter immer nur Folge, nicht Ursache der Geschlechtlichkeit derselben ist. In letzterer aber sieht er einen „geistig tiefbedeutsamen Farbenreichtum“, ein Mittel, „in dem wirren Haufen unserer wild durcheinander laufenden Vorstellungen mancherlei willkommene Begriffsabgrenzungen und oft nur dem Gefühle noch zugängliche Abschattungen nach Aehnlichkeit oder Unterschied zuwege zu bringen“. Zur tieferen Begründung dieses Satzes wollen wir eine Stelle anführen aus dem soeben erschienenen Werke eines zart fühlenden und scharf denkenden Psychologen (Lazarus, Leben der Seele, Bd. II, wo eine Abhandlung über „Geist und Sprache“ fast den ganzen Raum einnimmt, S. 95): „Neben den von Außen empfangenen Anschauungen regt auch die eigene Tatkraft der Seele sich; wenn sie Bilder der

Dinge erfasst, wenn Gefühle durch diese in ihr angeregt werden, dann erwacht wohl auch die eigene Anschauung über die Dinge.“ Und bald darauf wird bemerkt, es gebe allemal einen Ueberschuss von Denktätigkeit, welcher „unausgesprochen bleibt, weil er eben noch unaussprechbar, d. h. weil wir noch keine bestimmten Vorstellungen davon haben, als da sind verschiedene Gefühle und Gefühlsgrade, Gemütserregungen, mystische Anschauungen, unbestimmte, subjective Begriffe u. s. w. Für den Urmenschen nun ist dieser Ueberschuss noch bei Weitem größer, und er besteht fast ausschließlich aus solchen Elementen, die eben noch unaussprechbar; eben deshalb aber drängt es ihn zum Ausdruck, unbewusst strebt er nach Beherschung, d. h. Darstellung seines Gedankenstoffes; er lässt nicht ab, dieser noch ungestalteten Masse Form zu geben, zu versuchen und zu wiederholen.“ Je mächtiger und feiner nun jene Gefühls- und Gemütserregungen sind, und je mehr zugleich ein Volk die Fähigkeit und den Trieb besitzt, klare Anschauungen zu ge-
294 stalten und in Lauten auszuprägen, um so eher und um so besser werden jene Versuche, immer mehr Inneres in der Sprache auszudrücken, gelingen; und einer der gelungensten ist offenbar die Auffassung und Bezeichnung des Genus. Sie erzeugt eine ästhetische Umkleidung, eine plastische Gestaltung der Vorstellungen, so dass sie wie lebendige, geschlechtlich individualisirte Wesen erscheinen.

Hr. Pott berücksichtigt ungefähr alle Sprachen der Erde. Dem Zwecke dieser Beiträge genügt es, nur ganz allgemein den Gegensatz hervorzuheben, in welchem sich rücksichtlich des Genus der indogermanische Sprachstamm zu allen übrigen befindet. Zwei Punkte kommen hier in Betracht.

Ich habe, angeregt durch Wilhelm v. Humboldt, in meiner „Classification der Sprachen“ die drei Sprachstämme der weltgeschichtlichen Völker, d. h. der kaukasischen Rasse, den indogermanischen, semitischen und ägyptischen Stamm, den sämmtlichen übrigen Sprachen der Völker ohne weltgeschichtliche Bedeutung derartig gegenübergestellt, dass ich nur ersteren wahre grammatische Formen zuschrieb, letzteren aber nicht, und jene also Formsprachen nannte, diese dagegen formlos. Jene auch nur kennen den formalen Geschlechtsunterschied, diese nicht. Dieser allgemeine Gegensatz der Sprachen bewährt sich in dem

vorliegenden Falle aufs entschiedenste. Denn Ausdrücke wie Vater und Mutter, Ochs und Kuh, Rehbock, Mutterschaf, männlicher Hund, Löwe und Löwin, bezeichnen nicht formale, sondern materiale Unterschiede: benennen Unterarten, also Dinge; sind nicht Zeichen für bloße Formen der Auffassung: sie stehen teils, wie Benennungen verschiedener Dinge, neben einander (Ochs—Kuh); teils drücken sie eine nähere Bestimmung des Dinges von materialem Wert und also auch wirklich durch Stoffwörter in einem Satzverhältnisse (männlicher Hirsch) oder einer Zusammensetzung (Mutterschaf) oder einer Ableitung (Löwin) aus: — nur diese materialen Geschlechtsverhältnisse kennen die formlosen Sprachen, weiter nichts. Dahingegen ist in den Formsprachen der Geschlechtsunterschied Sache der Form, 295
in welcher die Dinge aufgefasst werden, ein Darüber-Hinausgehen über das materiell Gegebene, eine ästhetische Personificirung der Vorstellung. Vater und Mutter u. s. w. bezeichnen die beiden physiologischen Factoren der Befruchtung und Empfängnis, der Zeugung und der Geburt: dieser Unterschied liegt in der Materie, dem Gegebenen, und wird überall in unterschiedenen Namen festgehalten: dass nun aber die Vorstellung Vater als männlich, die Vorstellung Mutter als weiblich aufgefasst wird, ist Sache ästhetischer Formung und findet sich nur in den Formsprachen.

Einige Erscheinungen in den formlosen Sprachen scheinen darauf hinzudeuten, dass auch ihnen der Geschlechtsunterschied nicht fehle. Auf mandschurisch z. B. heißt der Vater *ama*, die Mutter *eme;* und so gibt es noch ein par parallele Wörter, wo das männliche durch den Vocal *a*, das weibliche durch *e* benannt wird. Das ist allerdings eine ganz klare Symbolik, die sich aber doch nicht über den Zweck materialer Benennung erhebt, nichts Formales an sich trägt, so wenig irgend ein onomatopoetisches Wort der Onomatopöie wegen ein Formwort heißen kann. *haha* bedeutet in derselben Sprache Mann, *hehe* Weib; aber jenes ist kein Masculinum, dieses kein Femininum. Dieselbe oder eine ähnliche Analogie der Wörter findet sich dann auch noch in ganz anderen Begriffskreisen: *wasi* heißt fallen, *wesi* steigen; *tul* heißt draußen, *dol* drinnen.

Hr. Pott hat diesen Mangel der wahren Geschlechtsunterscheidung richtig erkannt und mehrfach hervorgehoben (S. 406.

430. 431); und so geschieht es denn selbst in seinem Sinne, dass wir uns hier mit der Bemerkung genügen, wie er viele für die allgemeine Sprachkunde höchst interessante Tatsachen gesammelt hat, die unserm Geschlechtsunterschiede analog sind, die uns aber eben darum hier nichts angehen.

Nach diesem Gegensatze der Sprachen der kaukasischen Menschenrasse zu denen der andern Rassen kommt nun
296 zweitens in Betracht der Gegensatz des Indogermanischen zum Semitischen und Aegyptischen. Nur ersteres nämlich unterscheidet vom Masculinum und Femininum noch ein Neutrum; den beiden andern Stämmen ist ein Neutrum fremd. Nur scheinbar tritt auch hier gelegentlich ein Neutrum auf: beim fragenden Fürwort wird das unpersönliche „was“ vom persönlichen „wer“ unterschieden, wie wohl in allen Sprachen geschehen mag. Aber das hebräische *mi* und *ma* sind nicht wie wer und was, *quis* und *quid*, formal verschieden, sondern material, obwohl von derselben Wurzel abgeleitet.

Bei der Betrachtung seines Gegenstandes fasst Hr. Pott vier Punkte ins Auge: a) die Zahl der Genera; b) den Umfang ihrer Gebiete; c) deren Bezeichnungsmethoden; d) deren Verwendung über das Unbelebte und sexual Unterschiedslose hinaus.

Der erste Punkt ist durch vorstehende zwei Bemerkungen für uns schon erledigt. Der zweite betrifft die Frage, an welchen Redeteilen der Geschlechtsunterschied Bezeichnung findet.

Entstanden ist der Geschlechtsunterschied offenbar am Substantivum und nur ihm gehört er eigentlich und ursprünglich an; wo er aber wirklich in seiner formalen Natur entwickelt ist, da gibt er sich allemal auch durch die Motion der Adjectiva und adjectivischen Beiwörter kund, und diese Motion verleiht ihm erst noch die formale Verklärung und die eigentlich grammatische, nämlich syntaktische Bedeutung. Auch gilt mir der Umstand, dass die nichtkaukasischen Sprachen keine Motion der Adjectiva haben, als ein deutlicher und treffender Beweis dafür, dass diese Sprachen weder Geschlechtsunterschiede noch überhaupt grammatische Formung kennen.

Wenn das Geschlecht der Substantiva einen gewissen qualitativen und stofflichen Sinn hat, so hat die Motion der Adjectiva lediglich und rein formale, syntaktische Bedeutung; und wenn also Hr. Pott bemerkt (S. 429): „Das Attribut, z. B.

Schönheit, stellt sich bei weitem anders am Manne, an der Frau, am Kinde, am Tiere, am Baume, an einer Gegend, am Braten u. s. w. dar. Diese Relativität qualitativer Bestimmungen der Dinge war dann wohl einer der mitwirkenden Gründe einer Geschlechtserweiterung auch über das attributive Sprachgebiet*; so ist das gewiss ganz verfehlt. Diese materiale Relativität kümmert den grammatischen Sinn durchaus nicht; aber den lexikalischen. Ein zarter Sinn nennt den Braten nicht schön, sondern wohlschmeckend, und spricht von der Venustas der Frau, aber nicht des Mannes.

In bedeutungsvollem Gegensatze zum Adjectivum lässt das Verbum — abgesehen vom Participium — das Genus unbeachtet; nicht etwa, wie Hr. Post meint, weil es gleichgültig wäre, „ob z. B. ein Mann liebt oder eine Frau“; die Liebe der Frau ist gewiss von der des Mannes ebenso verschieden wie die Schönheit; aber auf diese Verschiedenheit kommt es eben der Grammatik nicht an. Die semitischen Sprachen scheiden allerdings in der Endung der 2. und 3. Pers. des Verbums die beiden Geschlechter — nicht zum Vorteil, wie mir scheint, vor den indogermanischen Sprachen. Denn, irre ich nicht, so wird die Schärfe der prädicativen Aussage durch Motion geschwächt, weil mit der Attribution gleichgestellt. Auf indogermanischem Gebiete zeigen nur die slavischen Sprachen einen Fall, wo das Verbum movirt wird, z. B. russ. on pisal er schrieb, dass' pisala die Tochter schrieb, dítja pisalo das Kind schrieb. Indessen haben wir doch hier, etymologisch betrachtet, nur ein Participium, dem das Hülfsverbum fehlt; und ferner scheinen mir eben auch unter die Slaven die schlaffsten unter den indogermanischen Völkern zu sein. Der Römer hat in seinem amatus, welches doch auch nur ein Participium ist, aber nicht movirt wird, einen kräftigern Sprachgeist gezeigt. Ebenso halte ich auch unsere deutschen mit dem part. perf. zusammengesetzten Zeitformen, in denen das Participium ganz unverändert bleibt, für kräftiger als die entsprechenden französischen Formen, in denen das Participium nach Genus und Numerus abgewandelt wird.

Hätte nicht in der Sprache das Gesetz der Congruenz geherrscht, wäre nicht der Geschlechtsunterschied vom Substantivum auf das Adjectivum übertragen worden, so wäre er nicht nur für den Grammatiker unterkennbar, unbemerkbar geworden; um-

dern er hätte auch in dem Sprachbewusstsein selbst keine feste Stätte, keinen Halt, weil keine Wirksamkeit gefunden. Jene Uebertragung und Congruenz des Geschlechts sind also für das Wesen und Dasein desselben in der Sprache von Bedeutung. Nur sieht man nicht ein, in welchem innern Zusammenhange das attributive Satzverhältnis mit dem Genus des Substantivums stehe. Es scheint mir gar nicht so selbstverständlich, dass die Congruenz der Wortformen überhaupt nur ein passendes und nun gar das einzige passende Mittel zum Ausdrucke des attributiven Satzverhältnisses sei, noch auch, dass sie sich nicht bloß über Casus und Numerus erstrecken dürfe, sondern auch das Genus umfassen müsse. Wir könnten uns eine bestimmte, aber unwandelbare Adjectivform, oder wenigstens lauter Adjectiva einer Endung denken. Andererseits, da das Verbum doch auch der Congruenz in Bezug auf den Numerus unterliegt, so könnte auch das Geschlecht berücksichtigt, und der Gleichheit mit dem Attribut durch eine verschiedene Weise der Geschlechtsbezeichnung begegnet werden, wie ja auch der Plural des Verbums sich von dem des Nomens abscheiden ließ. Kurz, wenn es auch gewiss ist, dass die Unterscheidung der Geschlechter, im Volksgeiste einmal aufgefasst, sich notwendig in der Sprachform offenbaren, betätigen musste: so bleibt immer noch die Frage, warum sie gerade im Ausdrucke des attributiven Verhältnisses ihre Wirksamkeit entfaltet und dadurch ihr Dasein bekundet und erhält.

Sollen wir annehmen, dass ein entschiedener, besonderer Drang nach Abscheidung des attributiven Verhältnisses vom prädicativen sich des Geschlechtsunterschiedes der Substantiva bemächtigt und ihn auf das Adjectivum übertragen habe, um in der Congruenz beider Redeteile lautliche Befriedigung zu finden? oder ist die Congruenz eine nebenher erfolgte Wirkung
299 ganz anderer Umstände? War sie ursprünglicher Zweck eines besonderen Triebes der Sprache? oder ist sie eine unerstrebte Folge der Verwirklichung ganz anderer Triebe? Wird ersteres angenommen, so ist der innere und notwendige Zusammenhang zwischen Attribut und Congruenz nachzuweisen; nimmt man letzteres an, so sind nur die historischen Umstände anzugeben, welche unbeabsichtigt, aber ganz natürlich Congruenz bewirkten.

Diese Doppelfrage hat sich zwar Hr. Pott nicht in der

Strenge, wie wir hier tun, vorgehalten; aber aus seiner Theorie der Congruenz (S. 398) scheint hervorzugehen, dass ihm letztere als wesentlicher Ausdruck der Attribution gilt; denn er sieht in der Congruenz einen Reim oder Parallelismus der Laute als lautliches Abbild eines Gedankenreims, eine Gleichartigkeit der Elemente der äußern Form als Darstellung der Einheit der polarisch entgegengesetzten innern Elemente des Gedankens. Diese Elemente sind nämlich Substanz und Accidens; und die innere Beziehung zwischen beiden, die Inhärenz des Accidens in der Substanz, finde ein Spiegelbild in der Congruenz der Wortformen. So seien die Glieder eines Satzes unter einander teils gleichartig, und ihre Verhältnisse bilden die Lehre von der Congruenz, teils ungleichartig, und ihre Verhältnisse sind Gegenstand der Lehre von der Dependenz oder Rection.

Zuerst bemerken wir, dass hiermit noch nicht gezeigt ist, warum sich die Congruenz auch auf das Geschlecht erstrecken muss und nicht beim Casus und Numerus ihr Verbleiben finden kann. Warum gibt es nicht lauter Adjectiva einer Endung?

Dann aber kann ich überhaupt die ganze hier vorgetragene Theorie des Hrn. Pott nicht billigen. Ich kann einer Theorie nicht beipflichten, bei der das prädicative Verhältnis so in den Hintergrund tritt und mit dem attributiven verschmilzt. Schon dadurch verrät sie sich meinen Augen als nicht auf grammatischem Boden entstanden, wenn auch nicht sämmtliche von Hrn. Pott herbeigeführte Kategorien der Metaphysik angehörten. Substanz, Accidens, Inhärenz, Gleichartigkeit, Dependenz — von all dem finde ich in der Sprache nichts. Es handelt sich 300
hier wieder um die Vermischung der Grammatik mit Logik und Metaphysik. Ist denn in „Rose blüht“, „rote Rose“, „Rose pflücken“, in dem einen Verhältnisse mehr Gleichartigkeit, mehr Inhärenz, mehr Congruenz der Glieder, als im andern? Ist der Rose das Blühen, die Röte mehr inhärent, als die Rose der Tätigkeit des Pflückens? Sind Rose und blühend oder rot gleichartiger als Brief und schreiben oder Rose und pflücken? In „*amo deum*“ — wird hier etwa *amo* weniger von *deum* regiert, als *deum* von *amo*? „Der Accusativ regiert ein actives Verbum“, ist das weniger richtig, als der umgekehrte Satz? Nein; aber auch nicht weniger falsch. In Wahrheit liegt das Regierende in dem Wesen des bestimmten grammatischen Verhältnisses,

welches als das Ganze, erhaben über die einzelnen Glieder, sie doch durchdringt und ihnen ihre Form gibt.

Endlich zum Geschlecht zurückkehrend, so entscheide ich mich in Bezug auf die oben hingestellte Doppelfrage für das zweite Glied derselben, indem ich zwischen dem Wesen des Attributs und der Congruenz und nun gar der Congruenz des Geschlechts durchaus keinen innern, begrifflichen Zusammenhang zu erkennen vermag. Die Congruenz ist also ein lediglich historisch nachzuweisendes Verhältnis. Und zwar, sollten wir wohl hier einen Blick in das embryonische Werden der Sprache werfen können? Oder sind wohl folgende Annahmen zu gewagt?

Die erste Agglutination eines Formelements an ein Stoffelement mag in der Vereinigung der Wurzel mit dem Personalzeichen anerkannt werden. Zu dieser Zeit der ersten Formbildung wird das Pronomen noch nicht geschlechtlich unterschieden worden sein. Daher fehlt dem Verbum die Motion. Ja, die Agglutionation der Personalzeichen mochte schon große Beständigkeit und Festigkeit gewonnen haben, bevor am Pronomen das Genus bezeichnet ward. So lange mochte aber das Substantivum noch weniger in diese Unterscheidung eingegangen sein; denn diese scheint dem Pronomen am ursprünglichsten
301 zuzukommen. Das Pronomen ist der allerabstracteste und allersinnlichste Redeteil, und ist ersteres, weil letzteres. Mit „der“ und „die“, denke ich mir, war zum ersten Male der Geschlechtsunterschied geschaffen, und von hier wurde er auf die Substantiva übertragen. So wurde er aber zunächst nur gedacht und bloß am Demonstrativum auch bezeichnet. Letzteres nun wurde zur Bezeichnung der in dem attributiven Verhältnisse liegenden Relation verwendet (wie in niedrig stehenden Sprachen noch immer geschieht), dann dem Nomen agglutinirt, dem Substantivum sowohl wie dem Adjectivum. Man analysire z. B. *de-us es-t bon-us*, Gott-der sein-er gut-der, oder *bon-us de-us ama-t*, gut-der (= welcher) Gott-der lieben-er. Hier sehen wir Substantiva und Adjectiva in Relation gesetzt durch ein beiden später agglutinirtes Demonstrativum. Dieses ist das Wesentliche der Form; die Congruenz zwischen Adjectivum und Substantivum ist nur die notwendige, aber nicht bezweckte, also zufällige Folge. Und so war auch dem Geschlecht hier Gelegenheit geboten, sich zu

offenbaren, obwohl es an sich mit dem Attribut in keiner wesentlichen Verbindung steht.

Kommen wir jetzt drittens zu den Mitteln der Geschlechtsbezeichnung, so ist vor Allem mit Hrn. Pott zu bemerken, dass ein bestimmter geschlechtlicher Unterscheidungscharakter sehr häufig fehlt. Nicht nach dem Nominativ nämlich, sondern nach dem Thema des Nomens ist das Geschlecht zu bestimmen. Nun aber zeigen die consonantischen Ausgänge des Thema, wie die Ausgänge mit kurzem *i* und *u*, kein bestimmtes Geschlecht an. In diesen Fällen liegt bloß in der je nach dem Geschlecht verschiedenen Form einiger Casus ein Hinweis auf das Genus. Die Anzahl dieser Casus ist im Lateinischen und Griechischen auf den Nom., Acc. und Voc. beschränkt, welche im Neutrum eigentümlich behandelt werden. Im Sanskrit aber gibt es noch andere Casus, welche je nach dem Geschlecht des Nomens anders gebildet werden. Es bieten sich aber hier zwei Annahmen dar. Ueberlegen wir, dass im Lateinischen und Griechischen die Unterscheidung der Geschlechter durch die Declinationsweise (abgesehen von der nicht ursprünglichen Spaltung der *a*-Form in die erste und zweite Declination, *o* (*ω*) und *a*) viel beschränkter ist als im Sanskrit; so könnten wir uns geneigt fühlen, für eine noch ältere Formation des Indogermanischen eine durchgängige Variation sämmtlicher Casusformen je nach dem Geschlecht anzunehmen. Aber es verbietet auch nichts die Meinung, dass das lateinische und griechische Verhältnis das ursprüngliche sei und die mehrfache Unterscheidung des Sanskrit den Indern eigentümlich sei, indem sie gleichgültige Varianten der Casusformen allmählich zur Bestimmung des Geschlechts verwanten. Man wird z. B. ursprünglich vom Masc. *kavi* und dem Fem. *mati* den Instrum. doppelt gebildet haben *kavyā* und *kavinā*, *matyā* und *matinā*; der Gebrauch erkannte endlich dem Masc. die zweite, dem Fem. die erste Form zu; doch die Masc. *pati* und *sakhi* bildeten auch später noch den Instr. nach der ersten Weise. Auch bleibt wohl zu beachten, dass in der Verschiedenheit der Casusformen an sich und wesentlich nichts liegt, was auf ein Geschlecht hinwiese; daher Hr. Pott recht hat zu sagen (Etymol. Forsch. II, 646): „Die Casusbezeichnung hat mit dem Geschlechte nichts zu schaffen“. Nur ist die Kraft der Sprache,

zur Bezeichnung von Unterschieden nach Mitteln zu greifen, die ursprünglich gar nicht die aufgedrängte Bedeutung hatten, weder zu verkennen noch unorganisch zu schelten.

Ein eigentliches positives Geschlechtszeichen hat nur das Femininum; es besteht in der Verstärkung des thematischen Vocals. Die eigentlich weiblichen Themaausgänge sind also *ā*, *ī*, *ū* (ω), letztere beide aus *yā* und *uā* zusammengezogen, was Hr. Pott schon anderweitig ausgeführt hat, wofür er hier noch skr. *kanī* und *kanyā*, skr. *sakhī* zu *sakhyas* = lat. *socia* : *socius* vergleicht (441).

Man hat angenommen, dass zuerst das Leblose (Neutrum) vom Belebten unterschieden, und dann erst letzteres in männlich und weiblich gespalten worden sei. Hr. Pott nimmt die Unterscheidung von Männlichem und Weiblichem als das Ursprüng-
303 liche; das Neutrum sei erst später durch Loslösung desselben vom Masc. entstanden. Wir pflichten hier Hrn. Pott bei, selbst gegen Heyse (a. a. O. S. 418). Man berufe sich nicht auf die Nordamerikaner, welche allerdings statt der Genera nur Lebendes und Lebloses unterscheiden; das indogermanische Urvolk war eben kein Indianerstamm, und eben weil jene Amerikaner mit der Unterscheidung des Lebenden und Leblosen begannen, darum haben sie nie Geschlechter, nie ein Sanskrit erzeugt und sind Wilde geblieben bis heute. Auf Semiten und Aegypter dagegen darf man sich wohl berufen; denn auch wer ihre ursprüngliche Verwantschaft mit den Indogermanen bezweifelt, kann nicht übersehen, dass sie ihnen näher stehen als alle übrigen Völker und überhaupt nahe stehen. Sie aber unterscheiden nur das Masc. und Fem.; so werden auch die Indogermanen angefangen haben. Und wäre es denn wohl zu begreifen, dass sie, wenn sie schon ursprünglich das Leblose vom Lebenden abgesondert gehabt hätten, hinterher dennoch das Leblose geschlechtlich unterschieden hätten?

Heyse beruft sich für den ursprünglichen Gegensatz des Neutrums gegen das positive Geschlecht auf das *s* des Nominativs, welches bei dem eigentlichen Stammnomen die beiden positiven Geschlechter gemeinsam dem nackten Nominativ des Neutrums entgegenstellt; später erst bei der Bildung der Mittelformen, als die thematischen Vocale *a*, *i* und *u* an den Stamm getreten wären, wäre das Fem. vom Masc. unterschieden worden durch

Abwerfung des *s* und Verlängerung des thematischen Vocals, und nun habe auch das Neutrum das positive Kennzeichen *m* erhalten. Während hiernach die Verlängerung des Vocals mehr ein Ersatz für das verlorene *s* ist, dieser Verlust aber das wesentliche ist, hält zwar auch Hr. Pott den Mangel des *s* beim Fem. für ursprünglich, d. h. der Ursprache angehörig, aber doch nicht für das eigentliche Zeichen des Fem.; dafür gilt ihm die Verlängerung des Vocals, welche, vielleicht rein mechanisch, vielleicht auch — nachdem man schon beim Neutrum Mangel des *s* als Zeichen des Nichtmännlichen fühlte — mit einem Drange nach xx Bedeutsamkeit, Abstoßung des *s* bewirkte.

Außer dem langen *a* hat das Femininum nichts ihm ursprünglich Angehörendes. Die Feminalsuffixe wie *ινα*, *ισσα* (aus *ιϰ-ια*), ja selbst schon das lange *i* und *u*, entstanden, wie schon bemerkt, aus *ya* und *va*, sind Ableitungssuffixe; sie bilden Adjectiva, zu denen Frau u. Ae. zu ergänzen ist.

Durch den Verfall der ursprünglichen Formen bildeten sich für die Unterscheidung der Geschlechter gelegentlich neue Formen, welche tatsächlich das eine oder das andere Geschlecht andeuten, ohne eigentlich und an sich diesen Sinn zu haben. So sind die slavischen Wörter mit dem harten ъ am Ende Masculina, während das weiche ь meist, wenn auch nicht immer, Feminina schließt. Dies ist Tatsache; aber ъ ist darum nicht an sich Zeichen des Masc., ь ebenso nicht Zeichen des Fem.; ihr Unterschied ist nicht eine von den Slaven eigentümlich geschaffene Weise der Bezeichnung der Geschlechter, sondern ist zufällig entstanden, durch bloßes Wirken mechanischer Kräfte, indem einerseits die ursprüngliche Endung der Masculina *as* im Slavischen ohne Ersatz abfiel, andererseits aber die meist weibliche Endung *ia* nach ihrem Abfall eine Spur von sich zurückließ in der Mouillirung des vorangehenden Consonanten. Ebenso verhält es sich mit dem frz. *blanc* und *blanche*, wo nicht etwa Wandel des *c* in *ch* ein Motionsmittel ist; sondern der Unterschied erfolgte mechanisch aus dem verschiedenen Verhalten des *c* vor lat. *u* oder aber *a*, indem es vor *u* blieb, vor *a* aspirirt ward, wie ganz gleich in *curieux* und *cher* geschah. Nun aber trat noch der mächtige Trieb der Analogie hinzu, um in den secundären Sprachen Formen zu erzeugen, welche sich aus der primären nicht ergaben. War z. B. *bon-us*, *bon-a*, frz. *bon*,

*bonn-e* geworden, so lag es nahe, aus *mol* ein Fem. *moll-e* zu bilden, wozu das lat. *mollis* nicht veranlassen konnte.

Wir kommen endlich zum vierten Abschnitte der Arbeit (S. 444), welcher die Bedeutung des Geschlechts bei den Namen
305 lebloser Dinge bespricht. Wir erhalten hier eine Sammlung interessanter hierher gehöriger Fälle und Betrachtungen, aber bewältigt hat Hr. Pott den Stoff noch nicht. Dies zeigt sich sogleich, wenn Hr. Pott die Bemerkung über den Widerspruch zwischen dem wirklichen und dem grammatischen Geschlecht unter den Text wirft. Denn beruht dieser Widerspruch nicht auf der wesentlichen Natur des grammatischen Geschlechts? Beweist er nicht, dass dieses eine eigentümliche Bedeutung hat und nicht eine Copie des natürlichen Verhältnisses ist? Die Anschauungsweise, für welche das Ding eine geschlechtliche Persönlichkeit ist, kümmert sich nicht um das natürliche Geschlecht, welchem das Frauenzimmer, das Weib, die Waise, der Säugling, die Schildwache angehört. Diese Fälle, und wären sie an Zahl noch geringer, wären nicht als „geringe Kleinigkeiten“ in die Anmerkung zu verweisen gewesen, da sie die belehrendsten sind, wie sie auch von Hrn. Pott selbst einzeln recht schön commentirt worden sind. Sie zeigen, dass man nicht weit kommen wird, wenn man, wie bisher geschehen, „an dem leitenden Faden bestimmter Classen von Begriffen“ die Bedeutung des Geschlechts erforschen will. Denn es sind nicht die objectiven Begriffe, welche in der Sprache wirken, sondern die durchaus subjectiven Auffassungen des Sprachgeistes. Die Lautform des Wortes ist allerdings erst von secundärem Einfluss für das Geschlecht; primär bestimmend ist die Bedeutung. Die Bedeutung des Wortes aber ist nicht der objective Begriff, so wenig wie das reale Ding, sondern zunächst nur die innere Sprachform, d. h. der streng etymologische Sinn. Daher kann es nicht auffallen, dass vielleicht kein einziger Begriffskreis nur einem Geschlecht angehöre. Es mag factisch richtig sein, dass die Namen der Metalle, wie die meisten Sammel- und Stoffnamen, Neutra sind; aber es ist falsch zu sagen, sie seien es, weil sie die Namen der Metalle sind. Denn es ließe sich sonst nie begreifen, warum man das Eisen und der Stahl sagt. Ebenso der Hund, die Katze, das Pferd — ohne Rücksicht auf das reale Verhältnis. Vorzüglich lehrreich sind die Fälle, wo das-

selbe Ding mit mehreren Namen verschiedener Geschlechter 306
benannt wird: die Erde, das Land und Feld, der Grund und Boden; der Mund und das Maul und die Schnauze. Dasselbe Ding erscheint eben in jedem Nomen als ein anderes. So sind auch *coelum* und οὐρανός nur indirect dasselbe; denn jenes ist nur das Hohle, das Gewölbe, dieser ist der umfassende. Also nicht um Kategorien der Dinge oder Begriffe würde es sich handeln, sondern um Kategorien der Auffassung, der innern Apperception. Wenn man das Geschlecht eines Wortes von der Classe des Begriffes abhängig macht, so bleibt auch unbegreiflich, warum z. B. unsere Bäume weibliche Namen haben — mit Ausnahme von Ahorn [der und das Epheu] und ahd. asc, m., wofür wir schon die Esche sagen — obwohl der Baum männlichen Geschlechts ist. Hängt aber alles von der subjectiven Auffassung des einzelnen Dinges ab, so begreift sich, dass der Baum mit männlicher, diese oder jene Baumart mit weiblicher Eigenschaft gedacht worden sei.

Es werden sich wohl, dürfen wir hoffen, gewisse allgemeine Richtungen warnehmen lassen, welche die Sprache bei der Verteilung der Geschlechter befolgte; d. h. es wird sich zeigen lassen, welche Merkmale — die Substantiva bedeuten ja eigentlich nur Merkmale — männlich, welche weiblich und sächlich erschienen. Aber es werden doch immer viele Merkmale sich eben sowohl dem einen Geschlecht wie dem andern geeignet erweisen. Ferner: Analogien zwischen einem Dinge und vielen andern werden die ganz individuelle Auffassung dieses Dinges durchkreuzen und ihm ein Geschlecht erteilen, welche ihm nach seiner Einzelheit nicht zukämen; und endlich wird die Analogie der Lautform das Wort in eine Classe setzen, wohin es dem Sinne nach nicht gebracht worden wäre. Ich glaube ferner, dass ursprünglich die Auffassung nach der strengsten Individualität des Wortes, um die Lautform unbekümmert, das Geschlecht erteilte; dass dann ein Streben mächtig war, die Wortbildung und das Geschlecht in Einklang zu bringen; dass endlich allgemeine begriffliche Analogien überwiegend wurden. Daher rühren 307
denn auch die vielen Schwankungen der Wörter rücksichtlich des Geschlechts.

95 Diese vortreffliche Abhandlung reiht sich einerseits den allgemein sprachwissenschaftlichen Monographien von Pott und Gabelentz würdig an; andrerseits (ich darf mir wohl die Genugtuung gönnen, dies auszusprechen, ohne weder unbescheiden, noch auch gegen den Verf. ungerecht zu werden) stützt sie sich auf meine „Typen des Sprachbaues". Letzteres gilt namentlich von ihrem ersten Teil: „Die Sprachen ohne grammatisches Genus und die Sprachen mit demselben" (S. 5—29). Der zweite Teil bespricht die „Verschiedene Behandlung des gram-
96 matischen Geschlechts im Indogermanischen und Semitischen" (S. 29—60); der dritte Teil enthält eine „Uebersichtliche Geschichte des grammatischen Geschlechtes in der indogermanischen Sprachfamilie" (S. 60—86). Potts Abhandlung über das grammatische Geschlecht in Ersch und Grubers Encyclopädie ist dem Verf. erst für den 3. Teil seiner Arbeit bekannt geworden, und meine Besprechung derselben in Kuhn und Schleicher's Beiträgen I, S. 292—307 [oben S. 382—395] ist ihm völlig entgangen.

Der Verf. beginnt mit dem Hinweis darauf, „dass nur die Sprachen auf der höchsten Stufe der Organisation, solche, welche überhaupt eine grammatische Formbildung entfalten, den Unterschied des grammatischen Geschlechts aufzeigen, während dieses für die formlosen Sprachen auf niedrigerer Bildungsstufe eine durchaus fremde Erscheinung ist". Ich weiß nicht, ob schon jemand vor mir ausgesprochen hat, dass nur der indogermanische, der semitische und ägyptische Sprachstamm, also die Sprache der kaukasischen Menschheit, Genus-Bezeichnung kenne; aber auf den Zusammenhang der Unterscheidung des Genus mit dem formalen Charakter der Sprache überhaupt und auf den innern wesentlichen Unterschied zwischen Formsprachen und formlosen habe ich zuerst mit Entschiedenheit hingewiesen (in den angef. Beiträgen I, S. 294 f., Typen des Sprachbaues 237 f.). Der Verf., „um die weitgreifende Bedeutung dieses Vorhandenseins oder Fehlens des Genus" darzulegen, geht beispielsweise auf die Charakteristik des Magyarischen ein, das er mit Recht als eine der am höchsten entwickelten formlosen Sprachen ansieht. Es gehört zu den uralischen Sprachen, deren Typus ich a. a. O. S. 177—202 am Beispiele des Jakutischen dargelegt habe. Der Verf. zeigt zunächst, wie der Mangel an Motion im Magyari-

schen erscheint. Diese Sprache hat einen Artikel; aber weder dieser, noch das Adjectivum erleidet Motion, sie sind durchaus einförmig. Und ebenso einförmig ist das persönliche und das possessive Pronomen.

Hierbei gibt der Verf. einen kurzen Excurs über die Verwantschaftswörter Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Tochter. Bruder sollte nach der Geschichte der deutschen Sprache im Genitiv kein s erhalten, wie noch im Mittelalter geschah, und wie wir noch „Brudermord“ nicht Brudersmord sagen. 97
„Bruders“, sagt der Verf., „ist nur Folge roher Gleichmacherei“. Dagegen meine ich, man sollte nicht so starr an den historischen Gesetzen haften, um etwas wirklich vorteilhaftes, weil es gegen den Gebrauch früherer Jahrhunderte ist, zu verurteilen. Es ist aber ein entschiedener Gewinn, wenn „Bruder“, statt in allen Casus des Singulars gleich zu lauten, wenigstens einen durch die Form unterschiedenen Genitiv hat. Was heißt denn organisch? Ist etwa das organisch, was nach den Gesetzen der Desorganisirung, der Verwitterung der Sprachen erfolgt? Geht man vielmehr davon aus, Organisirung der Sprache sei lautlicher Ausdruck dessen, was in unserm Bewusstsein lebt, so ist das s von „Bruders“ sehr organisch, Erzeugnis des Bedürfnisses, für den im deutschen Volksgeist lebenden Genitiv einen lautlichen Ausdruck zu haben. Mag das Mittelalter den Genitiv „des Bruder“ gebildet haben: der Gote hatte das s des Genitivs, und wir kehren zu diesem alten Casus-Suffix zurück aus innerm Bedürfnis. Das sollen wir nicht verdammen, sondern fördern und uns der erhaltenen Flexionskraft freuen.

Jene fünf Verwantschaftswörter, alle auf dieselbe Endung (ursprünglich *tor*) ausgehend und in gemeinsamen Eigentümlichkeiten in allen Zweigen des Indogermanischen übereinstimmend, gehören zu dem ältesten Bestande der indogermanischen Sprachen. Sie zeigen keine Motion, weil sie in einer Zeit gebildet sind, wo man noch nicht bestrebt war, das zunächst innerlich erfasste Geschlecht überall auch am Suffix äußerlich zu bezeichnen, wo dem *-tor* noch keine *-trix* beigegeben war *(victor, victrix)*.

Der Verf. fragt, warum zu jenen fünf Namen nächster Blutsverwanten nicht auch der Sohn gekommen sei, denn weder stimmen bei diesem Namen die Sprachen überein, noch auch ist derselbe irgendwo durch die Endung *tar* gebildet. Vielleicht erledigt sich diese Frage ganz eben so wie die, warum das Ma-

gyarische kein einfaches Wort für Bruder und Schwester hat, sondern teils Umschreibungen, teils aber für den älteren Bruder ein besonderes Wort und für den jüngeren ein besonderes, und
98 ebenso für die ältere und jüngere Schwester. Der Verf. scheint nicht zu wissen, dass in sämmtlichen Sprachen der mongolischen Menschen, wie in noch andern, dasselbe der Fall ist. Seine Ansicht, dass diese Erscheinung „mit den erblichen Majoratsverhältnissen zusammenhänge“, ist nur unvollkommen; sie hängt mit der Organisation der Familie jener Völker zusammen, welcher gemäß der ältere Bruder mehrfach vor dem jüngern bevorzugt ist. Sollte dies nicht auch bei den ältesten Indogermanen der Fall gewesen sein? Bei ihnen aber mag sich dies im Namen für den Sohn ausgesprochen haben, so dass der Früher-Geborene vom Später-Geborenen durch das Wort unterschieden ward. Später hat, und zwar bei jedem Volke besonders, die alle Kinder mit gleicher Innigkeit umfassende Elternliebe ein neues, gemeinsames Wort geschaffen. Doch dies ist eben nur eine Vermutung.

Um uns fühlen zu lassen, was wir am Genus haben, verweist der Verf. auf „den Baum und die Blume“, „die Sonne und den Mond“ in Gegensatz zu *sol* und *luna*; er erinnert, wie Wörter, welche in anderer Hinsicht grammatisch und logisch zusammenstehen, auch dasselbe Geschlecht bekommen, z. B. Herz, Auge, Ohr (gotisch *hairta*, *augo*, *auso*) und wie die Minnesänger fragen, ob die Minne ein Er oder ein Sie sei. Aehnliche Tatsachen ließen sich in großer Menge aufführen. Von all dem hat der Magyar, der bloß in seiner Muttersprache erzogen ward, keine Ahnung, und es muss ihm mit der Aneignung des Latein oder des Deutschen eine ganz neue Welt von Vorstellungen und Gefühlen aufgehen.

Bisher kam nur das Wort an sich in Betracht; nun geht der Verf. auf das Wort als einen Teil des Satzes, auf die Declination ein und zeigt mit Schärfe, dass der Magyar wie der Motion, so auch der Casus entbehrt. So entbehrt erstlich der Nominativ jeglicher Bezeichnung. Es fehlt ferner der Genitiv. Statt „das Leben des Menschen“ sagt der Magyar: dem Menschen sein Leben, oder: der Mensch sein Leben. Wenn wir auf die Frage: wessen Bild ist dies? antworten: des Kaisers, so sagt der Magyar: der Kaiser das seinige. Dieses Possessivum aber ist das einfache Suffix *ē*, das sich leicht an das Substan-

tivum anschließt. Dasselbe gewährt auch dem Magyaren den Vorteil, die griechische Wendung οἱ ἀμφὶ oder περὶ τὸν δεινά 99
sehr gefügig wiedergeben zu können. Für unser „mein Bruder und seine Angehörigen“ sagt er: mein Bruder die Seinigen, *bātyā-m-ē-k* Bruder-mein-seinig-en. — Was sonst noch als Casus erscheint, ist nichts anderes als eine Präposition, die dem Substantivum hinten angefügt wird. Ob der Verf. den Accusativ des Magyarischen richtig erklärt hat, lasse ich dahingestellt. Wichtig ist, dass der Accusativ nicht überall auftritt, wo er als Object stehen sollte, sondern durch die Grundform des Substantivs, die auch den Nominativ vertritt, ersetzt wird. — Eine Endung zum Ausdrucke der Mehrheit ist vorhanden; aber wo Vielheit schon durch ein bestimmtes oder unbestimmtes Zahlwort angezeigt ist, wird jene Endung weggelassen. Für „viele Menschen“ heißt es: „viel Mensch, drei Mensch“. Noch realistischer ist der in bestimmten Fällen vorkommende Ausdruck: in Vielheit Menschen, in Dreiheit Menschen, für „viele, drei Menschen“.

So zeigt der Verf., dass im Magyarischen die Beziehungen, welche wir durch die Abwandlung des Nomens gewinnen, wenn überhaupt, nur materiell durch realistische Bedeutungslaute erreicht werden, obwohl diese durch äußerst reich entfaltete Suffigirung den Schein einer üppigen Flexionsfülle gewähren. Und so sieht man zwar, dass Mangel an Motion mit Mangel der Casus verbunden ist; aber es ist noch nicht bewiesen, dass jener die Ursache von diesem ist. Da, wie die historische Grammatik zeigt, auch im Indogermanischen die eigentlichen Casussuffixe an sich nichts mit dem Genus zu tun haben, da man *famulu-m* wie *mensa-m* sagt, το-ν ποσι-ν wie τη-ν φυσι-ν, und so alle Casusformen in den Geschlechtern wesentlich gleich sind: so ließe sich in Abstracto denken, dass eine Sprache ohne Motion die Casusunterschiede rein erfasst und bezeichnet hätte. Doch folgen wir dem Verf. weiter.

Er kommt zum Satzgefüge. Zuvörderst hebt er hervor Mangel an Congruenz des Adjectivs mit dem Substantivum. Welches Suffix auch an das Substantivum tritt, das attributive Adjectiv bleibt in unveränderter Stammform. Auch hier unterlässt der Verf. zu zeigen, wie der Mangel des Geschlechtsunterschiedes den der Congruenz in Casus und Numerus zur Folge 100
hat. Treffend aber ist die Bemerkung, dass das Attribut im

Magyarischen darum unwandelbar ist, weil Casus und Numerus hier nicht zu Kategorien werden, in welche die Attribute des Substantivs eingetragen werden könnten. Auch erklärt der Verf. später (S. 75), dass „außer dem Nachweise, dass die magyarische Sprache so wie die mit ihr typisch verwanten Sprachen kein wahrhaft grammatisches Genus besitzen, sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet war, den innern und wesentlichen Unterschied zwischen der formlosen Suffigirung dieser Sprachen und der formalen Flexion der höchst organisirten möglichst klar zu machen". Also es ist der Mangel an Form, an reiner Auffassung der Kategorien der Vorstellungen, der sich sowohl in der fehlenden Motion, wie in den fehlenden Casus- und Numerus-Kategorien, und also in der fehlenden Congruenz kund gibt.

Und darum, weil dem Magyarischen überhaupt die Form fehlt, fehlt ihm auch der Unterschied zwischen Attribut und Prädicat. Es fehlt wenigstens die Copula „ist". Die bloße Stellung und der Satz-Accent liefern einen dürftigen Ersatz. „Gut Mensch" heißt ein guter Mensch, „Mensch gut" heißt der Mensch ist gut. Dagegen wird das factitive Prädicat in dreifacher Weise ausgedrückt. In dem Satze: *Franciscus coronatus est imperator* erhält das Wort für Kaiser ein anderes Suffix, wenn man andeuten will, dass Franz durch die Krönung zum Kaiser ward, ein anderes, wenn die Meinung ist, dass er, der Kaiser war, gekrönt wurde, und ein anderes, wenn man ausdrücken will, dass er mit kaiserlicher Pracht gekrönt wurde. Dergleichen kann, denn dergleichen will keine Flexionssprache; sie will es nicht, denn dergleichen betrifft Unterschiede des sachlichen Gehaltes, nicht Unterschiede der Form.

Ich stimme dem Verf. darin unbedingt bei, dass das Magyarische wie Finnische keineswegs eine rohe, stumpfe, zum Ausdrucke des Gedankens unbehülfliche Sprache ist. Wer auch, der diese Sprache versteht und etwas von ihrer Literatur kennt, möchte so verwerfend über sie urteilen? Wenn mir aber erstlich der Verf. (S. 7) vorwirft, dass ich über die Vocalharmonie dieser Sprachen „zu geringschätzig" geurteilt hätte: so verweise
101 ich ihn auf seine eigene Aeußerung (S. 23 ff.) wo er alle Vorzüge jener Sprachen „Vorzüge des äußern Scheines, denen der innere Gehalt abgeht", nennt, wo er von der Vocalharmonie sagt, sie beruhe „doch wohl hauptsächlich nur auf einer schlaffen

Bequemlichkeit der Mundwerkzeuge", kurz wo er sich in unbewussten Reminiscenzen an meine Aeußerungen (Typen des Sprachbaues S. 177 f.) auslässt. — Was nun zweitens des Verf.s Anmerkung betrifft, der oft hervorgehobene Widerspruch zwischen den dem mongolischen Stamme angehörenden Sprachen und der kaukasischen Physiognomie der Magyaren und Finnen sei wichtig und lehrreich für den Erweis der ursprünglichen Einheit aller Sprachen: so ist mir hier der Zusammenhang völlig unklar. Das Recht, von „semitischen Aethiopen" zu reden, ist mir noch sehr zweifelhaft. Wenn ich aber „eine unübersteigliche Kluft zwischen den einzelnen Sprachtypen" anzunehmen, nicht nur „Miene mache", sondern entschieden vorgegangen bin: so widerspricht das der ursprünglichen Einheit der Sprachen, wenn jemand sie annehmen will, keineswegs und soll noch weniger der geistigen und ethischen Einheit des Menschengeschlechts widersprechen, die ich als Desiderat und Ziel anerkenne (vergl. diese Zeitschr. II, S. 379). Denn die unübersteigliche Kluft ist erstlich nicht eine ursprünglich geschaffene, sondern im Laufe von Jahrtausenden, ja vielleicht von Jahrzehntausenden gewordene; und zweitens bedeutet sie nicht, dass der Magyar und auch der echte Mongole und der Neger nicht die Fähigkeit haben sollten, sehr gutes Latein oder Deutsch zu reden, sondern nur, dass aus dem Magyarischen und aus den Negersprachen niemals eine echt flexivische Sprache werden kann, dass die Richtung, welche die formlosen Sprachen eingeschlagen haben, und die, welcher die Flexions-Sprachen folgen, so verschieden sind, dass sie trotz gelegentlicher Berührungen doch nur von einander abweichen. Was der Verf. S. 77 f. hingegen bemerkt, um zu erweisen, dass ein Fortschritt von der Nebensetzung der einsylbigen (isolirenden) Sprachen zu der Zusammensetzung der anfügenden, von dieser zur Suffigirung, und endlich von dieser zur Flexion möglich sei, beruht auf einem völligen Abirren von der Frage. Auf Erscheinungen, wie die von ihm dort aufgeführten, ist oft 102
genug hingewiesen. Sie gehören in das Kapitel der Morphologie der Sprachen. Der Verf. aber hatte mir ja S. 2 seiner Arbeit zugestanden, dass die morphologischen Unterschiede nur Unterabteilungen bilden, die Haupteinteilung aber in Formsprachen und formlose nicht aufheben. Und soll ich ihn an alles das

erinnern, was er, in Anschluss an meine Ansicht, gegen Boller und andre (S. 79—82) sehr schön ausführt?

Der Verf. wollte im ersten Teile seiner Arbeit an einer Sprache ohne Genera anschaulich machen, welches Gut wir am Genus besitzen. Hat er nun auch vielmehr gezeigt, was Mangel und Besitz der Form überhaupt bedeutet, so ist doch anzuerkennen, dass dieser Erweis wohl gelungen ist. Begleiten wir ihn jetzt durch den zweiten Teil seiner Arbeit.

Er beginnt mit der allgemeinen Charakteristik der Indogermanen und Semiten, dieser in neuester Zeit so lebhaft und so verkehrt behandelten Frage. Auch hier erfreue ich mich der Uebereinstimmung des Verf. im Wesentlichen. Aber Hr. Grau (Verf. von „Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zur Religion und Wissenschaft") wird staunen, sich vom Verf. „einer ungeeigneten Bevorzugung des Judentums" angeklagt zu finden; und wenn der Verf. gegen Hrn. Grau fragt: „ist denn das Christentum nicht auch eine monotheistische Religionsform?", so übersieht er völlig, dass letzterer seine Schrift gegen diejenigen sehr gelehrten, geachteten und berühmten Männer gerichtet hat, welche den Ruhm des Christentums gar nicht darin sehen, eine Form des Monotheismus zu sein, sondern vielmehr gerade darin, dass es die absoluteste Form des Polytheismus ist (vergl. Welckers Mythologie). — Ich will hier dem Verf. nicht ins Einzelne folgen. Nur dies sei bemerkt: Das Christentum ist eine viel zu umfassende, viel zu mächtige Erscheinung, als dass sie durch Betrachtungen vom sprachlichen Standpunkte aus mehr als auf das alleroberflächlichste berührt werden könnte. Umgekehrt freilich beruhen viele sprachliche Erscheinungen auf dem Christentum. Hier wie überall gilt der Grundsatz: die Sprache ist aus dem Geiste zu begreifen, nicht der Geist aus der Sprache. Deuten
103 freilich müssen wir den Geist aus der Sprache, aber auch aus vielem andern. Denn überall deuten wir die Ursache aus der Wirkung; aber wir begreifen die Wirkung aus den Ursachen. Ich gestehe also dem Verf. zu, dass auch ein Zusammenhang bestehe zwischen Christentum und Ablaut; aber dass er „unschwer darzutun" sei, möchte ich kaum behaupten. Leicht dürfte, wer dies unternimmt, bei der Aufsuchung der feinen Fäden fehl greifen.

Der Unterschied des Indogermanischen gegen das Semitische

in Bezug auf das Geschlecht zeigt sich hauptsächlich im Neutrum, das nur ersterem zukommt, letzterem abgeht. Was bedeutet nun das Neutrum? Der Verf. meint, zu Mann und Frau gehöre, wenn die Familie zum vollen Abschluss kommen solle, das Kind; und so ist ihm das Neutrum das kindliche Geschlecht, genauer die Indifferenz gegen das Geschlecht; „Mann und Frau waren vorher ohne merkliche Differenz Kind". „An diese Grundbedeutung lehnen sich dann in günstiger Betrachtung die Nebenvorstellungen des Kleinen, Zarten, Niedlichen, Naiven, in ungünstiger die des Rohen, grob Ungeschlachten, Ausgearteten, Ungeheuerlichen." Leicht gesagt; aber schwer begriffen. Wie lehnt sich an „Kind" die Vorstellung des Ungeheuerlichen u. s. w.? Ja, das ist unmöglich. Richtig ist des Verf.s Ausgangspunkt; aber er schreitet unrichtig vor. Das Neutrum bedeutet die Indifferenz gegen das Geschlecht: erstlich das Geschlechtlose schlechthin, die unbelebte Masse, das Ungegliederte, Unpersönliche, und darum das Rohe, Ungeheure, Verachtete (z. B. das Maul: der Mund, das Mensch: der Mensch), auch das als Stoff zum Werk oder Werkzeug (σκεῦος, wie Protagoras sagte) Verarbeitete (z. B. das Fell: die Haut, das Buch: die Buche); zweitens aber das noch nicht zu dem vollen Geschlechtscharakter Entwickelte, das Kind, und dann auch das Kleine. Stoffnamen (Gold, Holz) sind Neutra aus dem ersteren Grunde; aus anderem Grunde sind die Collectiva Neutra, weil sie nämlich beide Geschlechter umfassen. Mit Recht bemerkt der Verf., dass das Neutrum, gewissermaßen auf zweiter Stufe, das beide Geschlechter Umfassende, sohin Allgemeine bedeutet. Nur der Ableitung, die der Verf. gibt, kann ich mich nicht anschließen. Er sagt, indem er das Kindliche als Grundbedeutung 104
festhält: „Was noch nicht in seiner Polarität entfaltet ist, stellt beides das Eine und das Andre in Aussicht." Ich meine dagegen, dass wir auch hier von der ersten Bedeutung, der Indifferenz gegen das bestimmte Geschlecht, ausgehen müssen. Das Tier, das Huhn z. B., sind nicht in dem Sinne Neutra, dass sie Männliches und Weibliches (den Hahn und die Henne) umfassen; sondern sie umfassen beide, indem sie gleichgültig gegen jedes von beiden sind. Dabei ist auch zu beachten, dass vom Umfassenden nicht notwendig das Neutrum erfordert wird. Zwar auch das Pferd umfasst den Hengst und die Stute, das

Rind den Ochs und die Kuh. Aber der Löwe, die Hyäne sind auch Zusammenfassungen, und ebenso das Schaf, die Ziege. Die Zusammenfassung selbst also kann einen dreifach verschiedenen Geschlechtscharakter haben. Uebrigens scheint mir der Verf. nicht alles, was er für seine Ansicht beibringt, richtig gedeutet zu haben. Mit Huhn = Hahn und Henne würde ich nicht zusammenstellen altnorwegisch *dagr* Masc. der helle Tag, *doegr* Neutr. die Zeit von 12 Stunden, die Tag oder Nacht sein kann. Ich meine, *doegr* ist ein Maß der Zeit, insofern etwas ungegliedert materielles; *dagr* dagegen ist, ich möchte sagen: der Gott Tag, der Tag als lichtes Wesen, als Person. Will der Verf. an der Motion der Substantiva prüfen, was das Neutrum bedeutet, so sind „der und das Mensch, der und das Wurm" Beispiele, die klar genug reden. Wenn sich der Verf. auf die Constructions-Regel beruft, der gemäß ein Adjectivum oder Participium, das sich auf ein Masc. und Fem. zugleich bezieht, im Neutr. steht, so erkenne ich auch hier nicht ein Umfassen, sondern ein Absehen vom Geschlecht, nämlich, wie Grimm es nennt, ein Objectiviren, ich möchte sagen: Verdinglichen; z. B. *labor voluptasque dissimilimă natură* „Mühsal und Lust, zwei von Natur so ungleiche Dinge". Merkwürdig ist es allerdings, dass in den alten deutschen Dialecten sogar die nähern Bestimmungen, die einem Manne und einem Weibe gemeinsam sind, im Neutrum des Plurals stehen, und auch Grimm spricht hier vom complexiven, zusammenfassenden Charakter des Neutrum. Es ist
105 aber wohl zu unterscheiden zwischen der Function des Umfassens, welche das Neutrum übt, und der des Zusammenfassens, welche die Pluralform übt. „Das Tier" umfasst den Löwen, das Schaf u. s. w.; „die Tiere" fasst die einzelnen Tiere als Summe zusammen. Schön war es, als der Deutsche noch sagen konnte „je zwene" für ein Männer-Par, „je zwo" für ein Frauen-Par, „je zwei" nicht nur für ein Kinder-Par, sondern auch für Mann und Frau als Par. Und wenn wir nun auch sehr geneigt sein werden, in dem letzteren Falle die Zusammenfassung gerade der Geschlechtsverschiedenen in ihrer Verschiedenheit zu sehen, so zeigt doch die Sprache, indem sie zwei Kinder eben so als „zwei" benennt, wie ein Ehepar, dass das Neutrum an sich nur vom Geschlecht absieht und nur insofern, als es absieht, das

Verschiedene umfasst; indem es aber die Summanden auf die gleiche Benennung, die Brüche auf den gleichen General-Nenner bringt, ermöglicht es die Zusammenfassung durch die Zahl oder durch den Plural.

Ganz gleich stehen also jene zuerst genannten neutralen Nomina als Zusammenfassungen nicht mit diesen Constructionen. Denn dort, z. B. mit Hund, Schaf, Huhn wird genau genommen gar nicht zusammengefasst, sondern ein Artbegriff wird erfasst, und diese Erfassung wird als individuelle Einheit geschlechtlich bezeichnet; „Huhn“ ist nicht Hahn + Henne, sondern kann das Eine oder auch das Andre sein, wie „Tier“ bald Löwe, bald Schaf sein kann. Hier dagegen, in der Syntax, bleibt die Vielheit der genannten Einzelnen bestehen, aber sie werden mit Absehung von ihrem Geschlechte schlechthin als einzelne Wesen im Plural des Neutrum zusammengefasst. Aber nur in der Summe, also in der Plural-Form werden sie zusammengefasst, summirt; in der Neutral-Form liegt nur die Gleichheit der genannten Wesen als Summanden mit Absehung von ihren Differenzen. Wenn das Wort „alt“ des Satzes „Zacharias und Elisabeth waren alt“ im Gothischen im Neutrum Pluralis steht, so gleicht diese Construction nicht dem „Huhn“ als Umfassung von Hahn und Henne, sondern dem Plural „Hühner“ als Zusammenfassung von Hahn und Henne.

Erst auf dritter Stufe, meint der Verf., entwickle sich „das 106
völlige Absehen vom Geschlechtsunterschied, die Vorstellung des Uebergeschlechtlichen, Geistigen, Abstracten“. Uebergeschlechtliches kennt die Sprache gar nicht. Ich sehe auch hier, wenn wir sagen: das Schöne, das Gehen, das Alpha u. s. w. nur das ursprüngliche Absehen vom Geschlecht, wie es schon beim „Wasser, Holz“ u. s. w. von der Sprache vollzogen ist. Dies ist gar nicht durch verständige Abstraction geschehen. Das Unbelebte, die Masse gibt sich auch der sinnlichen Anschauung als verschieden von Belebtem, Geschlechtigem kund. Und nur insofern sind auch jene geistigen Abstracta von der Sprache als Neutra aufgefasst, als ungeschlechtige etwas.

Ich gehe nicht weiter ins Einzelne und bemerke schließlich, dass des Verf.s Arbeit durchweg von guter Gelehrsamkeit getragen und geistvoll durchgeführt ist sowohl in den Punkten,

die zum Thema gehören, als in denen, die nur beiläufig in Excursen besprochen sind. So wird sie nicht verfehlen, vielfach gut zu wirken.

---

## Das Verbum impersonale.

Mit Rücksicht auf Carl Philipp Moritz.

73 Dass die Sprachwissenschaft eine psychologische Disciplin sei, würde gewiss längst erkannt worden sein — wenn nur eine Psychologie vorhanden gewesen wäre. Diese ist aber die jüngste Wissenschaft, wie sie denn nach der Natur des menschlichen Erkennens und Forschens und ihrem eigenen Wesen nicht anders als zuletzt erstehen konnte. Ist es den Denkern erst nach wiederholtem Ringen gelungen, den Geist von der Natur, Unkörperliches von Körperlichem, die Subjectivität vom Object, zu unterscheiden: so war es noch ungleich schwieriger, im Geiste selbst eine gesetzliche Natur zu erkennen. Die Grammatik ist aber dem Kreise von Erkenntnissen, dem sie angehört, vorangeeilt. Sie ist im Dienste der Logik und Dialektik entstanden und ist in diesem Stief-Verhältnisse bis heute geblieben.

Aber der erste eifrige und nicht unglückliche Psychologe C. Ph. Moritz, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, unterwarf auch sogleich die Sprache einer psychologischen Betrachtung, und so verdient wohl dieser Mann, dass in diesem ersten Hefte einer Zeitschrift für die psychologische Erforschung der Sprache sein Gedächtnis ehrenvoll aufgefrischt werde. „Aufgefrischt“: dies wird wohl das rechte Wort sein. Denn in dem Geräusch der Natur-Philosophie und absoluten Dialektik war der Name
74 jenes Forschers verhallt, und vermutlich weiß heute kaum der auf dem Gebiete der allgemeinen Grammatik Belesenste etwas von der Sprachphilosophie, welche der genannte Psychologe anstrebte.

Freilich ist, noch abgesehen von der Ungunst der Zeiten, die ihn traf, in dem Falle dieses Mannes auch dies zu bemerken: nämlich, wie selbst der richtigste und inhaltsvollste Gedankenkeim völlig unfruchtbar bleibt, wenn er nicht einen historisch gründlich durchfurchten Boden findet. Zu Moritzens Zeit

war die geschichtliche und vergleichende Sprachwissenschaft noch nicht geschaffen, und so bemüht er sich gelegentlich mit falschen Aufgaben.

Um so anziehender — und ich möchte noch hinzufügen: um so tröstlicher für den, welcher darauf ausgeht, die gegebenen Tatsachen auch in einen idealen Zusammenhang zu bringen — ist es, zu sehen, wie sich dennoch zum Teil die Tatsachen unmittelbar dem Gedanken richtig fügen, aber auch wie selbst da, wo das tatsächliche Verhältnis entschieden irrig angesehen wird, die ideale Betrachtung, wenn sie auch natürlich unrichtig ist, dennoch nur einer geringen Verschiebung bedarf, um sich dann sogleich wie von selbst zu verbessern, und der richtigen Ansicht vom Gegebenen anzupassen. So liegt in tieferen Geistern, auch wo sie irren, eine Ahnung des Wahren.

Moritz hat nicht etwa eine philosophische Grammatik geschrieben; sondern er hat nur in seinem „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde“, einer Zeitschrift, die von 1783—1793 in 10 Bänden erschienen ist, über mehrere der wichtigsten Gegenstände der Grammatik in einzelnen Aufsätzen gesprochen, ohne einen systematischen Zusammenhang oder auch nur Vollständigkeit zu erstreben. Wir beginnen unsere Mitteilungen mit seiner Betrachtung des unpersönlichen Zeitwortes, teils weil auch er selbst diesen Redeteil zuerst (Bd. I, S. 1) herausgegriffen hat, teils aber auch, weil er uns hier so glücklich gewesen zu sein scheint, dass dieser sein Aufsatz selbst heute noch wertvoll, für die psychologische Analyse überhaupt aber sogar immer noch musterhaft genannt werden muss.

Bei dieser vollen Anerkennung aber der psychologischen Bestrebungen und Leistungen Moritzens, mag es doch zum Voraus bemerkt sein, dass hier die Mitteilung der Ergebnisse seiner sprachlichen Untersuchungen hauptsächlich in der Absicht ge- 75
schieht, um vor einem leicht möglichen Abwege zu warnen, von dem Moritz mindestens nicht das klare Bewusstsein hatte, auf den er gelegentlich auch wirklich geraten zu sein scheint. Ganz abgesehen aber auch von Moritz, liegt es einer Zeitschrift für psychologische Sprachwissenschaft wohl ob, auf Gefahren hinzuweisen, welche sie selbst veranlassen könnte.

Moritz hat eine Rubrik gebildet: „Sprache in psychologischer Rücksicht“, und er eröffnet sie mit folgenden

Worten: „Dass es nützlich sei, die Sprache auch in dieser Rücksicht zu studiren, bedarf wohl keines Beweises, da sie selbst ein Abdruck der menschlichen Seele ist, von welcher sie uns in ihren Fugen und geheimen Verbindungen ein getreues Gemälde darstellt.“ Der erste Teil dieses Satzes ist schwankend, der andere unklar; und natürlich ist das Schwanken Folge der Unklarheit, die sich von ihrem Sitze im Kerne der Betrachtung aus über das Ganze erstreckt.

Die Sprache also kann „auch in psychologischer Rücksicht“ studirt werden; und in welcher anderen Rücksicht oder welchen anderen Rücksichten noch? nicht z. B. auch in diätetischer Rücksicht? da es doch sehr nützlich ist, zu prüfen, wie viel das Sprechen zur Gesundheit unseres Leibes beiträgt. In dieser Bemerkung liegt kein Scherz. Man bedenke nur, dass Sprechen im Atmen selbst liegt, also im kräftigsten der animalischen Lebensprocesse. Aber man sieht sogleich, dass man bei dieser Rücksicht kaum die Rückseite der Sprache betrachtet, dass man ihr dabei vielmehr den Rücken zukehrt.

Mir fällt ein Vorschlag ein: lasst uns Rücksicht und Hinsicht unterscheiden. Der Rücksichten gibt es allemal und für jedes Ding unendlich viele; geistreiche Köpfe lieben sie; und ist der Geist auch noch tief, so wird er solche Rücksichten wählen, denen etwas Wesentliches zu Grunde liegt. Er betrachtet die Natur mit Rücksicht auf den Geist, und umgekehrt. Stellt er sich auf die Erde, so schaut er hinauf zum Himmel; erhebt er sich an die Grenzen der Höhe unseres menschlichen Blickes, so schauet er auf die Erde. Das alles kann flach und eindringend, spielend und mit bedeutungsvollstem Ernste geschehen. — Der
76 Hinsichten gibt es auch überall mehrere; denn unser Auge umfasst nie ein Ganzes mit einem Blicke, und wesenvolle Dinge, so sehr sie ein Ganzes bilden, sind mannichfach zusammengesetzt, und jedes wesentliche Element verlangt einen Blick unseres Auges für sich. Wenn es uns also selbst schon gelungen ist, in den Mittelpunkt einer Sache gedrungen zu sein, so hat von hier aus in mannichfacher Hinsicht der Blick auf den Umfang vorzudringen und von diesem aus zu jenem zurückzukehren. So ist jede Sache in so mannichfacher Hinsicht zu betrachten als sie wesentliche Teile oder Seiten hat, deren jede an sich und im Zusammenhange mit dem Ganzen erforscht sein will; und

die Hinsichten werden dem Forscher durch das Wesen der Sache selbst bestimmt, während die Rücksichten frei vom Beschauer gewählt werden.

Hiervon die Anwendung auf unsern Fall gemacht, so wird sich sogleich zeigen, zu welchen tiefen und wertvollen Betrachtungen Moritz gelangt ist, indem er die Sprache mit Rücksicht auf die Psychologie ansah; aber es wird auch nicht zu übersehen sein, dass die Ergebnisse mehr für letztere als für die Grammatik Geltung und Wert haben. Dieselben Ergebnisse konnten aber auch ohne Hülfe der Sprachbetrachtung gewonnen werden, und dass sie gerade mit Rücksicht auf letztere erfolgten, lag bloß in Moritzens Individualität. Wenigstens scheint er sich überhaupt über seine Richtung nicht ganz klar geworden zu sein; er scheint nicht gewusst zu haben, ob er psychologische Untersuchungen durch Anlehnung an sprachliche Tatsachen fördern, oder ob er grammatische Probleme nach psychologischen Grundsätzen auflösen wollte. Ersteres hieße, die Sprache in psychologischer Rücksicht, letzteres, sie in psychologischer Hinsicht betrachten. Im ersteren Fall liegt aber der Irrtum nahe, die Psychologie auf Grammatik gründen zu wollen, wie andere Logik auf sie gegründet haben; oder aus der Grammatik ein System der Psychologie zu ziehen, wie andere dieselbe zu einem System der Logik machen wollten. Vor diesem Irrtum sei gewarnt. Sehen wir zunächst, was uns die Betrachtung der unpersönlichen Zeitwörter in psychologischer Rücksicht bietet und sodann was die Betrachtung der Sprache in psychologischer Hinsicht fordern würde.

Moritz bestimmt das Wesen der unpersönlichen Zeitwörter in folgender Weise: „Sie drücken die erste Empfindung aus, 77
nach welcher“ (genauer, wie es in dem Folgenden heißt: sie sind der erste Ausdruck der Empfindung, nach welchem) „jemand irgend etwas nicht für eine freie Handlung, die von ihm abhängt, sondern für etwas von dem Willen des Menschen unabhängiges hält.“ — „Ihren Namen haben sie natürlicher Weise daher erhalten, weil man sich unter denselben eine bloße Veränderung, ohne eine handelnde Person denkt, wodurch diese Veränderung hervorgebracht wird: ja man scheint nicht einmal dabei auf eine wirkende Ursache Rücksicht zu nehmen. Denn, wenn ich z. B. sage: „es donnert“, so stelle ich mir unter dem

„es“ doch eigentlich nichts weiter, als den Donner selber vor, und „es donnert“ heißt daher nichts mehr, als „das Donnern geschieht“, oder: es ereignet sich eine Veränderung in der Natur, die ich donnern nenne. Da ich mir also das Donnern nicht als eine Handlung denke, so stelle ich mir auch kein handelndes Wesen vor, von dem es ausgeht, sondern es geschieht, nach meiner Vorstellung, gleichsam vermöge seiner eigenen Natur und in und durch sich selber. Ich höre wohl, dass es donnert, aber wer oder was das Donnern aus eigener Kraft hervorbringt, weiß ich nicht: denn bis auf die erste wirkende Ursache derselben kann ich nicht zurückgehen, und die Gewitterwolken, als die nähere Ursache, kann ich mir unmöglich als handelnde Wesen denken, darum sage ich nie im eigentlichen Verstande: „der Himmel donnert“ oder „die Wolken donnern“, sondern „es donnert“.

„Woher mag es aber kommen, dass es der unpersönlichen Zeitwörter in der Sprache verhältnismäßig nur so wenige gibt, da wir uns doch bei so vielen tausend Veränderungen und Erscheinungen in uns und um uns her keiner handelnden Person bewusst sind, welche dieselben hervorbringt? Man sollte denken, dass die meisten Zeitwörter eigentlich unpersönliche sein müssten: allein weil bei uns jede Vorstellung äußerer Gegenstände erst durch die Vorstellung von uns selber oder von unserem Ich gleichsam durchgehen muss“ (sehr unklar!); „und wir daher, als lebende und denkende Wesen, der leblosen Natur so gern unser Bild eindrücken; so ist es kein Wunder, wenn wir uns dasjenige, was eigentlich bloß Veränderungen und Erscheinungen
78 sind, als Handlungen, und die nächste in die Augen fallende Ursache dieser Veränderungen, als handelnde Wesen denken, und also z. B. sagen: „die Bäume tragen Früchte“, anstatt: „die Früchte entstehen auf den Bäumen“, oder: „es fruchtet auf den Bäumen“ . . . .

„Was nun von den unpersönlichen Zeitwörtern gilt, welche eine Veränderung der Erscheinung außer uns in der Natur anzeigen, das gilt zum Teil auch von denen, welche Veränderungen und Erscheinungen in uns selber, entweder im Körper oder in der Seele, die nicht von unserem Willen abhängig sind, bezeichnen, und diese verdienen freilich in psychologischer Rücksicht die meiste Aufmerksamkeit“ . . . .

„Wenn wir aber nun sagen: „es friert mich“, „es dürstet mich“, „es schläfert mich“ u. s. w., so denken wir uns unter dem „es“ eigentlich weiter nichts, als das Frieren, Hungern, Dürsten und Schläfern selber. Allein dieses scheint nicht bei den unpersönlichen Zeitwörtern einzutreffen, welche von uns unabhängige Veränderungen in unserer Seele anzeigen: wir sagen z. B. „es freuet mich“, „es wundert mich“, „es gereuet mich“, es schmerzt mich“, „es verdrießt mich“, und wir denken uns unter dem „es“ nicht nur das Freuen, Wundern, Gereuen u. s. w. selber, sondern dasjenige, was uns freuet, wundert oder gereuet. Daher können wir auch das „es“ bei diesen Wörtern nicht füglich weglassen: wir können wohl sagen: mich hungert, mich dürstet; aber was würde es heißen, wenn ich sagen wollte: „mich freuet“, „mich wundert“, ohne noch etwas hinzuzusetzen, was mich freuete oder wunderte.“

„Wenn ich also sage, „es freuet mich, dass mein Freund wieder gesund ist“, so ist der ganze Gedanke von der Wiederherstellung meines Freundes in dem „es“ zusammengedrängt. Nun scheint es zwar, als ob dieser Gedanke meine Empfindung des Freuens hervorbrächte, und das „es“ also nicht ganz unpersönlich wäre; allein er bringt sie nicht eigentlich hervor, und ist nicht sowohl die Ursache als vielmehr nur der Stoff zu derselben. Denn der Gedanke an irgend eine Sache, die mit unseren Wünschen übereinstimmt, und unsere Empfindung der Freude sind eins, sie ist mit ihm zugleich in der Seele da, und der Gedanke selber scheint gleichsam mit ihr zusammen zu schmelzen.“

„In dem Ausdruck „es freuet mich“, denke ich mir unter 79
dem „es“ eine Gedankenreihe, welche erst in meine Seele kommt; unter „mich“ das ganze System der Gedanken, welche schon in meiner Seele sind; und unter „freuet“ nichts als das Verhältnis zwischen beiden, wodurch in dem letzteren Zusammenhang und Harmonie auf eine dunkle und plötzliche Art befördert oder hergestellt wird.“

Moritz wählt als Beispiel für die psychologische Analyse der unpersönlichen Verba, welche innere Vorgänge bedeuten, den Ausdruck: „es wundert mich, dass ich einen Wagen rasseln höre“, und analysirt ihn in folgender Weise.

| *es* | *wundert* | *mich* |
|---|---|---|
| Eine Reihe von Vorstellungen, die erst in meine Seele kommt, dass etwas wirklich geschehen sei oder geschieht, dass ich z. B. jetzt einen Wagen rasseln höre. | Das Verhältnis zwischen dem, was unter „es“ und „mich“ begriffen ist, wodurch in dem letzteren durch das erstere die Vorstellung von der Unmöglichkeit des Rasselns eines Wagens ohngeachtet ihres schwachen Zurückstrebens gänzlich aufgehoben und in dem Zusammenhange aller meiner übrigen Vorstellungen eine augenblickliche nicht gewaltsame Veränderung hervorgebracht wird. | Der Zusammenhang aller übrigen Vorstellungen, die schon in meiner Seele sind, worin auch die befindlich ist, dass jenes was geschieht, nicht geschehen könnte oder würde, und dass es z. B. unmöglich sei, gerade zu dieser Zeit oder an diesem Orte einen Wagen rasseln zu hören*). |

„Dass wir aber bei den unpersönlichen Zeitwörtern den Zusammenhang aller unserer Vorstellungen unter „mich“ begreifen ist sehr natürlich, weil dieser Zusammenhang eben unser persönliches Bewusstsein, oder dasjenige, was wir unser Ich nennen, ausmacht. — Bei den körperlichen Empfindungen aber scheint dieses „mich“ eine dunkle Vorstellung von dem ganzen Zusammenhange unseres Körpers zu enthalten, welcher auf mannichfaltige Weise zerstört, getrennt, und wieder hergestellt werden kann; und so wie Verwunderung, Freude u. s w. bloß verschiedene Verhältnisse der Gedanken gegeneinander sind, so ist auch zu vermuten, dass alle körperliche Empfindung, als Hitze, Frost, Hunger, Durst u. s. w. ebenfalls nichts, als die verschiedenen Verhältnisse der körperlichen Teile gegeneinander sind, welche sich auf mannichfaltige Weise einander aufzuheben, zu zerstören und wieder herzustellen suchen.“

„Da nun „hungern, dürsten, frieren“ u. s. w. nicht sowohl Resultate von Gedanken, als vielmehr von gewissen Veränderungen in meinem Körper sind, deren nächste Ursache oder das Verhältnis, wodurch sie bewirkt werden, außer der Sphäre meines Bewusstseins liegt, so kann ich mir, wenn ich z. B. sage „es

*) Wer sieht nicht, wie schon die obige Analyse allein ihren Urheber zum Vorläufer Herbart's macht. Aber welche Beachtung konnte sie finden in einer Zeit, wo man nur darauf bedacht war, das Ich als Identität von Subject und Object zu fassen!

hungert mich", unter dem „es" nichts weiter, als die Empfindung des Hungerns selber denken, und kann es folglich auch ganz weglassen und sagen: „mich hungert", ohne dass mein Gedanke von seiner Vollständigkeit etwas verliert", — während bei den Wörtern „mich wundert, mich reuet" u. s. w. der Gedanke, aus welchem die Verwunderung, die Reue u. s. w. resultirte, nicht unausgesprochen bleiben durfte und wenigstens durch ein „es" ersetzt oder in einem „es" verdichtet dargestellt werden musste. Wir könnten uns nun zwar auch bei jenen körperlichen Empfindungen die nächste Ursache derselben unter dem „es" denken; dieselbe würde sich aber mit jenen „in eins verweben, und wir würden dadurch nur eine genauere Kenntnis von der wahren Beschaffenheit dieser körperlichen Empfindung erhalten, ohne auf eine wirkende Ursache zu stoßen, welche sie hervorbringt."

„Aus allen diesen erhellet, dass die unpersönlichen Zeitwörter das bezeichnen, was sowohl in unserem Körper, als in den innersten Tiefen unserer Seele vorgeht, und wovon wir uns nur dunkle Begriffe machen können; und dass wir durch das unpersönliche „es" dasjenige anzudeuten suchen, was außer der Sphäre unserer Begriffe liegt, und wofür die Sprache keinen Namen hat. Eine Vergleichung der unpersönlichen Zeitwörter mehrerer Sprachen*) würde daher gewiss in dieser Rücksicht 81
eine nützliche Beschäftigung sein."

Dies ist Moritzens Ansicht über das unpersönliche Verbum. Einzelne schöne Bemerkungen, die er seiner Darstellung eingeflochten hat, werde ich in einem folgenden Hefte mitteilen.

Gegen das Gesagte nun habe ich folgende Einwendungen vorzubringen. An den Schluss anknüpfend, bemerke ich, dass das „es" doch wenigstens bei den inneren Veränderungen oder Gefühlen einen ganz bestimmten Gedanken vertritt, welcher das Gefühl veranlasst, wie Moritz selbst gezeigt hat. Also entweder ist es nicht wahr, dass das „es" dasjenige andeutet, was außer der Sphäre unserer Begriffe liegt, und wofür die Sprache keinen

*) Eine gründliche Ausführung dieser von Moritz empfohlenen Vergleichung würde uns willkommen sein. Einstweilen verweisen wir auf Sanders Abhandlung über das unpersönliche Zeitwort in dem Archiv für neuere Sprachen 1855.

Namen hat; oder die klare Analyse, welche Moritz gibt, ist nicht der Sprache selbst entnommen, gehört ihr nicht.

Ferner aber deckt die psychologische Analyse, welche Moritz gibt, die sprachlichen Formen nicht; sie ist mit der grammatischen Analyse nicht congruent, wie die Tatsachen zeigen, welche Moritz selbst anführt. Man sagt nämlich nicht bloß: „es freuet mich, dass du“ u. s. w., sondern auch: „ich freue mich, dass du“ u. s. w. oder „ich freue mich über dich“. „Dieses heißt“, sagt Moritz, „so viel als: die Person, über welche ich mich freue, bringt eine Reihe von Gedanken in mir hervor, und das Verhältnis dieser Gedanken gegen den Zusammenhang derer, die ich schon habe, ist es, was ich Freude nenne. Nun setze ich aber mich selber oder mein eigenes Ich an die Stelle der Gedanken, welche durch eine andere Person in mir hervorgebracht sind, und sage: „ich freue mich“ u. s. w.“ Wollten wir nun diesen Satz in derselben Weise analysiren, wie Moritz den Satz „es wundert mich“ analysirt hat, so müsste dies in folgender Weise geschehen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 82 | Eine Reihe von Vorstellungen, die erst in meine Seele kommt, z. B. dass du gesund bist. | Das Verhältnis zwischen dem, was unter „ich“ und „über dich“ einerseits und unter „mich“ andererseits begriffen ist, wodurch in dem letzteren durch das erstere die Vorstellung von der Gesundheit des Angeredeten als verwirklicht gehoben und verstärkt, und in dem Zusammenhange aller meiner Vorstellungen eine angenehme Veränderung hervorgebracht wird. | Der Zusammenhang aller übrigen Vorstellungen, die schon in meiner Seele sind, worinnen auch der Wunsch befindlich ist, dass sich der Angeredete wohl befinden möge. |
| | *ich über dich.* | *freue* | *mich* |

Hieraus erhellt erstlich, dass wir denselben Gedankeninhalt, d. h. hier: denselben inneren Vorgang, der doch nur einer psychologischen Analyse unterliegen kann, aus der seine Bedingungen, sein Inhalt und seine Form klar hervorgehen müssen, dennoch in zwei von einander verschiedenen sprachlichen Formen ausdrücken können: „es freuet mich“ und „ich freue mich“.

In jeder dieser beiden Formen liegt eine besondere sprachliche Analyse desselben psychischen Processes, den sie beide darstellen. In psychologischer Hinsicht ist es freilich einerlei, ob ich sage: „es freuet mich, dass“ u. s. w. oder ob es heißt: „ich freue mich darüber, dass“ u. s. w.; aber in grammatischer Hinsicht kann dies nicht gleich sein. Moritz lässt also bei seiner psychologischen Analyse einen grammatischen Unterschied, weil überhaupt die grammatische Form, völlig unbeachtet. — Von diesen beiden grammatischen oder sprachlichen Analysen könnte doch, da sie so verschieden sind, nur eine mit der psychologischen übereinstimmen; diejenige aber, welche von der letzteren abweicht, ist darum nicht minder grammatisch durchaus richtig. Die grammatische Richtigkeit hängt also nicht zusammen mit der psychologischen, sondern hat ihren eigenen Maßstab der Beurteilung.

Vergleichen wir nun zuerst die Form „ich freue mich, dass du“ u. s. w. mit der psychologischen Analyse, so sieht man sogleich, dass, während die psychologische Analyse ein Verhältnis zwischen zwei Gliedern findet, also im Ganzen nur drei Ele- 83
mente kennt: die Sprache dagegen vier Elemente darbietet, indem sie das eine Glied durch zwei Elemente, also in doppelter Weise darstellt. Die grammatische Analyse ist also der psychologischen nicht congruent; folglich laufen sie höchst parallel, aber man kann nicht glauben, mit der psychologischen Analyse zugleich die grammatische zu haben. — Dasselbe gilt aber auch von der anderen Redeweise „es freuet mich, dass“, wie die folgende Betrachtung zeigen mag. Nun gibt es aber auch noch eine dritte Form, die ganz dasselbe grammatisch gleich richtig sagt: *gaudeo*, und eine vierte „ich bin froh“. Hier würde das Subject „ich“ eine doppelte Rolle spielen müssen, indem es die beiden psychologischen Glieder oder die beiden Gedankenmassen vertreten muss, zwischen denen das Verhältnis der Freude sich bildet. Oder, wenn man die eine Masse, durch den folgenden Satz „dass du“ u. s. w. vertreten sein lässt, so muss hier „ich“ dasselbe leisten, was in der anderen Form „mich“ leistete. Die psychologische Analyse mag nun zwar den Unterschied von „ich“ und „mich“ unbeachtet lassen; aber der Grammatiker hat im Gegenteil nur ihn zu beachten, und nicht was die Psychologie dazu sagt.

Die Sprache ist das große Kunstwerk des menschlichen

Instincts — ein Kunstwerk in der doppelten Rücksicht, dass sie einem materiellen Stoffe ein ideales Innere einbildet, und dass dieses Innere die idealisirte Wirklichkeit darstellt, eine Belebung und Personificirung alles Geschehens mit kaum bemerkbarer Rücksicht auf das Mechanische. Darum geht jeder irre, der in der Sprache Wahrheit sucht, oder in sie hineinträgt, sei es metaphysische oder logische, oder auch psychologische. Die Grammatik ist weder das System der Logik und Metaphysik, noch das der Psychologie. Darum aber auch ist dennoch in der Sprache eine nie völlig zu ergründende Schöpferkraft und Harmonie, und insofern eine tiefe Vernunft. Auch im Baume und im Planetensystem ist solche Vernunft; aber Niemand will vom Baum und von der Erde Metaphysik oder Psychologie lernen: eben so wenig soll man es von der Sprache wollen.

Denn die Formen der psychologischen Processe unseres Bewusstseins übertragen sich nicht unmittelbar in den Laut und
84 bilden grammatische Formen; die Sprache ist nicht das unmittelbare Erzeugnis des Bewusstseins in seiner mechanischen Verbindung mit den Lautorganen; sondern sie ist das erste Aufflammen des Selbstbewusstseins; sie ist nicht reines Werden im Geiste, sondern die erste Tat des Geistes, und darum ist ihr alles Aeußere und alles Innere, sinnliche Empfindungen, wie das Logische und Psychologische, bloßer Stoff, an dem sie — und in ihr der Geist zum ersten Male — ihre formende Kraft versucht. Formen aber heißt: sich aneignen, appercipiren. In der Sprache liegt nichts Metaphysisches, nichts Psychologisches; aber sie ist eine künstlerische, freilich instinctive, Apperception alles Seins und Werdens in Natur und Geist. Darum lehrt die Sprache so wenig Psychologie wie Physik; wer sie erforscht, sieht nur, wie sie das natürliche und das seelische Leben auffasst. Die Gründe aber, warum sie dies so oder anders tut, lassen sich nur durch die Psychologie begreifen, wie wir auch die Gedanken und Bestrebungen des Einzelnen psychologisch betrachten.

Sehen wir die grammatische Form und den rein sprachlichen Sinn der sogenannten unpersönlichen Zeitwörter näher an: so ist zuerst klar, dass dieser Name wenig geschickt ist. Ein Zeitwort, welches unpersönlich wäre, ist unmöglich, ist ein Widerspruch in sich, da die persönliche Beziehung das eigent-

lich constitutive Merkmal des Verbums ist. Unpersönlich soll also nur sagen, diese Verba hätten nicht alle drei Personen, sondern bloß die dritte, ohne erste und zweite, und zwar jene nur im Singular, nicht auch im Plural; sie wandeln also die Person nicht ab.

Aber auch Heyse's Vorschlag (System der Sprachwissenschaft § 191), die Impersonalia „subjectlose Verba" zu nennen, will mir nicht zusagen, da, streng genommen, ein Verbum ohne Subject ebenfalls nicht zu denken ist. Die Personal-Beziehung ist nichts anderes, als die Beziehung auf ein Subject.

Haben wir es bei den Impersonalien überhaupt mit Verben zu tun — und das ist doch unleugbar —, so haben dieselben auch Person oder Subject; und sind diese für unsere gebildetere Betrachtung eigentlich nicht vorhanden, so sind sie es wenigstens für das sprachliche Denken oder für die innere Sprachform; und um sie zu suchen, müssen wir uns in die naive Denk- und 85
Anschauungsweise der Sprache versetzen.

Wie sehr in der ursprünglichen Auffassung des kindlichen Menschen alles personificirt wird, wie ihr jede Veränderung, jedes Geschehen und Werden als energische Handlung einer Person erscheint: das zeigt nicht bloß die Mythologie, das zeigen auch Redensarten, wie „die Nacht kommt herein, der Tag bricht an". Was ist hier gegeben? ein gewisses Verhältnis unserer Erde zur Sonne und gewisse darauf erfolgende physikalische Wirkungen, welche auch dem Gemüte nicht gleichgültig sind. Wie wäre es wohl möglich, jene Redensarten auf diese Verhältnisse und Wirkungen so zu beziehen, dass beide nur eine Analyse ihrer Elemente oder zwei congruente Analysen ergäben! wer hätte auch je physikalische Erkenntnisse aus der Sprache durch irgend welche Analyse derselben zu entwickeln versucht! Vielmehr erkennen wir, dass von der Sprache die sinnlichen Warnehmungen und die Gefühle, welche die Drehung der Erde um ihre eigene Axe bei ihrem Verhältnis zur Sonne veranlasst, gar nicht wie von der Physik als Erfolge natürlicher Bedingungen und Ursächlichkeiten, sondern als Handlungen von Personen aufgefasst und als solche in Form kleiner Geschichten erzählt werden: die Frau Nacht, der Herr Tag kommen und besuchen uns.

Ist es denn aber nicht mit den seelischen Ereignissen ganz

ebenso? Sollte die Sprache, die sich so ganz und gar nicht um Physik bekümmert, nichts von ihr versteht, sie sollte uns plötzlich psychologische und physiologische Weisheit enthüllen? sie sollte in einem Ausdrucke für eine Empfindung eine tiefe Theorie der Empfindung enthalten? sie sollte wissen von organischen Zusammenhängen, von Vorstellungsreihen und gedanklichen Massen, von dem Zusammentreffen solcher Reihen und Massen und den daraus entstehenden Wirkungen? Nein, sie weiß auch hier nichts von Ursache und Bedingung; sie dichtet auch hier. „Staunen ergreift mich, Kälte schüttelt mich", so erzählt sie uns. „Das Wetter" — und das ist ein ganz entschiedenes Wesen, wenn es auch nicht die Klarheit einer griechischen Göttergestalt hat — „das Wetter hellt sich auf". — Für die seelischen Vorgänge aber hat ja wohl die Sprache kaum in
86 irgend einem Falle ein eigentliches und ursprüngliches Wort. Abgesehen aber hiervon ist es allemal die Person, als unteilbare Einheit, als Ganzes, das Ich, Du oder Er, noch ohne Unterscheidung von Leib und Seele, welches an oder in sich etwas erfährt, welches etwas leidet oder tut, z. B. geht, friert, denkt, fühlt, strebt u. s. w. So sehr wird die Person als eine Einheit gedacht, dass alles was bloß von einem Gliede ausgeht, als von der Person ausgehend, und alles was ein Glied leidet, als von der Person gelitten, aufgefasst und dargestellt wird. Man sagt „ich berühre dich, mich"; obwohl nur meine Hand den Arm des Andern oder den meinigen berührt. Die Sprache denkt gar nicht daran, dass die Person nach Leib und Seele ein vielfach zusammengesetztes Wesen ist. Der Mensch fühlt und weiß sich ursprünglich als eine ideale Einheit, als den unteilbaren Mittelpunkt alles dessen, was er tut, was ihm begegnet oder was ihn irgendwie betrifft. Dieser Mittelpunkt, und nicht die Teile des Leibes, die er sieht, noch weniger die geteilten Vorstellungs-Massen, von denen er keine Ahnung hat, tut alles was er tut, leidet alles was er leidet; ihn nennt er „ich, mich; du, dich; er, ihn".

Da nun die Sprache, wie schon bemerkt, auch die Vorgänge in der Natur als Handlungen von Persönlichkeiten appercipirt: so möchte man sich geneigt fühlen, alle unpersönlichen Zeitwörter zu leugnen. Zu allen meteorologischen Veränderungen und Zuständen ist Jupiter, das Wetter, oder ein ähnliches

Phantasie-Gebilde, das Subject. Der Chinese sagt heute noch: *hia yü*, wörtlich: „hinab Regen“, was aber nach den Gesetzen der chinesischen Grammatik nicht heißen kann: Der Regen kommt hinab, sondern nur: er sendet Regen hinab, nämlich der Himmel, wie aus der Redensart *tien yü* „der Himmel regnet“ hervorgeht.

Indessen dürfte sich diese Leugnung der unpersönlichen Zeitwörter nur ohne alle Warscheinlichkeit durchführen lassen. Die Ausdrücke „mich hungert, mich friert, *poenitet me*“, sondern sich zu entschieden von den gewöhnlichen Zeitwörtern ab, als dass man nicht ihre verschiedene Natur anerkennen müsste. Durch unser „es“ muss man sich nicht irre führen lassen. Es hat nur die Bedeutung, das Flexionsaffix der 3. Pers. *t* deutlicher zu machen, wie „du“ das Suffix „*st*“ verstärkt. „Es“ ist in Fällen wie „es schneit, es hungert mich“ ein strenges, ganz 87
eigentliches Formwort, d. h. ein Wort, das weder in seiner Wurzel und also in sich selbst einen Inhalt trägt, noch einen Inhalt ersetzt, sondern lediglich dazu dient, ein grammatisches Verhältnis zu bezeichnen. „Es“ ist hier Zeichen der 3. Pers. Sing., ist nicht mehr, als ein Flexionssuffix.

Vergleichen wir „mich hungert“ mit „ich hungere“, so drückt die letztere Form einen Zustand aus, wie „ich sitze, ich liege“, erstere dagegen ein Leiden; sie würde umschrieben durch „Hunger hält, quält mich“. Ebenso ist „ich friere“ und „mich friert“ unterschieden; letzteres ist eigentlich „Frost ergreift, schüttelt mich“. — Nehmen wir nun hierzu Ausdrücke, wie „es tagt, es dunkelt, mir scheint, mich wundert“ u. s. w. — so sehen wir deutlich, denke ich, dass wir es hier überall mit solchen Fällen zu tun haben, wo die Tätigkeit eines — freilich nur durch die Sprach-Phantasie hypostasirten — Subjects, wie Hunger, Frost, statt durch ein besonders hinzugefügtes Verbum, wie „ergreifen, sein“, vielmehr dadurch ausgedrückt wird, dass dem Subject selbst die verbale Form gegeben wird; statt „mich ergreift Hunger“ sagt man „mich hungert“; statt „Frost ist“ — „es friert“; statt „Dunkel ist, wird“ — „es ist dunkel, es dunkelt“.

Im Gefühl ist der Mensch zu passiv, als dass er sich in ihm als tätiges Subject, als den Punkt, von dem etwas ausgeht, bezeichnen könnte; im Gefühlszustande erfasst sich der Mensch nicht als Ich, sondern als Mich, d. h. als getroffenes Ziel. Auch ist der Mensch im Gefühl viel zu sehr mit sich beschäftigt, als

dass er an die Ursache des Gefühls denken sollte, die er überdies gar nicht kennt. Er scheidet in seiner Vorstellung nur sich selbst als den Leidenden von dem Leiden selbst, das ihn quält. Bezeichnet er sich als „mich“, so bezeichnet er das quälende Leiden als active Tätigkeit, durch welche er leidet, oder welche ihm Leid zufügt; wobei kein anderes Subject hinzugedacht wird, da in der Tätigkeit das Subject selbst schon liegt, wie in „hungern“ der Hunger.

Es ist schon von Heyse (a. a. O.) bemerkt worden, dass die Impersonalien eine Form des Existentialsatzes darbieten, welche ein bloßes Sein oder Werden, einen Vorgang ohne Sub-
88 ject darstellt, d. h. ohne besonderes Subject, da der Vorgang an sich selbst zugleich auch Subject ist. Die Personification, welche allemal dem grammatischen Subjecte zu Grunde liegt, und die Energie der Handlung, welche dem prädicativen Ausdrucke eigen ist, fehlt auch dem Impersonale nicht. Wenn wir den Satz „es blitzt“ grammatisch betrachten wollen, so haben wir keine physikalische Untersuchung vor. Ein Ereignis in der Natur, das Blitzen, liegt der Sprache wie dem Physiker vor. Beiden aber ist doch zunächst nur ein Complex von Empfindungen gegeben, in denen an sich noch gar keine Erkenntnis liegt. Diese Gesichts-Empfindungen müssen erst appercipirt werden. Der Physiker appercipirt dieselben mit allen seinen physikalischen Kenntnissen; die Sprache tut es in ihrer Weise. Worin jener einen elektrischen Funken erkennt, darin sieht die mythologische Sprache den Wurfspeer eines kämpfenden Gottes, gegen ein Ungetüm (die schwarze Wolke) geschleudert. Oder, mehr ihrer eigenen Analogie folgend, sieht die Sprache überhaupt ein Wesen, „Blitz“ genannt, welches von oben herniederfährt. Dieses Wesen tödtet, zerstört zuweilen, und diese Handlungen werden ihm im Prädicate zugeschrieben: „er erschlägt, trifft“. Oft aber geht der Blitz spurlos vorüber; er tut weiter nichts als sein, und sein Sein und Wesen ist weiter nichts, als der erscheinende Glanz, der auch in der Etymologie des Wortes ausgesagt liegt. Er betätigt also nur sein Sein, ist nur die Tätigkeit des herniederfahrenden Glänzens. Die Sprache, einmal daran gewöhnt, die Erscheinungen in Subject und Prädicat zu spalten, kann dies auch hier tun, indem sie den Glanz von der Bewegung durch den Raum absondert; so sagt sie: „der Blitz fährt hernieder“.

Aber auch diese Bewegung gehört zum Wesen. Der Blitz unterscheidet sich von jedem anderen Glanze vorzüglich durch diese Bewegung. Diese liegt also schon im Subject des Glanzes, welches das Wesen ausspricht, so gut wie überhaupt sein Sein darin liegt. Es soll also nur das Sein des Blitzes und die ihm inwohnende energische Bewegung ausgedrückt werden. Dies wird nun aber vollständig klar durch die bloße verbale Form ausgedrückt. Ein Inhalt, wie der in der Wurzel von Blitz liegende, Glanz, wird als seiende Energie hingestellt dadurch, dass an die Wurzel die Personal-Endung hinzutritt. Also „blitz-t, 89
*fulge-t*“ heißt eben nur: das was durch Blitz ausgesagt wird, in realer Tätigkeit begriffen. Ebenso „es hungert mich“ d. h. Hunger in tätiger Wirksamkeit, durch welche ich leide. Das bloße angefügte *t*, die Verbalform, drückt das Sein und Wirken aus.

Es wäre also ein Irrtum, zu glauben, die Impersonalia wären nicht ursprünglich. Es sind Verba von vorzüglicher sinnlicher, plastischer Kraft, für welche die Sprachen allmählich das Verständnis verlieren. So haben sich im Deutschen Zwittergestalten gebildet, wie „es wundert mich, dass“ u. s. w. Hier ist streng genommen kein Impersonale mehr; denn das Subject liegt hier im Satze „dass“ u. s. w., wie man auch sagt: „die Sache wundert mich“. Aber ehemals sagte man: „mich wundert der Sache“. Von diesen unorganischen Erscheinungen ein andermal.

---

Miklosich: Die Verba impersonalia im Slavischen. 1865.

Diese vortreffliche Abhandlung bietet mehr als der Titel 235
verspricht. Nicht nur werden die indogermanischen Sprachen zur Aufhellung der slavischen Syntax mit ungemeiner Gelehrsamkeit herbeigezogen, sondern auch der Begriff der *Verba impersonalia* wird gründlich erörtert, wobei zugleich die Ansichten der Grammatiker aller Zeiten und selbst der neueren Philosophen über diese Wortklasse mit grosser Belesenheit vorgeführt und scharfsinnig geprüft werden. Auch mich nötigt der Verfasser, einerseits mich näher zu erklären, andrerseits mich zu berichtigen, wofür ich ihm aufrichtig danke.

Nämlich schon einmal in dieser Zeitschrift, sogleich im ersten Hefte, habe ich mich über die *Verba impersonalia* geäußert [oben S. 417 ff.]; und noch früher in meinem Buche „Grammatik, Logik und Psychologie u. s. w.“ (§ 79. S. 200—211); an letzterer Stelle freilich nur um die Verschiedenheit von Urteil und Satz zu erläutern. Aber eben dieser Zweck scheint dort nicht vollständig erreicht. Und doch ist er für unsere Frage gerade besonders wichtig, weswegen ich auch jetzt wieder daran anknüpfen will.

Zunächst jedoch eine Bemerkung über den Namen. Heyse will impersonale durch subjectlos ersetzen, und der Verfasser folgt ihm hierin. Selbst zugestanden, es sei richtig, dass es sich hier um Urteile oder Sätze oder Verba ohne Subject handele: so schien mir diese Aenderung des alten Namens völlig grund- und erfolglos. Denn Subject und Person fallen ja der Sache nach zusammen, nur dass der Terminus Person ein grammatischer, Subject ein logischer ist. Das Impersonale ist subjectlos, und das Subjectlose ist impersonale. Darf ich ein Verbum nicht impersonale nennen, so darf es auch nicht subjectlos heißen; und ist dieses gestattet und geeignet, so muss es auch jenes sein. So dachte ich damals. Jetzt bedenke ich, dass auch Subject in neuerer Zeit ein grammatischer Terminus geworden ist; Person
236 hat etymologischen, Subject syntaktischen Sinn. Nun hat *pude-t me* ganz regelmäßig die Personal-Endung, aber kein Subject, keinen Nominativ; also ist es nicht impersonale, aber subjectlos. Hierauf komme ich zurück. — Nur noch eine methodologische Bemerkung habe ich bei dieser Gelegenheit zu machen. Ich hatte mich gegen den Namen subjectlose Verba, wie gegen impersonale erklärt, weil Verba ohne Person, ohne Subject „nicht zu denken“ seien. Der Verfasser bemerkt dagegen (S. 5): „Die Geschichte der Sprachwissenschaft weist mehr als eine Erscheinung nach, die als undenkbar galt, bis man durch Tatsachen gezwungen war, sie dennoch zu denken.“ Das ist nicht genau. Noch hat niemand gefürchtet, Tatsachen könnten ihn zwingen, einen viereckigen Kreis zu denken. Wird nun Verbum definirt als ein Wort mit Personalbezeichnung, so ist die Tatsache eines *Verbum impersonale* unmöglich, weil undenkbar. Hiervon können nicht vermeintliche Tatsachen abbringen, sondern nur Betrachtungen. So habe ich soeben durch eine Betrachtung gezeigt, wie ein Verbum, obwohl nie impersonale,

doch subjectlos gedacht werden könne. Wäre dies richtig, so bliebe nur die Anomalie, dass, da doch das Personalzeichen ein Subject andeutet, hier Zeichen oder Lautform und Bedeutung oder innere Form sich nicht entsprechen, sondern das Zeichen völlig leer erscheint. Der Verfasser geht hierüber leichter hinweg, als mir möglich ist. Er sagt (das.): „Da das *Verbum finitum* notwendig in einer der drei Personen stehen muss, so folgt daraus nicht das Dasein des Subjects; die Behauptung von der Subjectlosigkeit mancher Sätze muss so lange aufrecht erhalten werden, als für dieselben Subjecte nicht nachgewiesen sind.“ Das hieße, die Anomalie müsse so lange aufrecht erhalten werden, als die Analogie nicht nachgewiesen ist. Würde der Schluss nicht richtiger so lauten: Da aus dem Personalzeichen notwendig das Dasein des Subjects folgt, so ist die Behauptung der Subjectlosigkeit mancher Sätze unzulässig, und es muss auch für diese ein Subject gesucht werden? d. h. die Anomalie muss abgewiesen, und die Analogie auch hier gerettet werden — wenn nicht (dies muss Besonnenheit hinzufügen) die Anomalie in diesem Falle gerechtfertigt wird.

Die Aufgabe würde sich demnach so gestalten: Wie sollen 237
wir gewisse Verba beurteilen, die zwar regelmäßig, wenn auch nicht in allen sechs Formen, so doch in einer, die Personal-Endung zeigen und dennoch auf kein Subject hinweisen? Ist vielleicht das Subject nur versteckt? oder liegt hier eine Anomalie vor? und wie ist diese Anomalie zu erklären?

Dem Verfasser ist die notwendige Unterscheidung von grammatischer und logischer Beurteilung geläufig; aber ich finde nicht, dass er sie in seiner Abhandlung durchgeführt hat; wenigstens tritt sie uns aus der Darstellung nicht klar entgegen. Sind aber Urteil und Satz zwei verschiedene Gegenstände, die einer verschiedenen Betrachtung zu unterwerfen sind, so haben wir dann auch eine doppelte Untersuchung anzustellen, und wir haben uns vor Vermischung zu hüten.

Erstlich also: hat der Logiker subjectlose Urteile anzunehmen? Wer nicht zuvor die Definition umstößt: Das Urteil ist eine Verbindung zweier Begriffe in der Form von Subject und Prädicat, kann unmöglich von subjectlosen Urteilen reden. Wer aber hätte diese Definition von Urteil umgestoßen? Wenn Trendelenburg in Sätzen wie „es blitzt“ ein „primitives Ur-

teil“ „das Rudiment eines Urteils“ erkennt, so gesteht er damit zu, dass darin kein völlig entwickeltes Urteil liege, also überhaupt nicht das was die Logik streng genommen ein Urteil nennt, sondern nur die Vorstufe dazu. Ob dies richtig ist, ob sich das wirkliche Urteil aus solchen Rudimenten entwickelt, und ob der Logiker hierauf Rücksicht zu nehmen hat, ist eine uns hier durchaus fremde Frage. Wir halten fest: subjectlose Urteile sind unmöglich. — Auch Herbart gesteht zu, dass in Sätzen wie „es donnert“ „kein gewöhnliches Urteil mehr“ vorliegt, sondern ein unbedingt aufgestelltes Prädicat. Dass er diese Begriffe, die unbeschränkt, mit keinem andern Begriffe verbunden, aufgestellt werden, unbedingt aufgestellte Prädicate nennt, hat nur den Grund, dass nach seiner Entwickelung dieser absoluten Urteile aus den vollen Urteilen mit zwei Begriffen der absolut gesetzte Begriff zuvor als Prädicat dient. Durch die Umwandlung des vollen Urteils aber in die absolute Setzung des einen Begriffes, hat sich die Rolle dieses Begriffes geändert. Zuvor
238 war er Prädicat, jetzt ist er Subject, dem zwar kein Prädicat beigefügt wird, von dem aber eben die absolute Setzung ausgesagt wird. Die Sprache bezeichnet diese absolute Setzung teils durch Wörter wie „ist, existirt“, teils durch bloße Flexion: es donnert, d. h. Donnern ist. Logisch genommen ist auch das Sein, das einem Begriffe zugeschrieben wird, Prädicat des letztern; methaphysisch genommen aber hat es mit dem Prädicat des Seins eine andere Bewandnis, als mit jedem andern Prädicat.

Also haben wir im sogenannten Impersonale logisch genommen nicht ein subjectloses Urteil, sondern einen absolut gesetzten Begriff, der als Subject gelten muss, während sein Prädicat nichts Anderes ist, als die logische Tätigkeit der absoluten Setzung. „Es donnert“ heißt: der Begriff des Donnerns wird unbedingt gesetzt. Nur daran muss noch erinnert werden, dass die Impersonalia nur in den seltensten Fällen eigentliche Existential-Urteile enthalten; gewöhnlich sind es Qualitäts-Urteile; denn wer da sagt: „es regnet“, setzt das Regnen nicht unbedingt, sondern als gegenwärtig; er will nicht sagen, Regnen sei, existire überhaupt, sondern er gibt eine qualitative Bestimmung des Wetters in der betreffenden Gegenwart.

Diese logische Betrachtung scheint mir eben so leicht als sicher. Schwierig aber ist die grammatische Betrachtung.

Das im Deutschen dem Impersonale vorgesetzte „es“ ist eine Null, Verstärkung der Flexionsendung; es war eine Abirrung von meiner eigenen Ansicht, wenn ich (Grammatik und Psychologie S. 210) dieses „es“ als Hinweisung auf die dem Urteile zu Grunde liegende Realität fasste. Wäre dies der Sinn des Sprechenden, so würde er „das“ sagen oder „dies“: „das sind Menschen“. Man merkt wohl den Unterschied zwischen „es ist Feuer“ und „das ist Feuer“.

War logisch im Impersonale unzweifelhaft ein Subject gegeben, so liegt darin grammatisch eben so unzweifelhaft ein Prädicat; denn jedes Verbum ist Prädicat. Als solches weist es auf ein Subject hin. Sollen wir nun annehmen: obwohl auf ein Subject gewiesen wird, ist dennoch im Sinne der Sprache keins vorhanden? oder müssen wir, da auf eins hingewiesen wird, es suchen?

Wollten wir nun letzteres, so könnten wir erstlich mythische 239
Subjecte annehmen: Zeus blitzt. Grimm aber hat (Wb. 1112, beim Verf. S. 5) treffend gezeigt, dass dies unmöglich ist. Weder können alle Fälle so erklärt werden („mir wird besser“), noch passt dazu das Neutrum. Ich nehme also die Behauptung zurück: „Man hat eher gesagt: Zeus oder der Himmel blitzt, Hephaistos schmiedet den Blitz, als es blitzt“ (Grammat. u. Psych. S. 206). Das Impersonale ist durchaus ursprünglich, wie ich schon in dieser Zeitschrift [oben S. 421] erkannt habe*).

*) Nur hat dies gar nichts mit Trendelenburg's Theorie zu tun. Das Impersonale steht mit der Tatsache, dass die Nomina von Tätigkeitswurzeln abgeleitet sind, in keinem Zusammenhange, oder nur im Gegensatze dazu. Niemals werden „die Dinge als Tätigkeiten dargestellt“ (S. 13), sondern immer als Tuende. Auch sind wahrlich *fulgur*, *pudor* nicht erst durch *fulget*, *pudet* gegangen, und „es tagt, dunkelt, windet, regnet“ sind geradezu secundäre Bildungen. Ebenso ist ἀστράπτει nicht ursprünglicher als στεροπή, ἀστραπή.

Meiring (Programm des Gymn. zu Düren 1864) hat eine Theorie über den Ursprung der Verba aufgestellt, die mir ganz mit Trendelenburg's Ansicht übereinzustimmen scheint. Alle Verba waren nach ihm ursprünglich Impersonalia und als solche die ersten Wörter. Gesetzt diese Theorie wäre richtig, so wäre eben zwischen jenen ursprünglichen Verben, jenen Rudimenten eines Urteils, und unserm heutigen Impersonale schon dadurch ein wesentlicher Unterschied, dass wir heute meist in zweigliedrigen Urteilen denken und in Sätzen mit Subject und Prädicat sprechen. Aber wie steht es mit Meirings Ansicht? Der Urmensch sehe, wie ein mit Obst schwer behangener Baumast plötzlich bricht, so würde etwa ein Laut *frag* aus seinem Munde

240 Früher hatte ich den Weg der Analyse des Impersonale eingeschlagen: es regnet = Regnen ist oder fällt herab. Dass solche Auflösung logisch zulässig, ja geboten ist, unterliegt keinem Zweifel. Aber wie grammatisch? Auch der Grammatiker muss analysiren, aber nicht Urteile, sondern Sprachformen. Mein Irrtum war, dass ich meinte, „es regnet" sei soviel wie Regen fällt herab. Nein „es regnet" ist gleich „regnen ist". In dem Infinitiv aber steckt gerade so viel und dieselbe Persönlichkeit wie im Indicativ. „Regnen ist" sind zwei Sätze, so viel wie: es ist wirklich, dass es regnet*). Folglich hilft uns diese Analyse nichts. „Mich friert" heißt nicht „Frost ergreift mich"**), sondern „mich frieren ist". Und „mir ist wohl" lässt kaum weitere Auflösung zu. Solche Sätze, wie letzterer, zeigen klar, dass der qualitative Inhalt des *Verbum impersonale* nicht als Subject gefasst werden kann. Denn „wohl" ist eben Adverbium und kann hier in keiner Weise als Subject gelten. Man kann also nur so umschreiben: wohl sein ist mir; es ist wirklich, dass mir wohl ist.

Wenn ich also sagte: „Ein Inhalt, wie der in der Wurzel von Blitz liegende (Glanz) wird als seiende Energie hingestellt dadurch, dass an die Wurzel die Personal-Endung tritt; blitz-t heißt: „das was durch den Blitz ausgesagt wird in realer Tätigkeit begriffen": so ist diese Erklärung ohne Analogie mit

---

ertönen. Dann sieht er, wie ein Stab, den jemand biegen will, bricht, ferner, wie eine Eisdecke bricht: so entwickele sich, meint Meiring, in ihm der Begriff, der im Urlaut etwa so bezeichnet war: *frag ta* = brechen da, es brich-t, d. h. brechen findet da statt. Mit dem *ta* oder *ti*, *t* = da, zeige er nicht sowohl auf den Ast, den Stab, das Eis, als vielmehr auf den Raumteil hin, den diese Dinge einnehmen. — Also so wenig solle der Urmensch für die Dinge interessirt sein, dass es ihm bloß auf die werdenden Merkmale ankomme, im Beispiel aufs Brechen, welches geschieht. Aber das Brechen hat ja nur Wert, wird nützlich oder schädlich, je nach dem Dinge, das bricht. Wenn ein ursprüngliches *frag* im dargelegten Sinn ertönt, so ist weder an Personale noch an Impersonale zu denken, weder an Nomen noch an Verbum. Es ist ein Ausrufesatz, ein Prädicat, zu dem die Wirklichkeit, nicht nur das Brechen, sondern auch der Baum oder das Eis und der Verlust oder die drohende Gefahr für den, der auf dem Eise ist, kurz die ganze Situation nach ihrer objectiven und subjectiven Seite das Subject bildet.

*) In der obigen Analyse treffe ich mit Meiring zusammen.

**) Man könnte sich zwar auf Neger-Sprachen berufen, die solche Ausdrücke haben. Aber sie haben eben darum auch keine Impersonalia.

den andern Verben, trifft eben darum nicht unser Sprachgefühl und ist nicht auf alle Fälle anwendbar.

So kommen wir endlich auf J. Grimms Ansicht (W. 1112): „Die Sprache bedient sich des dem Neutrum überhaupt eingepflanzten Begriffes der Unbestimmtheit, um das nur Andeutbare, Unbekannte oder Geheime zu bezeichnen.“ Es ist wohl nicht einmal nötig, entschieden ein Neutrum anzunehmen, wenn es nicht, wie im Deutschen und Slavischen klar vorliegt. Die Sprache erklärt irgend eine Erscheinung, einen Vorgang, als Tat irgend eines unbekannten Subjects. Ich kann es nicht als Einwand gegen diese Absicht gelten lassen, wenn erinnert wird, auch in λέγουσι, *dicunt*, man sagt, liege ein unbestimmtes 241
Subject; denn dies ist nur darum unbestimmt, weil man sich die Mühe nicht geben will, es zu bestimmen. Das Impersonale dagegen bezeichnet eine Handlung als solche, deren Subject als geheimnisvoll oder unbekannt nur angedeutet wird. Die Sprache kann nicht anders als auch in solchen Fällen zur Handlung ein Subject setzen; aber sie setzt hier eins, das man nicht denken kann, oder nicht denken soll. Belehrend scheint mir, wenn der Russe für: der Blitz hat ihn erschlagen, oder: er ist vom Blitz erschlagen, lieber sagt: es hat ihn mit dem Blitz erschlagen. Man sieht hieran wohl deutlich, dass in *fulget*, *attonitus* der Blitz und der Donner nicht Subject sind, sondern nur das Instrument einer geheimnisvollen, nur angedeuteten Macht (vgl. die andern schönen Beispiele S. 16).

Die Sprache treibt also im Impersonale ein schönes Spiel, indem sie auf ein Subject hinweist, dass sie nicht weisen kann oder will. Dieses Spiel wird dahin ausgedehnt, dass auch Vorgänge, Verhältnisse, die sie nicht als persönliche Energien bezeichnen will und doch auch nicht als Substanz auffassen mag, mit in diese Form hineingezogen werden: „es fehlt an Geld“. In diesem Satze ist das Subject logisch entschieden „Geld“, grammatisch ein angedeutetes, aber als undenkbar angedeutetes Etwas.

Will man nun solche Verba mit dem Verfasser und Heyse subjectlos nennen, so wird das nicht falsch sein, aber doch, wie mir scheint, kaum recht angemessen. Folgendes kommt hinzu.

Ich würde das wichtigste übergehen, wenn ich nicht aus des Verfassers Abhandlung noch schließlich Folgendes hervorhöbe, worauf mir das eigentliche Verdienst derselben zu beruhen scheint.

Der Verfasser bemerkt ganz richtig, nicht die Verba dürfe man scheiden in *personalia* und *impersonalia*, da die meisten Verba, wenn nicht alle, persönlich und unpersönlich construirt werden können. Es handelt sich also hierbei nur um Unterscheidung der Constructionen. Gerade so habe ich anderwärts [oben S. 381] schon gezeigt, dass auch der Unterschied von transitiv und intransitiv nicht die Verba trifft, sondern die syntaktische Verwendung derselben. Nicht im Inhalt eines bestimmten Verbums liegt es, transitiv oder personale oder das Gegenteil zu sein, sondern
242 in der Fügung desselben. So sagt der Dichter vom Denker, er wache den Mond heran, und von der Liebe, sie schaue den Aar blind. Wie schön Dichter das Versteckspiel des Impersonale zu benutzen vermögen, zeigt besonders klar Schiller in seinem Taucher.

---

## Ueber das Passivum.

(H. C. von der Gabelentz, Ueber das Passivum. Eine sprachvergleichende Abhandlung. Aus dem 8. Bande der Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch. S. 451—546. Leipzig 1860.)

244 Der Verf. dieser Abhandlung hat sich unter den Sprachforschern durch seine Grammatik des Mandschu, die erste (darf man wohl sagen) dieser Sprache, und dann durch grammatische Skizzen fern liegender Sprachen, deren Bau er aus den, von Missionaren in dieselben übersetzten, biblischen Stücken und Gebeten u. s. w. mühsam und sorgfältig zuerst aufrichtete, einen sichern Ruf erworben. Jetzt betritt er, meines Wissens zum ersten male, den Boden der allgemeinen Sprachwissenschaft, ausgerüstet mit einer Sprachkenntnis, deren Umfang heute Niemand überschreitet, ja vielleicht nur noch Einer, Pott, erreicht. Vergleicht man das Material, welches W. v. Humboldt zu Gebote stand, mit dem vom Verf. ausgebeuteten, so zeigt sich die bedeutende Erweiterung der Sprachkenntnis im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts. Das Register zur Abhandlung unseres Verfassers zählt mehr als 200 Sprachen auf, deren Passivum betrachtet wird. Dieses umfangreiche Material wird aber hier mit starkem Geiste bewältigt; die Fülle der Tatsachen wird nach aus ihr selbst entwickelten Gesichtspunkten geordnet und erklärt.

Der Verf. bestimmt vor allem den Begriff des Passivums. Er weist die Ansicht ab, als stelle das Passivum ein Leiden dar, und behauptet dagegen, dass auch beim Passivum das Subject als in gewisser Beziehung activ gedacht werde, und dass die Person oder Sache, welche der Gegenstand der Handlung sei, wirklich als das Subject der Handlung betrachtet werde. Dies ist aber nur in zweifacher Weise möglich: entweder das Subject wird zugleich als Object gedacht, und so ist das Passivum aus einem Medium oder Reflexivum entwickelt; oder man sieht es als die Handlung eines Anderen veranlassend an, zu deren Gegenstand er sich selbst macht, so ist es aus einem Causativum oder genauer aus einem Reflexiv-Causativum entwickelt. Das Neutrum: „er heißt", das Medium: „er nennt sich", das causa- 245
tive Medium: „er lässt sich nennen", und das Passivum: „er wird genannt" haben dieselbe Bedeutung. Der Verf. zeigt, dass auch tatsächlich in vielen Sprachen das Passivum sich formell aus dem Medium oder dem Causativum entwickelt hat.

Dieser Erklärung stimme ich unbedingt bei; nur vollkommen genügend scheint sie mir nicht. Sie erklärt nicht, wie man überhaupt nur darauf kommen konnte, die einfache Form „der Vater liebt das Kind" umzutauschen gegen die andere „das Kind wird von dem Vater geliebt". Was konnte denn darauf führen, den Gegenstand der Handlung — der doch seine bestimmte Form hat, den Casus des Objects — als Subject auszudrücken, sei es als solches, welches zugleich Object ist, sei es als solches, welches die Handlung des anderen veranlasst? Der Verf. gesteht zu (S. 461): „Allerdings erscheint es natürlicher, dass die Sprachbildung sich in die Stelle des Subjects stellt, von welchem die Handlung ausgeht, als in die Stelle desjenigen, auf welches sie gerichtet ist". Bei diesem Zugeständnisse bleibt die Bildung des Passivs, als etwas weniger natürliches, unerklärlich. Denn wenn man sich nun auch darauf berufen will, dass „Activum und Passivum nichts als eine Relation, als ein Gesichtspunkt sind", so bleibt es doch immer befremdlich, warum man den so natürlichen Gesichtspunkt des Activs mit dem weniger natürlichen des Passivs vertauscht. Der Umstand, dass die passive Construction deutlicher ist, kann erst in zweiter Linie in Betracht kommen; er kann eine Häufigkeit des Gebrauchs, nicht die Entstehung begründen.

So scheint es mir denn unerlässlich, nachdem wir mit dem Verf. den ersten Schritt getan und das Passivum eben sowohl wie das Activum als Energie gefasst haben, dass wir auch noch den zweiten Schritt tun, und das Passivum als vollständig eben so natürlich wie das Activum ansehen. Aber wie das?

Den Einwand zunächst, den uns vielleicht mancher entgegen halten dürfte, dass das Passivum doch deswegen nicht als gleich natürlich mit dem Activum gelten kann, weil alle Sprachen zwar ein Activum, aber ein volles Passivum nur die höchst entwickelten Sprachen besitzen, kann ich nicht gelten lassen. Denn die-
246 jenigen Sprachen, die kein Passivum kennen, haben auch kein wahres Activum und entbehren überhaupt der vollen Kraft verbaler Synthesis, entbehren streng genommen der grammatischen Form überhaupt. Ich glaube in meiner „Charakteristik der Sprach-Typen“ den Beweis geliefert zu haben, dass nur die drei Sprach-Stämme der kaukasischen Rasse, das Aegyptische, Semitische, Indogermanische, wahre Form haben; also können wir auch nur hier ein wahres Passivum suchen. Nun fehlt es freilich auch dem Aegyptischen. Dieses ist aber überhaupt unvollständig entwickelt. Der passive Ausdruck fordert eine lebendigere Phantasie und einen lebendigeren Geist als der active; denn das Leidende soll noch im Leiden energisch, und eine Bewegung nicht von ihrem wirklichen Ausgangspunkte, sondern von ihrem Endpunkte aus betrachtet werden. Was man nun aber auch zum Lobe des Aegyptischen Geistes sagen mag, Phantasie und Beweglichkeit sind gerade diejenigen Eigenschaften, die ihm am wenigsten gehören.

Wenn aber auch das Passivum als durchaus natürlich anzusehen ist, so folgt daraus doch nicht, dass es eben so ursprünglich ist, wie das Activum. Es tritt sowohl begrifflich vermittelter, als zeitlich später hervor. Für das Semitische freilich müssen wir wohl annehmen, dass das Passivum gebildet wurde vor der Trennung des Stammes in die einzelnen Zweige; aber nicht so im Indogermanischen, wo die einzelnen Sprachen sich verschiedener Mittel zur Bildung des Passivs bedienen. Immer aber erscheint das Passivum teils bloß der Bedeutung nach, teils auch in der Lautform als eine Ableitung, nämlich vom Medium, und auch aus causativer Bedeutung. Man hatte nicht Unrecht, wenn man meinte, das Passivum bezeichne ein Leiden,

die Kehrseite des Activs; es hat nämlich heute und längst den logischen Sinn des Leidens im Gegensatze zur Tätigkeit. Die ursprüngliche innere Sprachform dagegen, die etymologische Bedeutung des Passivs ist die oben angegebene; im Passivum wird das Leiden appercipirt als mediale und medial-causative Tätigkeit. Wie überall die innere Sprachform als Apperceptionsorgan aus dem Bewusstsein schwindet und nur das Appercipirte darin bleibt, so haben wir längst vergessen, dass in den Passiv-Formen ursprünglich etwas anderes lag als das Leiden. 247

Fragen wir aber endlich: welche Veranlassung hatte man, da der active Ausdruck der Tätigkeit mit dem Accusativ des Objects überall ausreichte, ihm parallel einen anderen zu entwickeln, in welchem das Object zum Subject wird?

Ich meine, wir könnten selbst innerhalb der sinnlichen Anschauung Fälle finden, wo der Leidende als der Tätigere erscheint; z. B. der von der Wand zurückprallende oder zurückgeworfene Ball, überhaupt also jeder zurückgetriebene Angreifer. Das Anstrebende ist offenbar das Tätigere, und dennoch das Leidende; die starre Mauer von Stein oder Kriegern, von der man zurückprallt, ist das Gegenständlichere, Totere, dennoch das Tätige: dies ist wohl der erste Sinn des Passivs, die erste Veranlassung, es zu bilden.

Wollen wir Analogien suchen, so dürfen wir den Gebrauch gewisser Hülfswörter oder abstracter Wörter mit dem grammatischer Formen recht wohl vergleichen. So zeigt uns unser „Schläge bekommen, Lohn erhalten“ für „geschlagen, belohnt werden“, wie wenig der ursprüngliche Geist ein Leiden als solches anschaut. In Mittel-Deutschland sagt man „kriegen“ für „ergreifen, fassen, fangen, bekommen“; also: „den Dieb kriegen“ und „Schläge kriegen“, letzteres für das Passivum „geschlagen werden.“ Wer einen Stärkeren angreift, gegen die Mauer stößt, der holt sich oder bekommt Schläge; dies sagt das Passivum, oder wenigstens dies, dass er die Schläge herausfordert, auf sich nimmt, sich ihnen unterzieht. Im Sanskrit wird bekanntlich das Passivum durch ein Suffix, welches ursprünglich „gehen“ bedeutet, und mediale Personal-Endungen bezeichnet, während man im Hindostanischen statt „ich werde gemacht“ geradezu sagt: „ich gehe in Machung.“ Hierzu hat schon Bopp (Vergl. Gr. III. 87.) die sanskritischen Ausdrücke „in Freude gehen“

für „erfreut werden“; „in Zorn gehen“, wir sagen: „in Zorn geraten“, für „erzürnt werden“ verglichen; auch an das lat. *amatum iri* „in Liebe gegangen werden“ und an *veneo* „zum Verkauf gehen“ (wir sagen: „zum Verkauf kommen“) hat er passend erinnert. Denken wir auch an Redensarten, wie: „das
248 hätte ich mir nicht träumen lassen, ich habe mir sagen lassen“ statt „mir ist gesagt worden“: so sieht man wohl klar die Neigung, alle Ereignisse activisch aufzufassen; wie aber „lassen“ ursprünglich „befehlen, bewirken“ und dann „gestatten, nicht hemmen“ bedeutet, so erhielt auch das Passivum, das ursprünglich volle Activität bedeutete, den Sinn des Leidens.

Ursprünglich also erscheinen Activum und Passivum sich nur insofern entgegengesetzt, als die Tätigkeit entweder von der einen oder von der anderen Seite ausgehend gedacht wird. Es ist daher beim Passivum nicht die Reflexion, welche den Zielpunkt der Handlung zuerst ergreift und von ihm zum Ausgangspunkte der Handlung übergeht, — denn dann ist man billig über diesen verkehrten Gang verwundert — sondern die Sprache kann beide Punkte sowohl zu Ausgangs- als zu Zielpunkten der Tätigkeit selbst machen, kann die Tätigkeit selbst sowohl von einem Punkte wie vom anderen ausgehen lassen; im einen Falle entsteht das Activum, im anderen das Passivum. Es war also auch ursprünglich gar nicht dasselbe, ob man das Activum mit dem Accusativ oder den Nominativ mit dem Passivum gebrauchte; es wurde hier nicht derselbe Weg *a b* in entgegengesetzter Richtung einmal von *a* nach *b*, dann von *b* nach *a* zurückgelegt, übrigens beide Male unter gleichen Verhältnissen; sondern wir haben uns eher zu denken, dass wir in beiden Fällen denselben Weg in derselben Richtung fahren, aber einmal als Kutscher und einmal als Reisender. — Erst mit der steigenden Abstraction kommt die Sprache dahin, mit ihren Formen als mit leeren Formeln zu spielen, denselben Inhalt so oder so einzukleiden. So wird denn die passive Construction nichts als die gleichbedeutende, aber umgekehrte active.

So würde ich, um den vollen Sinn des Passivs zu bestimmen, seine ursprüngliche Bedeutung von der späteren unterscheiden. Wie lange mag es wohl dauern, bevor ein Kind zum Gebrauch des Passivs gelangt? Es wäre wohl anziehend, dies zu beobachten. Beim heutigen Gebrauche des Passivs

kommt es darauf an, einerseits mehr materiell, ob man die Person mehr oder weniger leidend und abhängig denkt — denn auch heute noch erscheint uns entschieden das Subject beim Passivum weniger leidend als das Object des Activums — anderer- 249
seits mehr formell, ob die von der Tätigkeit betroffene Person oder Sache mehr oder weniger accentuirt oder hervorgehoben werden soll, was namentlich für die neueren Sprachen wichtig ist, in denen die Stellung des Objects hinter dem Verbum fixirt ist. Wir wollen versuchen, uns dies an einigen Beispielen klar zu machen.

Ein Mädchen sagt: „er liebt mich“; nicht: „ich werde geliebt“; aber der Mann sagt dies wohl. Hier scheint mir der Unterschied materiell. Das geliebte Mädchen, und zumal wenn sie wiederliebt, fühlt sich nicht passiv, sondern objectiv, als Ziel; der geliebte Jüngling hat sich die Liebe der Dame erworben, er hat sich lieben lassen und tut es noch, er fühlt sich passiv im ursprünglichen Sinne des causativen Mediums. Dass das Gesagte nicht von absoluter Geltung sein kann, versteht sich von selbst.

Wir sehen uns den Anfang der Ilias an. „Den Zorn besinge“, heißt es, „welcher“ u. s. w.; es folgen drei Activa, welche darstellen, welche verderbliche Wirkung der Zorn hatte; plötzlich tritt das Passivum auf: „des Zeus Ratschluss wurde vollendet“; — natürlich; denn der Zorn des Achilleus, der so viel Unglück verursachte, hatte doch nicht des Zeus Ratschluss ausgeführt, sondern dieser war die wesentliche Ursache des genannten Unglücks. Ferner, abgesehen davon, dass auch Zeus seinen Beschluss nicht selbst vollzog, handelte es sich für den Dichter hier nicht um Zeus, sondern um seinen Beschluss und dessen Vollziehung. So trat das Passivum ein. Es tritt aber überhaupt da ein, wo eine Tat als ausgeführt dargestellt werden soll, abgesehen von dem Täter, der entweder gleichgiltig oder unbekannt ist, oder sich von selbst versteht; oder es wird eine Tat abgelöst vom Täter dargestellt, damit das Ereignis an sich um so mehr hervortrete. So ebenfalls am Anfang der Ilias: Apollo sante verderbliche Pest; und — weiter nicht etwa: vernichtete die Völker; sondern: — die Völker wurden vernichtet, kamen um. Denn durch häufigere Anwendung in solcher Weise erhalten die Passiva den Sinn der Neutra oder Intransitiva.

250 Auch der unpersönliche Gebrauch des Passivums gehört hierher: „es wurde getanzt“, gleichgiltig von wem; auf die Ausübung der Handlung kommt es an. Doch bleibt bei dieser Form mehr Rücksicht auf Persönlichkeit als beim intransitiven Impersonale: „es flötet“.

Sehen wir uns endlich noch eine biblische Stelle an. Als Jacob den mit Blut besudelten Rock Josephs sah, rief er aus: „Der Rock meines Sohnes; ein wildes Tier hat ihn gefressen; zerrissen ist Joseph“. Der Lauf der Vorstellungen ist also hier folgender. Es wird zuerst das Kleid erkannt. Dann drängt sich die Ursache der Blut-Flecken ins Bewusstsein; ein böses Tier tritt vor die Phantasie; das Object wird nur durch ein Pronomen im Accusativ (als Suffix) ausgedrückt. Nun drittens hebt sich das Object ins Bewusstsein, um es allein auszufüllen: „Joseph ist zerrissen“. Das semitische Passivum drückt ursprünglich den Zustand des Leidens aus; das Agens wird nicht hinzugefügt. Nachdem Jacob das eigentliche Ereignis activisch ausgedrückt hat, spricht er die Folge desselben als Zustand im Passivum aus.

So viel über den Begriff des Passivums. Suchen wir nun noch einen Ueberblick über die Erscheinungsformen desselben in den besonderen Sprachen zu gewinnen. Es gibt erstlich Sprachen ohne Passivum, d. h. solche, denen der Begriff desselben gänzlich fehlt. Sie kennen nur die active Redeweise; falls das Agens unbestimmt ist, wird die 3. Pl. zum Subject gemacht. Hierher gehören besonders amerikanische und afrikanische Sprachen. Statt „Jesus kam zu Johannes und wurde von ihm getauft“ sagt man: „und sie tauften ihn“, obwohl die handelnde Person nur eine ist. Dann gibt es zweitens Sprachen, die zwar keine passive Form haben, aber durch Wortstellung und Construction den passiven Sinn vom activen unterscheiden, wobei das Verbum unverändert bleibt; z. B. „N. N. töten X.“ hat activen, „X. töten von N. N.“ hat passiven Sinn. Drittens ist den malayisch-polynesischen Sprachen der Ausdruck durch Substantiva mit passiver oder eigentlich indifferenter Bedeutung eigentümlich; z. B. „sein Mord“ kann heißen: er mordete oder er wurde ermordet. Ebenso hat „Schlag, Bewässerung“ u. s. w. eine doppelseitige Beziehung in sich. Erst die Construction
251 lässt die eine oder die andere Beziehung hervortreten; nur ent-

steht hierdurch kein Activum und Passivum. „Hörung durch den König“ ist immer noch nicht: vom Könige gehört werden. Die Sprachen der Philippinen-Inseln haben eine dreifach verschiedene Form des Verbums, je nachdem der Gegenstand oder der Ort oder das Werkzeug der Handlung zur Hauptsache (man kann doch nicht sagen: Subject) gemacht wird. Der Satz „suche das Buch mit diesem Lichte in der Kammer“ kann dreifach ausgedrückt werden: deine Suchung (sei) des Buches mit dem Lichte in der Kammer; dein Suchungswerkzeug des Buches in der Kammer (sei) das Licht; dein Suchungsort des Buches mit dem Lichte (sei) die Kammer. Passend erinnert der Verf. an unsere Bildung der Wörter „Trunk, Trank, Tränke“, von denen die erste Form die Handlung, die zweite den Gegenstand, die dritte den Ort bezeichnet. Von Passivum kann hier nicht die Rede sein.

Viertens wird das Passivum durch Hülfsverba ausgedrückt; fünftens durch das Pronomen reflexivum, wie in den slavischen und romanischen Sprachen. Sechstens umschreiben manche Sprachen das Passivum durch ein Impersonale: man liebt mich, statt: ich werde geliebt. Siebentens wird das Passivum durch Formen mit der Bedeutung des Neutrums ersetzt, oder durch ein Causativum reflexivum, auch durch einfaches Causativum, durch das Reflexivum. Wo nun aber das Passivum in vollster Entwickelung erscheint, im Semitischen und Indoeuropäischen, da ist es ebenfalls teils aus dem Neutrum, teils aus dem Reflexivum und Medium entstanden.

Auf Einzelheiten einzugehen würde zu weit führen*). Wir

*) Dass der Verf. nicht in allen Einzelheiten ungeteilte Zustimmung finden werde, lässt sich wohl voraussetzen. Wenn z. B. der Verf. von der deutschen und französischen Construction „das ist leicht zu tun, der Weg ist schwer zu finden, *facile à faire, difficile à trouver*“ und „*il faut avouer*“, mit Vergleichung des englischen „*that's easily to be done, there is not a moment to be lost*“, behauptet, dass hier der Inf. Act. passive Bedeutung habe: so kann ich dies unmöglich zugestehen. Sätze wie „*il faut tourner la phrase*“ zeigen deutlich, dass der Infinitiv activen Sinn hat. In den deutschen Sätzen findet, wie mir scheint, eine sogenannte Verschränkung oder Anticipation statt. „Der Weg ist schwer zu finden“ steht für: „es ist schwer, den Weg zu finden.“ „Es ist keine Zeit zu verlieren“ steht für: „es ist nicht, Zeit zu verlieren.“ „Es ist kein Punkt außer Acht zu lassen“ für: „es ist, keinen Punkt ausser Acht zu lassen.“ — Persönlich bin ich noch veranlasst zu bemerken, dass ich sehr geneigt bin,

252 machen also schließlich nur einige Bemerkungen über den Standpunkt des Verf.s im Allgemeinen. Dass dieser derselbe ist, den auch Pott einnimmt, den Humboldt vorgezeichnet hat, auf dem auch ich mich befand, wird nicht bloß aus dem Vorstehenden klar, sondern spricht der Verf. selbst aus. Was ich principiell gegen solche Behandlungsweise sprachlicher Kategorien einzuwenden habe, und weswegen ich von ihr ablassen zu müssen glaubte, habe ich in meinen späteren Arbeiten (auch in dieser Zeitschr. I, 291 ff., oben S. 190—238) ausführlich dargelegt. Hier habe ich nur einige Uebelstände hervorzuheben, die mehr als Nebenfolgen anzusehen sind, aber doch dem Wesen jener Methode entspringen.

Jede Sprache ist ein System, ein Organismus, dessen Glieder nur im Zusammenhange des Ganzen verständlich werden. Ist es also nicht ein Uebelstand, wenn eine einzelne Form aus diesem Zusammenhange gelöst und für sich betrachtet wird? Wenn wir auch dem Verf. zugestehen, dass ihm bei der Darlegung des Einzelnen das Ganze gegenwärtig war: dass dies auch dem Leser sein müsse, kann nicht vorausgesetzt werden. Daher bleibt letzterem manches unverständlich, was dem Verf. vielleicht durchaus klar schien. — Man kann meinen, dass hier die bestimmte sprachliche Form, z. B. das Passivum, zwar aus dem Zusammenhange der einzelnen Sprache gelöst, dagegen in den anderen Zusammenhang der durch sie bezeichneten Kategorie versetzt werde; denn nicht nur die einzelne Sprache ist ein Ganzes, sondern auch die Kategorie hat in sich ein durch alle Sprachen hindurchgehendes einheitliches und in sich abgeschlossenes Wesen. Indessen ist wohl klar, nur jene Einheit der Sprache ist eine objective; die Einheit der Formen verschiedener Sprachen in der Kategorie ist bloß eine subjective, vom Sprachforscher herbeigeführte. Wie subjectiv letztere ist,
253 zeigt sich darin, dass der größte Teil einer solchen Abhandlung sich mit Sprachen beschäftigt, in denen die behandelte Kategorie gar keine Form hat, in denen nur der Mangel solcher Form nachzuweisen ist. In der Abhandlung des Verf.s ist die histo-

meine früher geäußerte Ansicht über das Passivum des Mandschu gegen die des Verf.s aufzugeben. Doch sicher würde ich in dieser Sache erst dann zu sein glauben, wenn das etymologische Verhältnis des Passivums und Causativums in den finnischen Sprachen vollständig aufgeklärt wäre.

rische Uebersicht auf 75 Seiten (S. 464—539) gegeben; „das Passivum durch Formen“ aber wird erst von S. 510 an besprochen, nimmt also nur etwa ein Drittel des Ganzen ein; und hiervon muss streng genommen auch noch manches abgelassen werden.

Ein anderer Uebelstand ist folgender. Es wird eine Stufenleiter der Sprachen aufgestellt je nach der Bestimmtheit, Klarheit, Vollständigkeit, mit der sie die behandelte Kategorie ausdrücken; das heißt also: die Sprachen werden classificirt und beurteilt nach einem einzigen Merkmale. Dass hierbei die Stellung der Sprachen nicht selten eine wenig begründete sein muss, leuchtet von selbst ein. — Die Sache wird aber noch übler dadurch, dass manche Sprache für dieselbe Kategorie mehrere Ausdrucksweisen hat, also an verschiedenen Punkten behandelt werden muss. Hier sieht man deutlich, wie die objective Einheit der Sprache zerrissen wird der subjectiven Einheit der Kategorie zu Liebe.

Die geschichtliche Seite der Sprachen wird bei solcher Methode unbeachtet gelassen; wenigstens ist es beim Verf. der Fall. Ich kann es mir aber nicht gefallen lassen, dass die neueren Sprachen, die romanischen und deutschen, die Träger der höchsten Cultur, dicht neben dem Barmanischen und ähnlichen Sprachen ihre Stellung erhalten. — Dass die Sprachen desselben Stammes von einander getrennt werden, braucht kaum noch gesagt zu werden.

Nach all dem aber gestehe ich, dass Arbeiten wie die hier besprochene, höchst verdienstvoll sind. Auch die befolgte Methode selbst mag ihre Vorteile haben; man sieht bei ihr vielleicht manches, was einem bei jeder anderen leicht entgehen würde. In der Hoffnung nun, dass uns der Verf. noch viele ähnliche Abhandlungen schenken werde, berühre ich noch einen praktischen Punkt. Die grammatische Analyse der gegebenen Beispiele muss mit größter Ausführlichkeit gegeben werden. Eine sogenannte wörtliche Uebersetzung genügt nicht, weil sie meist unmöglich ist. Es muss meist eine doppelte gegeben werden; denn die genauere allein würde unverständlich sein. Es muss 254
die fremde Wortstellung durchaus beibehalten, und auch angedeutet werden, wenn ein Wort durch zwei, oder zwei durch eins übersetzt sind; es muss auch in Parenthesen oder Anmer-

kungen die Funktion gewisser unübersetzbarer Elemente angegeben, endlich überall der Stamm von dem Bildungselement getrennt werden.

Schließlich hoffe ich, der Leser werde aus allen vorstehenden Bemerkungen ersehen, wie sehr ich die besprochene Arbeit als eine wahrhafte Bereicherung der Sprachwissenschaft schätze.

---

## Die Tempora der koptischen Sprache.

H. Ewald, Sprachwissenschaftliche Abhandlung. I. 1861.

385 Ich erlaube mir nun, in Bezug auf das System der koptischen Tempora, welche viele Schwierigkeiten darbieten, folgende Ansicht aufzustellen, um sie der Prüfung der Aegyptologen zu empfehlen.

Das koptische Futurum ist am leichtesten zu erklären und längst erklärt: *ti-na-sōtem*, ich werde hören, ist eigentlich: ich komme (zu) hören, *je vais écouter; e-i-e-sōtem*, ich werde hören, eigentlich: bin ich zu hören, *je suis à écouter*. Die letztere Form findet sich schon im Hieroglyphischen; einem koptischen *e-k-e*, du wirst — entspricht dort *au-k-er*, sein du zu, du bist zu, du wirst. Die andere Form mit *na* ist jüngeren Ursprungs, wie schon die Stellung des Personal-Zeichens beweist, welches in ihr nach koptischer, jüngerer Weise präfigirt wird, während es in der Form mit *e* (älterem *au*) nach älterer Weise diesem
386 Hülfsverbum suffigirt ist. Auch kommt die Form mit *na* weder im Hieroglyphischen, noch im Demotischen vor. Eine Form, welche Brugsch aufführt, und welche er der koptischen mit *na* gleichstellt, scheint nur eine graphische Variante für die erste Form zu sein, aus später Zeit und nur in besonderem Falle angewant.

Das Futurum ist also klar bezeichnet als die Form der bevorstehenden Handlung; *e-i-e-sōtem* ist nicht sowohl *audiam* als *auditurus sum*. Ihm gegenüber stand im Hieroglyphischen als Form der vollendeten Handlung eine Bildung, welche so entstand, dass man dem Verbalstamme das Hilfsverbum *na* suffigirte und letzterem die Personal-Zeichen: *ta-na-f*

(vom) geben kommen er, er hat gegeben, *raḫ-na-i* ich habe gewaschen, *en-na-i* ich habe gebracht, *i-na-i* ich bin gekommen, eigentlich vom kommen kommen ich, also: ich bin da. Von diesem *na* ist hieroglyphisch nur das *n* geschrieben. Dass in diesem das Hilfsverbum *na*, kommen, steckt, oder wenigstens überhaupt ein Hilfsverbum, geht daraus hervor, dass es die Personal-Affixe annimmt, während die modalen Zeichen pronominalen Ursprungs vor den Verbalstamm treten und dem letzteren die Personal-Suffixe lassen.

Das Hieroglyphische hat nun noch eine dritte Tempus-Form, bestehend aus dem nackten Verbalstamm mit suffigirten Personal-Zeichen für die dauernde Handlung, d. h. Wiederholung und Zustand, welche besonders für die ewigen Handlungen der Götter angewant wird, also ein unbestimmtes Präsens bildet: *ta-i*, ich gebe.

So haben wir im Hieroglyphischen die drei Grund-Zeiten, die sogenannten objectiven Zeiten der Handlung. Die zuletzt genannte war die ursprünglichste und, wie der Form nach die einfachste, so dem Sinne nach anfänglich ganz unbestimmt. Zunächst trat die zweite hinzu, um den wichtigsten Gegensatz der Dauer und Vollendung zu bezeichnen. Die Consequenz trieb dann weiter zur dritten Zeit, der oben zuerst angeführten.

Im Demotischen, der zweiten Entwickelungsstufe des Aegyptischen, liegt innerlich dasselbe System vor, aber äußerlich anders bezeichnet. Das Demotische hatte die Perfect-Form auf *na* aufgegeben. Dafür erhielt die einfache Form, Verbalstamm 387
mit Suffix, Perfect-Bedeutung. Also: *ta-i* ich habe gegeben, *džer-i* ich habe empfangen, was den Werth von „ich gebe“, „ich empfange“ hat; *ta-t, mati hedž-ti* du (Frau) hast gegeben, zufrieden (ist) Herz mein. Der Verstorbene spricht: ich habe gegeben, *ta-i*, Brot den Hungernden. Man sieht an diesen Beispielen deutlich, wie der Uebergang der Bedeutung von der Dauer in das Perfectum möglich war. Das Perfectum wurde dann aber auch zum Aorist: „den 24. Tag des Monats Pharmuthi machten sie, *ar-u*, den Anfang.“ Nun musste aber für die dauernde Handlung eine neue Form geschaffen werden. Man wählte hierzu passend das Verbum substantivum *a*, dem man die Personal-Suffixe gab; also: *a-i-aw* ich reinige, dauernde Handlung, eigentlich: sein ich reinigen, ich bin reinigend, *a-f-dži*

er pflegte zu geben, gab immer; *šan-a-k-aš* wenn (so oft) du aussprichst; *a-u-ar* sie pflegen zu feiern; *a-s-mer* sie (die Isis) liebt.

So sind im alten Aegyptischen nur die drei objectiven Zeiten gebildet: Vollendung, Dauer und Bevorstehen; der Unterschied der subjectiven Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, ist noch nicht vorhanden. Das Koptische nun hat die Erbschaft unvollständig angetreten. Es hatte nicht nur, wie schon das Demotische, das alte Perfect mit *na* verloren; sondern auch die einfache Form, welche im Demotischen zum Perfect geworden war, war ihm abhanden gekommen. So blieb ihm nur, abgesehen vom Futurum, die schon secundäre *a*-Form des Demotischen, welche es auch in demselben Sinne der Dauer bewarte. Es gewann ein neues Perfectum, indem es der *a*-Form noch ein *a* vorsetzte, über dessen ursprüngliche Bedeutung ich nichts behaupten möchte. Während also *a* die Dauer und das Präsens bezeichnet, so war das Perfectum durch *a a* bestimmt. Man liebte es, zwischen beide *a* das Subject einzuschieben. Da das erste, vor dem Subject stehende *a* das eigentlich charakteristische war, so fiel das zweite vor dem Verbum häufig aus. So ist der Schein entstanden, als wenn im Koptischen einfaches *a* ein Perfectum oder Präteritum und
388 Präsens bezeichnete, oder als wenn *a* vor dem Verbum das Präsens, vor dem Subject aber stehend das Perfectum bildete.

Das *a* entspricht also nicht genau dem griechischen Augment, und von einem Satzherschwörtchen, welches Subject und Prädicat regiert, kann nicht füglich die Rede sein. Wie beim koptischen Futurum *e-k-e-sōtem* das Verbum substantivum *e* durch Personal-Suffixe in ältester Weise flectirt wird: sein du zu hören, du bist zu hören, du wirst hören, so sagte man demotisch und koptisch *a-k-sōtem* sein du hören, du bist hörend, du hörst, und koptisch *a-a-k-sōtem* gewesen sein du hörend, du hast gehört, *a-a-f-sotem* er hat gehört, *a pi rōmi a-f-sōtem* gewesen der Mensch sein er hörend, der Mensch hat gehört, *a pi rōmi sōtem* gewesen der Mensch hören, der Mensch hat gehört, hörte, scheinbar nur noch durch die Stellung verschieden von *pi rōmi a-f-sōtem* der Mensch sein er hörend, der Mensch hört.

Dass im koptischen Sprachgefühl die Bedeutung des alten

*a* als Ausdruck des Seins noch lebhaft war, geht daraus hervor, dass es sein Futurum mit *na* in ganz unnütz periphrastischer Weise durch dieses *a* bereicherte. Neben einfachem *k-na-sōtem* du wirst hören, sagte man auch *a-k-na-sōtem* du bist kommend zu hören.

So hat das Koptische die drei objectiven Tempora wiedergewonnen; aber noch haben wir nichts von subjectiven Zeitformen auftreten sehen. Ewald's Annahme, dass das koptische *a*, als ein Augment, ein ursprüngliches Demonstrativum sei, „da", welches die Handlung in die Vergangenheit rücke, wird durch nichts bestätigt — noch abgesehen davon, dass sie seiner eigenen Behauptung widerspricht, diese Form mit *a* bezeichne die Vollendung, was übrigens auch falsch ist. Auch Brugsch kann ich nicht beistimmen, wenn er (*Gr. démotique* p. 138) für das Demotische ein besonderes Plusquamperfectum aufstellt *ne-ta-i* ich hatte gegeben, welches einem koptischen *ne-a-i-ti* entsprechen soll. Jene demotische Form ist wohl nur ein Perfectum, sei es, dass sie die umgestellte hieroglyphische Form *ta-na-i*, oder dass sie das Prototyp zu den koptischen Bildungen mit *et*, *ȩnt* ist. Letzteres scheint mir das Wahrscheinlichere. Das demotische Präfix lautet gar nicht *ne*, sondern *ȩn*, und also 389
entspricht demotisches *ȩn-ta-i* dem koptischen *ȩnt-a-i-ti*, welches letztere sich nur durch den Zusatz des *a* unterscheidet, was sich leicht erklären lässt. Uebrigens möchte ich über den Wert und Ursprung dieser demotischen und koptischen Formen mit *ȩn, et, ȩnt* nichts behaupten.

Das Koptische ist aber allerdings dazu vorgeschritten, auch das subjective Zeitelement zu bezeichnen, indem es den Formen mit *a* die Sylbe *ne* vor- und *pe* nachsetzte. Das *ne-a-pe* bedeutet die Vergangenheit, sowohl der Dauer, als der Vollendung, d. h. es bedeutet zugleich Imperfectum und Plusquamperfectum. Es bezeichnet also nicht, wie Ewald meint, die Dauer, was übrigens auch zu seiner eigenen Darlegung nicht passt, auf deren Verworrenheit ich nicht weiter eingehen kann. Ueber Ursprung und Grundbedeutung des *ne-pe* wage ich wiederum nichts zu sagen.

Schließlich noch eine Bemerkung von allgemeinerem Interesse. Der Verf. hat die üblichen lateinischen Termini der Grammatik gegen deutsche Wörter umgetauscht und dringt

darauf, dass dies allgemein geschehe. Wie sehr ich geneigt bin, mich nur deutscher Ausdrücke zu bedienen, mögen meine Schriften beweisen. Gegen den Vorschlag des Verf. aber, der hierin nicht ganz allein steht, muss ich mich entschieden erklären. Die wissenschaftlichen Termini sollen in ihrer fremden Form erhalten werden. Ohne mich darauf einzulassen, die Gründe gegen dieselben zu widerlegen, will ich sagen, warum ich sie beibehalten haben will.

Die Kritik, und d. h. hier weiter nichts als besonnene Forschung, stellt als ihr erstes Gesetz die Forderung hin, dass in allen wissenschaftlichen Sätzen das relativ objective Moment vom subjectiven, oder das Gegenständliche, Tatsächliche von der Auffassung und Vermittelung im Bewusstsein scharf gesondert werde; dass man wisse, wie weit das eine und das andere reiche, wie viel im Gegebenen lag und was bei der Aufnahme desselben in der Erkenntnis von innen her hinzugefügt ward. Also müssen wir Ausdrücke haben, welche, so weit dies möglich ist, das Tatsächliche rein, ohne irgend welche be-
390 griffliche Auffassung bezeichnen: damit in solchen Ausdrücken der bloße Stoff liege, welchen die Wissenschaft erst zu bearbeiten hat, und ihr nicht schon von vornherein der Stoff in gewisser Bestimmtheit gegeben werde, da sie selbst erst eine solche hinzuzufügen hat. Es darf der Wissenschaft nicht durch das Wort, in welchem ihr der Gegenstand der Forschung gegeben wird, schon vorgegriffen werden.

Darum müssen Termini so inhaltsleer und nichtssagend wie möglich sein, und darum sind Fremdwörter dazu am geeignetsten, weil wir uns bei ihnen am wenigsten denken. Solch eine nichtssagende Bezeichnung wie „Verbum“ ist vortrefflich; denn sie zieht eben nur nach Gebrauch und Uebereinkunft einen Kreis um eine gewisse Anzahl von Tatsachen, ohne etwas über ihre Natur auszusagen; sie bezeichnet, aber bestimmt nicht. Ihre Aufgabe ist, genau und vollständig auf die Tatsachen hinzuweisen, und diese erfüllt sie; sie pfuscht nicht in die Wissenschaft, deren Sache es bleibt, das Wesen der Tatsachen zu bestimmen. Sage ich aber „Tatwort“, wie der Verf. tut, so überliefere ich den Stoff sogleich in einer bestimmten theoretischen Auffassung und gebe dem Vorurteil Nahrung.

Nicht nur wird die Wissenschaft durch solche deutsche

Termini getrübt, sondern es wird auch das Verständnis erschwert. Eine babylonische Sprachverwirrung droht in die Wissenschaft einzudringen, wenn Jeder nach Belieben seinen Terminus bildet. Und welche Ungereimtheiten würden zu Tage kommen! sind schon bei solcher Veranlassung hervorgetreten! Um hier beim Verf. zu bleiben, warum „Tatwort“ und nicht „Tätigkeitswort“? Letzteres ist nicht nur schon längst üblich, sondern ist auch, obwohl ich es für falsch halte, doch besser als ersteres. Verbum ist kein Tatwort. Subject ist nicht „Hauptwort“, und „Namen“ oder „Nennwörter“ sind auch die Adjectiva und Verba; denn sie benennen Eigenschaften und Tätigkeiten.

Der Sextaner wie der Student soll denken lernen, und der Forscher will möglichst rein denken. Denken, logisch oder rein denken, heißt: nicht an der Krücke und unter der Leitung des Wortes, nicht unter der Knechtschaft des Wortes, nicht unter der Knechtschaft der Meinung des Lautes denken. Darum soll der Sextaner wie der Student lernen, einen Laut, z. B. Ver- 391
bum, hinnehmen und soll dabei nichts weiter denken, als den Laut. Er soll warten lernen, dass ihm der Lehrer sage, welche Tatsachen mit diesem Laute bezeichnet werden, und soll abermals warten lernen, dass ihm der Lehrer das innerste Wesen dieser Tatsachen kund mache. Den Inhalt dieses Wesens soll er denken ohne jenen Laut und soll diesen Gedanken mit einer gewissen Willkür durch jenen Laut bezeichnen.

Will aber jemand seinen Purismus schrankenlos durchsetzen, so möge er in der Weise verfahren, wie man es bei den Casus getan hat. Ich könnte es billigen, dass man statt Nominativ, Genitiv u. s. w. erster, zweiter u. s. w. Fall sagt, wenn man nur festhalten will, dass die Ordnung bedeutungslos ist und nicht eine auf- und absteigende Würde andeutet. Ganz inhaltsleere Zahlenverhältnisse eignen sich sehr als Termini. Daher werden die Zahlen so vielfach angewant, z. B. im Linnéischen Pflanzen-System [und für die arabische Stammbildung]. Dies wird immer beibehalten werden, und zwar um so mehr, je tiefer die Wissenschaft in das Wesen der Pflanze dringt. Denn die Wissenschaft bedarf der mechanischen Handhaben, und je mechanischer diese sind, desto besser; denn desto weniger hindern sie die freie Tat des Denkers.

## Ursprung des Adverbs.

480 Die Sprache ist weder Pflanze noch Tier, sondern innerlich ein Vor- und Darstellungs-System, und äußerlich ein lautliches Zeichen-System parallel dem innerlichen und in Wechselwirkung mit ihm. Ferner aber ist sie weniger ein System, als vielmehr bloß ein systematisches Verfahren. Daher ist denn auch die Aehnlichkeit der Sprache als ein Ganzes, ebenso wie die der einzelnen Sprachgebilde, mit dem Pflanzen- und Tier-Organismus nur eine sehr abstracte. Die Ausdrücke Wurzel und Stamm dürfen als althergebrachte Termini, aber nur in conventionellem Sinne, beibehalten werden. Denkt man an ihre botanische Bedeutung, und will man diese in die Grammatik herübernehmen, so können sie nur irre führen. So hat man sich mehrfach durch dieselben dazu verleiten lassen, den Sprach-Wurzeln in Analogie mit den botanischen eine gewisse organische Triebkraft anzudichten, vermöge deren aus der Wurzel der Stamm und aus diesem die Wortform als Zweig hervorsprosse. Dies ist eine völlig falsche Fiction (vergl. Heyses System S. 148. 149). Im Stoffe liegt keine Form und in der einen Form nicht die andere, so dass das eine aus dem anderen abgeleitet werden könnte, oder daraus hervorwüchse. Auch die Ausdrücke Ableitung, Abwandlung, Beugung sind also nur sehr uneigentlich zu verstehen, wenn sie die Tatsachen richtig bezeichnen sollen. Weder eine bestimmte Wortform, wie der Infinitiv oder das Präsens und der Nominativ, noch auch die Wurzel oder der Stamm (Thema) wird abgewandelt (flectirt); sondern jede Wortform entsteht in einem besonderen inneren und einem ihm entsprechenden lautlichen Process, nämlich in einer besonderen Formung eines Vorstellungsstoffes. Weil derselbe Stoff vielfach geformt werden kann, so wird dem ent-
481 sprechend auch äußerlich ein beharrliches Lautgebilde vielfach mit verschiedenen Formelementen versehen erscheinen; aber weder ist die eine Form von der anderen innerlich oder äußerlich abgeleitet, noch auch die Wortform von der Wurzel oder das Formelement aus der Wurzel. Auch ist nicht die eine Form die abgewandelte, gebeugte andere Form oder abgewan-

delte Wurzel. Der Plural ist nicht vom Singular, die dritte Person nicht von der ersten, kein Casus vom anderen, kein Tempus vom anderen, also auch nicht das Participium von der 3. Pers. Plur. abgeleitet. Sondern wie jede geformte Vorstellung Erzeugnis einer besonderen Vorstellungstätigkeit, eines besonderen Processes, ist: so auch jede ihr entsprechende Wortform. Nur insofern in diesem Vorstellungsprocesse die Factoren und die Form des Processes gleich oder ähnlich sind, werden auch die Wörter einander gleich oder ähnlich werden. Genau genommen ist also z. B. τλη-μο-σύνη-ς nicht als Genitiv von einem Nominativ oder einem Thema τλημοσύνη, dieses Substantiv nicht von einem Adjectiv τλή-μων, und dieses nicht weder von einem Verbum im Aorist τλῆ-ναι noch auch von einem Verbalthema τλη oder einer Wurzel ταλ abgeleitet; sondern der Vorstellungsstoff des Duldens, ausgedrückt durch die Wurzel ταλ, wird als Eigenschaft, diese aber substantialisirt und in bestimmter Redeverbindung vorgestellt. So tritt in diesem Vorstellungsprocesse eine Formbestimmung zur anderen in einer gewissen Reihenfolge hinzu; aber die neue Bestimmung ist keine Ableitung von der vorigen oder von dem vorgängig geformten Stoffe, wie die ganze Form oder der Stoff in seiner Form nicht eine Ableitung aus dem ungeformten Stoffe ist. Dies leugnen heißt durchaus die Natur der nur als fließende Tätigkeit nicht als Werk lebenden Sprache verkennen.

Nun meine ich aber nicht, dass man den Begriff der Ableitung völlig aus der Grammatik verbannen solle. Es ist etwas anderes, ob man eine als Adjectiv bestimmte Wurzel, ein adjectivisches Thema, schließlich als Satzglied bestimmt, oder zuvor substantialisirt und ihm dann erst nach der Rolle, die es im Satze spielt, die letzte Form gibt. Kurz, man tut wohl, innerhalb der Formprocesse zwischen Wortbildung und Wortbeugung zu unterscheiden; und in dem Kreise der hierher gehörigen Begriffe wird denn auch der der Ableitung nicht fehlen 482
können. Der Name selbst mag unvertauscht bleiben, sobald man sich über die Sache verständigt hat.

Wie steht es endlich mit den Tatsachen, auf denen Benfey vorzüglich fußt, dass die indogermanischen Sprachen ehemals ohne Adverbia bestehen konnten und noch früher alle Substantiva entbehrten „und wo sie Vorstellungen, die dieser Kategorie

angehören, bezeichnen wollten, Adjectiva und Participia gebrauchten“ (Kuhn's Zeitschr. f. vergl. Sprachf. S. 101)?

Weiß man es immer noch nicht, was die Naturwissenschaft bis zur vollsten Klarheit und Gewissheit beweisen kann, dass Tatsachen nicht Dinge sind, die wir (sei es mit oder ohne Mühe) nur so auflesen könnten? dass sie weniger an sich sind, als vom Menschen, und das heißt zuweilen vom wissenschaftlichen Forscher, in der Berührung und dem Zusammenwirken der Subjectivität und Objectivität erzeugt werden? Die Tatsachen sind also immer subjectiv, sind es kaum minder, nur in anderer Weise, als Kunstwerke, und sind je nach den Principien des Subjects, welche bei ihrer Erzeugung mitwirkend waren, falsch oder richtig, gut oder schlecht gebildet, Hallucinationen oder Wahrheit. Wenn also in Benfeys Subjectivität falsche Principien gegeben waren, so sind auch seine Tatsachen, insofern jene bei ihrer Bildung mitwirkten, nicht richtig. Dies kann näher gezeigt werden.

Ehemals gab es keine Adverbia, sagt Benfey. Gibt es denn im Griechischen und Lateinischen welche? frage ich. Man füge zu der Reihe der Casus einen Adverbialis oder genauer Modalis, so steht die Sache heute wie ehemals. Oder man scheide aus der ehemaligen Sprache den Casus Adverbialis aus und führe ihn als besonderen Redeteil auf: so ist der alte Tatbestand gleich dem heutigen. Ich rate aber zu keinem von beiden; sondern man erkenne hier eine historische Metamorphose an und lerne hieraus, was eine sprachliche Metamorphose sein kann, nämlich, wie der vorliegende Fall zeigt, eine Verschiebung der Form. Der psychologische Process, dessen Ergebnis solche Verschiebung ist, scheint mir folgender. Die Casus bilden, ob-
483 wohl in unbewusster Weise, eben so wohl eine Reihe, als die Farben, deren Reihenform ja dem Ungebildeten, dem Kinde, ebenfalls unbewusst bleibt. Erst die Optik hier und die Grammatik dort, hebt die unbewusste Reihenform ins Bewusstsein. Auch kommt es hier nicht darauf an, ob nicht die Reihe, statt eine gerade Linie zu bilden, vielmehr ein Dreieck oder irgend eine andere Figur bildet. Nicht minder aber als die Casus bilden auch die Redeteile unbewusst eine Reihe; und wie sich die der ersteren in der Rede, in dem Gebrauche jedes Nominativs und jedes grammatischen Objects als wirksam offenbart: so

die der letzteren vorzüglich in jeder Ableitung oder Bildung eines Redeteils aus dem andern. Diese beiden Reihen nun stehen in Verbindung mit einander; denn jedes Substantivum, Adjectivum und Pronomen erscheint allemal in bestimmter Casusform. Indessen gehört doch die Casusform nur dem Substantivum in ihrer eigentlichen Bedeutung an; am Pronomen und Adjectivum übt sie nur die Function der Congruenz, ist sie Ausdruck des attributiven Verhältnisses. In *hominem bonum* ist nur das erstere Wort eigentlicher Accusativ; am anderen Worte bedeutet der Accusativ nur die Beziehung dieses Wortes zum ersteren als Attribut. Nur die absolut gebrauchten Adjectiva und Pronomina erhalten auch im eigentlichen Sinne die Casus, sei es nun, dass solche allein und für sich stehende Adjectiva und Pronomina zu abstracten oder wenigstens allgemeinen Substantiven verselbstständigt sind, wie wenn wir sagen „Gutes tun, im Guten (= in Güte) tun", oder dass ein Substantivum allgemeinster Bedeutung zu ergänzen bleibt, so dass „in Gutem" = „in gutem Verfahren oder Willen". Jede dieser beiden Annahmen wird zulässig sein, bald die eine, bald die andere, je nach dem besonderen Falle. Wenn nun ein Casus beim Substantivum außer Gebrauch kam, so musste er damit notwendig zugleich auch bei den attributiven, congruent dem Substantivum flectirten, Adjectivum oder Pronomen schwinden, und konnte sich nur bei dem absoluten Gebrauche derselben noch erhalten. Das konnte allerdings geschehen, wenn schon, bevor jener Casus (z. B. der Modalis, gewöhnlich der Ablativ, durch welchen dem Prädicate eine modale Bestimmung hinzugefügt ward, und der im Sanskrit von den Stämmen auf *a* durch Anfügung 484
von *at* gebildet ward, so dass diese Wörter auf *a* + *at* = *āt* ausgingen, welches im Griechischen ως, im Lateinischen *ad*, *od*, später *a*, *o* wurde) beim Substantivum geschwunden war, der absolute Gebrauch des Adjectivums oder Pronomens in diesem Casus so stereotyp geworden war, dass die etwaige Ergänzung oder die Verselbständigung kaum noch als wirklicher Process in Gedanken vollzogen, sondern dass mit Uebergehung des Processes das Ergebnis desselben vorausgegriffen ward. Dann konnte sogar das Verschwinden des Casus am Substantivum das Stereotype seines Gebrauchs beim absoluten Adjectivum oder Pronomen und die Uebergehung des vorläufigen Processes befestigen.

Damit aber war eine doppelte Aenderung des ursprünglichen Verhältnisses eingetreten. Erstlich wurde der Process, der solchem absoluten Adjectivum erst seine Bedeutung gab, völlig vergessen und sein Ergebnis schien die ursprüngliche Bedeutung zu sein, nämlich die Art und Weise einer Tätigkeit oder einer Eigenschaft auszudrücken; zweitens war dieser Casus von allen anderen Casusformen, die in der Congruenz auftreten, abgesondert, denn er erschien nun nicht mehr als Zeichen der Congruenz. Er war aus der Reihe der im Sprachbewusstsein lebenden Casus herausgefallen. So isolirt, musste er von einer sprachlichen Form-Reihe appercipirt werden; denn die Sprache duldet nur ungern isolirte Erscheinungen; sie bringt, soviel sie kann, das Vereinzelte unter ein Allgemeines, in eine Reihe. Nun aber gibt es wohl unter den nominalen und verbalen Flexionsformen keine Reihe, die zu jenem in seiner Lautform vereinzelten Modalis, der auch seinem Sinne nach aufgehört hatte, ein solcher modaler Casus zu sein, eine wesentliche Analogie zeigte. Es blieb nur die Reihe der Wortableitungen, um ihn unterzubringen. Diese Reihe aber hatte auch noch kein Glied, dem er sich untergeordnet hätte. So musste ihm als besonderem Gliede in der Reihe ein Platz angewiesen werden, und er wurde von der Reihe der Redeteile als besonderer Redeteil appercipirt.

Zur Vervollständigung des soeben über die Entstehung des Adverbiums Bemerkten muss noch hinzugefügt werden, dass die Bestimmungen des Prädicats nach der Art und Weise so mannich-
485 fach sind, dass sie ursprünglich durch mehrere Casus bezeichnet wurden, also nicht bloß durch den Ablativ, sondern auch durch den Instrumentalis, Locativ, auch durch den Dativ, den Accusativ, und zwar bald im Singular, bald im Plural. Wenn schon diese Vervielfältigung der Bezeichnung an sich, selbst beim absoluten Adjectivum, dem Stereotyp-Werden widerstand, so war dasselbe im Sanskrit noch weniger möglich, dadurch, dass jene Casus meist auch beim Substantivum im Gebrauche blieben, daher hier die Adverbia in so mannichfachen Formen erscheinen, dass sich mit Entschiedenheit kaum von einem sanskritischen Adverbium reden lässt. Im Lateinischen war ursprünglich neben dem genannten Ablativ der Locativ mit der Endung *ter* = sanskr. *tra*, in Gebrauch. Da dieser Casus aus der gewöhn-

lichen Declination geschwunden ist; und da ferner neben dem Ablativ, der freilich in der gewöhnlichen Declination geblieben ist, bei den Adjectiven der 2. Decl. auch der fast völlig verlorene Locativ auf *e* (aus *a* + *i*) in modalem und adverbialem Sinne angewant ist; die Endungen *tim* (in *praeser-tim, separatim, conjunctim, catervatim, gradatim, paulatim, viritim)* und *itus (caelitus, funditus, divinitus, penitus)* aber fast gänzlich aus dem Gebrauche geschwunden sind: so hat sich hier schon entschiedener der adverbiale Redeteil entwickelt. Am consequentesten ist dies wohl im Griechischen geschehen, wo ως, die Ablativ-Endung, wohl schon früher als modaler Casus, wenn auch nicht zu ausschließlicher, doch zu sehr ausgedehnter Herschaft gelangt war. Als nun dieser Ablativ aus der substantivischen Declination geschwunden war, so konnte man vergessen, dass seine Endung ως nur den Nationalthemen auf ο zukam, und konnte sie auch den Adjectiven der 3. Declination geben: ταχέως von ταχύ, ἡδέως von ἡδύ, ferner σαφῶς, σωφρόνως, πάντως, χαριέντως. Vor diesem so ausgedehnten und bequemen Gebrauch des ως traten die Bildungen auf δον, δην, τ und ει, τι durch ihre Beschränktheit auf eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Fällen, die obenein nach Form und Bedeutung eine besondere Eigentümlichkeit haben (z. B. ταυρηδόν wie ein Stier, stiermäßig: βάδην schrittweise, κρύβδα und κρύβδην heimlich), völlig zurück, und so wurde ως für das Sprachbewusstsein das Ableitungsmittel 486
für einen besonderen Redeteil, das Adverbium.

Dieser so entstandene Redeteil musste jene anderen eben genannten Bildungen appercipiren, wie er auch die auf griechischem Boden völlig unerklärlichen Gebilde, wie εὖ, μόγις (von μόγος für μόγοις [s. Benfey, Kurze Grammatik, S. 342]) die Formen auf ᾰ, τάχα „vielleicht", von ταχύς, ἅμα, μάλα, λίην, ἄγαν u. s. w. in sich hineinziehen musste. Ebenso νωλεμές, woneben auch νωλεμέως. Auch im Sanskrit gibt es unerklärbare Adverbia. Stand nun so der Begriff dieses Redeteils einmal fest, so konnte er durch Bildungen, in denen gebräuchliche Casus, der Dativ und der Accusativ, modale Bedeutungen hatten, nicht mehr schwankend werden, wie κομιδῇ gar sehr, σπουδῇ kaum u. s. w. δωρεάν und πρῖκα umsonst, und wie der Accusativ der Comparative und Superlative.

Wenn nun Benfey in Bezug auf das Adverbium wenigstens insofern Recht hat, als es so zu sagen ein nachgeborener Redeteil ist, so verhält es sich mit dem Substantivum ganz anders. Doch dies nachzuweisen, würde uns zu einer Construction der Redeteile, also von der vorliegenden Aufgabe weit ab führen.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

DATE DUE

FACULTY

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A

P27 .S82
Gesammelte kleine schriften
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00054 8869